

»Ein exzellentes Buch« THE TIMES



Karina Urbach

Hitlers heimliche Helfer

Der Adel im Dienst
der Macht

THEISS

»Ein exzellentes Buch«

THE TIMES

Der Adel und Hitler – eine Geschichte von Verführung und Spionage? Was brachte einflussreiche europäische Adelige wie den Herzog von Coburg oder die Prinzessin von Hohenlohe dazu sich in den Dienst der Nationalsozialisten zu stellen?

Anhand von bislang unveröffentlichtem Archivmaterial zeigt Karina Urbach, dass die europäische Aristokratie schon weit vor 1933 nach rechts rückte.

Ihr Buch wirft ein neues Licht auf lange unterschätzte Verstrickungen.

»Eine ebenso spannende wie sorgfältige Rekonstruktion der Geschichte der Geheimdiplomatie«

PROFESSOR RICHARD OVERY

www.theiss.de

ISBN 978-3-8062-3383-4

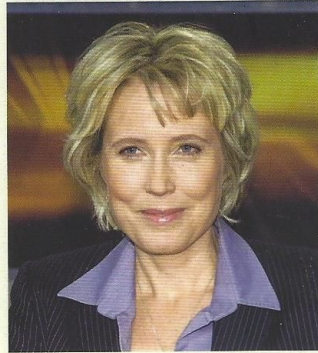


THEISS

Schon von Standes wegen bewegten sie sich auf internationalem Parkett, wer hätte aber gedacht, dass so viele Aristokraten, Prinzen und Prinzessinnen auf diesem Parkett für Hitler unterwegs waren? Warum machte sich der Herzog von Coburg, Enkel von Queen Victoria, oder Prinzessin Stephanie von Hohenlohe mit Adolf Hitler, Joseph Goebbels oder Joachim von Ribbentrop gemein? Wie entstand die Sympathie des Prinzen von Wales für die politische Bewegung in Deutschland?

Karina Urbach gelangte an bisher unveröffentlichte Quellen, die bezeugen: Weder die deutsche noch die europäische Aristokratie wurde »verführt«. Bereits nach der Oktoberrevolution 1917 wendeten sich Adelige der extremen Rechten zu. Sie konnten durch ihre verwandtschaftlichen Beziehungen über Ländergrenzen hinweg agieren und gewannen sogar Mitglieder des Hauses Windsor für den Nationalsozialismus.

Der Einfluss auf den europäischen Adel war so groß, dass der Herzog von Windsor 1940 zu dem Schluss kam, Hitler solle Großbritannien bombardieren.



Karina Urbach studierte in München und Cambridge. Sie lehrte in Bayreuth und London und ist seit 2015 am Institute for Advanced Study, Princeton. Sie wurde mit dem bayerischen Habilitationsförderpreis ausgezeichnet und für ihre Biographie Queen Victorias hochgelobt. Urbach war an mehreren historischen Dokumentationen von ZDF, BBC und von dem US-amerikanischen Sender PBS beteiligt.

Karina Urbach

HITLERS HEIMLICHE HELFER

DER ADEL IM DIENST DER MACHT

Aus dem Englischen
von Cornelius Hartz

THEISS

Für die englische Originalausgabe

Die englischsprachige Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel

«**Go-Betweens for Hitler**»

bei Oxford University Press

© Karina Urbach 2015

«Hitlers heimliche Helfer» was originally published in English in 2015.

This translation is published by arrangement with Oxford University Press.

The WBG is solely responsible for this translation from the original work and Oxford University

Press shall have no liability for any errors, omissions or inaccuracies or ambiguities in such translation or for any losses caused by reliance thereon.

Für die deutschsprachige Ausgabe

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

Die aktualisierte deutschsprachige Fassung des Buches erscheint im Theiss Verlag.

Der Theiss Verlag ist ein Imprint der WBG.

© 2016 by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt

Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht.

Übersetzung: Cornelius Hartz

Fachliche Bearbeitung: Priv.-Doz. Dr. Karina Urbach

Korrektorat: Dr. Tamara Al Oudat

Satz: Melanie Jungels, scancomp GmbH, Wiesbaden

Autorenfoto: Karlheinz Schindler © picture alliance/ZB

Abbildungen: Siehe Abbildungsnachweis

Der Verlag hat sich intensiv um die Einholung aller Bildrechte bemüht.

Sofern ein Bildrechteinhaber noch zu berücksichtigen ist, bittet der Verlag freundlich um Hinweis und Kontaktaufnahme.

Einbandgestaltung: Stefan Schmid Design, Stuttgart

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-wissenverbindet.de

ISBN 978-3-8062-3383-4

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:

eBook (PDF): 978-3-8062-3461-9

eBook (epub): 978-3-8062-3462-6

Inhalt

7 Einführung

13 TEIL I HEIMLICHE HELFER IN DER ÄRA VOR HITLER

- 14 KAPITEL 1 *Go-Betweens* oder was sind heimliche Helfer?
83 KAPITEL 2 Geheimdiplomatie im Ersten Weltkrieg
159 KAPITEL 3 Bolschewismus: die Angst, die verbindet

203 TEIL II HITLERS HEIMLICHE HELFER

- 204 KAPITEL 4 Charmeoffensive für England: der Herzog von Coburg
282 KAPITEL 5 Im Auftrag von Horthy, Hitler und Lord Rothermere: Prinzessin Stephanie Hohenlohe
367 KAPITEL 6 Von München nach Marbella: Prinz Max Egon zu Hohenlohe-Langenburg

412 Das Nachleben der heimlichen Helfer

- 430 Dank
431 Abkürzungen
431 Anmerkungen
448 Archive und Bibliographie
455 Abbildungsnachweis
456 Register

Einführung

Es ist ein schönes Sommermotiv: Zwei kleine Mädchen spielen im Garten, ihre Mutter und ihr Onkel betrachten sie wohlwollend. Der Vater filmt die Idylle. Nach einer Weile reckt die Mutter den Arm zum Hitlergruss und der Onkel animiert die Kinder, das Gleiche zu tun. Kurz darauf reisst auch er den Arm in die Höhe.

Die Filmsequenz, aufgenommen im Jahr 1933 oder '34, dauert nur wenige Sekunden, doch sie sorgte weltweit für Aufregung. Der Grund dafür war, dass es sich hier nicht um deutsche Nazis in der Sommerfrische handelte, sondern um die prominenteste Familie Grossbritanniens: Der gutaussehende Onkel war der damalige Prince of Wales, später König Eduard VIII. und nach seiner Abdankung Herzog von Windsor. Die patent-fröhliche Mutter wurde 1937 an der Seite des Kameramannes, Georg VI., zur Queen Elizabeth gekrönt. Die spielenden Kinder waren ihre Töchter – Prinzessin Margaret und die spätere Queen Elizabeth II.

Bis heute wissen Historiker wenig Konkretes über die politische Einstellung der Royal Family in den 1930er Jahren. Stattdessen kursieren unzählige Gerüchte und Verschwörungstheorien, die vor allem den Herzog von Windsor betreffen. Wie nah hatte er den Nationalsozialisten gestanden? Hatte er tatsächlich Geheimnisverrat begangen und darauf gehofft, Hitler würde ihn wieder als König einsetzen? Und wie verhielt es sich mit seinem Nachfolger, dem schüchternen Georg VI., und seiner energischen Frau, Queen Elizabeth? Bis heute genießt dieses Paar hohes Ansehen in Grossbritannien. Bilder, in denen es 1941 Londoner Trümmerberge besichtigt, werden in Fernsehdoku-

mentationen genauso häufig wiederholt wie die Aufnahmen der jungen Elizabeth als Automechanikerin im Frauenhilfskorps. Diese patriotischen Kriegsdienste sind gut dokumentiert, doch die Frage bleibt – welche politische Rolle spielte die Royal Family vor Ausbruch des Krieges?

Diese Frage zu beantworten ist vor allem deshalb für Historiker so schwierig, da die Royal Archives, das private Hausarchiv der Windsors, die Nachlässe des Herzogs von Windsor, Georgs VI. und seiner Frau Elizabeth bis heute gesperrt haben. Die Papiere sind nur den offiziellen Biographen zugänglich. Bei diesen Biographen handelt es sich jedoch nicht um Wissenschaftler und ihre Bücher sind durchgehend unkritisch. Da niemand anderer das Archivmaterial einsehen darf, sind ihre Belege (und möglichen Auslassungen) nicht nachprüfbar.

Als die britische Boulevardzeitung THE SUN im Juli 2015 zu mir kam, um die Hitlergruss-Filmsequenz in einen historischen Kontext zu setzen, konnte ich anfangs nicht glauben, dass der Film auf legalem Weg den streng bewachten Archivturm von Windsor Castle verlassen hatte. Doch Archivare machen Fehler und von diesen Fehlern leben Historiker. Gelegentlich werden Dokumente aus Versehen freigegeben, ohne vorher noch einmal «gesäubert» worden zu sein. Genau das war in diesem Fall geschehen. Man hatte Filmmaterial für eine Dokumentation über die Kindheit Elizabeths II. freigegeben und vergessen, es genau durchzusehen. Da es sich dabei um endlos lange Filmrollen handelte, ist das menschlich äusserst verständlich. Nur ein sehr aufmerksamer Cutter muss im Schneiderraum genauer hingesehen haben. Er (oder sie) sorgte dafür, dass die Filmsequenz an die Presse gelangte.

Der Hof wurde zwei Tage vor der Veröffentlichung informiert. Doch anstatt die Zeit zu nutzen, um den Inhalt des Films zu kommentieren, liess man verlauten, wie «enttäuscht» man von dem Verhalten der Presse sei. In den darauffolgenden Tagen verteidigte eine Phalanx von hofnahen Journalisten die Aufnahmen. Ihre Argumente variierten. Einige vertraten die Ansicht, es handele sich hier nur um ein freundliches Winken, andere meinten, es wäre einfach eine Witzgeste gewesen, genau wie in Charlie Chaplins *Der grosse Diktator* (ein Film, der erst 1940 in die Kinos kam).

Tatsächlich kannten jedoch Eduard VIII., Georg VI. und seine Frau den faschistischen Gruss bereits von ihren Reisen in Mussolinis Italien. Es war ihnen daher durchaus bewusst, dass es sich dabei um eine politische Geste handelte.

Ein anderes Argument der Verteidigung lautete, dass die königliche Familie damals noch nicht über deutsche Politik informiert gewesen sei. Die *Times* berichtete jedoch schon im Juli 1933 von Ausschreitungen gegen Juden, und das britische Auswärtige Amt (das Foreign Office) informierte die Mitglieder der königlichen Familie regelmässig über die Vorgänge in Deutschland. Eine noch wichtigere Informationsquelle waren jedoch die persönlichen Kontakte der Royals zu ihren deutschen Verwandten. Viele von ihnen hatten sich schon früh den Nationalsozialisten angeschlossen. Wie stark dieser Einfluss war und zu welchen Auswüchsen er besonders im Fall des Herzogs von Windsor führte, wird in Kapitel 4 behandelt werden.

Im Mittelpunkt dieses Buches stehen jedoch nicht die britischen Royals, sondern vor allem Hochadelige aus der zweiten Reihe. Es wird gezeigt werden, wie sie mit Hilfe ihrer internationalen Freundschafts- und Verwandtschaftsnetzwerke dem NS-Regime dienten.

Wie brisant diese Dienste eingeschätzt wurden, kann an einem bizarren Zwischenfall illustriert werden, der sich am deutsch-italienischen Grenzübergang Brenner abspielte: Im Juli 1940 wurde der 83-jährigen Herzogin in Bayern eine Wiedereinreise in das Deutsche Reich verweigert. Die alte Dame musste in Italien ausharren und versuchte über Monate hinweg vergebens, in ihre Heimat Bayern zu gelangen. Neben adeligen Freunden und Verwandten war ihre wichtigste Anlaufstelle die Deutsche Botschaft in Rom. Botschafter Hans Georg von Mackensen erklärte am 27. Juli 1940 dem Auswärtigen Amt in Berlin die Hintergründe des Falles. Die Herzogin sei nur aus dem Grund nach Italien gereist, um ihrer Enkelin, der italienischen Kronprinzessin, bei der Entbindung beizustehen.¹ Die Mutter der Kronprinzessin habe nicht anwesend sein können, da sie als belgische Königinwitwe «aus begreiflichen Gründen auf die Reise [...] verzichtet (habe).»² Diese familienfreundliche Erklärung schien in Berlin wenig zu bewirken. Der Besuch der alten Dame

drohte zu einem italienisch-deutschen Politikum zu werden. Erst als der ‚verdiente‘ Nationalsozialist Prinz Philipp von Hessen in die Verhandlungen eingriff, gerieten die Dinge langsam in Bewegung. Hessen, der mit der Tochter des italienischen Königs verheiratet war, argumentierte pragmatisch. Solange die Herzogin in Italien «festsitze», müsse das italienische Königshaus für ihren kostspieligen Aufenthalt aufkommen. Eine solche finanzielle Belastung würde jedoch mittlerweile als Zumutung empfunden, man solle die Herzogin also schnellstens ‚heimholen‘. Diese pekuniäre Argumentation wurde verstanden – im Oktober 1940 durfte die Herzogin nach Bayern zurückkehren.

Doch die Grenzschikanen gingen weiter und die deutsche Botschaft in Rom musste nun immer häufiger Leumunde ausstellen: Die Frau des Fürsten von der Leyen – so der deutsche Botschafter in Rom – sei zum Beispiel absolut zuverlässig. Sie käme aus der besonders deutschfreundlichen und angesehenen italienischen Familie Ruffo und würde mit dem Fürsten von der Leyen in Rom leben. Ihr gemeinsamer Sohn besuche eine Schule in Bayern. Leider sei ihm nach den Osterferien 1942 plötzlich die Einreise in das Reichsgebiet verweigert worden. Eine Wiedereinreise wäre jedoch dringend wünschenswert.³

Warum also durften eine alte Dame und ein harmloser Schuljunge nicht mehr in das Deutsche Reich einreisen? Wovor hatten die Nationalsozialisten Angst?

Dieses Buch wird zeigen, dass die NS-Führung Hochadelige und ihre Auslandskontakte fürchtete, weil sie diese Kontakte selbst jahrelang erfolgreich *benutzt* hatte. Hochadelige hatten als heimliche Helfer für die Nationalsozialisten gearbeitet und ihnen nützliche Beziehungen zu Führungseliten anderer Länder verschafft. Seit 1940 fürchtete die NS-Führung, diese Kontakte könnten nun gegen sie verwendet werden.

Bisher hat die Forschung sich nur auf adelige Unterstützung der Nationalsozialisten *innerhalb* Deutschlands beschränkt. Was jedoch vernachlässigt wurde, ist, dass es auch eine *internationale* Dimension gab. Für diese internationale Aufgabe war der Hochadel ideal. Seine Eheverbindungen und Freundschaften reichten über Ländergrenzen hinweg. Diese internationalen

Verbindungen wurden im Ersten Weltkrieg auf eine harte Probe gestellt, als man Königshäuser und Hochadelige als «Hybride» kritisierte und sie gezwungen waren, ihre nationale Zugehörigkeit zu demonstrieren. Doch hinter den Kulissen unterhielten viele Hochadelige auch weiterhin ihre internationalen Netzwerke aufrecht. Als heimliche Helfer unternahmen sie, wie in Kapitel 2 gezeigt werden wird, für Herrscherhäuser und Regierungen mehrere «Friedensfühler». Im Jahr 1918 fand diese Betätigung ein abruptes Ende – jedoch nicht für lange, denn in der Zwischenkriegszeit war ein neuer Feind auf den Plan getreten: der Bolschewismus. Die Furcht vor den Bolschewisten verstärkte das Zusammengehörigkeitsgefühl noch einmal: Die Briten hatten Angst vor einer Unterwanderung ihres Empire, die Ungarn wollten verhindern, dass sich eine kommunistische Schreckensherrschaft wie die von Béla Kun (1918) wiederholte, und die Deutschen fürchteten das Anwachsen der kommunistischen Partei.

Ermutigt vom Vorbild Italien, wo Mussolini die Monarchie 1922 erfolgreich in sein Regime integrierte, wandte der Hochadel sich einer deutschen Version des Duce zu: Hitler. Der ‚Führer‘ wusste diese Chance zu nutzen. Im Jahr 1933 verfügte Hitler nur über wenige internationale Kontakte und hatte kein Vertrauen in das Auswärtige Amt. Daher schickte er Mitglieder der deutschen Adelshäuser auf geheime Missionen nach Grossbritannien, Italien, Ungarn und Schweden. Einer seiner berüchtigtsten Gesandten war Carl Eduard Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha, ein Enkel von Queen Victoria. Der in England geborene und in Deutschland aufgewachsene Carl Eduard ist ein Musterbeispiel für eine verheerende Umerziehung – weg von der konstitutionellen Monarchie, in der er aufgewachsen war, und hin zur Diktatur. Dieser Vorgang wäre kaum mehr als eine Fussnote der Geschichte geblieben, hätte Carl Eduard sich nicht mit grosser Entschlossenheit – zunächst heimlich, später öffentlich – für die nationalsozialistische Bewegung eingesetzt. Die Auswirkungen seiner Bemühungen hat man (wie auch die Arbeit anderer heimlicher Helfer) bislang nicht erkannt. Wie wir in Kapitel 4 sehen werden, wurde Coburg der wichtigste Verbindungsmann Hitlers zu Eduard VIII. und Georg VI.

Der britische Geheimdienst ahnte schon zu Kriegsende, wie wichtig Coburg für Hitler war. Im April 1945 entschlüsselte man in Bletchley Park, der britischen Code- und Chifferschule, einen streng geheimen Funkspruch: «Der Führer legt grossen Wert darauf, dass der Präsident des Roten Kreuzes [Coburg] auf keinen Fall in die Hände des Feinds fallen darf.»⁴

Hitler sass damals bereits im Bunker fest. Da er nicht gerade für seine Fürsorglichkeit bekannt war, verwundert es, dass er sich die Mühe machte, Anweisungen bezüglich eines obskuren Herzogs zu geben. Seine Botschaft konnte daher zweierlei bedeuten: Entweder wollte Hitler, dass man den Herzog von Coburg in Sicherheit brachte, oder die Anordnung gehörte zu Hitlers «Nerobefehlen», d.h., sie bedeutete die Anweisung, den Herzog zu ermorden. Die Geheimnisse, die Hitler und der Herzog miteinander teilten, waren offensichtlich so brisant, dass sie auf keinen Fall an die Öffentlichkeit gelangen durften.

Ziel dieses Buch ist es jedoch nicht nur, Coburgs geheime Verhandlungen im Auftrag Hitlers zu beleuchten, sondern mehrere Missionen von heimlichen Helfern zu untersuchen, sowie den Hintergrund, die Bedeutung und die Folgen dieser Missionen zu erklären. Der Untersuchungsrahmen reicht dabei vom Ersten bis zum Zweiten Weltkrieg. Im Mittelpunkt stehen neben dem Herzog von Coburg u.a. die heimlichen Helfer Fürst Max Egon II. zu Fürstenberg, Lady Barton, General Paget, Lady Paget, Prinz Max von Baden, Fürst Wilhelm von Hohenzollern-Sigmaringen, Prinzessin Stephanie zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst und Prinz Max zu Hohenlohe-Langenburg.

Ihre Geschichten, die hier zum ersten Mal erzählt werden, erweitern unseren Blick auf die Methoden, mit denen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Geheimdiplomatie betrieben wurde. Und sie zeigen eine Dimension der Aussenpolitik Hitlers auf, die bisher nicht erkannt worden ist.

TEIL I

HEIMLICHE HELFER
IN DER ÄRA *VOR*
HITLER

KAPITEL 1

Go-Betweens oder was sind heimliche Helfer?

In L. P. Hartleys Roman *Der Go-Between* benutzt ein Liebespaar einen 12-jährigen Jungen als geheimen Briefboten. Die Affäre wird aufgedeckt und endet für alle Beteiligten tragisch.

Im Laufe unseres Lebens sind wir alle auf die eine oder andere Weise einmal *Go-Betweens* gewesen. Vielleicht haben wir nach einem Streit oder Missverständnis Nachrichten für unsere Eltern oder Freunde überbracht. Doch *Go-Betweens* existieren nicht nur im privaten Bereich, sie werden – gut versteckt vor der Öffentlichkeit – auch in der Politik eingesetzt. Sie arbeiten an Orten, an denen offizielle Kanäle versagt haben.

Der Begriff «*Go-Between*» ist erklärungsbedürftig. Ausserhalb der Beltristik spielt er bisher nur in der sozialwissenschaftlichen Netzwerkanalyse eine Rolle: «Wer es schafft, sich innerhalb einer Organisation mit seinen Netzverbindungen als Mittler zwischen ansonsten nicht vernetzten Individuen und Gruppen zu betätigen, kann davon durchaus profitieren.»¹ Genau diese Vorteile sind es natürlich, die die *Go-Betweens* motivieren.

Historiker und Politikwissenschaftler wissen sehr viel über die offizielle Seite der Diplomatie, mit der inoffiziellen Seite beschäftigen sie sich dagegen weniger. Das ist ein Versäumnis, denn es gibt viele Dinge, die Politiker nicht schriftlich niederlegen wollen. Entsprechend lückenhaft ist das Gesamtbild für Historiker. Fernab von den Augen der Öffentlichkeit wollen Politiker häufig Botschaften an ihre Verhandlungspartner schicken, die geheim bleiben sollen und die sich von ihren öffentlichen Äusserungen unter-

scheiden; im Extremfall sogar das genaue Gegenteil darstellen. Es ist ein Balanceakt, und genau für diesen benötigten Politiker *Go-Betweens*, die heimlichen Helfer. Doch bis heute gibt es für diese Methode der inoffiziellen Kanäle keine einheitliche Terminologie. In Deutschland nennt man es «Substitutionsdiplomatie», «persönliche Diplomatie» oder «Geheimdiplomatie». Die Briten bezeichnen diese Arbeit als «backroom diplomacy» oder «unofficial contacts» und die Amerikaner nennen es «*track II* oder «*back channels*».²

Im Folgenden wird für diese Arbeit sowohl der englische Begriff «*Go-Between*» als auch die deutsche Übersetzung «heimliche Helfer» benutzt werden.

Da diese heimlichen Helfer weder eine genau definierte Berufsbezeichnung noch einen offiziellen Status innehaben, könnte man sie leicht als irrelevant abtun. Es ist verständlich, dass sie bislang übersehen wurden. Bei Gipfelgesprächen und wichtigen Vertragsabschlüssen sind Politiker und Diplomaten auf dem Abschlussfoto zu sehen und sie sind es auch, die später die meiste Aufmerksamkeit der Historiker erhalten. Doch wenn man die Blende erweitert, finden sich abseits des Rampenlichts andere Gestalten. Es sind diese Gestalten, die kamerascheuen Männer und Frauen, die im Mittelpunkt dieses Buches stehen werden.

Heimliche Helfer arbeiten in den Vorzimmern der Macht. Sie sind nicht Teil der Regierung oder des Parlaments, d.h. sie haben kein offizielles Amt inne, unterstehen keiner Hierarchie und sind demzufolge keiner Kontrolle ausgesetzt. Sie arbeiten «schwarz» und alles, was sie sagen, ist «*off the record*», d.h. nicht zitierbar und nicht für die Öffentlichkeit bestimmt. Rechenschaft müssen sie nur ihrem Auftraggeber ablegen. In der Regel handelt es sich bei diesem Auftraggeber um das Regierungsoberhaupt, das unter Umgehung anderer Mitglieder der Regierung handelt.

Auch wenn es einige Gemeinsamkeiten gibt, sind die heimlichen Helfer keine Lobbyisten oder Mediatoren. Mediatoren müssen unparteiisch sein, heimliche Helfer hingegen werden von einer Person eingesetzt und vertreten daher allein die Interessen dieser Person. Sie sind auch keine Lobbyisten. Lobbyisten arbeiten für eine Gruppe von Leuten und versuchen eine zweck-

gerichtete Beziehung zu ihrer «Zielperson» aufzubauen, um ihr Anliegen voranzubringen. Die heimlichen Helfer hingegen kennen ihre «Zielperson» bereits aus einem ganz anderen Kontext. Beide verbindet eine gemeinsame Geschichte. Ein aktueller *Go-Between* erklärte dies folgendermassen: «Ich kannte XY bereits gut. Als ich ihn ansprach, zeigte er sich sofort aufgeschlossen, denn wir kannten einander aus einem anderen Zusammenhang.»

In gewisser Weise sind adelige *Go-Betweens* ein Rückgriff auf die Ad-hoc-Diplomatie, die erst 1626 mit der Institutionalisierung des diplomatischen Dienstes durch Kardinal Richelieu beendet wurde. Bis dahin waren Botschafter oft Blutsverwandte der Herrscher gewesen (oder diese Verbindung wurde künstlich geschaffen, was zu dem Ausdruck *ambassador de sang* führte). Mit Richelieu setzte eine Professionalisierung ein und das neue Konzept brachte es mit sich, dass man nicht nur Diplomaten zu besonderen Anlässen aussandte, sondern in anderen Ländern ständige Vertreter unterhielt, die für eine Kontinuität in den diplomatischen Beziehungen sorgten.³

Sind *Go-Betweens* also nur eine überflüssige Retro-Erscheinung, ein atavistisches Abbild der Zustände vor Richelieu? So wollen es uns zumindest einige glauben machen. Auf der Münchner Sicherheitskonferenz des Jahres 2007 vertrat Vladimir Putin die Ansicht, dass «das System der Internationalen Beziehungen der Mathematik gleicht. Es gibt keine persönlichen Dimensionen.»⁴

Tatsächlich unterscheiden sich Internationale Beziehungen stark von persönlichen Beziehungen, wie jeder Politiker, der sich über diesem Punkt im Unklaren ist, auf eigene Gefahr herausfinden wird. Nationale oder ideologische Interessen wiegen nach wie vor schwerer als die treueste Partnerschaft. Aber das bedeutet mitnichten, dass persönliche Elemente keine Rolle spielen. *Go-Betweens* stehen für eben diese persönlichen Elemente und machen sie sich zunutze. Die internationalen Beziehungen *sind* für sie ganz buchstäblich ihre eigenen persönlichen Beziehungen.

Ihre Arbeit basiert auf der Annahme, dass der Mensch nur in einer idealen Welt ständig rational handelt. Kultureller und sozialer Hintergrund, Grup-

penzwang und Emotionen – all das beeinflusst politische Entscheidungsprozesse. Und es sind genau diese Faktoren, die die heimlichen Helfer ansprechen können.

Ausgewählt wurden für solche Missionen bis 1939 europäisch vernetzte Hochadelige (später kamen internationale Geschäftsleute und Journalisten hinzu). Hochadelige waren für diese Aufgabe vor allem deshalb ideal, weil sie mit anderen europäischen Eliten verwandt oder befreundet waren.

Lange Zeit wurde angenommen, dass mit dem Aufstieg des Bürgertums im 19. Jahrhundert die Handlungsspielräume des Adels sukzessive verschwanden. Was man heute als Schicksal für die Globalisierungsverlierer voraussieht, diagnostizierten Literaten im 19. Jahrhundert für den Adel. Er galt als der grosse Modernisierungsverlierer, und sein Zustand wurde mit zahlreichen Verfallsmotiven umschrieben. Doch eine vormals so mächtige Gruppe hört nicht über Nacht auf, zu existieren. Sie sucht sich neue Nischen – und eine dieser Nischen war die Geheimdiplomatie. Ihr *internationales* Netzwerk war dafür die ideale Voraussetzung. Es war organisch über mehrere Generationen gewachsen und hatte ihr immer viele Vorteile eingebracht. In der Frühen Neuzeit war es nicht unüblich gewesen, dass Adlige in verschiedenen Lebensstadien unterschiedliche Heimaten hatten. Prinz Karl Heinrich von Nassau-Siegen beispielsweise war als Sohn einer deutsch-niederländischen Familie in Frankreich geboren worden, wurde ein Grande von Spanien, heiratete eine polnische Gräfin und war bis 1794 als Admiral in russischen Diensten.⁵

Adlige Familien verhielten sich seit Jahrhunderten wie Fondsmanager, die ihre Investitionen gut streuten: Sie verheirateten ihre Kinder in andere Länder oder schickten sie dorthin in den Militärdienst, um dadurch der Familie neue (internationale) Zweige hinzuzufügen. Folglich wurden viele Adelige zu Experten für Länder, die damals eher als «obskur» galten. Der Bruder des deutschen Fürsten Wilhelm von Hohenzollern-Sigmaringen (1864-1927) beispielsweise war König von Rumänien und Fürst Wilhelm kannte sich dadurch in der rumänischen Gesellschaft bestens aus. Wie wir sehen werden, wurde er aus diesem Grund im Ersten Weltkrieg als heimlicher Helfer einge-

setzt. Gleiches galt für den *Go-Between* Prinz Max zu Hohenlohe zwanzig Jahre später. Hohenlohe arbeitete für die Nazis als Geheimkanal in der Tschechoslowakei. Er sah seine Familie als durch und durch international, schliesslich waren aus ihr hervorgegangen: «ein deutscher Kanzler, ein französischer Hofmarschall, ein römisch-katholischer Kardinal, diverse österreichisch-ungarische Feldmarschälle, mehrere Generäle von Preussen und Baden sowie Marschälle von Württemberg und ein Generaladjutant des russischen Zaren».⁶

Eine derartige Internationalität existierte im Hochadel weitaus häufiger als in jeder anderen gesellschaftlichen Schicht. Während im 18. Jahrhundert die meisten Menschen niemals die Stadt oder das Dorf, in denen sie zur Welt gekommen waren, verliessen, hatten die Adligen damals die höchste Mobilitätsrate in ganz Europa. Bevor man den Begriff «Weltbürger» erfand, gab es bereits den «Weltadeligen». Vor allem Thomas Mann bewunderte diesen Typus Mensch. Er beschrieb Richard Coudenhove-Kalergi, einen der berühmtesten «Weltadeligen» der 1920er Jahre, als einen Mann, «gemischt aus dem internationalen Adelsgeblüt Europas [...] einen Typus vornehmer Weltmenschlichkeit, der ausserordentlich fesselt und vor welcher der Durchschnittsdeutsche sich recht provinzierisch fühlt. [Ein Mann], der [es] von Natur gewohnt [ist], in Erdteilen zu denken».⁷ Viscount Lymington formulierte in seinen Memoiren von 1956 eine ganz ähnliche Beobachtung: «Besonders interessant war und ist, dass es eine Art «freimaurerische Gemeinschaft» internationaler Adelsfamilien gibt, die Europa selbst heute noch durchdringt.»⁸

Folglich war es für Adlige einfacher als für alle anderen gesellschaftlichen Gruppen, sich in anderen Ländern zu integrieren.

Adelige verbanden ein «soziales Vertrauen»⁹ und Traditionen, die das aufstrebende Bürgertum nicht ansatzweise kopieren konnte: ein gemeinsamer gesellschaftlicher Code, der auf einem idealisierten mittelalterlichen Ehrenkodex, auf höfischen Regeln und einer geradezu kultischen Verehrung der Vorfahren basierte. Ausserdem verband sie alle die Erinnerung an eine gemeinsame europäische Geschichte. Eckpfeiler dieser Erinnerung waren die grossen Bedrohungsszenarien: 1789, 1848, und 1917. Zwar unterschied-

den sich die Details des adligen Lebensstils von Land zu Land, aber überall in Europa galt die Maxime: Adlige haben Zugang zu anderen Adligen.¹⁰ Damit war die ideale Voraussetzung für *Go-Between-Missionen* geschaffen.

Ein weiterer Grund, warum sie so mühelos Zugang nicht nur zu anderen Adeligen erhielten, sondern sogar, wie wir sehen werden, zu demokratisch gewählten Politikern, waren ihre Namen:

Die Macht alter Adelsnamen hat Marcel Proust in seinem Romanzyklus *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit à la recherche du temps perdu* am Eindrucksvollsten beschrieben. Er sah den grossen gesellschaftlichen Einfluss des Adels nicht so sehr in seinem Reichtum oder seinen Positionen begründet, sondern in der Autorität, die alten Namen zugeschrieben wurde. Mit den Adelsnamen verband man vermeintlich historische Grösse, sie erweckten Erinnerungen an versunkenen Glanz. Altehrwürdige adlige Namen hatten ihre eigene Aura und übten auf viele Menschen einen geradezu unwiderstehlichen Charme aus – das galt selbst für Leute wie Hitler. Jemand mit einem Namen wie Hohenzollern oder Coburg, einem Namen, der historische Grandezza evozierte, hatte es bis weit in die 1930er Jahre hinein leichter, sich in den Salons der Mächtigen zu bewegen als jemand ohne einen solch berühmten Familiennamen.

Natürlich stellt sich an diesem Punkt die Frage: Warum überliess man Geheimmissionen nicht den offiziellen Diplomaten? Schliesslich entstammten sie ja bis weit in die 1930er Jahre hinein ebenfalls Adelsfamilien. Und tatsächlich sahen manche Diplomaten und Beamte die heimlichen Helfer durchaus als unliebsame Rivalen. Der Staatssekretär im britischen Aussenministerium, Lord Hardinge of Penshurst, schrieb 1917 über die heimlichen Helfer:

«Wir besitzen bezüglich [Friedensmissionen] weitreichende Erfahrungen mit inoffiziellen Aktionen, und sie beinhalten meistens ein Element der Gefahr, wie lauter das Motiv auch sein mag.»¹¹

Diplomaten warnten also davor, Missionen zu starten die nicht von Diplomaten durchgeführt wurden. Natürlich fürchteten sie, es könnten hinter ihrem Rücken Zusagen gemacht werden, die niemand einhalten konnte (oder, noch schlimmer, die eingehalten werden mussten).

Aber die Verwendung von Diplomaten hatte ihre Nachteile. Durch sie erhielt jede Mission einen offiziellen Charakter; alle Gespräche wurden aufgezeichnet und am Ende sogar öffentlich gemacht, in Grossbritannien in den sogenannten Blaubüchern, in Deutschland in den «Weissbüchern» der jeweiligen Auswärtigen Ämter. Darüber hinaus mussten bei Gesprächen Formalitäten eingehalten werden, denn zu viel Offenheit konnte als Schwäche ausgelegt werden. Es war auch sehr viel wahrscheinlicher, dass es nach Gesprächen zu Indiskretionen kam, die an die Öffentlichkeit gelangten, denn es waren zu viele Personen an dem Prozess beteiligt. Der österreichische Aussenminister von Czernin kam sogar zu dem Schluss, dass jedes politische Geheimnis «Hundertern von Personen bekannt [sei], den Hofräten im Ministerium des Äussern, den Chiffrierern, bei den Botschaftern und Gesandten dem Personal.»¹²

Ganz anders verhielt es sich dagegen mit den *Go-Betweens*: Sie führten Vier-Augen-Gespräche und vermieden es tunlichst, irgendwelche Aufzeichnungen oder Protokolle zu hinterlassen. Sie konnten auch kreativer in der Gesprächsführung sein, wenn es darum ging, Probleme zu lösen und Ideen auszutauschen. Ausserdem waren sie in der Lage, sich «unsichtbar» zu machen: Anders als die Diplomaten, deren Kommen und Gehen genau verzeichnet wurde, registrierte die Presse die Ankunft adliger *Go-Betweens* in einem anderen Land nicht. Und wenn doch, nahm man an, dass ein Adliger lediglich seine Verwandten und Freunde besuchte.

Da die heimlichen Helfer nicht dem Parlament unterstanden, gab es natürlich auch keine Kommission, die für eine Überprüfung ihrer Tätigkeiten zuständig gewesen wäre. Wollte man also, dass ein Gespräch unterhalb des Radars stattfand, wandte man sich an einen heimlichen Helfer.

Ein weiterer Grund, warum ein Regierungschef lieber solche «Aussenseiter» statt der eigenen Mitarbeiter verwendet, konnte natürlich auch sein, dass er seinen eigenen Diplomaten misstraute. Dies war bei Hitler der Fall, der bis 1938 argwöhnte, dass das Auswärtige Amt noch nicht komplett «nazifiziert» sei.¹³ Traditionelle Diplomatie verachtete er. Deshalb bevorzugte er für die Überbringung wichtiger persönlicher Botschaften gut ausgewählte

adelige Nazis. Drei von ihnen werden in diesem Buch näher untersucht: der Herzog von Coburg, Prinzessin Stephanie zu Hohenlohe und Prinz Max zu Hohenlohe. Sie sind jedoch lediglich die Spitze eines sehr viel grösseren Eisbergs.

Dass jemand *Go-Betweens* benutzt, weil er seinen eigenen Beamten nicht traut, kam auch in demokratisch regierten Ländern vor. In der Zwischenkriegszeit war die Aussenpolitik in vielen Demokratien ein umkämpftes Feld, und Politiker begannen ihre eigenen Geheimkanäle einzurichten, unter Umgehung der Aussenministerien. Regierungschefs hielten sich selbst für aussenpolitische Experten und nutzten deshalb mehrfach *Go-Betweens*: Präsident F.D. Roosevelt verwendete *Go-Betweens*, um Cordell Hull im State Department (dem amerikanischen Auswärtigen Amt) zu umgehen. Nach dem Krieg tat John F. Kennedy während der Kubakrise das Gleiche. Geheimkanäle wurden auch von US-Sicherheitsberater Henry Kissinger und Bundeskanzler Willy Brandt benutzt, die beide ihren eigenen diplomatischen Vertretern nicht genügend Vertrauen entgegenbrachten, aber trotzdem den Schein wahren wollten.¹⁴ Und auch die Briten bedienten sich gerne dieser Taktik. Wie wir sehen werden, entschied sich Chamberlain für heimliche Helfer, um seine Appeasement-Politik voranzutreiben. In den britischen Geschichtsbüchern fand er dafür viele Vorbilder. Der Stuart-König Karl II. zum Beispiel hatte im Exil gelernt, wie man die «Hintertreppe» verwendet, d.h. heimliche Helfer einsetzte, denen er in schwierigen Zeiten vertrauen konnte.¹⁵

Natürlich war nicht jeder, der über gute internationale Verbindungen verfügte, auch automatisch ein guter *Go-Between*. Um seine Missionen erfolgreich ausführen zu können, musste ein heimlicher Helfer einen stabilen Charakter haben und er durfte auch unter starkem Druck nicht die Nerven verlieren (dies war vor allem in Kriegszeiten wichtig). Die Tätigkeit als heimlicher Helfer konnte extrem frustrierend sein – Momente grosser Anspannung wechselten sich mit völligem Stillstand ab.

Aus diesem Grund benötigten die heimlichen Helfer eine Menge Geduld und Ausdauer. In einer Studie über Unterhändler bei Friedensgesprächen im 21. Jahrhundert heisst es: «Lediglich Pastoren müssen im Rahmen ihrer Tä-

tigkeit mehr Tee trinken als Friedensvermittler. Beziehungsweise Tee, Kaffee oder Coca-Cola.»¹⁶ Bei den heimlichen Helfern in der ersten Jahrhunderthälfte war das – mit Ausnahme von Coca-Cola – nicht sehr viel anders.

Darüber hinaus benötigten sie ein sehr gutes Gedächtnis. Da bei ihren Gesprächen niemand ein Interesse daran hatte, etwas schriftlich niederzulegen, mussten die *Go-Betweens* versuchen, sich die Argumente aller Beteiligten wortwörtlich einzuprägen. Das hiess natürlich nicht unbedingt, dass sie die Gespräche am Ende auch korrekt wiedergaben. Wie bei allen Unterhaltungen konnten sie den Subtext fehlinterpretieren oder den Tonfall (bedrohlich, konziliant) falsch deuten. Und sie liefen auch Gefahr, Dinge heraushören zu wollen, die gar nicht gesagt wurden. Um ihren Auftraggeber zufriedenzustellen, konnten sie falsche Hoffnungen schüren, die nicht angebracht waren. Eine weitere Gefahr bestand darin, dass sie sich aufgrund der Wichtigkeit ihrer Mission selbst überschätzten und beiden Seiten mehr versprachen, als sie halten konnten. Je besser und länger sie ihr Gegenüber kannten, desto höher war jedoch die Chance, dass sie die Botschaft korrekt verstanden. Ein deutscher *Go-Between* nannte als Voraussetzung für seinen Job einmal gute «Menschenbeobachtung» Heute gilt dieser Begriff in der Konfliktlösung als eine der wichtigsten Voraussetzungen: «der historische und kulturelle Hintergrund, der Charakter der beteiligten Menschen.»¹⁷

All das sagt einem natürlich bereits der gesunde Menschenverstand. Und genau der ist eine weitere Voraussetzung für einen erfolgreichen *Go-Between*: Er muss Gefühle einschätzen können und wissen, welche Rolle sie in der Politik spielen, aber gleichzeitig darf er niemals seinen eigenen Gefühlen freien Lauf lassen. Da die «Affektkontrolle» bei den Adligen eine wichtige Maxime darstellte, waren sie auch für diesen Teil der Aufgabe gut vorbereitet. Ausserdem mussten sie eine gewisse Begabung dafür haben, Gelegenheiten rechtzeitig zu erkennen und zu nutzen. Hin und wieder mussten sie kontroverse Themen meiden und zur richtigen Zeit neue Ideen auf den Tisch legen. Viele erfolgreiche *Go-Betweens* waren gute Schachspieler und in der Lage, strategisch zu denken. Hin und wieder verwendeten sie sogar Begriffe

aus der Welt des Schachs – ein *Go-Between*, argumentierte zum Beispiel, man solle ein Friedensangebot als *partie remise* verkaufen (d.h. die Partie solle vertagt werden).

Warum jedoch boten sich die Adligen überhaupt freiwillig als heimliche Helfer an? Zuerst einmal sollte man das menschliche Ego niemals unterschätzen. Auch wenn es sich um geheime Missionen handelte, konnten sie doch grosses Prestige einbringen. Der Initiator entlohnte seinen heimlichen Helfer, wobei der Lohn nicht finanzieller, sondern in der Regel ideeller Art war. Eine grosse Ausnahme in diesem Buch ist der Fall der heimlichen Helferin Stephanie Hohenlohe, die dafür sorgte, dass man ihr als Dankeschön stets besonders kostspielige Geschenke zukommen liess.

Ein weiterer Grund dafür, sich als *Go-Between* zu betätigen, war die Überzeugung vieler Adliger, sie hätten ein Anrecht darauf, eine Rolle in der Politik zu spielen. Allein die Tatsache dass sie gefragt wurden, gab ihnen ein Stück weit ihre frühere politische Relevanz zurück.

In welchen Situationen kamen nun diese heimlichen Helfer tatsächlich zum Einsatz?

Wie die folgenden Kapitel zeigen werden, gab es einen grossen Unterschied zwischen ihrer Tätigkeit in Friedenszeiten und ihrer Tätigkeit im Krieg. In Friedenszeiten wurden Verbindungsleute vor allem dazu eingesetzt, Missverständnisse zwischen Staatsoberhäuptern und Regierungen zu klären. Darüber hinaus etablierten sie geheime Kanäle für künftige Krisensituationen.

In Kriegszeiten konnten die *Go-Betweens* eine andere Rolle spielen. Wenn mit Kriegsausbruch Konsulate und Botschaften geschlossen wurden und jedes Treffen zwischen Diplomaten von der Presse als mögliche Verhandlungsofferte interpretiert wurde, konnten die *Go-Betweens* unerkannt ihre «Friedensfühler» ausstrecken.

Es ist umso erstaunlicher, dass trotz dieser wichtigen Rolle bislang noch keine wissenschaftliche Aufarbeitung dieses Phänomens stattgefunden hat. Ein Grund dafür mag sein, dass Historiker in der Regel aus dem Bürgertum kommen und daher die Adelsverbindungen nicht erkennen. Sie wissen zwar

um die internationalen Netzwerke der Aristokratie, aber sie hinterfragen nicht, wozu sie verwendet wurden. Da es im Bürgertum kein entsprechendes Phänomen gibt, hat man kurzerhand auch nicht in anderen Schichten danach gesucht. Stattdessen galt der Adel als eine anämische Gruppe, die weder politisch noch wirtschaftlich irgendwelche Relevanz besass. Sir David Cannadine zum Beispiel beschreibt, wie der britische Adel nach 1918 mehr oder weniger in die historische Bedeutungslosigkeit entschwand. Er interessierte sich nicht für internationale Beziehungen und ignorierte die beeindruckenden Überlebentechniken britischer Adliger, die bis heute wirtschaftlich und gesellschaftlich erfolgreich sind. Nur wenige Historiker, wie Arno Mayer, erkannten, dass die Adligen weiterhin einen gewissen Einfluss besaßen, und wiesen darauf hin, dass sie zumindest in wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Hinsicht untersucht werden sollten.¹⁸

Ein weiterer Grund, warum es schwer ist, die Rolle adeliger *Go-Betweens* zu entschlüsseln, liegt am Hochadel selbst. Er macht Archivrecherchen alles andere als einfach. In der Regel zeigt diese Gruppe ein stark stilisiertes Bild von sich, das frei von jeglichem politischen Beigeschmack ist. Bis heute kann man in den Privatarchiven vieler Adelsfamilien kein Material aus dem 20. Jahrhundert einsehen. Die bereits erwähnten Royal Archives in Windsor sind nur ein Beispiel von vielen.

Ein weiteres Problem ist natürlich auch, dass adlige *Go-Betweens* kaum Spuren hinterliessen. Sie schrieben ihre Anweisungen nicht nieder und sie legten auch nicht in Autobiographien «Geständnisse» ab. Sie blieben diskret und loyal. Da ihre Tätigkeit in offiziellen Dokumenten nicht auftaucht, hat sich für viele Diplomatiehistoriker ein schiefes Bild ergeben. Der Staatssekretär des britischen Aussenministeriums, Sir Robert Vansittart, war sich dieses Problem durchaus bewusst: «Für puristische Historiker ist es ziemlich schwierig, über Zeitgeschichte zu schreiben. Sie sollten sich nicht nur auf Dokumente stützen – vor allem nicht auf diplomatische Dokumente. Ich weiss zu viel von dem, was dahintersteckt, zu viel von dem, was dort nicht auftaucht.»¹⁹

Er meinte damit den Charakter der beteiligten Personen und die «unwriten assumptions», die unausgesprochenen Annahmen. Aber er meinte auch

die Geheimkanäle. Tatsächlich verwendete Vansittart selbst heimliche Helfer, wie wir in Kapitel 6 sehen werden.

Wie kann man also etwas über solche Geheimkanäle herausfinden, wenn es kaum Quellen gibt?

Es ist alles andere als einfach und die meisten geheimen Missionen werden sicherlich nie bekannt werden. Aber es gibt durchaus Mittel, einige von ihnen auf verschlungenen Umwegen zu rekonstruieren. Wenn Spuren vorhanden sind, dann vor allem in privaten Unterlagen. Hin und wieder werden Missionen auch öffentlich, wenn neue Dokumente freigegeben werden, z.B. Akten der Nachrichtendienste. Auch eine gescheiterte Mission kann für Historiker von unschätzbarem Wert sein. Ein Beispiel hierfür ist die verheerende Sixtusmission, die in Kapitel 2 eine Rolle spielen wird. Als sie 1918 ans Licht kam, beteuerten mehrere Beteiligte öffentlich ihre Unschuld. Gleiches gilt für die heimlichen Helfer, deren Hitler sich bediente: Einige von ihnen wollten ihr Leben nach 1945 umschreiben und gaben auf diesem Weg ihre Arbeit hinter den Kulissen preis.

Obwohl es schwierig ist, diesen Missionen auf den Grund zu gehen, bedeutet dies jedoch nicht, dass man sie ignorieren sollte. Wer sich nur auf offizielle Dokumente stützt, läuft Gefahr, eine wichtige Dimension auszublenden. E.H. Carr hat diese Haltung als «Dokumente-Fetischismus» bezeichnet. Ein Historiker, der kein Gefühl dafür entwickelt, dass seine Quellen lückenhaft sind, übersieht unter Umständen wichtige Verbindungen. Und am Ende steht er dann da wie der Pulitzer-Preisträger A. Scott Berg, der eine Biographie über Charles Lindbergh verfasste und völlig übersah, dass Lindbergh ein Doppelleben in Deutschland führte, mitsamt einer Zweitfamilie.

Wenn es um politische Doppelleben geht, können uns die heimlichen Helfer eine Welt eröffnen, die uns bislang verschlossen war.

Eine gemeinsame Sprache?

Im Mittelpunkt dieses Buches steht die Frage, über was adelige *Go-Betweens* redeten. Wir sollten jedoch auch einen kurzen Blick darauf werfen, wie sie

redeten. Wie benutzten sie Sprache, um ihren Zielpersonen näher zu kommen? Und in welcher Fremdsprache verständigten sie sich überhaupt? Auf Englisch, Französisch oder Deutsch?

Für Wittgenstein sind «die Grenzen meiner Sprache die Grenzen meiner Welt.» Eine sprachgeschichtliche Untersuchung des Adels kann uns daher nicht nur seine Kommunikationsfähigkeit erklären, sondern auch einen Einblick in seine Mentalität geben.

Der Adel gilt als ein in Aspekten festgehaltenes Gebilde mit einer exklusiven Sprache, die fern von allen Ausseneinflüssen existierte. Die «Verhöflichung des Kriegers» hatte seit dem Mittelalter dazu geführt, dass die galante Rede zum Inbegriff adeliger Identität wurde.²⁰ Im 19. Jahrhundert wurde die (angeblich) gekünstelte Sprechweise der Aristokratie immer mehr zur Zielscheibe der Kritik. Vor allem in Deutschland und Frankreich machte man sich über die «unnatürliche» Sprache der Adligen und über ihre «weiblichen» Gesten lustig; beides galt als «unaufrichtig». Noch Mitte der 1950er Jahre kritisierte man in Österreich das «schlechte Deutsch» des Adels, das «mit ausländischen Wörtern durchsät» sei.²¹ Dies war beileibe kein rein österreichisches Phänomen: In Grossbritannien demonstrieren die Briefe der Geschwister Mitford eindrücklich die Besonderheiten adliger Sprache im 20. Jahrhundert. Bis heute gelten die Mitford-Schwester als stark exzentrisch. Die hübscheren von ihnen, Diana und Unity, himmelten Hitler an, während die weniger attraktive Schwester Jessica Stalin verehrte. Es überrascht daher nicht, dass eine weitere Schwester, die politisch gemässigte Nancy Mitford, ihre Familiengeschichte in mehreren Romanen verarbeitete. Doch abgesehen von ihren radikalen politischen Affinitäten sind die Mitfords bekannt dafür, dass sie untereinander in einer ganz speziellen Sprache kommunizierten. Heute finden Leser ihre Briefe entweder besonders charmant oder schier unerträglich. Aber was auch immer man von ihnen hält: Diese Briefe geben uns einen Einblick in die adelige Sprache.

Wie die Mitfords wuchsen die meisten adligen Mädchen in einem Kokon auf. Sie wurden in der Regel zu Hause unterrichtet, während ihre Brüder fortgingen – erst aufs Internat, später zur Armee oder auf die Universität.

Durch diese Form der isolierten Erziehung wurden adlige Frauen automatisch zu Hüterinnen einer exklusiven Sprache.

Der entscheidende Aufsatz über die Sprache der englischen Oberschicht in der Zwischenkriegszeit – der bis heute kein deutsches Äquivalent hat – stammt von Nancy Mitford. Inspiriert wurde sie durch einen Artikel des Sprachwissenschaftlers Alan S. C. Ross über U-Sprache (u stand für *upper-class*, d.h. Oberschichtssprache) und Non-U-Sprache (*non-upper-class*). Beispielsweise bezeichnete die Oberschicht eine Toilette als «*loo*» und einen Spiegel als «*lookingglass*» (während die Mittelschicht dazu «*toilet*» und «*mirror*» sagte). 1956 veröffentlichten Ross und Mitford gemeinsam mit weiteren prominenten Autoren das Buch *Noblesse Oblige. Böse Gedanken einer englischen Lady*. Es machte so sehr Furore, dass zahlreiche Angehörige der verunsicherten Mittelschicht quasi über Nacht ihren Wortschatz änderten.

Obwohl Mitford bei ihrer Analyse einen durchaus ironischen Ton anschlägt, kam es nicht von ungefähr, dass eine Frau ihrer Herkunft Ross bei seinen Arbeiten half. Frauen der Oberschicht hielten am längsten an einer überhöhten Sprache fest, doch diese Strategie gefährdete vor allem in Grossbritannien seit dem Ersten Weltkrieg immer stärker die gesellschaftliche Harmonie. Gerade der Oberschichtsakzent einer Nancy Mitford, die sich u.a. in einer freiwilligen Feuerwehrbrigade engagierte, wurde von anderen Feuerwehrhelferinnen als beleidigend empfunden – sie drohten sie aus der Feuerwehr zu feuern.²² Tatsächlich jedoch wollte Mitford niemanden verspotten, der Akzent war bei ihr, wie bei vielen Frauen der Oberschicht, so tief verwurzelt, dass selbst Nancys rebellische Schwester Jessica Mitford ihn nie ablegen konnte. Noch als engagierte Kommunistin klang sie wie eine Herzogin.

Die Männer des Adels und der Oberschicht waren von dieser gekünstelten Sprechweise weniger betroffen. Tonaufnahmen ihrer Stimmen aus den 1930er Jahren klingen relativ normal. In Deutschland war es sogar üblich, dass männliche Adlige einen lokalen Dialekt pflegten. Reichskanzler Otto von Bismarck beispielsweise identifizierte sich mit der «einfachen Landbe-

völkerung» und unterhielt sich mit ihr gerne in der örtlichen Mundart. Auch von Kaiser Wilhelm II. wissen wir aus zahlreichen Anekdoten, dass er häufig «berlinerte», was einer der Gründe für seine (überraschende) Beliebtheit war.²³ Mit seiner «Volksnahe» wollte er auch soziale Spannungen abbauen; Sprache diente ihm dazu, den Menschen das Gefühl zu vermitteln, man verführe über einen gemeinsamen Horizont. So wurde Wilhelm geradezu zum Meister des geflügelten Wortes. Viele seiner Äusserungen waren ebenso unvergesslich wie unverzeihlich – so prägte er den Ausdruck «gelbe Gefahr» für die Chinesen, riet den Frauen bei «Kinder, Küche, Kirche» zu bleiben und nannte die Sozialisten «vaterlandslose Gesellen». Die Tatsache, dass der Kaiser diese markigen Sprüche im Berliner Dialekt von sich gab, gefiel dem Durchschnittsdeutschen (mit Ausnahme vielleicht der Bayern) umso mehr.

Obwohl Hochadelige eine in sich geschlossene Gruppe bildeten, wäre es daher falsch, sie als gesamtgesellschaftliche Autisten zu sehen. Tatsächlich hatten die Männer eine grössere Vielfalt an Kommunikationspartnern, als man auf den ersten Blick vermuten würde. Ihre – gesellschaftlichen und folglich sprachlichen – Verkehrskreise umfassten Angehörige regierender Häuser, Standesgenossen im In- und Ausland, bürgerliche und ländliche Eliten, Dienerschaft und Pächter. Je mehr Aussenbeziehungen vorhanden waren, umso mehr sprachlichen Einflüssen war der Adel theoretisch ausgesetzt. Er reagierte daher mit sehr unterschiedlichen «Sprachen» auf unterschiedliche Gruppen: Mit Regenten korrespondierte der Hochadel aus formeller Distanz heraus. Besonders devot war der Umgang mit Kaiser Wilhelm II., der, trotz aller Volksnähe, von seiner höfischen Umgebung einen aussergewöhnlich byzantinischen Stil erwartete. Die Kaiserfreunde Eulenburg und Fürstenberg erreichten hierin Perfektion, aber auch Verwandte des Kaisers mussten sich diesen Anforderungen beugen. Reichskanzler Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst wurde vom Kaiser mit «Du» und «Lieber Oheim» angeredet. Er wiederum antwortete in Briefen mit der Schlussformel «Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät alleruntertänigster treuehorsamster». Diese Servilität erklärte er mit den Worten: «Mit Souveränen ist man nicht verwandt.»²⁴

Zwischen den einzelnen Monarchen jedoch existierte Ebenbürtigkeit, selbst wenn der eine Gesprächspartner lediglich über ein kleines Land herrschte und der andere der britische König war. Der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen zum Beispiel duzte König Georg V. Georg, der in Hessen Deutsch gelernt hatte, revanchierte sich und vertraute Hohenzollern-Sigmaringen Dinge an, die er keinem Dritten gegenüber angesprochen hätte. Beispielsweise teilte er ihm am 24. Mai 1914 mit: «Du wirst sehen: Grey reisst uns geradewegs in eine Katastrophe.»²⁵ Die Tatsache, dass der König Grey, seinem eigenen Aussenminister, nicht über den Weg traute, war für Hohenzollern-Sigmaringen eine äusserst nützliche Information, die er sofort an das deutsche Auswärtige Amt weitergab. Derartige Vertraulichkeiten blieben kein Einzelfall.

Vertrautheit existierte auch in der Gruppe, die unmittelbar unterhalb der regierenden Häuser rangierte, dem Hochadel. Im Umgang mit Standesgenossen wurde eine verwandtschaftsähnliche Beziehung voraus- und sprachlich umgesetzt, selbst wenn keine Blutsbande vorhanden waren. Für Frankreich hat die Soziologin Monique de Saint Martin gezeigt, dass es im aristokratisch geprägten Jockey Club bis heute Tradition ist, dass «zwei beim Essen nebeneinander sitzende Mitglieder, die sich nicht kennen, sich nicht einander vorstellen: da sie zur gleichen Welt gehören, sind sie gehalten, so zu tun, als ob sie sich schon immer kennen würden.»²⁶ Eine ähnliche Tradition existiert im bayerischen und im österreichischen Adel, dessen Angehörige einander mit Vornamen anreden, selbst wenn sie nicht miteinander verwandt oder befreundet sind.

Es war gerade diese «sprachliche Nähe», die sich die heimlichen Helfer für ihre Missionen zunutze machten. Dass sie viele der Personen, mit denen sie Kontakt aufnehmen mussten, von vornherein duzten oder mit Vornamen anredeten, trug auf ganz natürliche Weise dazu bei, dass Unterhaltungen entspannter verliefen und die Gesprächspartner sich öffneten.

Angehörige des Bürgertums wurden natürlich von all dem ausgeschlossen. Um sich Neureiche und gesellschaftliche Aufsteiger vom Hals zu halten, verwendeten die Adligen diverse Insider-Witze und hatten zahllose Spitznamen füreinander.

Bis heute kann es in privaten Adelsarchiven schwer sein, Briefe einzelnen Personen zuzuordnen, da Spitznamen immer seltener entschlüsselt werden können. Kaum jemand weiss noch, wer mit dem lieben «Bobo» oder der lieben «Dodi» gemeint war. Viele dieser kindlichen Kosenamen wurden bis an das Lebensende beibehalten. Die jüngste Tochter von Herzog Alfred von Sachsen-Coburg und Gotha blieb in der Familienkorrespondenz zeitlebens das «Baby». An ihre Schwester, die Königin von Rumänien, schrieb sie als betagte Dame: «Love from your old baby».

Die zahllosen Kosenamen deuten auf eine grössere Intimität innerhalb adeliger Familien hin als bisher angenommen. Doch die scheinbare «Infantilisierung» von Familienangehörigen hatte noch andere Gründe. Die Inflation an Spitznamen hing auch damit zusammen, dass sich Vornamen in Adelsfamilien als Leitnamen häuften. Die interne Benutzung von Spitznamen diente also dazu, alle Wilhelms (z.B. der Bentinck-Familie) oder alle Ernsts (z.B. bei den Hohenlohes) voneinander zu unterscheiden.

Neben diesem ganz praktischen Ansatz gab es aber noch einen weiteren wichtigen Grund für die Kosenamen: Sie dienten zur Ausgrenzung Aussenstehender, wie der Drehbuchautor Julian Fellowes gezeigt hat. Fellowes hat zahlreiche Drehbücher wie *Gosford Park* und *Downton Abbey* verfasst, die in der Welt des Adels spielen. Auch wenn er sich dabei einige Freiheiten erlaubt, hat er doch ganz richtig erkannt, warum Spitznamen für die Aristokratie so wichtig waren:

«Jeder wird ,*Toffee* oder ,*Bobo*‘ oder ,*Snook*‘ genannt. Sie selbst glauben, diese Namen hätten vor allem etwas Verspieltes und stünden für eine ewige Kindheit. Die Namen erinnern sie an ihr Kindermädchen und daran, wie sie im Pyjama vorm Kamin im Spielzimmer sass. Dabei dienen sie in Wirklichkeit dazu, sich von Aussenstehenden abzugrenzen. Sie beschwören die Erinnerung an eine gemeinsame Geschichte herauf, die alle Neuankömmlinge ausschliesst; sie sind nur ein weiteres Mittel, die Vertrautheit mit Ihresgleichen öffentlich zur Schau zu stellen. Und die Spitznamen bilden tatsächlich eine wirksame Grenze. Ein Neuling kann in die Bredouille geraten, weil er eine Person zu gut kennt, um sie

weiterhin mit ‚Lady so-und-so‘ anzureden, aber bei Weitem nicht gut genug, um sie ‚*sausage*‘ zu nennen. Spricht man sie jedoch mit ihrem tatsächlichen Vornamen an, so ist das für alle Eingeweihten ein sicheres Zeichen dafür, dass man sie eigentlich überhaupt nicht kennt. Damit wird jedem Neuankömmling von vorneherein verwehrt, dass sich eine gewisse freundschaftliche Vertrautheit entwickelt, wie sie in anderen Schichten üblich ist.»²⁷

Spitznamen waren folglich eine Strategie, um unliebsame Vertraulichkeiten von Emporkömmlingen zu vermeiden. Erzwungene Intimität von Bürgerlichen wurde laut Nancy Mitford als Tortur empfunden: «Schweigend muss man [...] erdulden, dass man von vergleichsweise fremden Menschen beim Vornamen angedet oder mit blossen Vor- und Nachnamen vorgestellt wird.»²⁸

So offensichtlich die Abneigung gegen das aufstrebende Bürgertum auch war, die Haltung des Adels gegenüber der «Unterschicht» stand oftmals auf einem ganz anderen Blatt. Mitfords Essay über die U- und Non-Sprache weist bereits daraufhin: In England ähnelte die Sprache der Oberschicht derjenigen der «einfachen Bevölkerung», beide verwendeten einen ähnlich alten, traditionellen Wortschatz. Darüber hinaus hatte die Arbeiterklasse ihren Cockney-Slang, und die Angehörigen der Oberschicht hatten ganz ähnliche Präferenzen, wie Ross betont: «Zweifellos waren vor allem junge U-Sprecher [Oberschichtssprecher] in den neunziger Jahren und mindestens noch bis 1914 fast süchtig nach Slang.»²⁹ Ein Beispiel hierfür ist die Erzählung *Blandings Castle* von P.G. Wodehouse, in der der Sohn des Lords ständig Slang-Wörter verwendet und seinen erzürnten Vater mit «*guv 'nor*» (Chef) anredet.³⁰

Diese relative Nähe zwischen der Ober- und der Unterschicht war kein rein englisches Phänomen wie das Beispiel Bismarcks schon gezeigt hat. Adelige hatten in der Regel ihren ersten Lebensmittelpunkt auf dem Land und lernten als Kinder von den Dienstboten Dialekte (nicht selten zum Entsetzen ihrer bürgerlichen Kindermädchen). Sie fühlten sich häufig auch noch als Erwachsene in der ländlichen Lebens- und Sprachwelt heimischer als in Diskussionen mit den anspruchsvollen Bildungsbürgern. Graf Castell-Cas-

tell beschrieb dies während des Ersten Weltkrieges in einem Brief an seine Frau:

«Unter meinen Offizieren hatte ich heute Streit. Es ist nicht ganz homogen unser Kasino. Ich mache auch wieder hier die Erfahrung, dass unsereins sich besser mit halbgebildeten, aber etwas tiefer stehenden Leuten verträgt wie den Honoratioren.»³¹

Naturgemäss neigten die Honoratioren zu mehr Widerspruch. Darüber hinaus verstanden sie als «Städter» kaum Castells Sorge über Jagd- und Ernteergebnisse. Wenn er Ernteprognosen diskutieren wollte, dann unterhielt Castell-Castell sich darüber lieber mit einem Soldaten, der im zivilen Leben Landarbeiter war, als mit einem Offizier, der in Friedenszeiten als Zahnarzt gearbeitet hatte. Den Zahnarzt interessierten andere Themen, und er besass einen anderen Wortschatz. Wolfgang Frühwald behauptete sogar, die deutsche Mittelschicht habe ihren ganz eigenen «gebildeten Dialekt» entwickelt, der sie vom Adel *und* vom «gemeinen Volk» klar abgrenzte.³²

Auch für Grossbritannien gibt es unzählige Beispiele für die «Sprachlosigkeit», die häufig zwischen dem Adel und der Mittelschicht existierte. Unter anderem persiflierte Aldous Huxley die scheinbar erratische Konversation des Hochadels: Während einer Abendgesellschaft, die sich zur Katastrophe auswächst, wechselt Lord Badgery ständig das Thema – eine solch assoziative Gesprächsführung galt unter Adligen als besonders geistreich. Badgerys bürgerliche Gäste können mit seinem Tempo kaum schritthalten und sind verwirrt.³³ Badgery hingegen empfindet schwerfällige «Belehrungsmonologe» durch Bildungsbürger als Zumutung. Das adelige Ideal war der Dilettant, wobei das Wort «Dilettant» hier eine positive Bedeutung hatte und vom lateinischen *delectare*, «erfreuen» abgeleitet wurde. Dem Bürgertum ging es jedoch selten nur darum, andere mit Konversation zu «erfreuen», sie wollten ihr Spezialwissen demonstrieren. Beim Adel kam so etwas selten gut an. Der – alles andere als fiktionale – Herzog von Devonshire sah es noch Ende des 20. Jahrhunderts als eine enorme Auszeichnung von Tapferkeit an, dass seine Frau «Debo» jährlich einen Tag für Gespräche mit lokalen Honoratioren opferte. In seinen Augen waren diese Herrschaften alles andere als

stimulierend. Da die Herzogin eine geborene Mitford war, konnten darüber hinaus nur wenige ihrem Sprachwitz folgen. «Debo» blieb jedoch vorsichtig im Umgang mit ihrer bürgerlichen Umgebung und versuchte auf die berüchtigt scharfen Mitfordkommentare zu verzichten. Sie tat ihr Bestes, die (wie Lord Cecil of Chelwood es einmal nannte) «Mittelschicht-Monster»³⁴ nicht vor den Kopf zu stoßen.

Diese Vorsicht im Austausch mit dem Bürgertum war typisch für viele Hochadelige. In hochadeligen Korrespondenzen mit bürgerlichen Adressaten – ob in Deutschland oder Grossbritannien – herrschte allgemein ein politisch korrekt anmutender Ton vor. Diese Vorsicht zeigte sich auch in adeligen Reden, die vor einem «gemischten» Publikum gehalten wurden. Graf Castell-Castell umschrieb in einer Konfirmationsrede die in der Kirche anwesende Landbevölkerung zum Beispiel als «Nebenmenschen».

Neben der höfischen Sprache, dem binnenadeligen Code und der politisch korrekten Sprache für das Bürgertum musste man in Hochadelsfamilien natürlich auch Fremdsprachen beherrschen.

Wie intensiv an Sprach- und Landeskenntnissen im Adel gearbeitet wurde, zeigt schon ein Blick auf Zeitungsabonnements. Der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen las Zeitungen und Zeitschriften in drei Sprachen, u.a. die *Illustrated London News*, *Independence Romaine* und das *Bukarester Tageblatt*. Hansel Pless musste seinem Vater schon als Kind über Artikel in der *Times* und dem *Figaro* Bericht erstatten.³⁵

Ähnlich streng ging es in Russland zu. Seit Katharina der Grossen hatten französische Gouvernanten die Kinder des russischen Hoch- und Landadels aufgezogen. Ein Junge der russischen Oberschicht glaubte daher noch als Zehnjähriger, Französisch sei die Landessprache Russlands. Fälle wie diese sind typisch für die russische Oberschicht, die wenig mit dem Rest der Gesellschaft verband. Französischkenntnisse blieben wichtig, aber Ende des 19. Jahrhunderts lief die englische Sprache der französischen in puncto Beliebtheit eindeutig den Rang ab. Ganze Heerscharen britischer Kindermädchen fielen über den Kontinent her und hinterliessen ihre Spuren, deutsche Kinder zählten von nun an ihren Zehen ab, wie viele kleine «piggies» (Schweinchen)

auf den Markt gingen, und sangen Lieder über die «three blind mice».³⁶ Zu Beginn des 20. Jahrhunderts galt es geradezu als gesellschaftlicher Makel, die «drei blinden Mäuse» nicht zu kennen. Die niederländische Adlige Victoria Bentinck beklagte sich zum Beispiel, ihre Nichte Mechthild habe sich durch ihre Heirat «sprachlich verschlechtert»: «Sie ging eine Zweckehe mit einem deutschen Grafen ein. Da er keine andere Sprache als seine Muttersprache beherrschte, musste er sich in unserer Familie in Middachten wie ein Fisch auf dem Trockenen fühlen: Dort sprach man vier verschiedene Sprachen und mitunter alle in einem einzigen Atemzug. Sie hätte einen Diplomaten heiraten sollen, keinen Edelmann vom Lande. Im diplomatischen Dienst wäre sie ganz in ihrem Element gewesen.»³⁷

Tatsächlich war Mechthild alles andere als glücklich über ihren trägen deutschen Ehemann. Einen ähnlichen Fehler wie dieser beging Fürstin Daisy Pless. Die gebürtige Britin heiratete 1891 in eine der reichsten deutschen Adelsfamilien ein. Obwohl sie vierzig Jahre in Deutschland lebte, gelang es ihr kaum, ihrem begrenzten deutschen Wortschatz zu erweitern.³⁸ Einer der Gründe dafür war, dass alle ihre deutschen Freunde, Kaiser Wilhelm II. eingeschlossen, darauf bestanden, mit ihr Englisch zu sprechen. In dieser Hinsicht «profitierte» sie davon, dass sich Englisch als neue Sprache des Adels durchgesetzt hatte. Sie hätte jedoch besser auf ihren Bekannten, König Eduard VII., hören sollen, der ihr geraten hatte, zunächst einmal «ordentlich» Deutsch zu lernen. In den Kreisen der britischen Königsfamilie galten Deutschkenntnisse bis 1914 als wichtig. Eduard VII. sorgte dafür, dass seine älteren Söhne die Sprache lernten, und als sein Sohn Georg (der spätere König Georg V.) Prince of Wales wurde, schickte er ihn zu einem Auffrischkurs nach Hessen.

Gute Fremdsprachenkenntnisse dienten natürlich in erster Linie dazu, das internationale Freundschafts- und Verwandtschaftsnetzwerk aufrechtzuerhalten. Fremdsprachen waren im Hochadel aber auch eine Demonstration von multipler Ubiquität. Sie wurden gezielt als politisches Mittel eingesetzt, um Sprachbarrieren innerhalb der Herrschaftsgebiete zu überwinden. Regierende Häuser galten hier wie so oft als ein Vorbild: Kaiser Franz Joseph

sprach neben Deutsch, Französisch und Italienisch auch etwas Tschechisch und Ungarisch, um mit all seinen Untertanen kommunizieren zu können.

Auf der Mikroebene hochadeliger Familien lag Grundbesitz häufig in verschiedenen Sprachräumen. Polnisch oder Tschechisch zu sprechen, war demnach ein wichtiges Mittel, seine «Verortung» und damit seine Zugehörigkeit zu einer Region zu verdeutlichen. Fürst Pless zum Beispiel versuchte durch Erlernen des Polnischen sowohl Herrschaftsansprüche zu festigen als auch schwelende gesellschaftliche Konflikte zu entschärfen. Wie wir noch sehen werden, waren die schlesischen Güter der Familie Pless immer wieder Zielscheibe politischer Auseinandersetzungen. Die Pless-Männer wollten daher in keinem Teil Schlesiens als Fremdkörper angesehen werden.

Max Egon Fürstenberg wurde ebenfalls bilingual erzogen, da seine Familie neben dem Stammsitz Böhmen auch mit dem deutschen Fürstenbergzweig in Baden verbunden war. Als Mitglied des österreichischen Herrenhauses und des Böhmisches Landtages halfen ihm seine Tschechisch-Kenntnisse, Disharmonien unter Abgeordneten zu überwinden und politische Kompromisse auszuhandeln.

Eine Vernachlässigung von Fremdsprachen konnte für Hochadelige negative Konsequenzen haben. Über den Fürsten Oettingen-Wallerstein bemerkte ein Diener:

«Der Herr Fürst hatte einen ganz jungtschechisch gesinnten Lehrer für die böhmische Sprache. Aber mit den böhmischen Manieren will er durchaus nichts zu tun haben.»³⁹

Oettingen-Wallerstein vernachlässigte zum Leidwesen seiner Familie die böhmischen Familienbesitzungen.

Doch auch wenn Fremdsprachen für den international vernetzten Hochadel von grösster Wichtigkeit waren, so wurde diese Form der Kosmopolitität vom Bürgertum immer kritischer beäugt. Wie wir in Kapitel 2 sehen werden, war mit dem Aufstieg des Nationalismus der internationale Hochadel zunehmend suspekt geworden. Eine neue nationale ‚Sprache‘ wurde vom Bürgertum postuliert. Im Deutschen Reich wurde ihre sprachliche «Entartung» seit der Jahrhundertwende als ernsthaftes Problem gesehen. Hierbei waren sich Bürgertum und niederer Adel einig. Hans von Tresckow befürchtete 1907

einen Mangel an nationalem Gefühl beim Hochadel. Ein entscheidendes Symptom hierfür schien ihm die Fremdsprachenmanie zu sein:

«Mittags hatte mich Graf Maltzahn eingeladen, mit ihm im Hotel ‚Kaiserhof‘ zu frühstücken. Ich traf ihn dort mit dem Prinzen Brion, dem Prinzen Schönau-Karolath und einem polnischen Grafen Skorczewski, alles Mitglieder des preussischen Herrenhauses, in dem gerade das Enteignungsgesetz gegen die Polen beraten wurde. [Ich] setzte mich mit Maltzahn an einen anderen Tisch, denn diese Stützen des preussischen Thrones unterhielten sich mit Rücksicht auf ihren polnischen Kollegen, der übrigens gut Deutsch sprach, in französischer Sprache. Das ist wirklich der Gipfel von Snobismus. Die Regierung treibt Germanisierungspolitik und die erlauchten Mitglieder des Herrenhauses sprechen in der deutschen Reichshauptstadt mit einem preussischen Staatsangehörigen polnischer Abstammung Französisch. Maltzahn war empört darüber. Er ist wirklich noch ein guter Deutscher, der von der Internationalität der grossen Familien noch nicht angekränkt ist.»⁴⁰

Die «grossen Familien» hatten allen Grund, ihre Sprachfertigkeiten nicht aufzugeben. Sie halfen ihnen, Besitz und internationale Freundschafts- und Bekanntschaftsbeziehungen aufrechtzuerhalten. Und es war diese Kommunikationsfähigkeit, die sie zu idealen *Go-Betweens* machte.

Netzwerke vor 1914: das protestantische Netzwerk

In Adels- und Monarchiekreisen existierten zwei dominante Netzwerke: ein protestantisches und ein katholisches. Beide Netzwerke waren auf dem Prinzip Frömmigkeit und Familie aufgebaut und beide bemühten sich, vorteilhafte internationale Verbindungen zu knüpfen. Zu Überschneidungen der beiden Netzwerke kam es nur selten, wie Prinz Philip, Duke of Edinburgh, 2009 erklärte:

«Die Fürstenfamilien Europas kannten sich untereinander. Mit dem römisch-katholischen Frankreich gab es nur wenige Eheverbindungen. Es existierten einige mit Belgien, aber sie waren entfernter. Natürlich gab

es noch Skandinavien. Aber das nächstgelegene protestantische Land, das uns mit Ehefrauen und Ehemännern versorgte, war Deutschland, weil es dorthin weitaus mehr familiäre Kontakte gab.»⁴¹

Während das katholische Netzwerk von den Habsburgern dominiert wurde, stand im Zentrum des protestantischen Netzwerks die britische Royal Family. Dafür gab es mehrere Gründe: Für protestantische Adelige, die auf dem Kontinent lebten, galt Grossbritannien seit dem 19. Jahrhundert als Vorbild, Wunschbild und gelegentlich auch Neidbild.⁴² Grossbritannien bot seit 1815 zuerst einmal die Gegenfolie zu Frankreich. Nach den Napoleonischen Kriegen brauchte man einen neuen, politisch korrekten Orientierungspunkt, und die deutsch-britischen Beziehungen waren nicht mit ähnlich emotionsbelastenden Assoziationen belastet wie die deutsch-französischen. Ein weiterer Anziehungspunkt war der wirtschaftliche und gesellschaftliche Erfolg des englischen Adels. Er schien sich problemlos an die Herausforderungen der industriellen Revolution angepasst zu haben, ja sogar von ihr zu profitieren. Ausserdem stand ihm ein grosses Empire zur Verfügung, das Investitionsmöglichkeiten bot und nachgeborene Söhne versorgte. Darüber hinaus hatte der englische Adel die unteren Stände durch Reformen «unter Kontrolle» gebracht und war daher seltener Ziel von politischen Angriffen und Presseattacken.

In den Augen des deutschen Hochadels hatten die englischen Standesgenossen also Überlebensstrategien entwickelt, die man kopieren wollte. Neben dieser Bewunderung gab es auch eine Reihe von pragmatischen Gründen, Kontakt mit dem englischen Adel zu suchen. Für deutsche Hochadelige bedeuteten die Beziehungen zu einer starken Adelsgesellschaft wie der englischen eine Steigerung des eigenen Sozialprestiges und gelegentlich auch politische und ökonomische Vorteile.

Der schnellste Weg nach Grossbritannien führte über die britische Königsfamilie. Bereits die deutschen Ehefrauen von Georg III. und Georg IV. hatten ihre deutschen Verwandten importiert, und dasselbe versuchten Queen Victoria und Prinz Albert. Sie waren mit diversen kleineren Fürstenhäusern verwandt (die wichtigsten davon waren die Häuser Coburg, Leiningen und

Hohenlohe). Die Mitglieder dieser Familien sahen sich selbst als «*Anglo-German*» und bewegten sich mühelos zwischen den beiden Ländern. Genau dieser Umstand sollte sie für *Go-Between-Missionen* im 20. Jahrhundert interessant machen.

Vor allem das Coburg-Netzwerk erwies sich als besonders erfolgreich. Bereits in den 1840er Jahren beschrieb Prinz Alberts Bruder Herzog Ernst II. von Coburg (1818-1893) in einem geheimen Memorandum, mit welchen Methoden man die Familienmitglieder Zusammenhalten solle: «Bitterkeit, Ironie, Spott, muss uns gegeneinander ebenso fremd sein, wie Neid und Eifersucht. Gegen Fremde stehe der eine für den Andern, und Alle für einen.» Ernst II. appellierte hier, in Anlehnung an Dumas' gerade erschienenen Roman «Die drei Musketiere», an den Gemeinschaftsgeist. Die über mehrere Nationen verstreuten Familienmitglieder sollten immer als Einheit agieren:

«Im Gegentheil und im Gegensatz zu andern Häusern muss es den Gliedern unseres Hauses leichter werden, ein mächtiges Ganzes nach Aussen hin zu bilden [...] wenn wir das Bewusstsein in uns wach erhalten, dass wir isoliert wenig, in der Verbindung aller Glieder unendliches anstreben und erreichen können.»⁴³

Für die Familienmitglieder gab es mehrere Gründe, dieser Aufforderung zu folgen. Von einem rationalen Standpunkt aus bot das Familiennetz, ganz nach Pierre Bourdieus berühmten Theorien, soziales, symbolisches und ökonomisches Kapital. Ohne die Familie war man von finanziellen Ressourcen abgeschnitten und gesellschaftlich heimatlos, d.h. ein Bruch mit der Familie konnte dem sozialen Selbstmord gleichkommen.⁴⁴

Ganz abgesehen von diesen rationalen Argumenten gab es allerdings auch eine irrationale Komponente, die diese Netzwerke zusammenhielt: die Macht der Emotionen. Bis heute wird diskutiert, ob Adlige überhaupt in der Lage waren, «echte Gefühle» zu empfinden. Bei dieser Debatte vertreten Medienpersönlichkeiten wie Julian Fellowes (*Downton Abbey*) und der Journalist Peregrine Worsthorne das eine Extrem: Sie charakterisieren die Aristokraten als fürsorgliche Menschen, die sich rührend um das Wohlergehen

ihrer Familienmitglieder und ihres Personals kümmerten. Am anderen Ende der Skala werden Adelige als emotionale Autisten beschrieben. Diesem Argument zufolge sind Adelige den Superreichen aus E Scott Fitzgeralds Roman *Der grosse Gatsby* ähnlich: «sie zerstören Dinge und Lebewesen, und dann ziehen sie sich wieder in ihr Geld oder ihre grenzenlose Leichtfertigkeit zurück oder was auch immer es war, das sie zusammenhielt, und lassen andere das Chaos beseitigen, das sie angerichtet haben.»⁴⁵

Natürlich sind beide Porträts Karikaturen. Fellowes idealisiert den Adel, doch es ist ebenso falsch, einer Gruppe, die vom Konzept des Familienzusammenhalts dermassen besessen ist, eine mangelhafte emotionale Bindungsfähigkeit zu unterstellen. Tatsächlich wurde der Topos der «kalten» herrschenden Schichten und ihres lieblosen Familienlebens schon im 19. Jahrhundert vom aufstrebenden Bürgertum als politisches Kampfmittel benutzt.⁴⁶ Die Kritik richtete sich dabei nicht nur gegen die Oberschicht, sondern auch gegen die Arbeiterschicht, die ihre Kinder nicht liebte und der «Verwahrlosung» preisgab. Oberschichtsfamilien blieben jedoch die Hauptschuldigen. Sie disqualifizierten sich unter anderem dadurch, dass sie ihre Kinder vom Personal aufziehen und von Ammen stillen liessen. Auch Liebesheiraten existierten nach der Argumentation bürgerlicher Kritiker im Adel selten. Man heiratete allein aus Gründen der Ebenbürtigkeit oder um materielle Vorteile zu erlangen – Methoden, die bürgerlichen Familien angeblich völlig fremd waren. Die Untersuchung von Emotionen⁴⁷ blieb folglich einem bizarren Klassenkampf unterworfen. Wer seine Kinder mehr (oder besser) liebte, blieb ein unentschiedener Ideologiekampf der Familiengeschichte. Tatsächlich wissen wir, was das frühe 20. Jahrhundert betrifft, bis heute nicht genug über die emotionalen Bindungen innerhalb von Adelsfamilien.

Ein Grund dafür ist, dass es bürgerliche Historiker sind, die die Geschichte adliger Familien erforschen und ihre eigene Sicht der Dinge haben. Noch entscheidender ist, dass Adelsfamilien Aussenstehenden nur selten Zugang zu ihren Archiven gewähren. Ersatzweise müssen Autobiographien Adelliger herangezogen werden, die jedoch stark gefiltert sind. Ehefrauen werden darin häufig nur en passant erwähnt und – im Höchstfall der Gefühle

– als «gute Kameraden» gelobt. Hierin unterscheiden sich adelige jedoch kaum von bürgerlichen Autobiographien, in denen Ehefrauen und Kinder bis in die 1950er Jahre hinein eine Statistenrolle spielten und allein berufliche Erfolge als erzählenswert galten. *Nicht* über die Familie zu reden, war Teil der vorherrschenden sozialen Artikulation von Gefühlen. Darüber hinaus waren Indiskretionen jeglicher Art verpönt. Im 21. Jahrhundert, in dem fast alles Private öffentlich diskutiert wird, erscheint diese Exklusion des Gefühls suspekt. Etwas zu verschweigen bedeutet jedoch nicht, dass es nicht existiert. Tatsächlich versuchten adelige Familien, ihre Mitglieder auch gefühlsmässig an das Haus zu binden. Das war umso nötiger, als im Adel von einzelnen Familienmitgliedern grosse persönliche Opfer erwartet wurden (Heiratsverzicht der Töchter, um Missheiraten zu vermeiden, Erbverzicht der nachgeborenen Kinder), d.h. also Ansprüche einzelner Familienmitglieder immer wieder begrenzt wurden, was dazu führte, negative Gefühle unter Kontrolle zu bekommen. Das war keine leichte Aufgabe, und daher entwickelte man eine Doppelstrategie. Zuerst einmal mussten alle das geltende Erbrecht durch Familienverträge akzeptieren. Aber das reichte nicht aus – wie Herzog Ernst II. von Coburg ganz richtig erkannt hatte. Man musste die Familienmitglieder auch emotional an das Haus binden. Zunächst einmal wurden die Kinder daher mit emotionsgeladenen Geschichten über die eigene Familie indoktriniert.

Es waren in der Regel die weiblichen Familienmitglieder, die diese Aufgabe übernahmen. Sie verknüpften wichtige historische Ereignisse mit der eigenen Familiengeschichte; sie emotionalisierten Geschichte und passten ihre Erzählung an die jeweiligen Zeitläufe an. In diesen Familiengeschichten gab es immer einen Helden oder Märtyrer als Vorbild sowie ein schwarzes Schaf als abschreckendes Beispiel. Auf diese Weise wurde die eigene Familiengeschichte für die Nachkommen zu einer hoch emotionalen Angelegenheit. Kinder waren stolz auf die Traditionen ihres Hauses und wollten in die Fussstapfen glorreicher Vorfahren treten.⁴⁸

Adelige Familien tradierten also ihre Geschichte als Erfolgsgeschichte an ihre Nachkommen. Aber auch Bedrohungs- und Verlustererfahrungen konn-

ten, gut dosiert, ebenfalls instrumentalisiert werden, um den emotionalen Familienzusammenhalt zu stärken. Das Leiden der Familie in Zeiten von Verfolgung und «Entrechtung» sorgte für emotionale Sinnstiftung bei den Nachkommen. Es überrascht zum Beispiel kaum, dass französische Adelige noch heute ihren Kinder die Französische Revolution als «Teufelswerk» erklären. Gemeinsame Feindbilder verstärken bekanntermassen die Bindung einer Gruppe. Jede Adelsfamilie hatte folglich, je nach Religion und politischer Tradition, verschiedene «bêtes noires» vorzuweisen, die die gesamte gesellschaftliche Skala abdeckten. Rebellische Bauern konnten hier genauso zum Gegner stilisiert werden wie konkurrierende Herrscherhäuser, die einst die Souveränitätsrechte der Familie eingeschränkt hatten. Letzteres war der Fall bei den Hohenlohes und Leiningens, den deutschen Verwandten von Queen Victoria. Sie hatten Anfang des 19. Jahrhunderts ihren Status als Herrscherhäuser verloren. Dieses Trauma hinterliess auch noch in späteren Generationen tiefe Spuren. Es waren Verlusterfahrungen, die alle Familienmitglieder verbanden.

Eine weitere Methode, Gefühle des Zusammenhalts zu wecken, konnte mit Memorabilien erzielt werden. Adelige Kinder waren ständig von emotional aufgeladenen Erinnerungsstücken umgeben: hier ein Schwert, das dem tapferen Familiengründer gehört hatte, dort ein Helm, den der Held der Familie getragen hatte, als er selbstlos auf dem Schlachtfeld sein Leben opferte.

Noch heute kann man beim Betreten eines Schlosses schnell erkennen, welcher Vorfahre in den Mittelpunkt der Erinnerung und damit der Emotionen gerückt werden soll. Auf dem englischen Landsitz Broadlands zum Beispiel wird überraschenderweise nicht des Premierministers Lord Palmerston gedacht, des berühmtesten Bewohners dieses Countryhouses, sondern des weniger bedeutenden Lords Mountbatten, des Onkels von Prinz Philip. Mountbatten hat Broadlands als einen regelrechten Schrein seiner Erfolge hinterlassen. Seine Tennispokale und Militärtrophäen schmücken die Räume, und das Heimkino zeigt Filmaufnahmen von seinen «glorreichen» Militäreinsätzen im Zweiten Weltkrieg.

Ein Mann, der innerhalb eines emotionsbeladenen Familienverbandes aufwuchs und von dieser Familie geprägt wurde, wird in den folgenden Kapiteln eine wichtige Rolle spielen: Herzog Carl Eduard von Sachsen-Coburg und Gotha. Er interpretierte Ernsts II. geheimen Wahlspruch «Einer für alle und alle für einen!» auf seine sehr eigene Weise. Diese Interpretation sollte es ihm ermöglichen, an zwei Höfen zu reüssieren: am Hofe Kaiser Wilhelms II. als auch bei Adolf Hitler.

Um zu verstehen, warum der Herzog von Coburg ein heimlicher Helfer für die Nazis wurde, muss man sich näher mit seiner Jugend beschäftigen.

Carl Eduard kam 1884 als Charles Edward in England zur Welt. Sein Vater, Leopold Duke of Albany, war der intelligenteste von Queen Victorias Söhnen: Er hatte in Oxford studiert und zu seinen Studienfreunden zählte unter anderem Lewis Carroll, der Autor von *Alice im Wunderland*.

Leopold war Bluter und niemand erwartete, dass er ein normales Leben führen, geschweige denn Kinder in die Welt setzen würde. Und doch gelang es Queen Victoria 1882, eine Frau für ihn zu finden: Helene Friederike Auguste zu Waldeck und Pyrmont. Für Helenes Familie bedeutete die Einheirat in die britische Königsfamilie einen enormen Prestigegewinn. Doch die Ehe dauerte am Ende nur zwei Jahre. 1883 kam Tochter Alice zur Welt (benannt nach der Heldin aus *Alice im Wunderland*) und ein Jahr später Charles Edward.

Leopold erlebte die Geburt seines Sohnes nicht mehr; er starb fünf Monate zuvor an den Folgen eines Sturzes. Seine Frau Helene war mit 23 Jahren Witwe mit zwei kleinen Kindern geworden. Durch Leopolds Tod hatte sich darüber hinaus ihr gesellschaftlicher Status innerhalb der königlichen Familie verringert. Ihre Frustration über diese Situation und die Nähe zu ihren deutschen Verwandten sollte sich später indirekt auf Charles Edwards Nazi-Karriere auswirken.

Während Leopold künstlerisch begabt und belesen war, erbte sein Sohn Charles Edward nichts von dieser intellektuellen Neugier. Was er allerdings erbte, war der schlechte Gesundheitszustand seines Vaters. Charles galt in der Familie als äusserst nervöser und fragiler Junge, der ständig bei seiner



Abbildung 1: Der junge Charles Edward (der spätere Carl Eduard Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha) mit seiner Mutter und Schwester Alice.

älteren Schwester Alice Schutz suchte (ein Muster, das sich bis zu seinem Tod wiederholen würde). Alice selbst war kerngesund, aber sie trug das Bluter-Gen in sich und gab es später an ihre eigenen Söhne weiter.

Charles Edward (*Abbildung 1*) war einer von vielen Enkeln Queen Victorias und man erwartete folglich, dass er ein privilegiertes und völlig unspektakuläres Leben führen würde. Wäre er in England geblieben, hätte man ihn mit einem Posten bei den Streitkräften versorgt. Aber dann kam alles anders:

Im Jahr 1899 beging sein Coburger Cousin Alfred nach einem Familienstreit Selbstmord. Der junge Erbprinz Alfred war der einzige Sohn von Herzog Alfred von Sachsen-Coburg und Gotha, dem zweitgeborenen Sohn Queen Victorias. Da der Herzog als schwer krank galt, wollte Victoria nun Arthur, ihren drittgeborenen Sohn, als designierten Nachfolger einsetzen. Doch Arthur Duke of Connaught hatte den Rang eines britischen Generals, und die deutsche Presse lehnte die Idee von Anfang an als völlig inakzeptabel ab. Für sie waren die Mitglieder der britischen Königsfamilie Ausländer, die nichts vom Deutschen Reich, geschweige denn Coburg, verstanden. Zeitungen wie die *Leipziger Neuesten Nachrichten* bestanden daher auf einem deutschstämmigen Herzog: «Wie demütigend ist es für einen Landtag, wie beschämend für das ganze Volk, in fremde Hände gegeben zu werden wie ein totes Erbstück in der Familie.»⁴⁹ Der Slogan: «deutsche Throne nur für deutsche Prinzen» wurde ins Leben gerufen, und das *Berliner Tageblatt* fügte hinzu:

«Was aber vor dem Jahre 1866 immerhin erträglich war, das ist seit seiner Zeit schier unerträglich geworden. Denn das grösste Gut, welches drei blutige Kriege dem deutschen Volke gebracht haben, das ist das vor dem fast verloren gegangenen, nun wiederum erwachten Nationalbewusstsein. Die Fürsten, die von dem ersten Kanzler als die Erhalter und Pfleger des neu erstandenen deutschen Reiches in erster Linie gepriesen worden sind, sie müssen deutsche Fürsten sein; es ist unmöglich, dass zwei Seelen in ihrer Brust leben können: eine deutsche und eine fremde.»⁵⁰

Dieser Verweis auf Goethes *Faust* war ein klischeehaftes, aber durchaus effektives Bild. Wer «zwei Seelen» in sich trug, konnte zu einem Ernst zu nehmenden «Sicherheitsrisiko» werden. Da Coburg-Gotha seit 1871 Teil eines Nationalstaates war, wurde argumentiert, dass der zukünftige Herzog in seiner Rolle als Bundesfürst im Kriegsfall gegen England entscheiden müsse. Die «Kölnische Zeitung» kam folglich zu dem Schluss:

«Auch das Deutsche Reich hätte ein dringendes Interesse daran, zu verhindern, dass ein Ausländer, dessen Geistesleben und dessen

Interessen im Auslande wurzeln, den Thron eines deutschen Bundesstaates besteigt. Denn der ewige Bund, den die deutschen Fürsten zum Schutze des Bundesgebietes und des innerhalb desselben gültigen Rechtes sowie zur Pflege der Wohlfahrt der deutschen Völker nach den blutigen Opfern des franz. Krieges miteinander geschlossen haben, kann unmöglich gedeihen, wenn nicht innerhalb des Kreises dieser verbündeten Fürsten volles Vertrauen und volle Hingabe an die Interessen dieses Bundes bestehen. Ist auch nur einer dieser Bundesfürsten ein Ausländer, so erleidet dieses unbedingt erforderliche Vertrauensverhältnis einen schweren Stoss.»⁵¹

Für die meisten regierenden Familien muss dies bizarr geklungen haben. Viele hatten Blutsverwandte im Ausland und «Vertrauen» basierte für sie auf völlig anderen Kriterien.

Interessant ist jedoch, mit welcher Form des Krisenmanagements sie reagierten. Anfangs unterschätzte man völlig den Ernst der Lage. Zugeständnisse wurden nicht in Betracht gezogen. Erst als Wilhelm II. die Situation zur Chefsache erklärte, geriet Bewegung in die Verhandlungen.

Der Kaiser, stets empfindlich gegenüber der Presse und daher permanent gekränkt, erkannte, dass man Kompromisse gegenüber den nationalen Gefühlen machen musste. Auch seine Grossmutter, Queen Victoria, hatte mittlerweile ihre eigenen Gründe, Flexibilität zu zeigen. Charles Edwards Schwester Alice schrieb in ihren Memoiren:

«Grossmama [Queen Victoria] schickte einen Brief an Mutters Privatsekretär Sir Robert Collins, um ihm mitzuteilen, dass Onkel Arthur [Connaught], ihr Lieblingssohn, England wegen seiner militärischen Pflichten auf keinen Fall verlassen könne. Und da sein junger Sohn, Prinz Arthur, nicht allein nach Deutschland gehen und von der Familie getrennt werden könne, wurde als Nächster in der Rangfolge Charlie auserwählt. Er sollte jetzt für das Herzogtum ausgebildet werden.»⁵²

Im Juni 1899 lehnte Arthur Connaught also die Nachfolge im Herzogtum Sachsen-Coburg und Gotha offiziell ab. Der Kaiser, Queen Victoria und der gesundheitlich angeschlagene Herzog Alfred von Coburg hatten sich statt-

dessen auf den 14-jährigen Charles Edward geeinigt. Er war Halbweise und immer noch jung genug, um ein «richtiger Deutscher» zu werden. Die örtliche Coburger Zeitung zeigte sich hocheifrig über die Entscheidung, zumal Charles Edwards Mutter – eine «echte Deutsche» – zugesagt hatte, mit ihrem Sohn dauerhaft im Deutschen Reich zu leben. Er würde eine deutsche Erziehung erhalten und im deutschen Heer dienen.

Charles Edward war damit zu einem Testfall geworden. Eine zunehmend selbstbewusste Öffentlichkeit hatte die Frage gestellt, ob internationale Familien überhaupt in der Lage wären, ein «echtes» Nationalgefühl zu entwickeln. «Hybride» wollte man auf keinen Fall tolerieren. Der Erbfall in Coburg gab somit allen international vernetzten Familien einen ersten Vorschmack darauf, was 1914 auf sie zukommen würde.

Während der Kaiser die Zeichen der Zeit erkannte, hatte Queen Victoria dagegen sehr viel länger gebraucht, die nationale Stimmungslage der Deutschen zu verstehen. Für sie symbolisierte Coburg immer noch das malerische kleine Städtchen, aus dem ihr Mann stammte, ein verzauberter Ort. Sie war nicht die Einzige, die so dachte: Für den durchschnittlichen britischen Zeitungsleser war das Herzogtum Coburg ein irrelevanter «Pumpnickel-Staat» mit ein paar Spielzeugsoldaten. Dabei übersahen sie jedoch alle einen wichtigen Punkt: Coburg war das nationalistischste Herzogtum in ganz Deutschland. Wenn man das Anwachsen des deutschen Nationalismus verstehen will, bietet der Ort die ideale Fallstudie: Coburg entwickelte sich von einem Herzogtum, das in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die nationale Einheit propagierte, im Laufe der Jahrzehnte zu einem Sammelbecken für nationale Chauvinisten. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde es ein Refugium für die radikale Rechte und am Ende war die Stadt Coburg die erste in Deutschland, die von Nationalisten regiert wurde.⁵³

Sobald die Entscheidung getroffen worden war, Charles Edward in den Deutschen Carl Eduard zu verwandeln, wachte die Presse mit Argusaugen darüber, wie das Experiment verlaufen würde. Die Familie stand unter intensiver Beobachtung und musste vorsichtig agieren. Sie bemühte sich, nicht zu enttäuschen. Es wäre naheliegend gewesen, Carl Eduard zuerst einmal direkt

nach Coburg zu schicken. Herzog Alfred hatte angeboten, seinen jungen Nachfolger höchstpersönlich «auszubilden» Doch die Familie gab ihm einen Korb. Es war zu riskant, mit Alfred in Verbindung gebracht zu werden, er galt als zu britisch und hatte darüber hinaus noch den Ruf, Alkoholiker zu sein. Auch das Angebot von Queen Victorias Tochter Vicky (der verwitweten Kaiserin Friedrich), den jungen Carl Eduard auf ein Gymnasium in Frankfurt zu schicken, lehnte man ab. Der Grund dafür waren antisemitische Ressentiments. Wie Alice in ihren Memoiren erklärt, hätte ihr Bruder «Charlie» (Carl Eduard) nicht auf eine Schule gehen können, die von Juden bevölkert war:

«Tante Vicky [Kaiserin Friedrich], die sich ständig einmischte, obgleich sie zu dieser Zeit an Krebs starb, wollte, dass Mutter ihn [Charlie] auf eine Schule in Frankfurt schickte, die angeblich sehr modern war, die aber vor allem von Söhnen reicher Juden besucht wurde.»⁵⁴

Stattdessen kümmerte sich der Kaiser persönlich um die Erziehung seines jungen Cousins. Er nahm sich vor, aus Carl Eduard einen preussischen Offizier zu machen – inklusive der entsprechenden politischen Gesinnung. Natürlich hielt sich Carl Eduards Interesse an Politik zu diesem Zeitpunkt noch in Grenzen. Während seiner Schulzeit in England hatte er sich nicht für Politik interessiert. Vielleicht wusste er, dass seine Grossmutter, Queen Victoria, seit den 1880er Jahren die britische Konservative Partei unterstützte und eine begeisterte Imperialistin war. Allerdings war sie klug genug, ihre politischen Ansichten nicht öffentlich zu machen. Carl Eduards neuem Mentor, Kaiser Wilhelm II., hingegen lag solche Zurückhaltung fern. Der Kaiser befand sich mit zwei Parteien in einer Dauerfehde: der SPD und der katholischen Zentrumspartei. Fast alle Angehörigen der Familie Hohenzollern teilten seine Ressentiments und verachteten den Reichstag. In dieser aufgeladenen politischen Atmosphäre wuchs der junge Carl Eduard auf. Der Kaiser hatte nicht vor, seinem «Schüler» Achtung vor dem Parlament zu lehren – im Gegenteil: Carl Eduard sollte lernen, es zu verachten. Die politische Saat des Kaisers würde am Ende auf höchst fatale Weise aufgehen.

Bei seiner Ankunft in Berlin war Carl Eduard 15 Jahre alt – das ideale Alter für ein Versuchskaninchen. Für den Kaiser wurde er zum «siebten» Sohn. Da Wilhelm II. bekanntlich selbst immer wieder unter seinem englischen Erbe litt, muss ihm Carl Eduards Verwandlung in einen Deutschen wie eine Korrektur seiner eigenen Erziehung erschienen sein. Alice beschrieb ihren Wohltäter Kaiser Wilhelm später als anspruchsvoll, aber «von Natur aus freundlich und grosszügig». Seine Frau und vor allem seine Kinder waren «eine Freude» und nahmen sie und Charlie wie «zwei weitere Geschwister» auf. Die einzige Ausnahme war ihrer Meinung nach Kronprinz Wilhelm: «Er war ziemlich verwöhnt und eingebildet.»⁵⁵

Es bleibt unklar, ob Alice nicht wusste oder nicht wissen wollte welche makaberen Spässe der Kaiser mit ihrem Bruder trieb. Der Graf von Zedlitz-Trützler verzeichnete in seinem Tagebuch noch 1905: «Der Kaiser liebt es, seinen Spass mit ihm [Carl Eduard] zu treiben. Meist kommt es dabei aber so, dass er ihn kneift und pufft, dass der arme kleine Herzog eigentlich in regelrechter Weise verprügelt wird.»⁵⁶

Da seine Mutter eine deutsche Fürstin war, hatte Carl Eduard keine Sprachprobleme, als er auf die Kadettenanstalt in Lichterfelde kam. Er erzielte schon bald in Deutsch bessere Noten als in Englisch. Der Kulturschock wurde auch dadurch abgeschwächt, dass er jederzeit Verwandte besuchen konnte. Seine Wochenenden verbrachte er bei ihnen und in der Villa seiner Mutter in Potsdam. Für eine Weile verlief damit alles in geregelten Bahnen, doch dann veränderte sich die Sachlage. Der Tod des kränkelnden Herzogs Alfreds war zu erwarten gewesen, aber niemand hatte damit gerechnet, wie schwer Carl Eduard davon getroffen wurde. Laut den Berichten seiner Verwandten erlitt der Junge bei der Beerdigung des Herzogs beinahe einen Zusammenbruch. Seine Tränen galten wahrscheinlich nicht so sehr dem Tod eines Onkels, den er kaum gekannt hatte, sondern der Angst vor der neuen Verantwortung. Er war erst 16 Jahre alt und weit davon entfernt, eine derartige Herausforderung zu bewältigen. Sein einziger Trost in dieser Situation war, dass ihm noch weitere fünf Jahre bis zur Volljährigkeit blieben. Ein Regent übernahm während dieser Zeit die Verwaltung der Herzogtümer und

Carl Eduard konnte seine Ausbildung fortsetzen. Trotzdem wurde er jetzt immer häufiger von Heimweh geplagt. Als er 1902 wegen Examensprüfungen in den Ferien nicht nach London reisen konnte, schrieb er an seine Schwester: «Du kannst dir nicht vorstellen, wie schwer mir die Entscheidung fiel, nicht nach England zu gehen.»⁵⁷ Auch wenn Carl Eduard sich äusserlich in einen Deutschen verwandelt hatte, fühlte er sich weiterhin als Brite. Als seine Schwester sich 1903 verlobte, schrieb er:

«Liebste Tigs,

du kannst dir nicht vorstellen, wie sehr mich deine Verlobung freut, auch wenn sie uns trennt [...]. Du wirst nicht verstehen können, wie froh ich bin, dass mein Schwager Engländer ist; auch wenn ich das nicht sagen sollte, ich kann einfach nicht anders.

Algy war mir immer ein guter Freund, daher kann ich nur sagen, dass ich wirklich sehr glücklich bin, dass er dein Ehemann wird.

Ich hoffe nur, dass er nicht nach Afrika gehen muss.»⁵⁸

Für Carl Eduard war «Algy» ein Engländer, obwohl auch er deutsche Wurzeln hatte. Er war ein Teck, der jüngste Bruder der englischen Queen Mary, und als solcher die gleiche deutsch-englische «Mischung» wie Carl Eduard. Aber da Algy in England lebte und auch dort Karriere machen konnte, war er für Carl Eduard der ideale Schwager. Algy lebte das Leben, das Carl Eduard gerne gelebt hätte – wenn er nicht zum Deutschen gemacht worden wäre.

Nach dem Abitur (seine Noten wurden nie veröffentlicht) blieb er einige Zeit lang in Berlin und absolvierte eine Ausbildung im preussischen Innenministerium und in der preussisch-königlichen Vermögensverwaltung. 1903 wurde er dann nach Bonn geschickt, um dort Jura zu studieren. Bereits sein Grossvater Albert hatte die Universität Bonn besucht, doch im Gegensatz zum wissbegierigen Albert war Carl Eduard nicht auf der Suche nach geistigen Anregungen. Während seiner drei Semester in Bonn zeigte er vor allem Interesse am ausserakademischen Studentenleben und trat dem Corps Borussia bei. Da seine Beziehung zum anderen Geschlecht ambivalent verliefen, beschloss seine Familie, ihn so rasch wie möglich zu verheiraten. Wie gewohnt stellte sich Kaiser Wilhelm als emsiger Heiratsvermittler zur Verfügung. Seine Wahl fiel auf Viktoria Adelheid, eine Nichte seiner Frau. Vikto-

ria war die Tochter des Herzogs von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg und galt als treue Anhängerin der Hohenzollern. Ihr ausgeprägter mütterlicher Instinkt machte sie zur idealen Kandidatin, um einen unreifen jungen Mann wie Carl Eduard unter Kontrolle zu bringen. Man befahl ihm, um ihre Hand anzuhalten. Er folgte und demonstrierte Enthusiasmus. An seine Schwester schrieb er: «Liebste Tigs, ich sehne mich danach, dass du Viktoria kennenlernst, sie ist ein so liebes Mädchen. Ich bin mir sicher, dass du meine Wahl gutheissen wirst.»⁵⁹ Tatsächlich hatte er in dieser Angelegenheit keine Wahl gehabt.

Als Carl Eduard schliesslich 1905 die Herzogtümer übernahm, schienen seine Qualifikationen beeindruckend – er besass eine deutsche Ausbildung und eine deutsche Ehefrau. Er war 21 Jahre alt und er wusste, dass von ihm jetzt erwartet wurde, eine vorbildliche Herrscherfamilie zu gründen, ganz nach dem Vorbild von Victoria und Albert. Aus diesem Grund beeilte er sich, einen Erben in die Welt zu setzen (sowie Töchter), und trat unzähligen patriotischen Vereinen in Coburg und Gotha bei, um seine vaterländische Gesinnung zu demonstrieren. Doch trotz all dieser Bemühungen wurde er in den Herzogtümern zunächst einmal nicht populär. Das galt vor allem für das Herzogtum Gotha. Gotha war erst 1826 mit dem Herzogtum Coburg vereinigt worden und die Fusion war von Anfang an ein Misserfolg gewesen. Geographisch lagen Coburg und Gotha 100 Kilometer voneinander entfernt, getrennt durch den Thüringer Wald und ein Gebiet, das dem Haus Sachsen-Meiningen gehörte. Wenn sie einander nicht aus geschäftlichen Gründen besuchen mussten, mieden die Coburger und die Gothaer den Kontakt miteinander. Ein Grund dafür war auch, dass die Gothaer Bevölkerung ihren Anschluss an das Herzogtum Coburg im Jahr 1826 noch immer als «feindliche Übernahme» betrachtete.⁶⁰

Prinz Alberts Mutter Luise war die Erbin Gothas gewesen. Wäre sie mit dem Coburger Herzog Ernst I. verheiratet geblieben, so hätten sich die Gothaer mit der anschliessenden Vereinigung der beiden Herzogtümer vielleicht angefreundet. Aber die Ehe scheiterte, und Ernst I. schickte seine Frau ins Exil. Die Bevölkerung von Gotha fühlte sich bald darauf genauso

schlecht behandelt wie die entsorgte Herzogin. Tatsächlich trennten Gotha und Coburg Welten in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht. Das reiche Coburg war konservativ und somit für einen Herzog sehr viel attraktiver als das aufrührerische und chronisch verarmte Gotha. Jahrelang waren die Herzogtümer auf dem Papier vereint und wuchsen doch nie zusammen. In Gotha gab es 1905 eine grosse Anzahl von SPD-Wählern, die es als äusserst bizarr empfanden, dass der neue Herzog Carl Eduard bei Hofe einem nahezu absolutistischen Lebenswandel frönte. Die sehr viel konservativeren Coburger waren in dieser Hinsicht zwar verständnisvoller, aber der Herzog erschien auch ihnen nicht volkstümlich genug. Unter anderem kritisierten sie, dass er sich stets von einem Polizisten begleiten liess, wenn er zu Fuss in der Stadt unterwegs war. Auch seine englische Wesensart wirkte befremdlich: Noch immer sprach er Deutsch mit Akzent und alle waren sich einig, dass er fremdländisch wirkte.⁶¹

Ob es ihm nun gefiel oder nicht: Mit seiner englisch-deutschen Identität war und blieb Carl Eduard in seinem eigenen Haus ein Fremder. Ironischerweise war es jedoch gerade dieser «Makel», der sich später als sein grösster Vorteil erweisen sollte und ihn zu einem der erfolgreichsten *Go-Betweens* für Hitler machte.

Das katholische Netzwerk: Fürst Fürstenberg und Kaiser Wilhelm II.

Lange bevor Carl Eduard zum *Go-Between* wurde, war ein anderer einflussreicher Adliger in dieser Rolle erfolgreich: Fürst Maximilian Egon II. zu Fürstenberg (1863-1941). Wie der Herzog von Coburg wurde auch Fürstenberg später zu einem begeisterteren Anhänger Hitlers.

Bevor Fürstenberg zu den Nazis überlief, war er der engste Freund Kaiser Wilhelms II. Schon das allein ist eine aussergewöhnliche Leistung, denn Fürstenberg war Katholik und Österreicher, zwei Attribute, die man im engeren Freundeskreis von Wilhelm II. selten fand.

Der Kaiser war ein vehementer Protestant und zeigte sich auch gegenüber seinem Bündnispartner Österreich-Ungarn oft misstrauisch. Es war Fürstenbergs Auftrag, das zu ändern. Fast zwanzig Jahre lang betätigte er sich als Geheimkanal zwischen Wien und Berlin und versuchte auf diesem Weg, den deutsch-österreichischen Zweibund zu stärken. Als das Deutsche Reich in der Julikrise 1914 Österreich-Ungarn zur Seite stand, hatten sich seine Träume erfüllt.

Max Egon Fürstenbergs Auftraggeber waren die Habsburger. Neben Fürstenberg werden in diesem Buch später noch zwei weitere Personen eine wichtige Rolle spielen, die die Habsburger als ihr grosses Vorbild ansahen: Prinz Max zu Hohenlohe-Langenburg (1879-1968) und Prinzessin Stephanie zu Hohenlohe (1891-1972). Wie Fürstenberg wuchsen auch diese Adelligen in der Habsburger Monarchie auf und benutzten bis in die 1930er Jahre hinein die Methoden des Habsburger-Netzwerks. Genau wie das protestantische Netzwerk, dem Carl Eduard Coburg angehörte, genossen die Mitglieder des katholischen Netzwerks zahlreiche Vorteile: Zugang zu Ehepartnern mit hohem sozialem Status und ausgezeichnete Karrierechancen. Im Gegenzug erwartete man von allen Familienmitgliedern Gehorsam – die Interessen des «Hauses» mussten immer die Wünsche des Einzelnen überwiegen. Jeder sollte hierfür seinen Teil beitragen und dazu gehörten auch *Go-Between-Missionen*.

Das Haus Fürstenberg hatte den Habsburgern seit Generationen als Diplomaten und Militärs gedient. Das Arrangement war für beide Seiten vorteilhaft und Max Fürstenberg wollte diese Tradition unbedingt fortsetzen. Anders als sein Bruder, der Diplomat wurde, entschied er sich jedoch dazu, hauptsächlich hinter den Kulissen zu arbeiten.

Um zu verstehen, warum Fürstenbergs Tätigkeit als heimlicher Helfer vor 1914 so wertvoll für die Habsburger war, müssen wir zunächst das Verhältnis des Deutschen Reiches zu Österreich-Ungarn etwas näher beleuchten. Wie konkurrenzbeladen diese Beziehung war, zeigt niemand besser als Robert Musil in seinem Roman *Der Mann ohne Eigenschaften*: Bei Musil beschliessen 1913 patriotische österreichische Kreise eine «Vaterländische Aktion». Um das 30-jährige Regierungsjubiläum von Kaiser Wilhelm II. zu

übertrumpfen, will man Kaiser Franz Josephs 70-jähriges Jubiläum mit bombastischen Feierlichkeiten begehen.⁶² Das Fest soll den kulturellen und intellektuellen Reichtum Österreich-Ungarns demonstrieren, dem der Emporkömmling Deutschland wenig entgegenzusetzen hat. Man sucht nur noch nach einem Motto für die Feierlichkeiten – entweder soll es «österreichisches Jahr 1918» lauten oder «westösterreichisches Friedensjahr 1918». Diese fiktive Szene in Musils Roman ist nicht nur ein ironischer Kommentar auf die Vorkriegsgesellschaft Österreich-Ungarns und ihre Fixierung auf den vergräbten Kaiser Franz Joseph, der schon 1916 sterben würde. Musils Österreicher irren sich nicht nur im Timing, sie scheinen auch den Realitäten der Weltpolitik komplett entrückt zu sein. Unter anderem ignorieren sie, dass Österreich-Ungarn sich in einer Allianz mit dem Deutschen Reich befand.

Fürst Fürstenberg verlor diese Tatsache niemals aus den Augen. Sein Ziel war es, die gemeinsame Allianz so weit wie möglich zu stärken.

Dass die Deutschen so lange am Zweibund festhalten würden, war bei seiner Entstehung 1879 nicht vorzusehen. Doch da es Bismarcks Erben letztendlich nicht gelang, ein alternatives Allianzsystem aufzubauen, blieb das Deutsche Reich, gemeinsam mit Österreich-Ungarn, Teil des fragilen Zweibundes (und später, mit Italien, des Dreibundes). Dieses Allianzsystem ist diplomatiegeschichtlich bereits vorbildlich aufgearbeitet worden⁶³ – was jedoch vernachlässigt wurde, ist ein Blick hinter die Kulissen, auf die inoffiziellen Kontakte. Welche Gruppen unterstützten den Zweibund? Mit anderen Worten: Wie viel wirkliches Leben steckte hinter der politischen Fassade? Auf den ersten Blick lautet die Antwort: ausgesprochen wenig.

Natürlich war ein Grund dafür die schwer zu überwindende Verbitterung nach dem Österreichisch-Preussischen Krieg von 1866. Zwischen 1867 und 1912 verzeichneten die Postämter zum Beispiel eine deutliche Abnahme der Korrespondenz zwischen den beiden Ländern.⁶⁴ Das Verhältnis von Österreichern und Deutschen schien dem berühmten Bonmot von George Bernard Shaw zu entsprechen, sie blieben «durch eine gemeinsame Sprache getrennt».

Natürlich gab es im Deutschen Reich nach wie vor ein Interesse an Österreich-Ungarn, aber es war schwer zu quantifizieren. Befürworter des Bünd-

nisses vermutete man vor allem unter deutschen Katholiken, die sich allein schon aus religiösen Gründen Österreich nahe fühlten, sowie bei deutschen Intellektuellen und Künstlern, die die Stimulation des Wiener Kulturlebens suchten.

Die wichtigste Gruppe jedoch, die das deutsch-österreichische Bündnis während dieser Zeit unbeirrt unterstützte, war eine Handvoll «grossdeutsch» denkender Hochadliger.⁶⁵ Unter ihnen befanden sich führende deutsch-österreichische Adelsfamilien wie die Häuser Fürstenberg, Hohenlohe, Thurn und Taxis sowie Oettingen-Wallerstein. Sie sahen sich als Angehörige des österreichischen wie des deutschen Hochadels. Die Familie Thurn und Taxis beispielsweise stand durch Ehebeziehungen nicht nur Österreich-Ungarn nahe, sondern auch Italien (und war damit im wahrsten Sinne des Wortes eine Verkörperung des Dreibundes).

Mental blieben diese Häuser enger mit der Habsburger-Dynastie verbunden als mit den Hohenzollern. Die Zeitungsabonnements des Fürst Oettingen-Wallerstein waren typisch für ein Leben zwischen Wien und München. Sein Diener notierte 1911: «Von Zeitungen liest der Herr Fürst die Neue Freie Presse, die Münchner Neuesten, einige Illustrierte Zeitschriften und mit besonderer Vorliebe die Wiener Sportzeitung.»⁶⁶ Berliner Zeitungen waren ganz offensichtlich nicht darunter. Da diese Hochadeligen Untertanen zweier Kaiser waren, wird häufig erst aus dem Kontext ihrer Briefe ersichtlich, ob es sich beim erwähnten «Kaiser» um Franz Joseph oder Wilhelm II. handelt. Als 1916 Kaiser Franz Joseph starb, schrieb zum Beispiel die schwäbische Hochadelige Therese Waldburg-Zeil an ihren Mann: «Der Tod des alten Kaisers geht mir sehr nahe, seit drei Generationen war er der Kaiser.»⁶⁷ Obwohl sie im Deutschen Reich lebte, blieb «ihr» Kaiser der alte Franz Joseph. Aufgrund dieser mentalen Landkarte war es für die grossdeutschen Adligen völlig natürlich, die Allianz zu unterstützen.

Darüber hinaus gab diese Allianz ihnen auch die Möglichkeit, politisch relevant zu bleiben. Vor allem Fürstenberg hatte ein besonders grosses Interesse daran, relevant zu bleiben. Von 1899 bis 1918 «pendelte» er zwischen Wien und Berlin. Was ihn zum idealen politischen Verbindungsmann

machte, war seine intime Freundschaft mit Kaiser Wilhelm II. (*Abbildung 2*).

Bis heute hat man Fürstenbergs wichtige Rolle in der Vorkriegspolitik weitestgehend ignoriert. Es existiert keine Biographie über ihn und in der

Abbildung 2: Wilhelm II. (1859-1941), deutscher Kaiser 1888-1918, und Fürst Max Egon II. zu Fürstenberg.



Literatur wird er in der Regel als «Jagdkumpan» Wilhelms II. marginalisiert – ein Mann, der vor allem anzügliche Witze zum Besten gab. In Wirklichkeit war Max Egon sehr viel mehr als ein Witzeerzähler: Er war ein *homo politicus*, der mit Hilfe des Kaisers die deutsch-österreichischen Beziehungen beeinflussen wollte.⁶⁸ Seine Zeitgenossen ahnten, dass die Freundschaft eines österreichischen Adligen mit dem deutschen Kaiser nicht völlig ungefährlich war. In der zeitgenössischen Publikation *Rund um den Kaiser* beschreibt Friedrich Wille Fürstenberg sogar als eine gefährliche Schlüsselfigur:

«Der deutsch-österreichische Grandseigneur und Multimillionär, ist die Macht hinter dem deutschen Throne. Kein Mann der höchsten Kreise hat den gleichen Einfluss; wenige haben jemals das Vertrauen Wilhelms II. in so ausgedehntem Masse genossen [...]. Der Kaiser [bat] dem Vernehmen nach, seinen plutokratischen Busenfreund, Reichskanzler zu werden, die Rolle des treuen Freundes gegen die des ersten und verantwortungsreichsten Beraters der Krone zu vertauschen.»⁶⁹

Letzteres war eine provokante Übertreibung, aber auch in seriösen Diplomatentreisen fürchtete man Fürstenberg. Aus der Königlich Preussischen Gesandtschaft in Baden erreichte das Auswärtige Amt 1909 folgender Bericht:

«Von verschiedenen Seiten habe ich hier in neuerer Zeit bei urteilsfähigen Personen die Ansicht vertreten gefunden, dass das besondere Vertrauen und die Freundschaft mit welcher Seine Majestät der Kaiser und König den Fürsten zu Fürstenberg beehre, politisch nicht ganz erwünscht sei. Man behauptet, S. Durchlaucht wirke nicht selten in wenig nützlichere, vielleicht sogar schädlicher Weise auf unseren allergnädigsten Herren ein, er sei allzu temperamentvoll, oft einseitig und politisch nicht massvoll [...]. Nur bei der Entwicklung unseres Verhältnisses zu Österreich habe er ohne Zweifel wohl im guten Sinne mitgeholfen. Ich kenne den Fürsten nur oberflächlich, kann deshalb eine eigene Meinung nicht äussern, möchte aber Eurer Exzellenz diesen hier anscheinend ziemlich verbreiteten Eindruck wenigstens im Vertrauen nicht ver-

schweigen, umso weniger als bisweilen auch bei Hofe nicht gerade günstig über den politischen Einfluss des Fürsten gesprochen wird.»⁷⁰

Die Quelle dieses Berichts war mit grosser Wahrscheinlichkeit Luise Grossherzogin von Baden, Tochter Kaiser Wilhelms I. Sie sah sich als die wichtigste Vermittlerin zwischen Preussen und Süddeutschland und duldet auf diesem Gebiet keine Rivalen. Luise war nicht die Einzige, die in Fürstenberg einen politischen Konkurrenten witterte. Reichskanzler Bernhard von Bülow verdächtigte Fürstenberg in seinen Memoiren, dem Deutschen Reich geschadet zu haben:

«Wilhelm II. hatte in der zweiten Hälfte seiner Regierung eine grosse Vorliebe für den Fürsten Max Egon Fürstenberg, der durch Erbschaft auch in Baden ansässig, aber von Geburt, durch sein Wesen, seine Traditionen und Neigungen ganz Österreicher war. Er besuchte Fürstenberg jedes Jahr, nahm ihn auf Reisen mit und, ähnlich wie den Earl of Lonsdale, auch auf die deutschen Manöver. Der deutsche Kaiser hatte keine Geheimnisse vor dem Österreicher Fürstenberg, weder persönliche noch politische, er zeigte diesem selbst sekrete Berichte, schimpfte vor ihm über seine eigenen Minister und über fremde Potentaten, liess sich völlig vor ihm gehen. Kaiser Franz Joseph begriff solche Intimitäten nicht. ‚Ich kann mich nicht genug darüber wundern; bemerkte er zu einem anderen österreichischen Fürsten, der es mir wiedererzählte, dass der Deutsche Kaiser ein solches Wesen aus dem Max Fürstenberg macht, der doch gar nichts gelernt hat und dem jeder Ernst fehlt. Warum er sich nur den Max Fürstenberg zu seinem Spezi ausgesucht hat? Nun mir kann es recht sein.« [...] Fürstenberg bemühte sich, soweit sein Verstand und seine Geschicklichkeit reichten, am preussischen Hofe die österreichischen Interessen zu fördern. Er hat dadurch unsere Beziehungen zu Russland, auch zu Italien wiederholt ungünstig beeinflusst. Der österreichisch-ungarische Botschafter in Berlin, Graf Szögyenyi, hat mir proprio motu gesagt, dass Fürstenberg über alles politisch Interessante, was er am preussischen Hofe höre, nach Wien berichte. Das wäre begreiflich bei einem

Österreicher, der durch Geburt wie durch Sympathien, durch seine Mutter und durch seine Frau Vollblut-Österreicher sei.»⁷¹

Bülow publizierte seine Memoiren in der Zwischenkriegszeit, aber Eingeweihte konnten von dieser an Rufmord grenzenden Passage kaum überrascht sein. Fürstenberg und Bülow kannten und misstrauten einander zutiefst. Beide waren durch Höflingstaktiken in den Orbit des Kaisers gelangt und beide hatten zu starke Instinkte der Revierverteidigung, um einander langfristig zu dulden. Wie wir später sehen werden, vermutete Bülow zu Recht, dass «der Österreicher» eine Rolle bei seiner Entlassung gespielt hatte.

Aber wie hatte Fürstenberg so viel Einfluss erlangen können?

Max Egon Fürstenberg war in Böhmen aufgewachsen, das zur Doppelmonarchie Österreich-Ungarn gehörte, und er sprach Deutsch und Tschechisch. Er hatte in Prag eine deutsche Schule besucht und später im Deutschen Reich Rechtswissenschaften studiert. Mit gerade einmal 24 Jahren wurde er in den böhmischen Landtag, gewählt, wo er die Verfassungstreue Grossgrundbesitzerpartei vertrat. Schon damals war er an einer engeren Verbindung mit dem Deutschen Reich interessiert gewesen, und als 1896 sein kinderloser Cousin Karl Egon zu Fürstenberg starb, erbte er ein grosses Anwesen im süddeutschen Baden, das ihm fortan als wirtschaftliche und gesellschaftliche Machtbasis in Deutschland diente. Er war bereits in Böhmen ein wohlhabender Landbesitzer gewesen, und nun kamen noch einmal 40.000 Hektar Grundbesitz hinzu.⁷²

Eine Karikatur der Jahrhundertwende zeigt Fürstenberg als einen Mann aus zwei Hälften: sein Torso steckt in einer Ritterrüstung, während er auf dem Kopf das Symbol des Bürgers trägt – einen Zylinder. Die Karikatur illustriert perfekt Fürstenbergs Leben zwischen den Welten. Wie so viele Hochadelige seiner Generation war er eine Mischung aus Modernität und Tradition. Das zeigte sich auch an seinen weit gespannten Geldanlagen. Als Grossgrundbesitzer war seine Haupteinnahmequelle nach wie vor die Land- und Forstwirtschaft, aber er hatte bereits damit begonnen, seine Liegenschaften in Böhmen zu industrialisieren, um sich ein moderneres Portfolio aufzubauen. Seine neuen Unternehmen fasste er unter dem Namen *Fürstentrust*

zusammen. Der *Fürstentrust* war ein Konglomerat aus Luxushotels, Restaurants, Theatern, Buslinien in Berlin und Hamburg, Kohlebergwerken und Kurbädern, inklusive Kasinos auf Madeira.

Abgesehen von Grossprojekten war Fürstenberg durch seine erblichen Mitgliedschaften in der badischen und in der württembergischen Ersten Kammer und als erbliches Mitglied des preussischen Herrenhauses auch politisch ins Deutsche Reich eingebunden. Gleichzeitig war er Vizepräsident des Österreichischen Herrenhauses. Er hatte also starke wirtschaftliche und politische Gründe, in *Go-Between-Missionen* involviert zu werden. Um sein Engagement für beide Länder zu demonstrieren, begann er daher zu pendeln. Den Winter verbrachte er mit seiner Familie in Wien, Berlin und Prag, Frühjahr und Sommer im badischen Donaueschingen. Dies sollte eine Omnipräsens für die Aussenwelt verdeutlichen. Die Frage, zu welcher Nation er gehörte, verwirrte selbst seinen Standesgenossen Heinrich Prinz von Schönburg-Waldenburg. Er beschreibt in seinen Erinnerungen eine Wochenendeinladung in Donaueschingen:

«Max [hatte] bis zum Besitzantritt der Fürstenbergischen

Primogenitur-Standesherrschaft die [österreichische] Nationalität besessen. Jetzt war er Badener geworden und damit Reichsdeutscher. Der Kaiser hatte ihm bei diesem Wechsel die Rittmeister-Uniform seines Regiments der Garde du Corps verliehen, während er in seinem k.u.k.-Verhältnis noch als Oberleutnant eines Dragonerregiments geführt wurde. So sehr man sich darüber damals aufgeregt hatte, zu einer ernstlichen Verstimmung mit den Bundesgenossen hat es nicht geführt!»⁷³ Dass Fürstenberg beides war, Österreicher und Badener, schien für die breite Öffentlichkeit jedoch suspekt. Das muss ihn darin bestärkt haben, seine deutsch-österreichische *Go-Between-Rolle* im Hintergrund auszuüben.

Trotz seiner deutschen Erbschaft hätte Fürstenberg nicht zwangsläufig eine wichtige Rolle in der österreichisch-deutschen Politik spielen müssen. Dazu kam es erst dank Wilhelm II. Genau wie Fürstenbergs unerwartete deutsche Erbschaft war die Freundschaft mit dem Kaiser einem Zufall zu verdan-

ken. 1906 hatte der Journalist Maximilian Harden enthüllt, dass der engste Freund des Kaisers Fürst Eulenburg, homosexuell war.⁷⁴ Die Presse schlachtete daraufhin Eulenburgs angeblich hochgefährlichen Einfluss auf Wilhelm II. aus. Das daraus resultierende Gerichtsverfahren war nicht nur für alle Beteiligten traumatisch, es schuf auch ein Machtvakuum am Hof. Die Position des Fürstenfreundes war jetzt vakant und Fürstenberg schien ideal für diese Rolle. Anders als Eulenburg war er kein effeminierter Minnesänger, seine Männlichkeit galt als unverdächtig. Es war auch bekannt, dass er Frauen liebte, inklusive seiner eigenen. Gleichzeitig beherrschte er, ähnlich wie Eulenburg, perfekt den höfischen Stil. Er kombinierte damit also all die weiblichen und männlichen Elemente die Wilhelm II. bei seinen Begleitern suchte. Wie hart Fürstenberg um diese Freundschaft buhlte, kann man in seinen Briefen an den Kaiser sehen. Sie dokumentieren eine immer intimer werdende Beziehung. Schon eine Postkarte des Kaisers konnte 1906 Begeisterungstürme bei Fürstenberg auslösen: «Ich gehöre Eurer Majestät an mit Leib und Seele.»⁷⁵ Im Krisenjahr 1908 – die Beziehung hatte an Tiefe gewonnen – gab Fürstenberg bereits psychologische Hilfestellungen: «Auf den Knien beschwöre ich Eure Majestät mit all der grossen bewundernswerten Kraft, die ja doch euer Majestät eigen ist, gegen diesen schrecklichen Zustand der Depression anzukämpfen!»⁷⁶

Inoffiziell war Fürstenberg seit 1908 der neue Kaiserfreund, offiziell bekleidete er am preussischen Hof das ornamentale Amt des Oberst-Marschalls. Da er keiner Hofkamarilla angehörte, blieb er an diesem Ort ein Einzelkämpfer, was ihn für den Kaiser interessant machte. Bülow und anderen Höflingen fehlten die Mittel und Möglichkeiten, Druck auf ihn auszuüben und sie versuchten, ihn daher wenigstens im «Alltagsgeschäft» zu behindern. Man «übersah», ihm eine Einladung zu den Manövern zukommen zu lassen, oder man «vergass», ihn während der kaiserlichen Mittelmeerreise zum Landgang mitzunehmen. Fürstenberg schilderte 1912 seiner Frau einen solchen Fall: «Ich lief schnell meinen Mantel holen, inzwischen fuhr der Kaiser ab und die anderen ‚reizenden Brüder‘ kümmerten sich nicht um mich und liessen mich zurück! Saubande! SM sei ausser sich gewesen dass man mich vergessen hatte!»⁷⁷

Tatsächlich war die unmittelbare Umgebung des Kaisers hin- und hergerissen zwischen der Angst, einen Konkurrenten dauerhaft in der Nähe zu haben, und dem Wunsch, mit Fürstenbergs Hilfe Wilhelm II. ruhig zu stellen. Ihnen war bewusst, wie sehr sie Fürstenberg brauchten, um die Stimmungsschwankungen des Kaisers zu mildern. Und von denen gab es viele. 1908 schrieb ein erschöpfter Fürstenberg an seine Frau, dass Wilhelm II ihm anvertraut habe: «*Die Kaiserin ist eine gute Frau, aber schrecklich. Du kannst Dir denken, wie peinlich mir das war. Ich wusste nicht recht, was ich antworten sollte. Er schüttete mir sein ganzes Herz aus, so dass es einem leid tat, der arme Herr.*»⁷⁸

Der Biograph Wilhelms II., John Röhl, hat gezeigt, wie klaustrophobisch die Ehe des Kaisers von Anfang an war. Die Kaiserin reizte Wilhelm weder intellektuell noch sexuell. Intellektuelle Stimulation fand er ersatzweise bei seinen Freunden, sexuelle bei diversen Damen. Nach aussen hin wurde ein harmonisches Familienleben demonstriert, doch der Kaiser brachte einen Grossteil seines Ehelebens damit zu, Ausreden zu erfinden, warum er nicht bei seiner Frau sein konnte. Mit den Jahren sollte Fürstenberg sich daher an Wilhelms Beschwerden über die Kaiserin gewöhnen und sie mit humoristischer Gelassenheit notieren:

«Kaiser hackt wieder Bäume, angeblich wegen des besseren Ausblicks. [Er] ist selig über das Weghacken, besonders weil, wie er sagt, die Kaiserin darüber entsetzt wäre!»⁷⁹

Wilhelm II. fand nicht nur seine Frau schwer erträglich – er war auch der Ansicht, dass seine Söhne, vor allem der Thronfolger, eine undankbare Brut waren. Bei Abendessen im Kreise der Familie musste daher Fürstenberg häufig für eine entspannte Atmosphäre sorgen. Nicht nur Familienzusammenkünfte waren heikel. Fürstenbergs Charme war auch gefragt, wenn sich der Kaiser wieder einmal mit seinen Ministern überwarf. Im April 1912 beispielsweise kam es zwischen Wilhelm II. und Reichskanzler Bethmann Hollweg zu einer Kollision wegen der Haldane-Mission (einen gescheiterten Versuch, die deutsch-englischen Beziehungen zu verbessern). Nach einer hitzigen Diskussion stand ein gemeinsames Abendessen auf der Tagesordnung. Fürstenberg schrieb:

«Ich sass neben Bethmann und pumpete an der Conversation. Nach Tisch etwas steife Stimmung, dann öffnete ich alle Schleusen meines Witzes und meiner Beredsamkeit und brachte es zu einer ganz lustigen Stimmung, wofür mir [...] alle Umgebung begeistert dankte. Sie beschworen mich, nicht eher wegzufahren ehe der Reichskanzler abreist – es gehe nicht ohne mich.»⁸⁰

Auch wenn Fürstenberg nach aussen hin den oberflächlichen Unterhalter gab, erfasste er den problematischen Charakter des Kaisers doch sehr gut. Wilhelm II. war in seinen Augen eine Mischung aus «Herzengüte und Härte [...] ein rätselhafter Charakter, den man nie zu Ende studieren wird.»⁸¹ Fürstenberg blieb trotzdem fest entschlossen, ihn so lange wie möglich zu studieren.

Tatsächlich hatte er dafür die Eigenschaften, die Norbert Elias zufolge für ein Leben am Hof entscheidend waren: Menschenbeobachtung, Selbstdarstellung und Affektkontrolle, gepaart mit grossem Charme.

Fürstenberg konnte schnell die Grenzen und Möglichkeiten von Beziehungen einschätzen; er wusste immer sehr genau, *wann* und *wo* er sie effektiv nutzen konnte. Als perfekter Kaiserfreund war er in der Lage, sich seinem Herren chamäleonartig anzupassen. Innerhalb der Entourage des Kaisers war es obligatorisch, Wilhelms Leidenschaften für die Jagd, die Marine und technische Errungenschaften zu teilen. Fürstenberg konnte auf all diesen Gebieten reüssieren. Er war Ehrenpräsident des Zentralkomitees zur Schaffung einer österreichischen Luftflotte und bot dem Kaiser Zeppelinschauen in Donaueschingen (an seine Frau schrieb er darüber: «Der Kaiser ist furchtbar stolz auf Zeppelin, als ob er es erfunden hätte!»).⁸²

Selbst sein Äusseres passte er dem Kaiser vollständig an. Bei alten Filmaufnahmen ist auf den ersten Blick nicht immer zu erkennen, wer der Kaiser und wer Fürstenberg ist. Beide wirken wie siamesische Zwillinge: sie gleichen sich im Haarschnitt, dem Schnurrbart und dem Gang. Abgesehen von diesen Äusserlichkeiten gab es auch charakterliche Gemeinsamkeiten. Beide konnten nur schwer allein sein und beide strebten nach ständiger Anerkennung. Max Egon liebte es wie Wilhelm, Uniformen, Auszeichnungen und

Ehrenämter zu sammeln. Um an sein Ziel zu kommen, konnte er sehr beharrlich sein: «Mir kam es manchmal so vor», schrieb die Tochter Wilhelms II., «als wenn der Fürst sich etwas zu häufig bei meinem Vater einstellte, dass er sich für unentbehrlich hielt. Ich glaube aber nicht, dass er sich dabei in den Vordergrund spielen wollte, mit Sicherheit kann ich sagen, dass er damit weder persönliche Vorteile noch gar politische Macht erlangen wollte.»⁸³

Dies war ein reichlich naives Urteil für eine Fürstentochter. Bei Hof war das Private vom Beruflichen nicht zu trennen.

Ein Freund des Kaisers zu sein, bedeutete ständige Beziehungspflege und konnte viel Arbeit bereiten. Fürstenberg bezeichnet in einem seiner Briefe das Reisen mit dem Kaiser sogar als «seinen Beruf».⁸⁴

Tatsächlich lebte ein Kaiserfreund auf Abruf und musste häufig andere Verpflichtungen vernachlässigen. 1907 zum Beispiel konnte Fürstenberg nicht an einer Sitzung der badischen Ersten Kammer teilnehmen:

«Hatte bereits alles zum Erscheinen in Karlsruhe vorbereitet, als ich den Befehl seiner Majestät des Kaisers bekam, mich sofort in England einzufinden. Bedauere daher auf das Tiefste der feierlichen Eröffnung nicht anwohnen zu können.»⁸⁵

Wie wir noch sehen werden, wäre es für alle Beteiligten besser gewesen, er hätte die Reise nach England abgesagt.

In vielen Briefen an seine Frau klagte Fürstenberg über die anstrengende Zeit mit dem Kaiser und «zählte die Tage», bis er von seinen Kreuzfahrten wieder heimkehren durfte. Als er einmal tatsächlich vorzeitig abreiste, wurde ihm dies von Wilhelm lange nicht verziehen. Fürstenberg zitierte den Wutausbruch des Kaisers wörtlich:

«Ta du hast mich schnöde verlassen im vorigen Jahr, dass mir das nicht wieder vorkommt mein lieber Oberstmarschall, verstanden!» (Unterstreichung Fürstenberg)

Fürstenberg hatte bereits geplant, wieder vorzeitig abzureisen, und schrieb nun angstvoll an seine Frau:

«Ich war erschüttert und sagte zu ihm etwas wie, wie viel ich zu thun habe, woraufhin der Kaiser sagte: Ja, ja Ausreden. Ich war ganz gebro-

chen und weiss jetzt nicht was mit mir geschieht, denn er sagte es in einem eigentümlichen sehr ernsten Ton, als ob er einen Ausreisser meinerseits [verhindern] wollte! Ich hatte noch keiner Seele meine Pläne mitgeteilt, aber der Kaiser ist manchmal unheimlich. Er sieht einem in den Bauch hinein und macht mir oft den Eindruck eines Gedankenlesers! Ich bin wirklich ganz gebrochen, nicht früher fort zu können. Denn alles hat seine Grenzen! Man muss sich die Sache entwickeln lassen. Kommt Zeit kommt Rat.»⁸⁶

Die Kreuzfahrten mit dem hyperaktiven Kaiser waren eine enervierende Vollzeitbeschäftigung, der offensichtlich auch eine starke Persönlichkeit wie Fürstenberg nur phasenweise gewachsen war.

Die Frage stellt sich daher: War es das alles wert? Welche persönlichen Vorteile zog Fürstenberg tatsächlich aus dieser Beziehung? Und wie konnte er sie für seine *Go-Between-Arbeit* nutzen?

Tatsächlich überwogen die Vorteile die «Strapazen». Mit dem deutschen Kaiser befreundet zu sein, stärkte Max Egons Position in Österreich und im Deutschen Reich. Auch wenn das Haus Fürstenberg seit jeher in der Wiener Gesellschaft in hohem Ansehen stand, musste doch jede Generation sich bemühen, den Ruhm der Familie weiter zu mehren. Fürstenbergs Freundschaft mit dem Kaiser half auch seinem Haus. Es beschleunigte die Karriere seines jüngeren Bruders, des Diplomaten Karl Emil,⁸⁷ und erhöhte die Ehechancen seiner Töchter. Eine Verbindung mit dem Hause Fürstenberg galt als besonders wünschenswert. Eine Exklusion jedoch war gesellschaftlich gefährlich, wie ein kleines Beispiel von 1912 zeigt. Der Fürst hatte seinem Sohn «Kari» den Umgang mit dem Botschaftsattaché Magy Apponyi verboten. Dieses Verbot wurde bekannt und Apponyi sah hierdurch seine Reputation in höchster Gefahr. Er schrieb Fürstenberg einen Beschwerdebrief, dessen Stil an ein Theaterstück von Arthur Schnitzler erinnert:

«Wenn der Fürst Fürstenberg sagt in Berlin, von jemanden mit dem er viel zusammen war, er sei ein schlechter Umgang, und er werde Schritte machen um ihn zu entfernen, so ist das doch genug um mich bei sehr vielen Leuten in das aller schlechteste Licht zu stellen. Natürlich meine Freunde die mich gut kennen, werden es nicht im Geringsten empfinden,

aber ich empfinde es sehr, sehr. Denn gerade so ein lustiger Mensch wie ich hat am meisten Empfinden! [...] Das Du mich in diesem Moment [...] dropst.»⁸⁸

Schnitzlers Leutnant Gustl hätte seine verlorene Ehre nicht besser beklagen können.

Abgesehen von dem gesellschaftlichen Einfluss erwies sich die Freundschaft mit dem Kaiser in Krisensituationen als besonders nützlich. Max Egon war ein Mann, der beinahe die «Familienbank» zugrunde richtete. Doch obwohl sein Fürstentrust kollabierte, konnte er diese Verluste letztendlich leichter wirtschaftlich und gesellschaftlich überwinden als sein Geschäftspartner Fürst Christian Kraft zu Hohenlohe-Oehringen, der sich als ruiniert bezeichnete. Ein Unterschied zwischen den beiden war, dass Fürstenbergs Vermögen grösser gewesen war. 1913, vor dem Zusammenbruch seines Trusts, wurde er auf 300 bis 400 Mio. Reichsmark geschätzt; davon verlor er ca. 18 Mio. Für den «nur» auf 200 Mio geschätzten Hohenlohe-Oehringen führte der Zerfall des Fürstentrusts jedoch zum Verkauf grosser Besitzungen und Ehrverlust unter seinen Standesgenossen.⁸⁹

Entscheidend war, dass Kaiser Wilhelm, Hohenlohe-Oehringen die Verantwortung an dem ganzen Debakel gab und an die Unschuld seines «Max» glaubte. Folglich schlug sich der Rest der Gesellschaft auch auf Fürstenbergs Seite. Seine Ehre und sein Ruf blieben intakt.

Die Freundschaft mit dem Kaiser hatte noch einen weiteren unmittelbaren wirtschaftlichen Vorteil: Sie half Fürstenberg, eines seiner erfolgreicherer Unternehmen zu bewerben – das Bier der Fürstlich Fürstenbergischen Brauerei (einer Marke, die in Süddeutschland heute noch sehr beliebt ist). Fürstenberg hatte das Rezept aus Böhmen importiert und nutzte seine Verbindung zum Kaiser, um es zu bewerben: Das Fürstenberg Pilsener wurde mit grossem Erfolg als «Tafelgetränk Seiner Majestät des Kaisers» verkauft.

Wenn Fürstenberg behauptete, den Kaiser zu lieben, dann liebte er profitabel.

Neben den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Vorteilen brachte seine «Freundschaft» zum Kaiser Fürstenberg auch seinem ehrgeizigen politischen

Ziel näher – der Stärkung des Zweibundes. Der Erfolg dieses Unternehmens hing jedoch davon ab, wie viel Einfluss der Kaiser tatsächlich auf die deutsche Aussenpolitik hatte. Bis heute ist dieser Punkt umstritten: Für seine Zeitgenossen galt der Kaiser als die entscheidende Figur in der deutschen Politik: Je nachdem, wo man politisch stand, verabscheute, bewunderte, fürchtete oder verehrte man ihn – aber man war sich auf jeden Fall einig, dass er die Entscheidungen traf. Tatsächlich war die Situation um einiges komplizierter.

Das Deutsche Reich war wie Grossbritannien eine konstitutionelle Monarchie, auch wenn der deutsche Kaiser sehr viel mehr Einfluss besass als der britische Monarch. Man hat die deutsche Verfassung verschiedentlich als «System umgangener Entscheidungen» bezeichnet. Tatsächlich bestand sie aus vielen vagen Kompromissen. Das Gesetzgebungsverfahren und das Budgetrecht (mit Einschränkungen der Militärausgaben) lagen beim Reichstag, wobei der Monarch hier kein Vetorecht hatte (anders als in den Königreichen Belgien, Italien oder Rumänien). Das Gegengewicht zu dem zunehmend selbstbewusst agierenden Reichstag war jedoch der vom Kaiser bestimmte Reichskanzler, der gleich drei Funktionen ausfüllte: Er war Reichskanzler des Deutschen Reiches, preussischer Ministerpräsident und preussischer Aussenminister in Personalunion. Auf Reichsebene vertrat der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes die Aussenpolitik des Deutschen Reiches. Dieses komplizierte System war eigens für (und von) Reichskanzler Bismarck eingerichtet worden (der seines Zeichens nie Führer einer politischen Partei war). Seinen Nachfolgern bereitete es ganz offensichtliche Probleme. Da der Reichskanzler nicht von der Mehrheitspartei im Reichstag gewählt, sondern vom Kaiser berufen wurde, war er in erster Linie vom Wohlwollen Wilhelms II. abhängig. Doch obwohl der Reichstag ihn nicht absetzen konnte, war es einem Reichskanzler auf die Dauer auch nicht möglich, gegen den Willen des Reichstags zu regieren.

Das Recht, den Reichskanzler zu bestimmen, gab Wilhelm II. also eine grosse Machtfülle. Darüber hinaus hatte der Kaiser einen weiteren entscheidenden Einflussbereich: seine Stellung als Oberbefehlshaber von Armee und Marine. Wie John Röhl gezeigt hat, war der kaiserliche Hof eine Art «Minia-

turstaat im Staat», mit einem eigenen zivilen Kabinett, einem Militär- und einem Marinekabinett, denen insgesamt 2'000 Personen angehörten. Das Militärkabinett war verantwortlich für Posten und Beförderungen und besass schon deshalb einen enormen Einfluss, weil in Deutschland Wehrpflicht herrschte. Alle Familien mit einem diensttauglichen Sohn waren von seinem Wohlwollen abhängig.⁹⁰ Dass Kaiser Wilhelm diese vielseitigen Machtinstrumente besass, bedeutete natürlich nicht automatisch, dass er sie auch immer nutzte.

John Röhl wird folglich eine Überschätzung monarchischer Macht vorgeworfen, während er seinen Gegnern zu Recht erwidert, dass es unmöglich ist, die Partie ohne die Figur des Kaisers zu spielen. Tatsächlich muss man den Einfluss von Wilhelm II. in der Aussenpolitik in verschiedenen Phasen seiner Regentschaft einzeln betrachten. Christopher Clark hat gezeigt, dass der Einfluss des Kaisers während der Reichskanzlerschaft seines Onkels Chlodwig Hohenlohe-Schillingsfürst z.B. grösser war als zu Regierungszeiten Bülow's. Hier konnte Wilhelm nur kurzzeitig Schlüsselpositionen mit seinen Favoriten besetzen, die auch nicht von Dauer waren. Da der Kaiser nicht in der Lage war, einen ganzen Arbeitstag durchzustehen und obendrein für seine erratischen Entscheidungen bekannt war, konnte ein geschickter Reichskanzler ihn relativ leicht manipulieren.⁹¹ Gleiches galt für Wilhelms Militär- und Marineberater. Der Einfluss, den zum Beispiel Admiral Tirpitz auf Wilhelm ausübte, spielte bekanntermassen eine verheerende Rolle im englisch-deutschen Flottenwettrüsten.

Wilhelm II. wurde in seiner Entscheidungsgewalt nicht nur von der Macht seiner Reichskanzler eingeschränkt – ein weiterer Faktor war die Tatsache, dass sich das Deutsche Reich zu einer polykratischen Gesellschaft entwickelte, in der es verschiedene Machtzentren gab.

Trotz all dieser Einschränkungen erweckte der Kaiser zumindest gerne den *Anschein*, er habe alles unter Kontrolle. Fürstenberg gegenüber prahlte er damit:

«Man sagt nicht mehr wie früher der Bismarck oder der Minister hat gesagt, sondern der Kaiser hat gesagt. [...] Mir sagte Hinzpe-

ter, mein Erzieher als ich 11 Jahre alt war, ich möge mir immer vor Augen halten, dass der Kaiser wie in einem Ponywagen kutschiert – während die Minister mit gekreuzten Armen [...] hinten zu sitzen haben. Das habe ich mir auch gemerkt!»⁹²

Der Kaiser *versuchte* daher immer wieder, in der Aussenpolitik den Ton anzugeben. Zu diesem Zweck betrieb er den Aufbau eines eigenen privaten Kommunikationssystems, das unabhängig vom Reichskanzler agierte. Dieses Parallelinstrument bestand aus Kontakten, die niemand anderes als der Kaiser kontrollieren konnte. Das war natürlich kein neues Konzept. Historiker haben schon für die Frühe Neuzeit festgestellt, dass bei Hofe die Zahl der «Favoriten» anwuchs, sobald ein Herrscher um seine Macht fürchtete. Für Kaiser Wilhelm wurde Fürstenberg daher sein «Mann in Wien», ein zuverlässiger Kommunikationskanal zum österreichischen Kaiserhof, dem Herrenhaus und dem Aussenministerium. Dass war umso wichtiger, als die alten Eliten im Habsburgerreich immer noch eine sehr viel stärkere politische Vormachtstellung als im Deutschen Reich besaßen. Zeitgenossen wussten, dass ein privilegierter Zugang zum Habsburgerhof nur über ausgezeichnet vernetzte Persönlichkeiten möglich war. Niemand anderes als ein einheimischer Hochadeliger konnte die Zeichen und Codes dieser Machtzentrale verstehen. Selbst versiertesten Botschaftern fiel es schwer, das österreichische Labyrinth der Cliques und der sie leitenden Motive zu durchschauen. Der zeitgenössische Habsburgkritiker Robert Scheu beschrieb den Wiener Hof als eine «unerhörte Machtquelle [...]. Ein Netz von Gunst und Pfründen, eine Geheimsprache mit Parolen und Losungsworten, in welchem sich jeder von früh auf seine Route, seine Sinecure beizeiten sichert, wo jede Beziehung von der Wiege bis zum Grabe unter dem Gesichtspunkt gepflegt wird, wie man sicher zu den Eutern gelange und in den Geheimbund der Begnadeten aufgenommen werde [...]. Diese Durchdringung einer ganzen Bevölkerung mit den Hofinteressen und Hofsitzen, diese Bezogenheit aller Lebensäusserungen und Lebensinhalte auf den einen Punkt geht schliesslich so weit, dass der Masse und jedem Einzelnen gar nicht zum Bewusstsein kommt, woher

sie ihre Meinungen, Urteile, ihre Haltung, Sprache, ihren Akzent und ihre Gesten haben, wie sehr sie schon ein Zuchtprodukt dieser Tradition sind.»⁹³

Es konnte zur Lebensaufgabe werden, die einzelnen Gruppierungen zu verstehen.⁹⁴ Fürstenberg war ein Kenner des Hofes, der niemals dieser Spiele müde wurde. Das machte ihn zum idealen *Go-Between*.

Fürstenbergs allererste Mission als heimlicher Helfer fand im Jahr 1899 statt. Der österreichische Botschafter in Berlin, Ladislaus Graf von Szögyenyi-Marich, benutzte ihn, um ein Missverständnis zwischen Erzherzog Franz Ferdinand und Wilhelm II. zu beheben. Es war ein relativ banaler Einsatz, der schnell erledigt werden konnte. Ein Jahr später wurde Fürstenberg jedoch nach Berlin geschickt, um ernsthafte Spannungen zu bereinigen, die im Anschluss an die Dreyfus-Affäre entstanden waren. Als Folge dieser Fürstenbergischen «Charmeoffensive» konnte Kaiser Franz Joseph zu einem Treffen in Berlin überredet werden.⁹⁵ Der österreichische Politiker Baernreither war von diesem Erfolg besonders beeindruckt: «Aufgrund seiner Position in Deutschland und Österreich ist Fürstenberg geradezu prädestiniert dafür, für uns wichtige Dienste zu leisten. Dass unser Kaiser diese Reise nach Berlin unternimmt, ist grösstenteils auf Fürstenbergs Vermittlung zurückzuführen.»⁹⁶

Zu Beginn seiner *Go-Between-Arbeit* musste Fürstenberg hauptsächlich persönliche Auseinandersetzungen zwischen den Höfen schlichten. Da er wusste, wie sensibel Wilhelm II. war, schrieb er ihm beruhigende Briefe wie diese:

«Ich bin nämlich trotz allem überzeugt, dass irgendein Missverständnis vorliegt, welches das Verhalten an dem, ich muss es sagen: höchst sonderbaren Benehmen seiner Kaiserlichen Hoheit [Franz Ferdinands], trägt.»⁹⁷

Zu diesem besonderen «Missverständnis» war es gekommen, weil der Thronfolger Franz Ferdinand 1907 vergessen hatte, Wilhelm II. zu einem Jagdausflug einzuladen.⁹⁸ Zu jener Zeit war der Kaiser besonders auf sein öffentliches Bild bedacht. Es ging ihm dabei nicht in erster Linie um das Erlegen eines Hirschen, sondern um eine symbolische Geste seitens des österreichischen Hofes. Fürstenberg war in der Lage, als eine Art «Frühwarnsystem»

derartige Missverständnisse zu klären, ohne dass die Öffentlichkeit davon erfuhr.

Das war vor allem ein Jahr später wichtig. Die österreichische Annexion von Bosnien und Herzegowina hatte die deutsch-österreichische Allianz schwer belastet und Fürstenberg musste als *Go-Between* die Nerven aller Beteiligten beruhigen. Auf österreichischer Seite war bei diesen Unternehmungen vor allem Erzherzog Franz Ferdinand zur Schlüsselfigur geworden.

Seit 1906 übertrug Kaiser Franz Joseph immer mehr Befugnisse an seinen Nachfolger. Franz Ferdinand konnte daher häufiger im Militär und in der Diplomatie seine eigenen Entscheidungen durchzusetzen. Er war der kommende Mann und seine Nähe zu suchen, galt als nützlich. Allerdings war dies alles andere als einfach. Der Erzherzog galt als schwer zugänglich und er war berüchtigt für seine Launen. Dennoch gelang es Fürstenberg, sein Vertrauen zu gewinnen. Um diese Verbindung am Leben zu erhalten, benutzte er eine sehr eigene Form von Reise- und Gesprächsdiplomatie. Unermüdlich pilgerte er zwischen Wilhelmstrasse und Ballhausplatz hin und her. Er wollte überall präsent sein, um jederzeit «politische Besuche» absolvieren zu können. Da Fürstenberg sich äusserst diskret verhielt und seine Vermittlungsgespräche grundlegend vertraulicher Natur waren, sind viele davon nicht schriftlich niedergelegt worden. Was auffindbar ist, zeigt jedoch, welche Position er sich über die Jahre erarbeitete. Zu seinen Gesprächspartnern gehörten fast alle führenden Personen der deutschen und der österreichischen Politik seiner Zeit: der österreichische Aussenminister Aehrenthal, der Ministerpräsident Clam-Martinic und Aussenminister Czernin. Auf deutscher Seite pflegte er Freundschaften mit unterschiedlichen Persönlichkeiten wie Jagow und Reichskanzler Bethmann Hollweg. Um sich etwa den Staatssekretär des Äusseren, von Jagow, gewogen zu halten, informierte Fürstenberg ihn regelmässig über seine Gespräche mit beiden Kaisern. Auf diese Weise fühlten deutsche Diplomaten sich nicht durch Fürstenberg bedroht, sondern sahen ihn vielmehr als nützliche Quelle. Ein Beispiel für diesen inoffiziellen Austausch ist ein Brief den Fürstenberg 1913 an Jagow schrieb:

«Lieber Freund, [...]. Ich wollte Dir vor allem vertraulich mitteilen, dass mir S.M. [Kaiser Wilhelm II.] nochmals Anspielungen machte, er würde mir vielleicht einen Brief an den Thronfolger [Erzherzog Franz Ferdinand] mitgeben, um denselben über die Situation zu informieren. Ich glaube recht darin zu tun, ihm einstweilen davon abzuraten. Er kam auch nicht mehr auf die Sache zurück. [...] Kaum [in Wien] angekommen, liess mir der Thronfolger sagen, er wünsche demnächst dringend mit mir zu sprechen. Ich erwarte diesbezüglich weitere Befehle von ihm und werde, wenn ich glaube, dass es Dich interessiert, Dir über meine Audienz berichten.»⁹⁹

Wie üblich vermied Fürstenberg, zu viele Details zu Papier zu bringen. Tatsächlich ging es in diesem Fall um die Beziehungen zu Rumänien, und in einer Audienz mit Franz Ferdinand erfuhr Fürstenberg einen Tag später, dass Österreich sein Bestes tun werde, um die Rumänen als «Bundesgenossen» zu erhalten.

Hin und wieder erinnert Fürstenbergs Tätigkeit an eine Partie «Stille Post». Baernreither schrieb 1913 in sein Tagebuch: «Ich erzählte Max Fürstenberg von meinem Gespräch mit Kroatim [dem österreich-ungarischen Kriegsminister]. Fürstenberg erzählte es dem Deutschen Kaiser, der es unserem [österreichischem] Botschafter in Berlin erzählte, der es Berchtold erzählte, der es unserem Kaiser erzählte der daraufhin nach Kroatin schickte.»¹⁰⁰ (der natürlich alles andere als erfreut war, dass seine vertraulichen Informationen weitergegeben wurden).

Fürstenbergs Stärke lag vor allem darin, seinen Gesprächspartnern die persönliche Komponente einer Lage zu erklären:

«Den Bulgarenkönig hasst [der Erzherzog Franz Ferdinand] und wünscht alles zu veranlassen, damit er nicht mächtiger werde. Darin begegnet er sich vollkommen mit dem Deutschen Kaiser. Überhaupt ist das Verhältnis zwischen den zwei hohen Herren ein vorzügliches. Sie korrespondieren eifrig miteinander und sprechen einer vom anderen nur in Worten der grössten Freundschaft und Hochachtung.»¹⁰¹

Fürstenbergs Aufgabe war es, dafür zu sorgen, dass es so blieb.

Mittlerweile hatten Fürstenbergs Berichte im Auswärtigen Amt hohe Priorität und wurden oft direkt an den Reichskanzler weitergeleitet. Wenn Fürstenberg zu beschäftigt war, um nach Berlin zu reisen, suchte er die deutsche Botschaft in Wien auf, um seine Informationen weiterzugeben. Seine Berichte waren stets schillernd – eine Mischung aus Klatschgeschichten und knallharten politischen Fakten.¹⁰² Wilhelm II. liebte diesen Stil und er verdrängte dabei, dass sein Freund noch andere Loyalitäten besass. 1908 erklärte er Fürstenberg: «Franz Thun sagte mir neulich vorwurfsvoll, dass ich Dich ganz an mich heranzöge und dass du dadurch dem politischen Leben in Österreich leider sehr entzogen würdest, dass sei schade da [Du] zu vielem und bedeutendem in Österreich berufen [wärest]. Ich antwortete dem Thun: das ist mir einerlei, ich bin darin Egoist – ich will eben meinen Max für mich haben.»¹⁰³

Das war ein naiver Wunsch. Die deutsch-österreichischen Beziehungen waren wie die Freundschaft von Fürstenberg und Wilhelm II. eine Mischung aus «Kalkül und Emotion», wobei das Kalkül auf Fürstenbergs Seite dominierte. Für Aussenstehende wirkte es, als ob Fürstenberg wie in Carlo Goldonis Komödie als *Diener zweier Herren* agierte. Doch sein wichtigster ‚Herr‘ blieben die Habsburger, eine Tatsache, die Wilhelm II. standhaft ignorierte. Der Kaiser erwartete, dass «sein Max» in erster Linie gute Arbeit für das Deutsche Reich leistete. Die Liste der Wünsche des Kaisers an Fürstenberg war daher ausgesprochen lang. Unter anderem verlangte er von «Max», sein Möglichstes zu tun, eine Reform des österreichischen Militärs zu bewirken und eine Erweiterung der österreichischen Flotte voranzutreiben. Am Ende einer gemeinsamen Urlaubsreise ermahnte Wilhelm II. seinen Max noch einmal, er «solle wirken, dass die Armee in Österreich in Ordnung käme». Ein Satz, den Fürstenberg in seinem Tagebuch mit den Worten kommentierte: «Der liebe Herr hat manchmal merkwürdige Ansichten darüber, was man so leisten kann.»¹⁰⁴

Dennoch nahm Fürstenberg die kaiserlichen Aufträge ernst und tat sein Bestes, sich stärker mit der österreichischen Marine zu befassen. Bei seiner nächsten Reise mit dem deutschen Kaiser war er daher besser vorbereitet:

«[SM spricht] sehr eingehend mit mir über die österreichische Flotte, welche nun auch 3-4 Dreadnoughts bauen wird und erzählte das sich die Regierung mit ihm in Einvernehmen gesetzt hat! Er ist sehr beschäftigt mit dieser Sache, die ihn ungemein interessiert. Um 1½ Uhr lässt er mich kommen und liest mir einen diesbezüglichen Brief an Erzherzog Franz vor und zeigt mir geheime Flottenpapier und Zeichnungen. Sehr interessant. Ich soll den Brief nach Wien schicken, damit niemand etwas davon weiss!»¹⁰⁵

Die deutsche Seite hatte eine schlechte Meinung von der italienischen Marine, hoffte aber auf eine Erweiterung der österreichischen.¹⁰⁶ Diese Einschätzung wurde auch Fürstenberg vermittelt und trug dazu bei, sein Engagement zu verstärken. In den Jahren von 1909 bis 1913 versuchte Österreich, die Italiener einzuholen, die 1903 schon 18 Vormodelle der Dreadnoughts gebaut hatten. Des Kaisers liebster Spielzeug wurde nun auch zu Maxens Leidenschaft. 1911 sorgte er dafür, dass es zu einer Begegnung deutscher und österreichischer Geschwader auf hoher See kam.

Damit sollte auch demonstriert werden, wie eng das deutschösterreichische Verhältnis entgegen allen Augurenmeldungen war. Am 28. März 1911 schrieb Fürstenberg begeistert an seine Frau über die «Begegnung» in Brióni:

«[Wir] sichten das österreichische Geschwader [...] alle sind gespannt und auf die Begegnung gut vorbereitet. Kaiser an Deck (man hat die österreichische Flagge gehisst) grosse Stimmung [...] es war unvergesslich ergreifend und schön. Mich würgte es und ich war recht, recht stolz. Sonne – ein unvergessliches Bild. SM ergriffen und hochbefriedigt, drückte mir die Hand, sagte es wäre ein denkwürdiger Augenblick, da zum ersten Mal ein Thronfolger von Österreich auf der Commandobrücke seiner Schiffe den Deutschen Kaiser auf hoher See begrüßte! Dann entwarf ich noch ein Dankestelegramm an unseren alten Kaiser, dem auch SM eigenhändig hinzufügte und schrieb, er sei ergriffen von dem herrlichen Anblick der ein denkwürdiger sei und ihn mit Dank erfülle. Du [Irma Fürstenberg] kannst Dir denken wie tief befriedigt ich

über mein Werk war.»¹⁰⁷

Der Kaiser war hochzufrieden und teilte Fürstenberg mit, er hoffe, dass sich die Italiener über diese deutsch-österreichische Demonstration ärgern würden:

«Vor dem Schlafengehen ruft mich SM, überreicht mir Photos und Brief für Erz. Franz und Bilder für Kaiser von der Elisabethstatue. Den Brief an den Erzherzog lese ich, er ist sehr gut geschrieben, spricht von der prachtvoll gelungenen Flottenzusammenkunft und sagt die österreichische Marine, welche [dem Erzherzog] den Aufschwung verdankt, war gewiss stolz gewesen.»¹⁰⁸

Um den Kaiser noch näher an Österreich-Ungarn heranzuführen wurde es immer wichtiger, Begegnungen zu arrangieren, die für die Aussenwelt zwanglos erschienen. Fürstenberg war, wie viele Grandseigneurs, ein Meister der Inszenierung. Er machte seinen Besitz in Baden zu einem «geschützten Ort» der deutsch-österreichischen Beziehungen – weitab von den Augen der Öffentlichkeit. Vordergründig ging es bei seinen Wochenendeinladungen darum, dem Kaiser ein gutes Unterhaltungsprogramm zu bieten. Doch neben Musik, Theaterdarbietungen und Feuerwerk gab es in Donaueschingen – ganz nach englischer Tradition – ergebnisorientierte *Countryhouse*-Politik. Aus Österreich reisten hierfür zahlreiche von Fürstenbergs engsten Freunden an: Joseph Baernreither (1848-1925), Erwein Graf Nostitz (1863-1931), Alain Rohan (1853-1914) und Ottokar Graf Czernin (1872-1932).

Sie waren fast alle Mitglieder der pro-deutschen Verfassungstreuen Grossgrundbesitzerpartei und verstanden sich prächtig mit dem deutschen Kaiser. Wilhelm II. bevorzugte «geschützte Orte» wie Donaueschingen. Auch seine Yacht *Hohenzollern* bot Gelegenheit für vertrauliche Gespräche. Auf ihren Mittelmeer-Kreuzfahrten unterhielten sich Fürstenberg und der Kaiser ständig über Politik. Ungehindert von seiner Frau und der Berliner Gesellschaft konnte Wilhelm sich hier am besten entspannen. Auf seiner Yacht erschuf er sich eine Peter-Pan-Existenz und genoss einen durch und durch hedonistischen Lebensstil. An Bord wurde Politik zum Gesellschafts-

spiel, und ein guter Zuhörer konnte sich nützliche Informationen beschaffen. Fürstenberg war ein eifriger Zuhörer.

Seine gesamte *Go-Between*-Arbeit hatte eine stark anti-englische Komponente. Der erste Vorfall, bei dem er hier eine unheilvolle Rolle spielte, war die *Daily-Telegraph*-Affäre: Im November 1907 hatte der Kaiser einen Staatsbesuch in Grossbritannien absolviert. Zu jener Zeit erholte er sich gerade erst von den Presseenthüllungen, dass Angehörige seines engsten Kreises, nicht zuletzt sein Freund Eulenburg, homosexuell waren. Wilhelm II. hatte sich zuerst geziert, wieder in der Öffentlichkeit aufzutreten, aber zu seiner grossen Überraschung wurde die Reise ein Erfolg. Seine Begeisterung für Grossbritannien war damit wiedererwacht, und er entschloss sich spontan für einen Anschlussurlaub. Fürstenberg wurde angewiesen, ihm nachzureisen und Gesellschaft zu leisten. Der Kaiser mietete sich und sein Gefolge in Highcliffe Castle ein, dem Schloss von Colonel Edward Montagu-Stuart-Wortley. Die beiden Männer freunden sich an, und Wilhelm führte lange Gespräche mit seinem trinkfreudigen Gastgeber, wobei sein Redefluss wieder einmal keine Grenzen kannte. In Anwesenheit von Fürstenberg zählte er gegenüber Stuart-Wortley alle Fehler auf, die die Briten seiner Ansicht nach in den vergangenen Jahren begangen hatten. Er fügte auch hinzu, wie unbeliebt die Engländer in Deutschland seien, und dass er der einzige Freund wäre, den Grossbritannien im Moment noch habe. Weder Fürstenberg noch Stuart-Wortley widersprachen ihm, und der Kaiser verliess England zufrieden und erfrischt. Für ihn war die Bekanntschaft mit Stuart-Wortley ein netter «Urlaubsflirt» gewesen und wie bei so vielen Urlaubsflirts schnell vergessen. Stuart-Wortley jedoch fasste die Gespräche mit Wilhelm in einem Zeitungsartikel zusammen und fragte beim Kaiser an, ob er den Artikel veröffentlichen dürfe. Zurück in Berlin, war sich Wilhelm da nicht mehr so sicher. Er befolgte das korrekte Prozedere und liess den Artikelentwurf zur Genehmigung an Reichskanzler Bülow schicken. Später sollte Bülow behaupten, er habe den betreffenden Artikel nicht gelesen, sondern stattdessen ans Auswärtige Amt geschickt. Der Staatssekretär des Äusseren befand sich zum damaligen Zeitpunkt jedoch nicht in Berlin, und die rangniederen Be-

amten wagten nicht, am Inhalt des Artikels Kritik zu üben. Am Ende wurde er ohne Änderung zur Veröffentlichung freigegeben.

Auf beiden Seiten des Kanals brach daraufhin ein Sturm der Entrüstung los. Wilhelm schaffte es, fast jeden zu beleidigen: die Briten, die Franzosen, die Russen, die Japaner und sogar seine eigenen Landsleute (er betonte, die Briten im Burenkrieg unterstützt zu haben, *entgegen* der deutschen öffentlichen Meinung). Besonders verwirrend waren die vielen Widersprüche.

Der Artikel erinnert an ein aussergewöhnlich unzusammenhängendes Kneipengespräch. Der Gedankenaustausch hatte über mehrere Abende verteilt stattgefunden und Wilhelm schien jeden Abend seine Meinung geändert zu haben. Einerseits behauptete er, der einzige Freund zu sein, den Grossbritannien noch habe, dann wiederum nannte er alle Briten «verrückt, verrückt, verrückt wie die Märzhasen». Ein interessanter Punkt bei alledem war jedoch, dass es ein Land gab, das der Kaiser nicht beleidigte: Österreich-Ungarn. Sicherlich hatte dies etwas damit zu tun, dass Fürstenberg anwesend war. Und er schritt auch zu keinem Zeitpunkt ein, um Wilhelm von seinen Tiraden abzuhalten. Aus politischen wie auch aus persönlichen Gründen hatte Fürstenberg wenig für Grossbritannien übrig. Politisch wollte er die deutsch-österreichische Allianz stärken, und das bedeutete, jede Annäherung zwischen Berlin und London zu verhindern. Persönlich fühlte er sich unwohl in englischer Gesellschaft. Er sprach nur schlecht englisch und die Briten waren ihm wesensfremd. Darüber hinaus irritierte ihn immer wieder die plötzliche Charakterveränderung, die den Kaiser ergriff, wenn er in eine englische Umgebung kam. Als sie zum Beispiel 1908, während einer Mittelmeerreise, einen Besuch auf einem englischen Schiff machten, lebte der Kaiser auf, wie Fürstenberg notierte, aber: «kaum ist er zu Hause [seinem Besitz auf Korfu] wird er wieder grantig.»¹⁰⁹

Die Publikation des *Daily-Telegraph*-Interviews erwies sich in doppelter Hinsicht als fatal. Im Deutschen Reich griff die Presse den Kaiser wochenlang an und im Dezember 1908 kam es zu einer hitzigen Debatte über die Affäre im Reichstag. Auch der Eindruck, den der Artikel auf den Rest der Welt machte, war katastrophal. Der Kaiser wurde als das offizielle Sprach-

rohr des Deutschen Reiches wahrgenommen und seine Angriffe führten daher zu erneuten Spannungen im deutsch-britischen Verhältnis. In Relation dazu wuchs die Abhängigkeit des Deutschen Reiches von Österreich-Ungarn. Für Fürstenberg bedeutete dies also eine durchaus willkommene Entwicklung, und noch eine weitere Folge der Affäre kam ihm entgegen: Wilhelm überwarf sich mit seinem Reichskanzler von Bülow.¹¹⁰

Mit grosser Wahrscheinlichkeit hatte Bülow den Entwurf des *Daily-Telegraph-Interviews* gelesen und den politischen Sprengstoff erkannt. Er sah darin wohl die Möglichkeit, dem Kaiser eine Lektion zu erteilen und sich selbst als unentbehrlich darzustellen. Auf jeden Fall stand er Wilhelm II. in der folgenden Debatte im Reichstag nicht zur Seite, sondern konzentrierte sich darauf, seinen eigenen Ruf zu retten. Er verschlimmerte die Lage noch, als er dem Kaiser dazu riet, zu einer Vergnügungsreise aufzubrechen. Und so verbrachte der desorientierte Wilhelm, während der politische Sturm tobte, sieben Tage bei Fürstenberg in Donaueschingen. Zwischen den tränenreichen Gesprächen mit Fürstenberg erging sich der Kaiser in der üblichen Weltflucht. Es gab eine Fuchsjagd, und es wurde eigens ein Cabaret aus Frankfurt zur Unterhaltung engagiert.¹¹¹ Unglücklicherweise erlitt der Chef von Wilhelms Militärkabinett einen Herzinfarkt, während er eine besonders gewagte Tanzeinlage im Tütü darbot. Ein Transvestiten-Skandal war das Letzte, was der Kaiser brauchen konnte, doch am Ende drang auch das an die Öffentlichkeit.

Trotz allem festigten die Skandale des Jahres 1908 die Beziehung zwischen Fürstenberg und Wilhelm. Am Weihnachtsfest 1908 dankte der Kaiser ihm für seine Unterstützung:

«Mein lieber Max, zu den Büchern welche ich Dir als Weihnachtslektüre sende, füge ich noch einige Zeilen hinzu, um nochmals Dir von Herzen zu danken für alles was Du mir im verlaufenden Herbst gewesen bist und für mich getan hast. Du hast mir nach all den vielen Enttäuschungen und Kummernissen, die ich von anderen Menschen erleben musste, gezeigt, was mir ein wirklicher Freund tun und leisten kann. Gott lohne es Dir und Irma, ich werde es nie vergessen. Ich bin wirklich hart mitgenom-

men worden. 1907 Kuno Moltke, Hoffmann und das ganze Jahr über die Eulenburgaffäre, die bis ins Frühjahr 1908 spielt. 1908 die uns bekannten Ereignisse! Das ist doch ein bisschen reichlich für ein empfindsames Gemüth.»¹¹²

Dass Wilhelm sich selbst als empfindsam beschrieb, hätte viele Zeitgenossen überrascht.

Auf keinen Fall konnte der Kaiser Bülow seinen Mangel an Loyalität verzeihen. Bülow ahnte die drohende Gefahr und setzte alles in Bewegung, um sein Amt zu retten. Fürstenberg schrieb seiner Frau, der Reichskanzler habe dazu sogar seine alte Schwiegermutter auf ihn angesetzt, die einflussreiche Donna Laura Manghetti:

«Neben mir sitzt Donna Laura Manghetti, 82 Jahre alt, die mir unter anderem sagt: ‚Sie müssen schwere Zeiten mit dem armen Kaiser durchgemacht haben. Gottlob dass der Kaiser mit Bernhard jetzt wieder gut ist. Der Reichskanzler hat mir wiederholt gesagt, dass er an ihnen einen teuren Freund habe, er wisse was er ihnen alles verdanke!« Ein falscher Hund der seine Schwiegermutter dressiert hat, mir das zu sagen. Ich sitze dem Kerl nicht auf!«

Im Gegenteil – Fürstenberg verstärkte seine Kampagne gegen Bülow:

«[ich sagte dem Kaiser] dem Bülow sei nicht zu trauen. Er hätte einen so falschen Blick und sehe einem nie in die Augen. Er würde auch wieder alle Gnade und Verzeihung vergessen, denn er hätte ein kaltes und falsches Herz! Das scheint Eindruck gemacht zu haben.»¹¹³

Am Ende wurde Bülow 1909 wegen seiner Niederlage in der Reichsfinanzreform entlassen. Aber kaum jemandem blieb verborgen, welche Rolle Fürstenberg dabei gespielt hatte. Auch Bülow gab ihm die Schuld an seinem Karriereende. In seinen Memoiren zitiert er einen Brief des in Ungnade gefallenen Philipp Eulenburg: «Ein gewisser Max zu Fürstenberg ist hauptsächlich für die gegenwärtigen Entwicklungen verantwortlich, soweit diese Sie selbst [Bülow] betreffen.»¹¹⁴

Der Fall Bülow war für den Rest des kaiserlichen Gefolges ein deutliches Signal. Von nun an wagte niemand mehr, es sich mit Fürstenberg zu verscherzen – und das galt auch für das Auswärtige Amt. Der neue Reichskanz-

ler Bethmann Hollweg und sein Aussenminister Alfred von Kiderlen-Wächter achteten darauf, Fürstenberg regelmässig zu konsultieren und begegneten ihm mit ausgesuchter Höflichkeit.

Doch sie mochten ihn noch so zuvorkommend behandeln: Fürstenberg hatte keinerlei Interesse daran, Bethmann Hollweg darin zu unterstützen, das Verhältnis zu London wieder zu verbessern. Das deutsche Flottenwettrüsten mit Grossbritannien war Fürstenberg äusserst willkommen, genauso wie das Scheitern der Haldane-Mission von 1912: Während Reichskanzler Bethmann Hollweg versucht hatte, sich mit London zu verständigen, plante Admiral von Tirpitz, die deutsche Flotte weiter auszubauen. Dieser Plan gefährdete die Verhandlungen mit Viscount Haldane. Am Ende setzte sich Tirpitz gegen Bethmann Hollweg durch – das Flottenwettrüsten ging weiter und jede Aussicht auf eine Verständigung mit England wurde obsolet. Fürstenberg wusste über alle Interna Bescheid:

«Der Kaiser liess mich auf die Terrasse kommen und gab mir ein grosses Heft streng geheimer Actenabschriften zu lesen, welche die ganze Korrespondenz von Anfang Februar bis 21. März, die Besprechungen mit Haldane, Kampf mit dem Reichskanzler und Kiderlen, die Flottennotvelle betreffend, enthalten. Fabelhaft interessant. Es ist unglaublich wie die Leute SM bei der Nase herumführten! [...] Man ersieht daraus wie recht SM hatte, dass die Engländer schliesslich sich infam benahmen, den Reichskanzler und Kiderlen aufsitzen liessen und alles was sie versprochen hatten glatt ableugneten. Das 'agreement' ist begraben! Schade, aber man sieht das es nie Ernst gemeint war, wieder bloss ein Bluff war uns zu hindern, unsere Armee und Flotte auf den richtigen Stand zu setzen. Wirklich unverschämt. SM ist sehr Ernst gestimmt und wütend über Kanzler, Kiderlen und Metternich!»¹¹⁵

Obwohl Fürstenberg vorgab, vom Scheitern der Haldane-Mission enttäuscht zu sein, war dieses Desaster doch ganz in seinem Sinne.

Ein weiteres Anliegen war es ihm, die Probleme auf dem Balkan als «deutsche Probleme» darzustellen. Ein *Go-Between* wie Fürstenberg wurde

umso wichtiger, je stärker die Beziehung belastet war. Die Balkankriege hatten innerhalb der österreichischen Führung die Angst geschürt, dass vom deutschen Partner letztendlich keine Unterstützung zu erwarten sei. Als Deutschland 1912 während des ersten Balkankrieges Österreich-Ungarn von einer kriegerischen Reaktion abhielt, führte dies zu ernsthaften Verstimmungen. In Österreich wurde die Frage gestellt, inwieweit die Deutschen ihre Allianzverpflichtungen erfüllen würden. Fürstenbergs Freunde (Heinrich Clam, Erwein Nostitz, Ottokar Czernin und Fürst Karl Schwarzenberg) forderten, Berlin müsse «Farbe bekennen». Würde Deutschland im Krisenfall noch Unterstützung bieten?¹¹⁶

Fürstenberg hatte immer daran gearbeitet, dass die deutsche Öffentlichkeit die Probleme auf dem Balkan auch als eine deutsche Zuständigkeit erkennen sollte. Zu diesem Zweck unterstützte und «inspirierte» er auch die Presse. An den Autor eines Artikels in der Frankfurter Zeitung schrieb er 1913 voller Begeisterung:

«Niemand weiss es besser wie ich, wie falsch in Deutschland über die Balkan Angelegenheiten geurteilt wird, insbesondere darüber, inwieweit Deutschland daran interessiert sei und ob nicht die ganze Balkansache eine österreichische Privatangelegenheit sei, wegen welcher sich Deutschland nicht aufzuregen brauche. Ihre Worte werden in ihrer Klarheit und in ihrer logischen Entwicklung eminent aufklärend wirken und jeder der es mit der Deutsch-Österreichischen Freundschaft gut meint, muss ihnen wärmsten Dank wissen.»¹¹⁷

Er versprach dem Autor des Artikels, einem Dr. Rudolf Sieghahn, bei der Beeinflussung der richtigen Leute in Berlin zu helfen – dazu gehörte natürlich auch der Kaiser.

Fürstenberg hatte allen Grund, sich Sorgen zu machen. Zu Beginn des Jahres 1913 stellte Baernreither fest: «Kaiser Wilhelm hat Fürstenberg ausdrücklich mitgeteilt, dass er sich der Allianz gegenüber selbstverständlich loyal verhalten werde; er könne die Allianz allerdings nicht so interpretieren, dass sie bedeute, seine eigenen Soldaten müssten sich erschiessen lassen, um Österreichs Interesse an Serbien zu stützen.»¹¹⁸ Und im März 1913 betonte

der Kaiser Fürstenberg gegenüber noch einmal, dass «er aus zuverlässiger Quelle wisse, dass, marschiere Österreich gegen Serbien, Russland sofort handeln werde, ansonsten werde es an Ansehen einbüßen. Dem stimmte Fürstenberg zu.»¹¹⁹ Beide Männer wussten also bereits 1913, dass ein möglicher Krieg gegen Serbien kein lokal begrenzter Konflikt bleiben würde.

All dies zeigte, was für ein fragiles Gebilde der Zweibund geworden war. Im Mai 1914 notierte auch der deutsche Botschafter in Wien, «ob es wirklich noch lohnt, uns so fest an dieses in allen Fugen krachende Staatengebilde [Österreich-Ungarn] anzuschliessen und die mühsame Arbeit weiter zu leisten, es mit fortzuschleppen.»¹²⁰

Fürstenberg wusste, wie weitverbreitet eine solche Einstellung geworden war. Es blieb völlig offen, ob das Deutsche Reich Österreich-Ungarn in einem potentiellen Krieg gegen Serbien unterstützen würde. In dieser Frage hatte sich Wilhelm II. in der Vergangenheit eher zurückhaltend gezeigt und Österreich-Ungarn empfohlen, die Serben mit «Geldgeschenken» zu besänftigen. Als er sich im Juni 1914 mit Erzherzog Franz Ferdinand zum (wie sich herausstellen sollte) letzten Mal traf, wollte er das Thema Serbien gar nicht erst ansprechen. Nach der Ermordung Franz Ferdinands war Wilhelm II. zwar schockiert, aber es blieb zuerst unklar, wie die deutsche Politik reagieren würde.

Die Julikrise von 1914 ist bereits vielfach ausführlich analysiert worden, auch was die Haltung des deutschen Kaisers betrifft. Wir wissen, dass Wilhelm II. vom Reichskanzler in seine alljährliche Sommerfrische geschickt wurde. Als er seine Kreuzfahrt am 27. Juli schliesslich doch abbrach, stellte ihn dieser vor vollendete Tatsachen. Zu diesem Zeitpunkt war bereits klar, dass es kein lokaler Konflikt mehr blieben würde. Daran konnte auch Wilhelms anschliessende hektische Korrespondenz mit dem russischen Zaren nichts mehr ändern. Er war entsetzt, als er erkennen musste, dass der Krieg, den er selbst so oft herbeigeredet hatte, ausgebrochen war. Als ihm die ganze Ungeheuerlichkeit der Situation bewusst wurde, erlitt Wilhelm eine Panikattacke und bezichtigte dann kurz darauf Frankreich, Russland und Grossbritannien der Umzingelung Deutschlands. Diese Haltung wurde auch der

deutschen Öffentlichkeit vermittelt – man war von Feinden umzingelt worden, der Krieg war ein Verteidigungskrieg.

Fürstenberg erlitt keine Panikattacke. Im Gegenteil. Er blieb äusserst gelassen. Die Ereignisse vom Juli 1914 hatten ihn von seiner grössten Sorge befreit: dass die deutsch-österreichische Allianz zerbrechen könnte. Nachdem das Deutsche Reich sich auf die Seite Österreich-Ungarns gestellt hatte, war die Allianz stärker als je zuvor. Doch Fürstenbergs Freude darüber war verfrüht. Denn wie Oscar Wilde schon wusste: «Es gibt nur zwei Tragödien im Leben. Die eine besteht darin, dass man nicht bekommt, was man sich wünscht, und die andere darin, dass man es bekommt.»¹²¹

Geheimdiplomatie im Ersten Weltkrieg

Im September 1914 schrieb Fürst zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg einen deprimierten Feldpostbrief an seine Frau. Darin erklärte er den Krieg für unsinnig:

«Die wirtschaftlichen Verluste müssen jedenfalls enorm werden.

Es ist als wenn ein Bierbrauer im Kampf mit einem Wirt diesen erschlagen würde. Dann hat er gesiegt, aber niemand ist mehr da, ihm sein Bier abzukaufen.»¹

Derartige Rationalität beeindruckt umso mehr, als Löwenstein eng mit dem ermordeten Erzherzog Franz Ferdinand befreundet gewesen war.

Ein weiterer Freund von Löwenstein, der Duke of Portland, stand auf der anderen Seite des Schützengrabens und dachte ähnlich: «Die Zukunft sieht düster aus und Europa wird sich erst in zwei Generationen von all dem erholen.»² Portland hatte Verwandte in den Niederlanden und Deutschland. Bei Kriegsausbruch musste er den Kontakt mit ihnen abbrechen. Durch die eingeschränkte Reisetätigkeit und Briefzensur waren dem internationalen Hochadel 1914 über Nacht seine Kommunikationswege abgeschnitten worden. Wie wir sehen werden, konnten jedoch erstaunlich viele Kontakte aufrechterhalten und neu geknüpft werden.

Adelsfamilien gleichen einem geschlossenen Ökosystem, das in Gefahr gerät, ausser Balance zu geraten, wenn einzelne Elemente wegbrechen. Drei Störfaktoren gefährden die Balance: erstens biologisches «Versagen» (d.h. keine männlichen Nachkommen zu produzieren); zweitens wirtschaftlich ungeschickt agierende und zerstrittene Familienmitglieder und drittens unbe-

rechenbare Bedrohungen von aussen durch Revolutionen und Kriege. Ziel aller Adelsfamilien muss es sein, diese Störfaktoren zu vermeiden, um das Ideal eines blühenden Stammbaums zu erreichen. Dieser Baum sollte möglichst Jahrhunderte alt sein und seine «Zweige» in viele Länder ausstrecken, um der Familie internationales Prestige zu verschaffen. Doch das Bild von blühenden Zweigen, die sich über Ländergrenzen erstrecken, wurde seit dem 19. Jahrhundert immer häufiger kritisiert. Für überzeugte Nationalisten war ein internationaler Stammbaum faulig und krank. Es galt, ihn zu fällen – zum Wohle der Nation.

Hochadelsfamilien sahen sich daher seit dem 19. Jahrhundert mit zwei grossen Bewegungen konfrontiert: dem Nationalismus und der Demokratisierung. Beide waren ihnen gleich fremd. Doch, wie Prinz Rohan 1929 erklärte, konnte man sich nicht beiden verschliessen. Man musste sich für eine entscheiden:

«Die Entwicklung zur Nation war naturgemäss adelsfeindlich, sie war der fortschreitende Sieg der modernen gegen die mittelalterliche Welt. Gleichzeitig mit der nationalen gewann aber die demokratische Idee, der ältere Bruder der nationalen, [...] die Herrschaft über Europa. Der Adel nun [...] stand vor der Wahl, sich auf die Seite der nationalen oder der demokratischen Idee zu stellen. Da beide im Kampf gegen ihn heraufgekommen waren, wählte er jene Einstellung, die mit seiner Tradition am ehesten in Einklang zu bringen war.»³

Mit anderen Worten: Die Adligen mussten pragmatisch handeln und der Nationalismus stellte das geringere Übel dar. Prinz Rohan selbst machte sich den Nationalismus in seiner extremsten Form zu eigen und wurde ein begeisterter Nationalsozialist.

Nicht allen fiel der Übergang so leicht. Marie von Bunsen, deren Mutter eine Engländerin war, haderte viele Jahre lang mit ihrer «doppelten» Identität. In den 1930er Jahren schrieb sie:

«Schon in meiner Jugend [...] habe ich die Schattenseiten dieses Ausnahmestandes klar erkannt. Später habe ich die Doppelnationalität innerlich bekämpft und bin ihrer Herr geworden. Ich versuchte, ohne die



Abbildung 3: Vier Schwestern, die durch den Ersten Weltkrieg voneinander getrennt wurden: Prinzessin Beatrice (Spanien), Prinzessin Victoria Melita (Russland), Prinzessin Alexandra (Deutschland) und Kronprinzessin Maria von Rumänien, im Jahr 1900

durch England zuteil gewordenen Werte zu verlieren, die ruhige, feste Linie zweifelloser Volksgemeinschaft zu erringen.»⁴

Neben ihrer Internationalität war ein weiteres Problem für viele Hochadelige, dass sie nicht mehr den Rassebegriffen der Zeit entsprachen. Im 19. Jahrhundert hatte in der europäischen Wissenschaft und Gesellschaft ein grosses Interesse an einem ganz besonderen Saft eingesetzt – dem Blut. «Blutanalysen» aller Art wurden Teil der Selbstanalyse. Die Königin von Rumänien zum Beispiel schrieb über sich und ihre Schwestern (*Abbildung 3*):

«Wir waren eine starke Rasse – der Mix aus Russisch und Englisch war eine merkwürdige Mischung, die uns von anderen absonderte, und aufgrund unseres starken und dominierenden Charakters konnte wir nicht folgen, sondern nur führen.»⁵

Nur wenige hätten Marias Blutgemisch damals jedoch positiv gedeutet. Für Nationalisten konnte «internationales Blut», wie es in den Adern des Hochadels zirkulierte, nur negative Eigenschaften hervorbringen. Einer «Promenadenmischung» – ob Hund oder Mensch – war zu misstrauen.

Während sich die bürgerliche Adelskritik im 18. Jahrhundert vor allem auf den geldverschwenderischen, ungebildeten und amoralischen Adel richtete, kam daher im 19. Jahrhundert parallel zum Vorwurf des «internationalen» Adels auch die Idee des rassisch unreinen und «jüdisch» versippten Adels auf. Theodor Fritsch schrieb bereits 1887, der Adel hätte aufgrund von «Judengeld-heiraten» sein «Zuchtideal» verloren.⁶ Dieser Vorwurf wurde nicht nur vom Bürgertum vertreten. Auch der niedere Adel argumentierte bald ähnlich. Vor allem das «Deutsche Adelsblatt», nahm eine Vorreiterrolle in rassischer Wertevermittlung ein. Es lehnte jegliche jüdische Heiraten sowie internationale Verknüpfungen ab und wollte eine homogene deutsche Adelsgesellschaft schaffen. Die Vorwürfe der jüdischen Heiraten konnten vom Adel zwar widerlegt werden (statistisch gesehen waren Heiraten mit Juden im Adel gering) und schon 1920 führte die Deutsche Adelsgesellschaft demonstrativ einen Arierparagrafen für ihre Mitglieder ein. Doch der Vorwurf der internationalen Verbindungen des Hochadels blieb sehr viel schwieriger zu widerlegen.

Im August 1914 wurden daher alle internationalen Familien mit grossem Misstrauen behandelt. Man stellte ihnen jetzt ganz offen die Frage, was schwerer wog, Blutsbande oder nationale Loyalität? Die Antwort darauf konnte jetzt zur Überlebensfrage werden.

Karl Kraus beschreibt in seinem berühmten Stück *Die letzten Tage der Menschheit* am eindringlichsten, wie der Fremdenhass 1914 die Massen ergriff.⁷ Ähnliche Ausbrüche wie in Kraus Heimat Wien ereigneten sich in ganz Europa. In Berlin, London und Paris wurden Ausländer auf offener Strasse angegriffen. Auch naturalisierte Familien, die seit vielen Generationen im Land lebten, wurden plötzlich als Verräter gebrandmarkt. Der Hochadel gehörte anfangs zu den Hauptverdächtigen. Seine historischen Namen hatten immer schon Assoziationen der besonderen Art geweckt. Verhängnis-

voll wurden jetzt vor allem vage Geschichtskennntnisse. Aus Frankreich meldete zum Beispiel der britische Botschafter Sir Francis Bertie im Februar 1915, dass man in Biarritz Prinzessin Friederike von Hannover (1848-1926) wegen ihres deutsch klingenden Adelstitels angegriffen habe. Sie war eine englische Untertanin, aber der Durchschnittsfranzose hatte vergessen, dass das Haus Hannover mit dem englischen Königshaus verwandt war.⁸ Selbst der passende Name im passenden Land konnte nicht vor Angriffen schützen. Wie der Coburger-Erbfall in Kapitel 1 gezeigt hat, echauffierte man sich im Deutschen Reich schon vor 1914 über ausländische Fürsten auf «deutschen Thronen». Unmittelbar nach Kriegsausbruch verschärfte sich die Situation. Carl Eduards Tante, die verwitwete Herzogin von Coburg, wagte zum Beispiel nicht mehr, ihre Räume zu verlassen, nachdem sie als «russische Spionin» beschimpft worden war. Tatsächlich hatte sie zweimal ihre Staatsangehörigkeit wechseln müssen. Die gebürtige Russin wurde nach ihrer Hochzeit mit Alfred, dem Sohn von Queen Victoria, britische Untertanin und nachdem Alfred zum Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha ernannt worden war, eine deutsche Herzogin.

Der Grossherzog von Hessen litt unter ähnlichen Komplikationen: Er war zwar ein deutscher Souverän, seine Schwester Alexandra jedoch stand als Zarin von Russland genauso wie sein Verwandter, der britische König Georg V, auf der Feindesseite. Dazu kam, dass Hessens Residenzstadt, Darmstadt, im Sommer 1914 voller russischer Studenten war, die nun von allen Seiten angefeindet wurden. Sie konnten die Stadt gerade noch rechtzeitig verlassen, doch die wütenden Darmstädter erlagen vollends dem Spionagefieber und suchten sogar noch unter der Ordenstracht von Nonnen nach feindlichen Agenten. Als das Gerücht aufkam, dass die Franzosen mit Autos Gold über die deutsche Grenze nach Russland schmuggeln wollten, durchsuchten die aufgebracht Untertanen des Grossherzogs jedes Fahrzeug.⁹

Der Grossherzog von Hessen war zu diesem Zeitpunkt im Sommerurlaub und kehrte sofort nach Hause zurück, um die Ordnung wiederherzustellen. Er war nicht der Einzige, der vom Kriegsausbruch im Urlaub überrascht worden war. Fürstin Daisy Pless hielt sich im Juli 1914 in England auf. Ihr Mann

beordnete per Telegramm zwar den deutschen Chauffeur zurück, war jedoch überrascht, dass auch seine englischstämmige Ehefrau heimkehren wollte. Daisy Pless war empört darüber, «vergessen» worden zu sein. Die Pless-Ehe galt zwar als nicht besonders erfolgreich, aber der Fürst versuchte trotzdem, seine wütende Frau zu beruhigen:

«Ich weiss, dass Du eine gute Deutsche bist, was Deine Wünsche für unseren Sieg anbetrifft, weil natürlich die Zukunft Deiner Söhne von der Zukunft Deutschlands abhängt. Aber trotzdem wirst Du das Unglück schwer empfinden, das über Dein altes Land kommt, und durch das alle Deine Verwandten und Freunde leiden. Kein Zweifel, dass der Krieg zwischen England und Deutschland bis zum bitteren Ende geführt wird, und selbst Du kannst nur hoffen, dass die Engländer bald entscheidend besiegt werden.»¹⁰

Fürstin Pless konnte der Argumentation ihres Mannes nicht ganz folgen. In ihren Memoiren geht sie ausführlich auf ihre «Zwitterstellung» ein:

«Ich hatte Verwandte und liebe Freunde in England, Deutschland, Österreich, Ungarn, Frankreich, Spanien, Russland, Schweden [...] Wie selbstlos waren sie alle, und wie gut kannten sich diese besten Elemente der kämpfenden Nationen untereinander, und doch mussten sie fortfahren, einander zu töten.»¹¹

Sie fand viele Gleichgesinnte. Der spätere Reichskanzler Max von Baden schrieb ihr 1916:

«Ich bemitleide alle Menschen, die nicht in dem Lande geboren sind, in dem sie leben müssen, und einer der feindlichen Nationen angehören. Es ist ein hartes Geschick, besonders während dieses Krieges, der alle bösen Leidenschaften aufgepeitscht hat. Da meine Mutter eine Russin war, kann ich dies besonders gut verstehen.»¹²

Dass Baden seine internationalen Kontakte jedoch für Geheimkanäle benutzte, die alles andere als friedlicher Natur waren, verschwieg er Daisy Pless.

Bei aller Verwirrung der Gefühle standen hochadelige Männer nun vor der praktischen Frage, auf welcher Seite sie kämpfen sollten. Sogar einige

Angehörigen der berühmten Soldatenfamilie Moltke zeigten sich leicht verwirrt, wie Daisy Pless vermerkte: «Graf Moltke, der dänische Gesandte in Berlin, hatte einmal für kurze Zeit in der französischen Armee gedient, daher misstrauten ihm die Deutschen.»¹³

Die Leiningens mussten ähnliche Probleme lösen. Seit drei Generationen hatten sie von ihren Englandbeziehungen profitiert. Der Chef des Hauses, Fürst Emich Leiningen, in Osborne House geboren und in England sozialisiert, hatte bis 1914 einem kleinen deutsch-britischen Verständigungskomitee angehört. 1914 trat er nun mit seinen Söhnen in die deutsche Armee ein. Der Kriegsausbruch brachte ihn in groteske Situationen. 1914 kam er als deutscher Offizier in das französische Dorf Pierrepont. Aufgrund seines Äusseren hielten ihn die Einheimischen für einen Engländer. Leiningen winkte ab: «[Ich sagte ihnen] ich sei zwar in England geboren, wisse jedoch nicht, ob ich jetzt noch Engländer sei.»¹⁴

Dass war für ihn nicht nur eine juristische, sondern auch eine emotionale Frage. Doch auch, wenn er sich im Verlauf des Krieges von der englischen Seite seiner Identität löste, schwang noch ein gewisser Stolz auf diese alten Verbindungen mit. An seinen Sohn schrieb er 1917: «Sollten Dich die Engländer erwischen, so vergiss nicht, dass Dein Grossvater ein British Admiral war, sie behandeln Dich vielleicht besser.»¹⁵

Sobald sich die Adligen für eine Uniform entschieden hatten, mussten sie zusätzlich unter Beweis stellen, dass es sich hier nicht um blosses Mimikry handelte. In deutschen Zeitungen wurde gleich nach Kriegsausbruch die Frage diskutiert, inwieweit der Adel genügend echte Kriegsoffer brachte. Schlösser würden leer stehen, obwohl man sie nützlicheren Zwecken zuführen könnte.¹⁶

Hochadelige Familien reagierten so schnell wie möglich auf derartige Vorwürfe. Sie finanzierten Lazarette auf ihren Schlössern – je grösser das eigene Krankenhaus, umso prestigeträchtiger für die Familie. Unter hochadeligen Damen kam es zu regelrechten Wettkämpfen, wer mehr Einsatz als ehrenamtliche Krankenschwester zeigte. Das neueste Statussymbol wurden nun Verdienstmedaillen vom Roten Kreuz. Als Vorbild für diese demonstrativ karitative Arbeit dienten die Königshäuser, deren Angehörige regelmäs-

sig Kriegsversehrte besuchten. In Grossbritannien waren vor allem Georg V. und Queen Mary für ihre pflichtbewussten Krankenhausbesuche berühmt. Königin Maria von Rumänien, die sich selbst als sehr viel zupackendere Krankenschwester sah, kommentierte süffisant:

«Obwohl sie [Queen Mary] Krankheiten hasst, ist sie freundlich zu den Patienten, und sie zollt ihnen kurze, steife Besuche und erkundigt sich hinterher nach ihrem Wohlbefinden.»¹⁷

Trotz aller Ironie kam Maria von Rumänien zu dem Schluss, dass das britische Königspaar gute Arbeit leistete:

«Er [König Georg V.] und sie wirken bei der Arbeit ganz harmonisch, wie ein prächtiges Paar erstklassiger Kutschenpferde, das stets im Gleichschritt trabt.»¹⁸

Karitatives Engagement wurde vom Adel erwartet, aber es reichte nicht aus. Trotz unermüdlicher Wohltätigkeitsarbeit geriet zum Beispiel Fürstin Daisy Pless in die Kritik. 1916 informierte Fürst Pless seine Frau:

«Die Zeitungen, die berichtet hatten, dass an Deinem Geburtstag die englische Flagge in Salzbrunn [einem ihrer Krankenhäuser] aufgezogen war, mussten alle dementieren. Es waren einfach die Farben der Wests [Daisys englischer Familie], rot und blau, die irgendein Idiot für die englische Flagge gehalten hat.»¹⁹

Daisy fühlte sich trotzdem während des gesamten Krieges unter sozialer Beobachtung. Ihre Probleme erwiesen sich allerdings als relativ banal im Vergleich zu denen von Carl Eduard Coburg. Wenn man verstehen will, wie der Herzog von Coburg zum heimlichen Helfer für Hitler wurde, muss man sich seine Kriegserfahrungen genauer ansehen.

Bei Kriegausbruch hielt Coburg sich in England auf. Am 28. Juni 1914 besuchte er gerade seine Schwester in London, als er von der Ermordung Franz Ferdinands erfuhr. Auch wenn zu diesem Zeitpunkt noch keine unmittelbare Notwendigkeit bestand, beschloss er, nach Coburg zurückzukehren. Carl Eduard lebte nun seit fast zehn Jahren in den Schlössern seines Vorfahren Ernst II. – jenes Mannes, der einst als geheimes Familienmotto «Einer für alle und alle für einen» geprägt hatte. Es stellte sich die Frage, ob dieses Motto einen Weltkrieg überleben würde.

Rückblickend empfand Carl Eduard die Ereignisse vom August 1914 als das grösste Unglück seines Lebens. An seine Schwester Alice schrieb er nach dem Krieg: «Das letzte Mal, als wir einander Lebewohl sagten und du nach Kanada gingst, brach der schreckliche Krieg aus und zerstörte unser Glück.»²⁰

Bis zu diesem Zeitpunkt war er mühelos zwischen Grossbritannien und dem Deutschen Reich gependelt, nun musste er sich für eine Seite entscheiden. Seine Schwester Alice schrieb in ihren Memoiren, der Krieg «erschütterte sein Leben, denn er wurde in Deutschland für sein Englischsein und in England für sein Deutschsein an den Pranger gestellt. Er erzählte mir einmal, hätte er nicht Frau und Familie gehabt, wäre er nach England zurückgekehrt, wenn er gekonnt hätte. Er wurde zum Heer eingezogen, aber da er sich weigerte, gegen England zu kämpfen, wurde er an die russische Front geschickt.»²¹

Wie üblich, geht Alice hier sehr sparsam mit der Wahrheit um. Der Herzog von Coburg hatte zwei Leben – ein beschauliches vor dem Ersten Weltkrieg und ein kriminelles danach.

Offiziell gehörte er seit August 1914 dem XL Armeekorps an und zog mit seinem Adjutanten an die Westfront. Auch wenn Carl Eduard sich betont volksnah gab, verbrachte er nur punktuell Zeit bei «seinen» Coburger Truppen. Dies lag sowohl an seinem schlechten gesundheitlichen Zustand wie an seiner Überflüssigkeit. Auch seine Besuche bei anderen Einheiten folgten stets dem gleichen Muster. Dem VIP-Gast wurde ein Schützengraben gezeigt, man schoss ein paar Fotos, es wurden kurze Gespräche mit «gemeinen Soldaten» arrangiert, und den Abschluss bildete ein festliches Dinner mit hohen Offizieren. Am nächsten Morgen wurden Orden verteilt. Carl Eduard, liebte es, Auszeichnungen zu vergeben. Im Gegensatz zum Grossherzog Ernst Ludwig von Hessen hatte er keine Probleme damit, eine eher ornamentale Rolle auszufüllen. Hessen sollte seinen Standesgenossen später vorwerfen, der Krieg wäre für sie eine einzige Aneinanderreihung von Besichtigungsterminen gewesen. Er verurteilte diese Art von Tourismus: «Ich bin immer in der Nähe der Truppen geblieben, nicht wie die meisten Fürsten,

welche die Gelegenheit benutzten, überall hinzufahren, um sich gegenseitig Besuche zu machen oder Städte anzusehen.»

Wenn er auf echte Soldaten traf, war der Grossherzog tief beschämt: «dabei blieben mir ihre Augen unvergesslich, denn wenn man mit ihnen sprach, schienen sie einen kaum zu sehen, denn ihre Augen hatten den Tod gesehen, und ihre Seelen hatten Fürchterliches durchlebt, so dass man sich ganz klein ihnen gegenüber fühlte».²²

Carl Eduard neigte nicht zu derartigen Reflexionen. Sentimentalitäten standen ihm grundsätzlich fern. Er zögerte auch keine Minute, sich von seinen britischen Verwandten öffentlich zu distanzieren. Auch diese Episode verschweigt seine Schwester Alice in ihren Memoiren. Carl Eduard ging es während des Krieges vor allem darum, das Überleben des *deutschen* Zweigs des Hauses Sachsen-Coburg und Gotha sicherzustellen.

Bei Kriegsausbruch hatte er in allen grossen Zeitungen verkündet, er sei nicht länger Colonel-in-Chief der Seaforth Highlander, da er nicht einem Regiment angehören könne, «dessen Land uns in schändlicher Weise überfallen hat.»²³

Im März 1917 ging er noch einen Schritt weiter und unterzeichnete eine Urkunde, die alle Glieder des Hauses Sachsen-Coburg-Gotha, die feindlichen Nationen angehörten, von der Erbfolge ausschloss.

Seine Berater hatten das Dokument sorgfältig formuliert. Man konnte nicht pauschal alle «ausländischen» Angehörigen des Hauses von der Erbfolge ausschliessen, denn der König von Bulgarien gehörte ebenfalls dem Haus Coburg an und Bulgarien wurde im Laufe des Krieges ein Verbündeter Deutschlands. Dennoch war die Urkunde ein Affront gegenüber den britischen, belgischen und portugiesischen Verwandten Carl Eduards. Er demonstrierte damit, dass er ohne Zögern alle dynastischen Regeln missachtete, mit denen er aufgewachsen war (nur um sie fünf Jahre später, als sie ihm nützlich wurden, wiederzubeleben). Sein Verhalten zeigt auch, wie gleichgültig ihm seine engsten Verwandten waren. Seine Mutter Helene lebte während des Krieges in London und hatte allen Grund, Repressalien zu befürchten. Queen Mary nahm Helene bei sich auf und entfernte sie damit elegant aus der Öff-

fentlichkeit. Carl Eduards Schwester Alice erwähnt diesen Vorgang in ihren Memoiren ebenfalls nicht, sondern erklärt nur in einem irritierten Ton, dass 1917 das britische Königshaus und seine nächsten Angehörigen ihren Namen ändern mussten. Aus Alice Teck wurde nun eine Countess of Athlone. Glücklicherweise war sie damit nicht: «Opa [Alices Mann] war wütend, denn er hielt eine solche Art von Tarnung für dumm und trivial.»²⁴

Alice führt diesen Punkt leider nicht weiter aus und so erfährt man nicht, was genau denn ihrer Meinung nach «getarnt» werden musste. Tatsächlich war die Namensänderung der Royal Family und ihrer in England lebenden Verwandten nicht mehr vermeidbar, nachdem deutsche Flugzeuge am 13. Juni 1917 Grossbritannien angegriffen und 160 Menschen getötet hatten (brisanterweise handelte es sich dabei um Flugzeuge des Typs *Gotha*). Die anti-deutschen Ressentiments waren seit diesem Angriff stärker als je zuvor. Carl Eduard war bereits vom House of Lords zum «Verräter» erklärt worden und hatte von Georg V. den Hosenbandorden aberkannt bekommen. Durch Georgs V. «Titles Deprivation Act» von 1917, der 1919 bestätigt wurde, verlor er jetzt auch den Titel «Duke of Albany» sowie alle Rechte am Herzogtum Albany und allen anderen Gebieten, die zu diesem Titel gehörten (trotzdem gab Carl Eduard seinen englischen Titel «Royal Highness», nie auf).

Coburg hatte nicht nur seine wichtigsten Verbindungen nach England verloren, auch sein deutscher Mentor, der Kaiser, bot ihm jetzt kaum noch Trost. Wilhelm II. war bereits zu Beginn des Krieges in seinen Machtbefugnissen stark eingeschränkt worden. Nachdem General von Moltke d. J. einen Nervenzusammenbruch erlitten hatte und 1916 auch General Falkenhayn abberufen wurde, dominierten Hindenburg und Ludendorff. Die Bewunderung für Hindenburg überwand gesellschaftliche und religiöse Schranken: Selbst strenggläubige Katholiken gelangten zur Überzeugung, dass dieser protestantische Kämpfer das Deutsche Reich zum Sieg führen würde. Auch Carl Eduard war auf der Suche nach einem starken Führer und favorisierte zeitweise Hindenburg. Er war jetzt immer öfter auf Kur (er litt unter anderem unter Morbus Bechterew), doch je schwächer er körperlich wurde, desto

mehr verhärteten sich seine politischen Ansichten. Für den Sieg des Deutschen Reiches wollte er jetzt auch seine Familienverbindungen einsetzen. 1915 bekam er daher einen ersten Vorgeschmack auf seine spätere Tätigkeit als Hitlers heimlicher Helfer.

Mit Kriegsausbruch waren die Botschaften und Konsulate von Feindstaaten geschlossen worden. Die Diplomatie kam zum Stillstand und nur noch Vertreter neutraler Staaten konnten ersatzweise als Kommunikationskanäle fungieren. Doch es war nicht möglich, neutralen Diplomaten brisante Verhandlungen anzuvertrauen, da sie in erster Linie ihren eigenen nationalen Interessen folgten und darauf achten mussten, die Neutralität ihrer Länder nicht zu gefährden. In diesem diplomatischen Vakuum wurden *Go-Betweens* jetzt besonders wichtig. Hochadelige mit internationalen Kontakten konnten als inoffizielle Kanäle fungieren. Carl Eduard war einer von ihnen. Seine Ablehnung der britischen Verwandtschaft hatte er zwar mehr als deutlich gemacht, aber seine Verwandt- und Freundschaft mit dem König von Bulgarien versprach Vorteile. Bulgarien war seit Jahren mit deutschen Krediten finanziert worden und wurde seit 1914 vom Deutschen Reich unter Druck gesetzt, in den Krieg einzutreten. Carl Eduard war hinter den Kulissen an dieser «Überzeugungsarbeit» beteiligt, die 1915 zu einem Bündnis führte. Doch Ferdinand von Bulgarien blieb ein schwieriger Partner, der weiterhin seine eigene Agenda verfolgte. 1916 wurde daher Carl Eduard als Ferdinands engster deutscher Verwandter nach Sofia geschickt, um die bulgarischen Expansionsgelüste gegenüber dem Osmanischen Reich (einem Verbündeten der Mittelmächte) zu unterbinden. Überraschenderweise hatte Coburg mit seinen Überredungskünsten Erfolg: Ferdinand gebot Besserung. Bulgarien würde bis 1918 an der Seite des Deutschen Reiches bleiben.

Carl Eduards kurzer Einsatz in Sofia war jedoch nur eine Generalprobe als *Go-Between*. Die umjubelte Premiere würde ihm Hitler bieten.

Fürstenbergs Mission

Im Juli 1914 waren Fürstenbergs Wünsche in Erfüllung gegangen. Das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn kämpften jetzt Seite an Seite gegen eine «Welt von Feinden». Fürstenberg hatte erwartet, bei diesem gemeinsamen Kampf eine Position an der Seite des Kaisers einzunehmen. Doch am 3. August 1914 notiert er:

«Audienz bei SM der rührend lieb war, aber auf Rat Plessens will er mich nicht im Hauptquartier haben! Es war ein rechter harter Augenblick! Er umarmte mich wiederholt!»²⁵

Hans Georg von Plessen hatte argumentiert, Fürstenberg würde das österreichische Heer sicherlich «mehr am Herzen» liegen als das deutsche. Trotzdem schien der Kaiser zu spüren, wie enttäuscht Fürstenberg von dieser Absage war, und schickte ihm ein paar Tage später ein aufmunterndes Telegramm:

«Im Geiste in alter Freundschaft die Hand zu drücken, wenn uns auch die Pflicht zwingt diese schwere Zeit getrennt jeder auf seinem Platz durchzumachen, im Inneren bleibt zwischen uns alles beim Alten. Gott schütze dich. Auf Wiedersehen in besseren Zeiten.»²⁶

Fürstenbergs Gegner am Hof hatten ganz offensichtlich gesiegt. Das Letzte, was sie wollten, war ein einflussreicher Österreicher in der Nähe des Kaisers. Aus diesem Grund zog die kaiserliche Entourage mit Kriegsausbruch einen unsichtbaren Cordon sanitaire um Wilhelm II. Damit schützten sie ihn jedoch auch vor allen unangenehmen Aspekten des Krieges. Der Grossherzog von Hessen kritisierte später diese Strategie – man hätte Wilhelm dazu zwingen müssen, sich mit den Realitäten auseinanderzusetzen. Doch nach Kriegsausbruch stand es mit der psychischen Verfassung des Kaisers nicht zum Besten. Der Mann, der Kriegsspiele geliebt hatte, konnte den Ernst des Krieges schwer ertragen.

Gemäss Plessens «Rat» schloss sich der enttäuschte Fürstenberg dem österreichischen Heer an und ignorierte die Brüskierung. Trotzdem behielt das deutsch-österreichische Bündnis für ihn die oberste Priorität. Seine Arbeit als *Go-Between* war immer wirtschaftlich und politisch motiviert gewe-

sen, aber mit Kriegsausbruch wurde sie für ihn auch zu einer emotionalen Angelegenheit. In seinen privaten Unterlagen findet sich ein sentimentales Gedicht von 1915, das seine Gefühle für den Zweibund widerspiegelt:

«Es wird in allen Landen bestaunt in ferner Zeit:

Allein zwei Brüder standen mit einer Welt im Streit.

[...] Und ob die Städte brennen, und Tag um Tag versank, Die Brüder sind nicht zu trennen und trutzen ohne Wank;

Und kämpfen ohne Reue und zücht gen den Verrat

Die Nibelungen-Treue aus Sang und Sage wuchs zur Tat!»

In den folgenden Jahren sollte sich nahezu jede Zeile dieses Gedichts in ihr Gegenteil verkehren.

Fürstenberg genoss anfangs das Kampfgetümmel. Die Adrenalinstöße erinnerten ihn an seinen Lieblingssport, die Jagd, und seine beschwingten Feldpostbriefe wimmeln daher von Jagdmetaphern. Doch trotz seines sonnigen Gemüts, wurde ihm bald klar, wie unterlegen das österreichisch-ungarische Militär im Vergleich zu seinen deutschen Verbündeten war. Diese Ungleichheit auf dem Schlachtfeld wirkte sich auch auf die Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn aus. Die grosse Verbrüderung, auf die Fürstenberg gehofft hatte, blieb eine Illusion. Je mehr die Belastungen durch den Krieg anwuchsen, desto offensichtlicher wurde es, mit welchen künstlichen Mitteln das Bündnis noch zusammengehalten wurde. Es war immer ein aus der Not geborenes Konstrukt gewesen, unterstützt von zunehmend nervösen Politikern und einer dünnen österreichisch-deutschen Elite. Fürstenberg galt als ein wichtiges Mitglied dieser dünnen Elite. Je mehr daher die Nerven aller Beteiligten mit dem Fortschreiten des Krieges strapaziert wurden, desto dringender erschien Fürstenbergs Rückkehr in seine *Go-Between-Rolle*. Er hatte sowieso nie ernsthaft an Kampfhandlungen teilgenommen, sondern war immer wieder zwischen der Front und seinem Amt als Vizepräsident des österreichischen Herrenhauses hin- und hergependelt. Aus diesem Grund blieb er über alle Interna gut informiert und es schien logisch, ihn wieder als heimlichen Helfer einzusetzen. Fürstenberg nahm die Aufgabe mit Begeisterung an. Doch ein *Go-Between* im Krieg

zu sein, stellte sich als sehr viel schwieriger heraus als zu Friedenszeiten. Im Laufe der folgenden vier Jahre sollte die Frohnatur Fürstenberg ihren Sinn für Humor verlieren.

Um seine Mission erfüllen zu können, trat Fürstenberg Ende 1915 aus dem österreichischen Heer aus und offiziell ins deutsche ein. Auf diese Weise konnte er sich zweimal im Monat mit dem Kaiser treffen. Wie schlecht es um die Kommunikationskanäle zwischen der österreichischen und der deutschen Führung mittlerweile bestellt war, kann man der Unmenge von Briefen entnehmen, mit denen Fürstenberg nun bombardiert wurde. Obwohl sein privater Nachlass ungeordnet ist, finden sich darin unzählige Schreiben von seinen politischen Freunden in Österreich, die ihn als Kanal nach Berlin nutzen wollten. Fürstenberg war an solche Bitten gewöhnt und hatte sie bisher immer genossen. Aber er hatte nicht mit einer derartigen Lawine gerechnet. Ein Beispiel hierfür ist ein Memorandum des österreichischen Ministers Joseph Maria Baernreither, das unzählige Punkte enthält, die Fürstenberg beim Kaiser vortragen sollte. Fürstenbergs Anmerkungen zeigen, dass er durchaus versuchte, diese Punkte bei Wilhelm anzusprechen, aber ihm auch bewusst war, dass dies nicht mehr ausreichte. Man musste sich auch anderen Entscheidungsträgern annähern. Aus diesem Grund nahm Fürstenberg nun wieder mit deutschen Militärs und Diplomaten Kontakt auf. Die betreffenden Akten zeigen, wie oft die österreichische Regierung – via Fürstenberg – versuchte, den deutschen Verbündeten ihren Standpunkt zu vermitteln. Die Themen hierbei reichten von der Frage eines zukünftigen Königreichs Polen bis hin zur Nahrungsmittelversorgung der österreichischen Bevölkerung.²⁷

Für Fürstenberg wurde das Ganze ein Vabanquespiel. Er musste an zwei Fronten kämpfen – mit den deutschen Verbündeten verhandeln und zugleich die deutsche Politik in Wien verteidigen. Und er musste darüber hinaus an zwei sehr unterschiedlichen Kaiserhöfen unentwegt antechambrieren. Nachdem Thronfolger Franz Ferdinand ermordet worden war, hatte Fürstenberg seinen einflussreichsten Gesprächspartner in Wien verloren. Er hatte nie zum engsten Kreis von Kaiser Franz Joseph gehört, doch in Anbetracht von des-

sen fortgeschrittenem Alter war Fürstenberg klar, dass er nur abwarten musste. Als der Kaiser 1916 starb, eröffneten sich neue Möglichkeiten. Dank seines legendären Charmes konnte Fürstenberg den neuen Kaiser Karl für sich gewinnen. Weniger erfolgreich war er allerdings bei Karls Frau, der Kaiserin Zita, und ihrer einflussreichen Familie, den Bourbon-Parmas. Wie wir noch sehen werden, sollte sich dies später als gravierender Nachteil erweisen.

Fürstenberg musste nicht nur den neuen Kaiser umschmeicheln, sondern auch seine Standesgenossen im Herrenhaus bei Laune halten. Wie schwierig dies mitunter war, zeigt eine Sitzung des österreichischen Herrenhauses im Jahr 1917. Im Rahmen einer Debatte liess sich der Erzbischof von Lemberg, Jozef Bilczewski, zu einer verbalen Attacke auf den deutschen Verbündeten hinreissen. Fürstenberg reagierte sofort. Als stellvertretender Präsident legte er «mit Stentorstimme in scharfen Worten Verwahrung [ein], unter dem Beifall des ganzen Hauses, sogar der Polen.» Der Erzbischof schwächte daraufhin seine Äusserungen ab und erklärte, dass «er es nicht so böse gemeint und aus dem Stegreif und ohne Vorbereitung gesprochen habe und die deutsche Sprache mangelhaft beherrsche.»²⁸ (Das war alles andere als eine überzeugende Ausrede, da der Erzbischof in Wien studiert hatte und gut Deutsch sprach. Langfristig schien sie jedoch zu überzeugen, Jozef Bilczewski wurde 2005 von einem deutschen Papst heiliggesprochen.)

Die Deutsche Botschaft in Wien registrierte Fürstenbergs Einsatz mit Erleichterung, doch seine deutschfreundliche Haltung wurde in Österreich zunehmend unbeliebter.

Schon 1916 sprach Josef Redlich abfällig von der deutsch-österreichischen «Koterie», bestehend aus der Fürstenberg-Baernreither-Hohenlohe-Gruppe. Redlichs Hauptvorwurf gegen Fürstenberg war, dass er österreichische Belange hintanstelle und allein für den deutschen Bündnispartner arbeite.

Die Deutschen sahen dies allerdings etwas anders. Auch wenn das Berliner Auswärtige Amt Fürstenberg immer wieder dankbar war, dass er sich in der Öffentlichkeit für das Deutsche Reich stark machte, so gab er sich privat doch weitaus kritischer. Je länger der Krieg dauerte, desto mehr irritierten

Fürstenbergs «Bettel-Missionen» seine deutschen Partner. Immer wieder wies er daraufhin, dass man etwas gegen die in Österreich-Ungarn herrschende Nahrungsmittelknappheit unternehmen müsse. Die deutsche Botschaft in Wien berichtete bereits im November 1916, Fürstenberg habe betont, Österreich könne Deutschland im Krieg nur noch dann weiter unterstützen, wenn die österreichische Bevölkerung nicht mehr hungern müsse. Er bestand darauf, Hindenburg davon zu informieren.²⁹ So mutet es fast ironisch an, dass Josef Redlich Fürstenberg beschuldigte, sich komplett auf die Seite der Deutschen geschlagen zu haben, während die deutsche Seite vermutete, dass Fürstenberg die Situation in Österreich dramatisierte und sich vom österreichischen Aussenminister Graf Czernin instrumentalisieren liess. Der Eindruck, dass Fürstenberg und Czernin, der neue österreichische Aussenminister, sich nahestanden, war jedoch korrekt. Czernin brauchte dringend Fürstenbergs Hilfe. Beide hatten früh erkannt, wie katastrophal sich der Krieg für Österreich-Ungarn entwickelte und dass die einzige Lösung allein ein baldiger Frieden sein konnte. Nur so wäre der Zerfall des Habsburgerreichs zu verhindern. Das Hauptproblem war jedoch, dass das Deutsche Reich Gebietsabtretungen hätte zustimmen müssen, auf die es sich keinesfalls einlassen wollte. Daher hoffte Czernin, dass ihm Fürstenberg bei der Überzeugungsarbeit helfen würde. Fürstenberg war dazu bereit. Nach dem Krieg sollten ihm diese Friedensfühler unangenehm werden und er scheint Teile seiner privaten Korrespondenz dazu vernichtet zu haben. Da sein Nachlass nicht katalogisiert ist, bleibt unklar, ob bestimmte Briefe absichtlich oder versehentlich «verlegt» wurden. Dennoch findet sich in einem Umschlag, der mit «parlamentarisches Leben 1916» beschriftet ist, ein interessanter Hinweis auf diese Friedensfühler:³⁰ Am 24. Oktober 1916 lud Fürstenberg mehrere pro-deutsche Adlige in seine Wiener Wohnung ein, um mit ihnen Friedensszenarien zu besprechen. Anwesend waren Czernin, Baernreither, Clam-Martinic und Nostitz. Alle vier sollten einen Monat später vom neuen Kaiser Karl politische Schlüsselpositionen erhalten und alle vier waren auf der Suche nach einer neuen Strategie.

Clam-Martinic vertrat bei der Unterredung die Ansicht, man müsse Deutschland unbedingt klarmachen, «wir können nicht mehr.» Fürstenberg selbst hielt den Zeitpunkt für richtig: «Wir sind die Stärksten an Menschenmaterial und sind am wenigsten geschwächt. Wir werden die ersten sein, die wieder auf den Damm kommen.»

Die wichtigste Frage war, wen man dazu bringen könnte, die Friedensverhandlungen anzuregen. Czernin plädierte für Spanien als Vermittler:

«Der König von Spanien muss veranlasst werden, folgenden Vorschlag zu machen: Feindseligkeiten werden nicht eingestellt, aber es tritt in Madrid oder Den Haag oder sonst wo eine Friedenskonferenz zusammen und zwar auf folgender Basis: Sämtliche an dem Kriege teilnehmende Grossmächte verzichten auf territoriale Erwerbung und auf jede Kriegsentschädigung ... Es muss England klar gemacht werden, dass es keinen Sieger und keinen Besiegten gibt, sondern eine *partie remise* (ein aufgeschobenes Spiel).»

Diese Schachmetapher schien angesichts der exorbitanten Todesrate zwar ausgesprochen frivol, aber niemand widersprach Czernin. Er fuhr fort seinen Plan zu erklären:

«Dieser Gedanken muss aber dem König von Spanien suggeriert werden, so dass der Vorschlag von ihm ausgeht und nicht etwa indirekt von den Mittelmächten. Es darf daher nicht von unserem Botschafter Fürstenberg [Karl Emil, der Bruder von Max, war der österreichische Botschafter in Madrid] ausgehen, denn auch dieser muss von dem Gedanken des Königs von Spanien überrascht sein.»

Zwar galt Max' jüngerer Bruder Karl Emil als durchaus vertrauenswürdig, aber dennoch befürchtete man, dass auf dem Weg zu ihm etwas durchsickern könnte. Madrid war kein einfacher Posten und Karl Emil musste sich äusserst vorsichtig verhalten. Auch wenn der spanische König und die konservative Partei den Mittelmächten freundlich gesinnt waren, so lagen doch die Sympathien des spanischen Ministerpräsidenten, Graf de Romanones, bei der Triple Entente. Am Ende waren sich alle einig, dass man versuchen solle, den König von Spanien, Alfons XIII.,³¹ darauf einzuschwören, «Ziel dieser

[Friedens-] Konferenz wäre die Wiederherstellung des *status quo ante bellum*.»

Da man Karl Emil Fürstenberg aus der Angelegenheit heraushalten wollte, stellte sich ein ganz anderes Problem: Wie konnte man unter Umgehung des offiziellen Kanals den spanischen König von den Plänen informieren?

Am Ende wurde entschieden, einen Kurier per U-Boot zu schicken.³² U-Boote waren gerade erst zu einer neuen Kriegswaffe geworden. Eine Reise unter Wasser galt zwar noch als ein äusserst riskantes Unterfangen und die Überlebenschancen bei einem Angriff auf ein Unterseeboot waren gering. Dennoch wurde der Plan am Ende erfolgreich ausgeführt. Das U-Boot tauchte unbeschadet in Cartagena auf und das Schreiben, das es überbrachte, bekam niemand ausser Alfons zu sehen. Trotzdem führte das Auftauchen eines U-Bootes zu den wildesten Spekulationen. Unter anderem wurde gemunkelt, Spanien stünde kurz davor, seine Neutralität aufzugeben. Während Graf de Romanones im Dunkeln tappte, genoss der spanische König das Brodeln der Gerüchteküche. Überhaupt war seine Begeisterung für Geheimverhandlungen einer der Gründe gewesen, warum Fürstenberg und seine Freunde sich für ihn entschieden hatten. Baernreither hatte bei ihrem Treffen notiert: «Warum Spanien? Erstens guter Vertreter Karl Emil [Fürstenberg] – und Gemütlichkeit des Königs.»³³

König Alfons hatte in der Tat ein erstaunliches gelassenes Gemüt. Er war ein Mann, der sich an jede politische Strömung anpassen konnte. Seine Studienzeit hatte er in Österreich-Ungarn und England verbracht und er kannte daher beide Länder gut. Als Sohn einer Habsburger Erzherzogin war er Teil des katholischen Netzwerks, zugleich besass er jedoch die besten Verbindungen nach Grossbritannien. Seine Frau, Victoria Eugénie von Battenberg, war 1887 in Balmoral geboren worden und eine Enkelin Queen Victorias. Um Alfons zu heiraten, konvertierte sie im Alter von 18 Jahren zum Katholizismus – ein ungewöhnlicher Schritt für eine Angehörige des protestantischen Netzwerks. Obwohl sie Alfons sieben Kinder schenkte, wusste er das Geschenk nicht zu würdigen. Die Temperamente der Eheleute galten alles andere als kompatibel. Schon Fotos der beiden zeigen die starken Unterschiede:

Victorias Gesicht wirkt intelligent, mit wachen, neugierigen Augen, während ihr Mann eher an einen zwielichtigen Gigolo erinnert (tatsächlich tat er sein Bestes, diesem Klischee zu entsprechen, und zeugte wahllos uneheliche Kinder). Eine seiner Erklärungen dafür war, dass seine Frau die Bluterkrankheit in die Familie gebracht hatte.³⁴ Obwohl die Ehe also kein Erfolg war, wusste Alfons die englischen Kontakte seiner Frau gut zu nutzen. Zwar lag Spanien am Rand des Kriegsgeschehens, doch Alfons wollte die Beziehungen zu den europäischen Grossmächten unbedingt ausbauen.³⁵ Seit Beginn des Krieges hatte er sich allen Seiten für Friedensgespräche angeboten. Seine Motive dafür waren alles andere als altruistisch. Parallel zu potentiellen Friedensverhandlungen versuchte er immer wieder, Spaniens Neutralität an den Meistbietenden zu verkaufen. Alfons hatte dieses Spiel bereits im September 1914 begonnen, als er dem französischen Botschafter anbot, zwischen Frankreich und Deutschland zu vermitteln.³⁶ Gleichzeitig behauptete er, das Deutsche Reich habe im Gegenzug für Spaniens Neutralität Tanager, Portugal und Gibraltar als Entschädigung angeboten.³⁷ Weitere utopische Angebote dieser Art blieben jedoch aus und am Ende schaffte es Spanien nicht, sich an irgendwen zu verkaufen und blieb neutral. Der freudschen Interpretation des italienischen Botschafters zufolge lag dies am Einfluss von Alfons Mutter, Maria Christina von Habsburg-Lothringen. Angeblich ermutigte die Österreicherin ihren Sohn, um jeden Preis an der Neutralität festzuhalten.

Bis heute sind die königlichen Archive Spaniens für Nachforschungen gesperrt und so bleibt uns Alfons geheimer Modus Operandi verborgen. Doch wie wir noch sehen werden, war er auch an der Friedensmission von Lady Paget beteiligt, die kurz nach Fürstenbergs Vorstoss stattfand.

Obwohl die Fürstenberg-Gruppe alles in Bewegung setzte, kamen ihre Friedensfühler im Anschluss an die U-Boot-Aktion zu einem abrupten Stillstand. Nach dem Krieg versuchte ein enttäuschter Fürstenberg zu rekonstruieren, warum sie gescheitert waren. Im Jahr 1919 unterhielt er sich mit dem deutschen Generalkonsul in Den Haag, Dr. von Rosen. Von Rosen war 1916 in Spanien gewesen und hatte mehrere Gespräche mit dem spanischen König

geführt. Er bestätigte, dass Alfons XIII. bereit gewesen sei, Friedensgespräche aufzunehmen. Über Rosen gelangte dann diese Nachricht nach Berlin, wurde jedoch vom Auswärtigen Amt ignoriert. Trotzdem sickerte der Bericht zu Wilhelm II. durch, der «begeistert zustimmte». Doch seine Begeisterung blieb ohne Folgen. Aus diesem Grund kamen Fürstenberg und Rosen zu der Schlussfolgerung, dass das Auswärtige Amt die Spanienvermittlungen bewusst sabotiert hatte. Ein Grund dafür war – ihrer Meinung nach – die Furcht, Österreich-Ungarn könne über diesen Kanal mit Grossbritannien einen separaten Friedensvertrag aushandeln.

Für Fürstenberg belegte die ganze Geschichte vor allem eines: dass sein alter Freund Wilhelm II. tatsächlich an einem frühen Friedensschluss interessiert gewesen war. Das war für Fürstenberg eine durchaus wichtige Schlussfolgerung, da nach dem Krieg die Kampagne «Hängt den Kaiser!» in Gang war und Fürstenberg dringend Argumente suchte, um seinen Freund zu verteidigen. Aber auch wenn Wilhelm II. die spanische Friedensmission unterstützt hätte, war Fürstenbergs Analyse zu kurz gegriffen. Der Kaiser litt während des Krieges unter grossen Stimmungsschwankungen, die genauso unberechenbar waren wie sein Einfluss auf die Oberste Heeresleitung. Wahrscheinlich hatte er in einer pessimistischen Phase gehofft, über Spanien etwas erreichen zu können, doch je nach militärischer Lage tendierte er dazu, seine Meinung sofort wieder zu ändern. An einem Tag konnte er sich für einen schnellen Frieden aussprechen und am nächsten Tag wieder Durchhalteparolen von sich geben.

Das Scheitern der spanischen Friedensinitiative war nur eine von vielen Enttäuschungen, die der *Go-Between* Fürstenberg während des Ersten Weltkriegs erlitt. Zu Beginn des Jahres 1918 konnte er seine Verzweiflung über die Lage kaum mehr verbergen. Seinem alten Freund Clam-Martinić, der inzwischen Militärgouverneur von Montenegro geworden war, schrieb er: «ich könnte Dir Bände über die Lage hier schreiben [...] selbst ich als Optimist schwanke.» Das Leben in Wien deprimierte ihn: «Ein ständiger Kampf gegen Windmühlen.»³⁸ Auch die Fähigkeiten der deutschen Politiker liessen ihn nicht sonderlich hoffnungsvoll in die Zukunft blicken. Im Februar 1918

berichteten deutsche Diplomaten über eine Unterredung mit Fürstenberg:

«Fürst Fürstenberg [sagte,] auch in deutschen Kreisen wachse die Verstimmung gegen Deutschland. Der Grund hierfür sei das Gefühl, dass Österreich nur für Deutschlands Eroberungen und wirtschaftliche Kompromisse kämpfe, selbst leer ausgehen oder nur mit Brosamen abgespeist werden solle. [...] Auf dieser Basis sei es nicht möglich weiter zu operieren. Auch Kaiser Karl könne trotz besten Willens allgemeiner Stimmung auf die Dauer nicht widerstehen. Die verbündeten Mächte ständen nahe am Scheideweg. Für weitere gemeinschaftliche Kriegführung sei es nach seiner Überzeugung entweder erforderlich, dass Klärung unserer Kriegsziele erfolge und man hier wisse, dass man nicht für Eroberung, namentlich belgischer Gebiete, kämpfe oder dass auch Österreich lohnender Gewinn blühe. Das Gefühl gewinne hier an Boden, dass Deutschland auf dem Rücken Österreichs Frieden schliessen und Österreich seinem Schicksal überlassen werde.»³⁹

Das österreichisch-deutsche Bündnis war Fürstenbergs *raison d'être*, und er musste nun tatenlos zusehen, wie es auseinanderbrach. Ironischerweise war der Sargnagel des Bündnisses ebenfalls eine *Go-Between* Mission, die auf tragische Weise scheiterte: die berüchtigte Sixtus-Affäre.

Die Sixtus-Mission fand ohne Fürstenbergs Wissen statt und zerstörte am Ende alles, wofür er stand. Ablauf und Hintergründe der Affäre sind gut erforscht und doch hat man sie noch nie in den grösseren Zusammenhang von *Go-Between-Missionen* eingeordnet. Dabei ist es nützlich, sie genauer zu betrachten, weil man an diesem «Negativbeispiel» zeigen kann, wie gefährlich solche Missionen waren und welche Regeln *Go-Betweens* einhalten mussten, wenn sie eine Entdeckung vermeiden wollten.

Im Herbst 1916 war der österreichische Kaiser Franz Joseph gestorben und ihm war Kaiser Karl auf den Thron gefolgt. Karls Ehefrau Kaiserin Zita hatte zwei Brüder, Sixtus und Xaver von Bourbon-Parma. Die Familie Bourbon-Parma galt als besonders ehrgeizig und war tief im katholischen

Netzwerk verwurzelt. Im August 1914, zwei Jahre bevor er den Habsburger-Thron bestieg, hatte Karl ein langes Gespräch mit Zitas Brüdern geführt. Der Krieg hatte gerade erst begonnen und Karl und Zita sahen Österreichs Bündnis mit Deutschland mit äusserst gemischten Gefühlen. Das Kaiserpaar und Sixtus und Xaver waren sich einig, dass der Krieg Preussens militärischen Einfluss noch steigern würde, was am Ende nicht nur für die Sicherheit Frankreichs eine Bedrohung darstellte, sondern auch für die Unabhängigkeit des Habsburgerreichs.⁴⁰

Als Karl den Thron bestieg, machte er (oder seine Frau Zita) sich auf die Suche nach einem Kommunikationskanal zu den Brüdern Bourbon-Parma. Die Wahl fiel auf die Prinzessin Sarsina.⁴¹ Sie gehörte dem habsburgischen Netzwerk an und begann im Auftrag von Kaiserin Zita, aktiv zu werden.

Sarsina lebte bei Kriegsausbruch in Italien. Als Italien sich 1915 den Entente-Mächten anschloss, siedelte sie in die Schweiz über, aus Protest gegen den «italienischen Verrat». Hier, in Freiburg im Üechtland, konnte sie mit beiden Seiten ihrer Familie in Kontakt bleiben – sie hatte Verwandte in Frankreich, Italien und in Österreich-Ungarn. Obwohl sie in Frankreich geboren und mit einem Italiener verheiratet war, lag ihre Loyalität komplett bei Österreich. Sie war eine fromme Katholikin und stand vor allem Maria Antonia von Parma nahe, der Mutter der Kaiserin Zita. Allein schon dieser familiäre Hintergrund machte sie zum perfekten *Go-Between*. Dennoch blieb ihre Arbeit nicht lange unbemerkt und sie war schon bald auf dem Radar von Sir Hugh Whittal. Er arbeitete in der Schweiz für den britischen Geheimdienst MI6 und eine seiner besten Quellen war das schweizerische Politische Departement. Die Schweizer wussten sehr genau über Sarsina Bescheid und gaben diese Information an MI6 weiter. In einem Memorandum über die «Fribourg Besprechungen» schrieb Whittal:

«Die zentrale Figur dieser ganzen Affäre ist die Prinzessin Sarsina [...]. Sie ist befreundet mit der Herzoginmutter Maria Antonia von Parma (geborene Prinzessin von Braganza und Infantin von Portugal), der Mutter der österreichischen Kaiserin Zita. Die Prinzessin Sarsina ist Kaiserin Zita sehr freundschaftlich zugetan, wie auch Kaiser

Karl und vielen weiteren wichtigen und einflussreichen Personen am Wiener Hof [...]. Das Haus der Prinzessin ist in den vergangenen drei Jahren Schauplatz zahlreicher Treffen zwischen diversen Angehörigen der verschiedenen Zweige des Hauses Bourbon gewesen sowie vieler römisch-katholischer Würdenträger und anderer aktiver Pazifisten.»⁴²

Die Schweizer hatten einen brisanten Brief abgefangan, den Kaiserin Zita Anfang 1917 an Prinzessin Sarsina geschrieben hatte:

«Der Brief von Kaiserin Zita enthielt einen Hinweis auf das Anrecht der Franzosen auf Elsass-Lothringen. Ganz unten auf diesem Schreiben hat Kaiser Karl über seine Signatur ein Grusswort geschrieben.»

Laut Whittals Geheimdienstbericht war Zita die treibende Kraft. Sie wollte einen schnellen Frieden:

«Der Brief von Kaiserin Zita besagte, Österreich wünsche nicht, ruiniert zu werden, nur um Elsass-Lothringen für Deutschland zu retten.»

Es war ganz offensichtlich ein komplett weibliches Netzwerk, das hier operierte und in dem Männer lediglich als Strohmänner genutzt wurden. Die Frauen bestimmten hinter den Kulissen die Agenda und das Tempo. Dass Zita und ihre Mutter die Männer, die sie benutzten, nach Belieben manipulierten, schwante auch dem MI6 Agenten Whittal:

«Möglicherweise hat die Herzogin von Parma (Zitas Mutter) in ihrem starken Wunsch, die Feindseligkeiten zu beenden, Kaiser Karl in die Irre geleitet, was die Friedensbestrebungen Frankreichs und Italiens betrifft, und die Aussichten einer Aussöhnung zwischen Wien auf der einen Seite und der Entente auf der anderen Seite beschönigt.»

Das lag auch daran, dass die Herzogin von Bourbon-Parma mögliche Friedensverhandlungen mit der Entente als eine Karrierechance für ihre Söhne sah, die im belgischen Heer dienten. Falls es Sixtus und Xaver gelang, zum Frieden zwischen Frankreich und Österreich-Ungarn beizutragen, wäre ihre berufliche Zukunft für alle Zeiten gesichert. Daher war es die Herzogin



*Abbildung 4: Eine Mission, die im Skandal endete:
Prinz Sixtus von Bourbon-Parma, Bruder der österrei-
chischen Kaiserin Zita*

(mit Hilfe der Prinzessin Sarsina), die im Januar 1917 in der Schweiz ein erstes Treffen zur Vorbereitung von Friedensverhandlungen organisierte. Jeder der Beteiligten verfolgte hierbei eine eigene komplizierte Agenda. Da waren zuerst einmal die belgische und die französische Regierung, die Sixtus und Xaver die Reise erlaubten. Sie wussten, dass die beiden ideal positioniert waren, um mit Kaiser Karl in Kontakt zu treten. Zudem hofften sie, dass die

Sixtus-Mission unter den Mittelmächten Zwietracht säen würde. Allerdings machten sie sich keine Vorstellung davon, wie ehrgeizig der Plan der Familie Bourbon-Parma tatsächlich war. Denn Sixtus wollte nicht einfach nur Botschaften übermitteln – er wollte diese Botschaften auch selbst verfassen (*Abbildung 4*). Er und seine Mutter hofften auf einen grossen Coup, der den Ruhm des Hauses Parma mehren würde. Bei ihrem ersten Treffen in der Schweiz diskutierten die Brüder mit ihrer Mutter eine Liste von Forderungen, die man Österreich-Ungarn im Gegenzug für ein Friedensabkommen unterbreiten wollte: Das Deutsche Reich solle gezwungen werden, Elsass-Lothringen an Frankreich zurückzugeben, Belgien und Serbien sollten wieder souveräne Staaten werden und Österreich-Ungarn sollte auf jegliches Interesse an Konstantinopel verzichten.

Diese Forderungen wurden Kaiser Karls privatem Sondergesandten, Graf Thomas Erdödy, übergeben. In einer ersten Reaktion stimmte Kaiser Karl mit Ausnahme von Serbiens Souveränität sämtlichen Forderungen zu, doch kurze Zeit später machte er einen Rückzieher. Sixtus indes bestand darauf, dass alle Punkte erfüllt werden müssten. Damit sass Kaiser Karl in der Zwickmühle. Er strebte einen «ehrvollen» Frieden an (das bedeutete, einen Frieden, der seine deutschen Verbündeten miteinschloss), doch wenn das nicht möglich war, musste er das Deutsche Reich fallen lassen, um seine Krone zu retten. Bis zu diesem Moment hatte Karl geplant, allein mit Sixtus zu verhandeln, doch nun wurde ihm klar, dass er die Unterstützung seines Aussenministers Czernin brauchte. Czernin sollte ihm helfen, Druck auf Berlin auszuüben, da Karl allein keine Chance sah, seinen Bündnispartner davon zu überzeugen, Elsass-Lothringen abzutreten. Obwohl jetzt Czernin in die Verhandlungen eingeweiht wurde, verschwieg Karl ihm wichtige Einzelheiten der Sixtus-Mission. Er erklärte seinem Aussenminister einfach nur, er habe eventuell eine Möglichkeit gefunden, Friedensverhandlungen mit Frankreich aufzunehmen. So wie der Kaiser es formulierte, musste Czernin den Eindruck gewinnen, die Franzosen seien auf die Kaiserfamilie zugekommen, nicht umgekehrt. Für Kaiser Karl war Sixtus *sein* Verbindungsmann und er wollte sicherstellen, dass das auch so blieb. Czernin erfuhr stets nur

das Allernötigste und damit lief der Aussenminister ständig Gefahr, die Dinge falsch zu interpretieren. Wie die späteren Ereignisse zeigen sollten, wäre es klüger gewesen, Czernin entweder über alles zu informieren – oder ihn komplett aussen vor zu lassen.

Da Czernin Frankreichs Motive völlig falsch verstanden hatte, bestand er darauf, mit harten Bandagen zu verhandeln. Einen Frieden werde es nur geben, wenn er Deutschland ausdrücklich miteinschloss. Karl jedoch, von seiner Frau und den Bourbon-Parmas unter Druck gesetzt, war mittlerweile bereit, die Deutschen fallen zu lassen. Seit Ausbruch der Russischen Revolution im März 1917 befand er sich in einem panikartigen Zustand. Immer wieder stellte er seinen Ministern die gleiche Frage: «Ist so etwas bei uns möglich?»⁴³ Czernin konnte diese Frage nicht mit absoluter Gewissheit verneinen. Im Privaten vertraute er seinen Freunden an, «die russische Revolution wirkt herüber. Die dynastischen Wurzeln sind bei uns vielleicht stärker, aber in den letzten drei Jahren ist eine andere Welt entstanden.»⁴⁴

Am 24. März 1917 gab Karl Sixtus einen Brief für die Franzosen mit, in dem er versprach, sein Bestes zu tun, seinen deutschen Verbündeten klarzumachen, dass die Ansprüche, die Frankreich auf Elsass-Lothringen erhob, «rechtmässig» seien.⁴⁵ Ausserdem sollten ein souveränes Belgien wiederhergestellt werden und das Land sollte seine afrikanischen Kolonien behalten dürfen.

Der Brief bot Sixtus Material, das er in Frankreich gut verwenden konnte. Der französische Präsident zeigte Interesse an Kaiser Karls Brief, doch er war auch über Czernins weitaus weniger nachsichtige Haltung informiert. Kaiser Karl schien demnach Zugeständnisse zu machen, die einzuhalten er womöglich gar nicht in der Lage war.

Auch Czernin ahnte mittlerweile, dass man ihn nicht umfassend informierte. Nachdem er Sixtus kennengelernt hatte, war er dagegen, ihn weiterhin als *Go-Between* einzusetzen. Er entschied sich jetzt, in Konkurrenz zu den Brüdern Bourbon-Parma seinen eigenen *Go-Between* loszuschicken – den Grafen Mensdorff. Der ehemalige Diplomat Mensdorff genoss – im Gegensatz zu Sixtus – Czernins volles Vertrauen. Um ihn ins Spiel zu bringen, ging Czernin auf ein interessantes neues Angebot ein. Es kam von einer Dame

namens Alexandra Barton. Barton entstammte der reichen englischen Familie Peel und lebte in der Schweiz. Im März 1917 hatte sie Kontakt mit einem österreichisch-ungarischen Diplomaten aufgenommen und ihm mitgeteilt, die Franzosen seien an einem Treffen mit einem hochrangigen Österreicher interessiert. Ziel der Gespräche sollten mögliche Friedensverhandlungen sein. Graf Czernin war interessiert, da Alexandra Barton-Peel ihm als ein ernstzunehmender *Go-Between* mit Verbindungen zu britischen und französischen Politikern erschien. Diese doppelten Kontakte machten sie besonders attraktiv. Bisher hatten sich die Entente-Mächte noch nie auf einen gemeinsamen *Go-Between* einigen können. Im Gegenteil: Alle bisherigen Annäherungen waren von den eigenen Verbündeten äusserst misstrauisch beäugt worden. Bartons Verbindung zu britischen und französischen Entscheidungsträgern liess jedoch ein konstruktives Ergebnis sehr viel wahrscheinlicher erscheinen. Sie war eine Chance, die man auf keinen Fall verpassen durfte. Mensdorff wurde sofort auf den Weg zu ihr geschickt. Aber auch wenn er kein Diplomat mehr war, hätte allein seine Anwesenheit in der Schweiz Argwohn erregt. Seit Kriegsausbruch quollen Genfer Hotels über mit Menschen aus dem Geheimdienstmilieu. Zur Tarnung gab Mensdorff sich daher als Mitarbeiter des Roten Kreuzes aus. Sobald er sein Zimmer bezogen hatte, nahm er Kontakt zu Alexandra Barton auf. Er war beeindruckt von ihr. Sie war ganz offensichtlich eine intelligente Frau und stand zweifellos im Dienst hochrangiger Angehöriger der Entente-Mächte. Ihr Angebot war allerdings eine herbe Enttäuschung für Czernin, der immer noch auf einen Friedensvorschlag hoffte, der Deutschland mit einschloss. Lady Barton bestand darauf, dass Grossbritannien und Frankreich nur mit Österreich-Ungarn Frieden schliessen wollten. Sie erklärte, niemand würde es wagen, in Verhandlungen mit dem Deutschen Reich einzutreten – aufgrund der anti-deutschen öffentlichen Stimmung in England sei dies schlichtweg unmöglich. Die Briten strebten einen vollständigen Sieg über das Deutsche Reich an und sie seien zuversichtlich, dies zu schaffen.⁴⁶ Ganz anders sei jedoch ihre Einstellung gegenüber Österreich-Ungarn: Niemand in England, so Bar-

ton, hasse die Österreicher; Deutschland gegenüber sei dagegen «die ganze Welt mit Hass erfüllt». Mensdorff zeigte sich perplex und betonte, ein Separatfrieden mit Österreich-Ungarn komme nicht infrage. In seinem Memorandum an Czernin fasste er seine Eindrücke zusammen: Es sei offensichtlich geworden, dass die Entente-Mächte Österreich von Deutschland trennen wolle, um das Deutsche Reich zu erniedrigen. Es gäbe allerdings die Hoffnung auf einen allgemeinen Frieden, wenn Elsass-Lothringen an Frankreich gehe und die belgische Souveränität wieder hergestellt werden würde.⁴⁷ Barton muss ihm also einen Hinweis in diese Richtung gegeben haben. Doch mittlerweile wusste Czernin, dass jeder Versuch, die Deutschen dazu zu bringen, Elsass-Lothringen abzutreten, hoffnungslos war. Mensdorff wollte sich jedoch nicht geschlagen geben. Bei einem weiteren Treffen mit Alexandra Barton am 4. April entwarf er plötzlich ein Szenario, bei dem sich Österreich-Ungarn, Italien und Russland aus dem Krieg zurückziehen und nur noch Grossbritannien, Frankreich und das Deutsche Reich weiterkämpfen würden.⁴⁸ Es ist nicht klar, wie autorisiert er für diese Äusserung war, aber seine Überlegungen müssen die Briten dazu ermuntert haben, ihre österreichischen Kontakte nicht aufzugeben. Wie wir später sehen werden, war Alexandra Barton-Peel nicht die einzige Frau, die solche geheimen Verhandlungen führte. Und wie viele andere weibliche *Go-Betweens* blieb sie die Diskretion in Person. Erst in ihrem Testament hinterliess sie einen ironischen Hinweis auf ihre geheime Tätigkeit – und selbst dieser Hinweis scheint bislang unbenutzt geblieben zu sein. Im Jahr 1935 vermachte sie ihr Haus in Genf – die Villa Barton mit einem grossen Park – der Schweizerischen Eidgenossenschaft, die dort das Genfer Hochschulinstitut für internationale Beziehungen einrichtete.⁴⁹ Die meisten jungen Leute, die heute dort studieren, wissen nicht, dass ihre Wohltäterin einst versuchte, internationale Beziehungen auf ihre sehr eigene Weise zu betreiben.

Während es Alexandra Barton gelang, ihre Arbeit ihr ganzes Leben lang geheim zu halten, hatte ihr Konkurrent, Sixtus von Bourbon-Parma, weniger Glück. Während der gesamten Sixtus-Mission hatte sich Kaiser Karl auf die Diskretion aller Eingeweihten verlassen. Diskretion und gegenseitiges Ver-

trauen der Verhandlungspartner waren die Grundlage von allen *Go-Between-Missionen*. Doch ausgerechnet der erfahrene Diplomat Czernin brach diesen Kodex, als er im April 1918 – in öffentlicher Rede – bekannt gab, Ministerpräsident Clemenceau hätte den Wunsch geäußert, geheime Friedensverhandlungen mit der österreichischen Monarchie einzuleiten. Clemenceau dementierte diese Aussage postwendend und veröffentlichte im Gegenzug die Sixtuskorrespondenz.

Czernin hatte mit seiner Rede einen politischen Skandal ausgelöst. Sein Verhalten war so untypisch, dass später niemand (nicht einmal Czernin selbst) verstand, welche Motive ihn geleitet hatten. Eine Erklärung wäre, dass er noch immer dem Missverständnis aufsass, die Franzosen hätten bei der Sixtus-Mission den ersten Schritt getan. Darüber hinaus wusste er nichts von den Briefen, die Kaiser Karl den Franzosen über Sixtus hatte zukommen lassen. Vielleicht wollte Czernin darauf hinweisen, dass ein Frieden möglich gewesen wäre, hätte das Deutsche Reich sich nicht geweigert, Elsass-Lothringen aufzugeben. Doch auch wenn dies ein codierter Hinweis an die deutschen Verbündeten war, rechtfertigte es nicht, wie unüberlegt er seine Worte gewählt hatte. Eine einfachere Erklärung ist, dass er schlichtweg irrational handelte. Mit seiner mentalen Verfassung stand es zu diesem Zeitpunkt nicht zum Besten. Der Weltkrieg hatte die Nerven aller schwer belastet, aber Czernin wusste seit fast zwei Jahren, dass er verloren war. 1918 war er völlig überarbeitet und einem Nervenzusammenbruch nahe.

Auch Kaiser Karl verlor die Nerven. Er gab Czernin sein Ehrenwort, dass keine weiteren belastenden Briefe mehr existierten. Ausserdem behauptete er, niemals irgendwelche Zusagen in Sachen Elsass-Lothringen gemacht zu haben. Dies entsprach ganz offensichtlich nicht der Wahrheit. Trotzdem erwartete man nun von Czernin, dass er «ehrenhaft handeln» und die alleinige Verantwortung für alles übernehmen und zurücktreten würde. Czernin weigerte sich. Vier Tage später wurde er seines Amtes enthoben.

Dies war nicht nur eine unglaubliche Blamage für Czernin. Baernreither stellte ganz richtig fest, dass es eine dreifache Katastrophe für Österreich-

Ungarn bedeutete: Für das Haus Habsburg, das deutschösterreichische Bündnis und für die inneren Verhältnisse der Doppelmonarchie.

Auch Fürstenberg zeigte sich entsetzt. Wie viele andere Angehörige der österreichischen Gesellschaft machte er die Intrigen der Bourbon-Parmas für das Debakel verantwortlich. Während man noch darüber diskutierte, ob Karl seinen Minister tatsächlich angelogen hatte, wurde immer deutlicher, dass die Habsburger-Dynastie von dem Skandal so stark beschädigt war, dass sie den Krieg möglicherweise nicht überleben würde. In den klaustrophobischen Zuständen des vierten Kriegsjahres konnte schon allein das Gerücht über geheime Machenschaften gefährlich sein.

Die Sixtus-Mission war auf mehreren Ebenen eine Katastrophe. Sie beendete endgültig die Chance, dass Österreich-Ungarn mit Frankreich weiter verhandeln konnte. Sie verstärkte darüber hinaus Österreich-Ungarns Abhängigkeit vom Deutschen Reich und vergiftete gleichzeitig die Beziehung der beiden Länder unwiderruflich.

Fürstenbergs sentimentales Gedicht über die beiden treuen «Brüder» Österreich und Deutschland wirkte nun wie blosse Ironie:

«Die Brüder sind nicht zu trennen und trutzen ohne Wank;
Und kämpfen ohne Reue und züchtgen den Verrat –

Die Nibelungen-Treue aus Sang und Sage wuchs zur Tat!»

Von Nibelungentreue konnte keine Rede mehr sein. Jedem war klar, dass Karl einen schnellen Friedensschluss angestrebt hatte, um sein bröckelndes Reich zu retten, und dass er dafür ohne weiteres seine deutschen Verbündeten geopfert hätte.

Die Sixtus-Affäre war der Anfang vom Ende des deutsch-österreichischen Bündnisses und veränderte auf drastische Weise die Art, wie die alten Führungseliten von der Öffentlichkeit wahrgenommen wurden. Zensur und Propaganda hatten die Menschen vier Jahre lang vor der Wahrheit «beschützt». Jetzt sahen sie eine «internationale Clique» am Werk, die hinter dem Rücken der Völker ihre geheimen Spiele trieb.

Der US-amerikanische Beobachter George D. Herron (1862-1925) erkannte in der Sixtus-Affäre einen entscheidenden psychologischen Wendepunkt. Seiner Meinung nach führte der Skandal dazu, dass die alten Eliten

nun völlig anders wahrgenommen wurden und die dynastische Regierungsform jetzt ernsthaft in Frage gestellt wurde.

Herron war ein Theologe, der nach Ausbruch des Krieges in die Schweiz gekommen war, um den Entente-Mächten den amerikanischen Blickwinkel zu vermitteln. Seit 1917 bestand seine Aufgabe vor allem darin, den Kriegsparteien Präsident Woodrow Wilsons Konzept für ein Friedensabkommen zu «verkaufen». Abgesehen davon verfasste Herron für Wilson private Berichte über die Situation in Europa. Der US-Präsident bediente sich gerne semi-offizieller Kanäle, um sich zu informieren, und einer davon war Herron.⁵⁰

Herrons Interpretation der Sixtus-Affäre war daher wichtig. Seine Analyse ging dahin, dass die Öffentlichkeit seit dem Skandal jede Art von Geheimdiplomatie ablehnte und sich nach mehr Transparenz sehnte. Dies hatte sich noch verstärkt, nachdem die Bolschewiken die Geheimverträge veröffentlichten, die die Entente-Mächte miteinander geschlossen hatten. Inzwischen wusste alle Welt, dass es hinter den Kulissen zu äusserst fragwürdigen Verhandlungen gekommen war. Der russische Zar konnte zwar nicht mehr zur Verantwortung gezogen werden, doch Kaiser Karl war noch nicht gestürzt. Sein Umgang mit *Go-Betweens* und seine Unwahrheiten liessen keinen Zweifel daran: Die alten politischen Klassen waren gescheitert. Herrons Analyse bestätigt letztlich nur, was US-Präsident Wilson bereits ein paar Monate zuvor verkündet hatte. Die Abschaffung der Geheimdiplomatie war Punkt 1 seines 14-Punkte-Plans und die Sixtus-Affäre gab ihm dafür neue Munition. Und so war es geradezu eine Ironie des Schicksals, dass ausgerechnet der ehrgeizige Aristokrat Sixtus geholfen hatte, demokratische Reformen voranzutreiben.

Die Nachwehen der Sixtus-Affäre wurden nun ein Problem für Fürstenberg. Zwar setzte er seine Tätigkeit als *Go-Between* fort, doch er konnte damit immer weniger ausrichten. Bei einer seiner letzten Missionen bat Fürstenberg Wilhelm II. um Nahrungsmittel für die hungernden Wiener. Ein letztes Mal machte sich die alte Männerfreundschaft bezahlt und Kaiser Wilhelm entschied zugunsten Österreichs. Doch im Oktober 1918 meldete das

Auswärtige Amt in Berlin, Fürstenberg habe seine Funktion als deutsch-österreichischer *Go Between* entnervt aufgegeben: «Fürst Fürstenberg [sieht] seine Bemühungen für ein festes Zusammenhalten zwischen den verbündeten Monarchien als gescheitert an.»⁵¹

Dennoch reiste er am 4. November 1918 nach Spa, um dem Kaiser in der Endphase des Krieges beizustehen. Er war schockiert über den Zustand seines alten Freundes. Fürstenbergs Tagebucheinträge zeigen, wie klaustrophobisch die Situation geworden war. Der Kaiser unternahm endlose Spaziergänge und schluckte Schlaftabletten.

Am 7. November verzeichnete Fürstenberg in seinem Tagebuch, wie die Diskussionen um den Waffenstillstand ihren Höhepunkt erreichte. Der Kaiser hatte es abgelehnt, eine Abordnung des Reichskanzlers zu empfangen, was Fürstenberg als richtige Taktik bewertete:

«Das erschien mir als beste Lösung dass der Kaiser für den Waffenstillstand dann keine Verantwortung hat. Er besteht nach wie vor auf dem Verbleiben als Kaiser, da er es für seine Pflicht verstehen will; die Armee würde sofort zerfallen und der Bolschewismus tritt ein. Hindenburg steht auf demselben Standpunkt. Er sagte mir vorgestern: Wenn einer mir mit der Abdankung kommt habe ich jetzt nur eine Antwort, dass ich den Kerl niederschiesse. Der Kaiser ist ganz entschlossen, er betrachtet jeden der eine solche Anspielung macht als Hochverräter und Schuft! [...] SM sagt immer wieder M. von B. [Max von Baden] will mich stürzen, um Reichsverweser zu werden. Er hat mir bei seinem Antritt gesagt, er wolle sich vor mich stellen um mich zu schützen, jetzt will er mich per Abdankung zwingen, ich gehe aber nicht! – Er ist eigentlich ruhig, aber schläft nur mit Schlafmitteln und ist schwer zu einem ruhigen Gespräch zu bringen. Aussehen zwar nicht sehr gut, aber nicht eben schlecht. Er isst sehr wenig.»

In der Bunkeratmosphäre brachte es niemand aus dem kaiserlichen Gefolge über sich, Wilhelm II. nahezu legen, abzudanken. Fürstenberg vertraute seinem Tagebuch an, dass er zwar keinen anderen Ausweg als die Abdankung sehe, aber «ich brings einfach nicht übers Herz ihm auch noch dazu zu raten,

da es ihm nur weh tut und absolut furchtbar ist!»⁵² Bis zum bitteren Ende half er seinem Freund, die Realitäten zu ignorieren.

Fürstenberg und Wilhelm sollten niemals über die traumatischen Novembertage hinwegkommen. Aber auch den «Verrat» von Kaiser Karl und Sixtus konnten sie nicht verzeihen. In ihren Augen blieb es die Schuld der Familie Bourbon-Parma. 1921 schrieb Fürstenberg einen langen Brief über dieses Thema an den deprimierten Ex-Kaiser. Um ihn aufzuheitern, begann er mit einer Schilderung darüber, wie schlecht es dem anderen Ex-Kaiser, Karl, ergangen war. Karl und seine Frau Zita lebten zu diesem Zeitpunkt im Schweizer «Schloss» Hartenstein. Fürstenbergs Bruder hatte sie gerade besucht:

«Mein Bruder Karl Emil war [in] der Schweiz, wohin er zu Kaiser Karl berufen wurde. Es wurde ihm nahegelegt, sofort nach Paris zu fahren und von dort aus die Königin von Rumänien aufzusuchen, um sie zu bewegen ihren Einfluss dahin geltend zu machen, damit Rumänien aus der kleinen Entente austrete und ein Schutz-und-Trutz-Bündnis mit Kaiser Karl schliesse. Karl Emil konnte die logische Durchführung des Planes nicht herausbekommen. Es scheint mehr Nervosität als klare Überlegung die Triebfeder zu sein, die nebenbei ganz undurchführbar gewesen wäre. Das ganz Haus Hartenstein ist gefüllt mit Mitgliedern der Familie Parma, die in wüster Weise für ihre Zwecke integrieren und agitieren. Mein Bruder war froh, als er mit heiler Haut wieder abreisen konnte. Das sogenannte Schloss Hartenstein ist ein altmodisches, ziemlich verwahrlostes Hotel mit kleinen Zimmern und soll recht ungemütlich zu bewohnen sein. Mein Bruder erklärte mir, dass eine fruchtbringende Aktion solange unmöglich sei, als eben die Familie Parma den Einfluss behält. Es scheint aber für Kaiser Karl ausgeschlossen zu sein diese furchtbaren Menschen abzuschütteln.»⁵³

Die «furchtbaren Menschen» waren nach Fürstenberg und Wilhelms Meinung der Hauptgrund für das Zerbrechen des Bündnisses gewesen. Dass Fürstenberg auf die «Parmas» (d.h. Kaiserin Zita und ihre Mutter) fixiert war, lässt jedoch noch einen anderen wichtigen Punkt sichtbar werden:

Vor allem die Frauen wurden für die falschen Entscheidungen verantwortlich gemacht, die ihre Ehemänner im Krieg getroffen hatten. Während man Kaiserin Zita anlastete, Kaiser Karl in ihre Intrigen, hineingezogen zu haben, machte man die russische Zarin posthum für den Untergang des Hauses Romanow verantwortlich. Auch Königin Maria von Rumänien wurde, wie wir sehen werden, bezichtigt, ihren Gatten Ferdinand «manipuliert» und in den Krieg getrieben zu haben. Alle drei Frauen wurden zu Lady-Macbeth-Figuren stilisiert, die mit eher zweifelhaften Methoden für das Überleben ihres Hauses gekämpft hatten.

Den Frauen die Schuld zu geben, war eine bequeme Möglichkeit, ihre Ehemänner zu entlasten. Wie beim Schach opferte man die Dame, um den König zu retten. Auf diese Weise konnte die Reputation von König Ferdinand, Kaiser Karl und Zar Nikolaus intakt bleiben – d.h. sie hatten den monarchischen Ehrenkodex nicht verletzt. Aus heutiger Sicht scheint diese Taktik ausgesprochen frauenfeindlich. Sie gibt uns aber auch einen Hinweis darauf, wie viel Einfluss man den Ehefrauen zubilligte. Tatsächlich konnten Frauen Macht ausüben – zumindest hinter den Kulissen. Doch wer genau waren diese Frauen?

Heimliche Helfer für zwei Königinnen

Im Jahr 1916 schrieb Königin Maria von Rumänien an ihren Cousin König Georg V.:

«Ich hätte nie gedacht, dass es das Los unserer Generation, die wir als Kinder zusammen aufgewachsen sind, seien würde, diesen grossen Krieg zu erleben und Europa neu zu gestalten.»⁵⁴ Auch wenn sie ihre und Georgs Rolle hier stark überschätzte, war der erste Teil ihrer Beobachtung durchaus zutreffend.

Das Dilemma, in dem sich die prominentesten Enkel von Queen Victoria 1914 wiederfanden, ist oft beschrieben worden: Wilhelm II., Georg V. und die russische Zarin gehörten über Nacht sich feindlich gegenüberstehenden Nationen an. Aber die drei waren nicht die einzigen von Victorias Enkeln, die

sich mit dem Zusammenbruch ihrer internationalen Familie auseinandersetzen mussten. Queen Victoria hatte auch Enkelkinder, die in neutralen Ländern lebten: Vier ihrer Enkelinnen hatten in die Königshäuser von Rumänien, Spanien, Griechenland und Norwegen geheiratet. Die Neutralität dieser Länder war für die kriegführenden Mächte von grossem Interesse. Sie als Bündnispartner zu gewinnen, wäre nicht nur ein strategischer Gewinn, sondern auch ein grosser Propagandaerfolg.

Nicht alle von Queen Victorias Enkelkindern verstanden sofort die neuen Herausforderungen ihrer Rolle. Sie waren in dem Glauben erzogen worden, dass ihre Familie eine unzerstörbare Einheit darstellte. Viele von ihnen waren eng mit ihren Cousins und Cousinen befreundet, die auf einmal dem feindlichen Lager angehörten. Gemeinsam gehörten sie einer Generation an, die Ende des 19. Jahrhundert geboren worden war und nie einen grösseren Krieg erlebt hatte. Sie waren äusserst behütet aufgewachsen, umgeben von Wachstum und Wohlstand. Die meisten von ihnen waren in Queen Victorias Schlössern geboren worden, in Windsor, im Osborne House oder in Balmoral. Ihre Grossmutter hatte Einfluss auf ihre Erziehung und ihre Heiratswahl genommen und ganz gleich, wo sie lebten – einer ihrer wichtigsten Bezugspunkte blieb stets Grossbritannien. Lange nach dem Ersten Weltkrieg, als sie bereits über ganz Europa verstreut waren, schwelgten sie noch immer in Erinnerungen an ihre Sommerferien damals in Balmoral. Es wurde für sie zum nostalgischen Erinnerungsort, ein Symbol für die Unschuld ihrer Jugend.

Bis 1914 waren die Enkelinnen von Queen Victoria daher überzeugte Konformisten gewesen. Doch mit Kriegsausbruch wurden plötzlich andere Qualitäten von ihnen verlangt. Einige erkannten dies früher als andere. Maria von Rumänien war eine romantische Pragmatikerin, und wie ihr oben erwähnter Brief an «Cousin Georg» zeigt, hatte sie sich 1916 überraschend schnell an die Kriegssituation angepasst. Zwar schwelgte sie in ihrem Brief noch immer in Erinnerungen an ihre idyllische Kindheit, doch sie verfolgte damit eine ganz bestimmte Agenda. Die neuen «Gestaltungspläne für Europa», die sie ihrem Cousin gegenüber erwähnte, erwiesen sich als nüchterne Forderungen: Rumänien war bereit, sich der Entente anzuschliessen, wenn

es im Gegenzug territoriale Zugeständnisse bekam. Am Ende würde es Maria von Rumänien tatsächlich gelingen, mithilfe ihres Familiennetzwerks Rumänien zu verändern. Ihre Methoden dafür waren in jeder Hinsicht ungewöhnlich.

Offiziell besass Maria keinerlei Macht. Sie war «nur» die Ehefrau des Königs, und alles, was man von ihr erwartete, war Kinder zu gebären und in der Öffentlichkeit eine gute Figur zu machen. In ihren Memoiren schrieb sie:

«Mein Volk hielt mich immer für hübsch, und es war stolz auf mich, *notre belle reine*. In gewisser Weise war es meine königliche Pflicht schön zu sein, und doch ist es die einzige Pflicht, für die man mich nicht verantwortlich machen kann!»⁵⁵

Auf dem Papier war Marias Ehemann ein mächtiger Monarch. Im Ersten Weltkrieg war Rumänien noch keine konstitutionelle Monarchie – König Ferdinand und sein Premierminister Bratianu waren die alleinigen Entscheidungsträger. Doch im Gegensatz zu seiner Frau galt Ferdinand als schwach. Aus diesem Grund wurde sie zur Zielperson deutscher und britischer *Go-Between-Missionen*.

Dass sie von der Entente und den Mittelmächten als potenzielle Verbündete wahrgenommen wurde, lag an ihrem «doppelten» familiären Hintergrund. Maria kam 1875 als Tochter von Queen Victorias zweitem Sohn Alfred in England zur Welt. Sie wurde nach ihrer Mutter, der russischen Grossfürstin Marija Alexandrowna, benannt. Ihr Bruder beging Selbstmord, doch Maria und ihre Schwestern waren sehr viel stärkere Charaktere. Sie sollten während des Ersten Weltkriegs interessante Rollen spielen – zwei von ihnen auf Seiten der Alliierten, eine im Lager der Mittelmächte und eine weitere im neutralen Spanien. Wie Tschschows *Drei Schwestern* träumten sie von einem freieren Leben. Victoria Melita, genannt «Ducky», schaffte es tatsächlich bis nach Moskau, eine andere heiratete einen spanischen Fürsten und Maria wurde Königin von Rumänien. Alexandra (genannt Sandra) heiratete «nur» Fürst Ernst zu Hohenlohe-Langenburg, eine relativ unspektakuläre Partie. Dennoch war es Hohenlohe, an den sich die Schwestern wandten, wenn sie wieder einmal Hilfe brauchten.

Maria war zusammen mit ihren Geschwistern in Grossbritannien und auf Malta aufgewachsen und sah sich als Mischling – halb russisch und halb britisch. Doch ihre Mutter Marija Alexandrowna betrachtete das englische Blut ihrer Kinder mit Misstrauen. Als Maria das Angebot bekam, ihren Cousin Georg (den späteren Georg V.) zu heiraten, wurde dies von ihrer Mutter verhindert. Marija Alexandrowna hatte sich bereits für eine rumänische Offerte entschieden. Sie verheiratete ihre Töchter am liebsten jung – eine Angewohnheit, die Ernst zu Hohenlohe-Langenburg später einmal als «Manie» bezeichnete.⁵⁶ Und so wurde Maria mit gerade einmal 17 Jahren die Frau von Ferdinand von Hohenzollern-Sigmaringen, dem Kronprinzen von Rumänien. Anfangs empfand sie es als einen schweren Kulturschock, aus dem wohlhabenden Grossbritannien ins rückständige Rumänien umzusiedeln, doch im Laufe der Jahre verwandelte sich Maria in eine begeisterte Rumänin. Es war dieser überbordende Patriotismus, der ihr Verhalten während des Krieges erklärt. Für Rumäniens Zukunft nutzte sie alle Vorteile, die ihr familiäres Netzwerk bot. Tatsächlich ist ihre Beteiligung an *Go-Between-Missionen* eines der besser dokumentierten Beispiele für den Ersten Weltkrieg. Der Grund dafür ist, dass Maria erfrischend indiskret war. Ihre dreibändige Autobiographie, die in den 1930er Jahren erschien, bietet – trotz der etwas blumigen Sprache – eine äusserst nützliche Quelle. Auch Marias Briefe an ihre Freunde in Amerika enthalten pointierte Beschreibungen ihrer internationalen Verwandtschaft.

Als 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, war Marias Ehemann noch nicht König. Sein Onkel, König Karl I. von Rumänien, hatte noch drei Monate zu leben. Als Mitglied des Hauses Hohenzollern-Sigmaringen war König Karl immer pro-deutsch eingestellt gewesen. Zwar verletzte es ihn, dass sein Verwandter Kaiser Wilhelm II. nie grosses Interesse an Rumänien gezeigt hatte (geschweige denn das Land besuchen wollte), aber er sah sich auch vertraglich an das Deutsche Reich gebunden.

Rumänien hatte, trotz permanenter Differenzen mit Österreich-Ungarn, 1913 seinen Bündnisvertrag mit dem Dreibund erneuert. Gleichzeitig wandte es sich jedoch auch immer stärker Russland zu.

Für informierte Kreise war es daher nicht überraschend, dass Rumänien sich bei Kriegsausbruch für neutral erklärte. Von diesem Zeitpunkt an wurden Premier Bratianu, König Karl I. und Thronfolger Ferdinand als potenzielle Allianzpartner unter Druck gesetzt. Karl war der Ansicht, die rumänische Öffentlichkeit würde letztlich keine russlandfreundliche Politik tolerieren. Sein Neffe, Kronprinz Ferdinand, teilte diese Meinung und hatte bei Kriegsausbruch an Wilhelm II. telegraphiert: «Möge Gott euch zum Sieg führen.»⁵⁷

Trotzdem versuchten sowohl die Entente als auch die Mittelmächte, Rumänien zur Aufgabe ihrer Neutralität zu überreden. Das Land wurde nun zu einem Schlachtfeld der besonderen Art – die «Waffen» bestanden aus Drohungen, Schmeicheleien, finanziellen Zuwendungen und territorialen Versprechungen.

Im Oktober 1914 starb König Karl und das neue Königspaar, Ferdinand und Maria, geriet in den Fokus der Auswärtigen Ämter. Da das Paar einem internationalen Netzwerk von Königshäusern angehörte, schien es naheliegend, abgesehen von Diplomaten vor allem Verwandte zu ihnen zu schicken, denen sie vertrauten. Georg V. entsandte General Paget nach Rumänien, und die Mittelmächte entschieden sich für drei verschiedene *Go-Betweens*: Marias Mutter Marija Alexandrowna (die mittlerweile die verwitwete Herzogin von Coburg war), Marias Schwager, Ernst zu Hohenlohe-Langenburg, und König Ferdinands Bruder, Fürst Wilhelm von Hohenzollern-Sigmaringen.⁵⁸

Die deutsche Strategie war einfach: Man wollte das frischgebackene Königspaar sowohl an seine deutschen Wurzeln erinnern als auch daran, dass sehr viel deutsches Geld nach Rumänien geflossen war. Für diese Art von emotionaler Erpressung schien eine Mutter besonders geeignet. Und so forderte Marija Alexandrowna ihre Tochter Maria in unzähligen Briefen dazu auf, das Deutsche Reich zu unterstützen. Diese Schreiben waren weitaus mehr als Privatbriefe einer dominanten Mutter. Sie wurden vom Staatssekretär im deutschen Auswärtigen Amt, Gottlieb von Jagow, in Auftrag gegeben. Im Juni 1915 vermerkte Jagow, die betreffende Korrespondenz sei zufriedenstellend durchgeführt worden.⁵⁹ Aber Briefeschreiben allein reichte nicht

aus und Jagow hoffte, dass Marija Alexandrowna persönlich nach Rumänien reisen würde, um den Druck auf ihre Tochter zu erhöhen. Die Herzogin fühlte sich jedoch zu alt für solch eine anstrengende Reise und schlug Jagow vor, stattdessen ihren Schwiegersohn Ernst zu Hohenlohe-Langenburg nach Bukarest zu schicken. Jagow zögerte zunächst – der Besuch eines Mannes wie Hohenlohe erregte weitaus mehr Aufsehen als der einer alten Mutter. Im Juni 1915 telegraphierte Jagow daher an seinen Gesandten in Bukarest:

«Privat. Streng vertraulich. Welchen Einfluss hat Schwager der Königin Fürst Hohenlohe auf Königspaar? Würde sein Besuch eventuell günstig wirken? Herzogin von Coburg [Marija Alexandrowna], welche selbst nicht nach Bukarest reisen will, scheint Besuch zu wünschen, doch kann auch Wunsch vorwalten, diesen Schwiegersohn politische Rolle spielen zu lassen.»⁶⁰

Die Antwort des deutschen Gesandten fiel positiv aus, und so machte sich Hohenlohe-Langenburg auf den Weg nach Bukarest.

Dass man einen adeligen «Amateur» schickte, stellte im deutschen Auswärtigen Amt kein Problem dar. Eine Erklärung hierfür ist, dass die meisten Beamten selbst adelig waren. Von den 550 Diplomaten gehörten 70 Prozent dem Adel an. Im entscheidenden politischen Ressort des Auswärtigen Amts, der Abteilung IA, dienten bis 1914 Beamte, von denen 61 Prozent einen adeligen Hintergrund hatten. Nicht-adlige Beamte wurden an den Rand gedrängt und mussten in weniger prestigeträchtigen Abteilungen arbeiten (Wirtschaft, Recht, konsularische Aufgaben).⁶¹ Es war daher nicht überraschend, dass adelige Diplomaten an die Erfolge von dynastischen Kontakten glaubten. Da sie nicht wollten, dass eine so heikle Aufgabe von Personen übernommen wurde, die ausserhalb ihrer sozialen Kreise standen war es für sie logisch, Privatpersonen einzusetzen, die ebenfalls Adelige waren. Schliesslich verstanden diese «Amateure» den kulturellen Kontext anderer Ländern und waren mit vielen ausländischen Entscheidungsträgern persönlich bekannt.⁶² Gleichzeitig hatten Angehörige des Hochadels Interesse daran, diese Rolle zu übernehmen. Seit Kriegsausbruch engagierten sie sich in zahlreichen militärischen und karitativen Projekten, um zu beweisen, dass sie noch relevant

und «nützlich» waren. Eine semi-diplomatische Rolle schien besonders prestigeträchtig.

Das galt besonders für Hohenlohe. Er hatte in der Vergangenheit politische Ambitionen gehabt. Als Ehemann einer Enkelin von Queen Victoria war Hohenlohes Laufbahn jedoch bis dahin wechselhaft verlaufen. Im Jahr 1900 hatte die Familie ihn zum Regenten für den jungen Carl Eduard Herzog von Coburg bestimmt. Damals hatten Hohenlohe seine familiären Verbindungen genützt, fünf Jahre später standen sie ihm im Weg. Als er deutscher Botschafter in Grossbritannien werden wollte, lehnte König Eduard VII. das aus protokollarischen Gründen ab: Hohenlohe und seine Frau würden zur «Familie» gehören und hätten daher den anderen Botschaftern und ihren Frauen gegenüber stets den Vortritt, was wiederum zu politischen Unstimmigkeiten führen würde.⁶³ Hohenlohe musste dieses Argument akzeptieren und ging stattdessen in die Politik. Er versuchte sich als Kolonialminister (1905/06) und liess sich in den Reichstag wählen. Keine dieser Aufgaben befriedigte ihn. 1913 beschloss er, sich auf seine Güter zurückzuziehen.

Erst mit Ausbruch des Ersten Weltkriegs erwachten seine alten Ambitionen wieder. Er erkannte, dass eine erfolgreiche *Go-Between*-Mission nach Rumänien ihm den Weg zurück in die politische Arena ebnen könnte. Dieser Meinung war auch Fürst Löwenstein, der 1915 schrieb:

«Es ist spassig, dass Ernie Langenburg nie Botschafter werden konnte, weil seine Frau eine englische Prinzessin [ist] und jetzt, wo wir mit England im Krieg sind, mit Rumänien in kritischen Verhandlungen und sie auch eine Schwester in Russland sitzen hat, da geht es auf einmal. Für die Verhandlungen mit dem König von Rumänien wird er vielleicht ganz geeignet sein.»⁶⁴ Die wichtigste Voraussetzung für eine solche geheime Mission war jedoch, dass sie geheim blieb. Ausgerechnet das stellte sich als unmöglich heraus. Von Anfang an kursierten im internationalen diplomatischen Korps in Bukarest Gerüchte über Hohenlohes Besuch. Der deutsche Gesandte in Rumänien berichtete, die Ankunft von Fürst Hohenlohe werde

von den rumänischen «Kriegstreibern» nicht begrüsst und werde missbraucht, «um gegen das Deutsche Reich zu agitieren.»⁶⁵

Dass seine Reise nach Rumänien bekannt geworden war, stellte einen Rückschlag für Hohenlohe dar. Offiziell hatte man verlauten lassen, er sei als Sondergesandter nach Konstantinopel unterwegs und sein «Zwischenstopp» in Bukarest wäre nur ein Familienbesuch. Doch auch Maria von Rumänien sah Hohenlohes «Familienbesuch» als eine ernste Bedrohung ihrer eigenen Pläne. In ihren Memoiren schrieb sie:

«Ich sehnte mich nach Neuigkeiten über alles und jeden in Coburg, und doch war es eine schwierige Begegnung, denn Ernie [Hohenlohe] spürte bereits, in welche Richtung der Wind wehte, und auch mir war klar, dass sein Kontakt mit Nando [ihr Ehemann, König Ferdinand] nicht ungefährlich war. Ernie symbolisierte allzu offensichtlich die deutsche Mentalität, die meinem Mann lieb und vertraut war, und es war nur natürlich, dass Ernie von seinem Besuch profitieren wollte, indem er deutsche Interessen förderte; ausserdem war Ernie ein äusserst sympathischer deutscher Agent.»⁶⁶

Ferdinand mochte Hohenlohe vor allem deshalb, weil sie die Überzeugung teilten, dass das deutsche Heer unbesiegbar sei.⁶⁷ Gleichzeitig wurde König Ferdinand jedoch von frankophilen rumänischen Kreisen unter Druck gesetzt, die offen bezweifelten, dass er als «guter Rumäne» handelte.⁶⁸ Auch wenn Hohenlohes Gespräche daher nicht den erhofften Kriegseintritt Rumäniens auf der Seite der Mittelmächte brachten, so konnte er wenigstens dazu beitragen, dass die rumänische Neutralität noch etwas länger erhalten blieb. Jagow schätzte Hohenlohe daher weiterhin als einen nützlichen Faktor für die Verbesserung der deutsch-rumänischen Beziehungen ein. Im Juni 1916 plante der Staatssekretär noch einmal, das rumänische Königspaar zu beeinflussen. An Hohenlohe schrieb er, wie wichtig es jetzt sei, das Durchhaltevermögen von König Ferdinand zu stärken. Hohenlohe sollte die positive militärische Lage des Deutschen Reiches als ein Argument benutzen. Entscheidend sei es, Ferdinand «nochmals vorsichtig zu warnen, dass er sich von seinem sauberen Minister nicht umgarnen lässt.»⁶⁹

Hohenlohe-Langenburg war nicht der einzige adelige *Go-Between*, der von der deutschen Regierung in Rumänien eingesetzt wurde. Besondere Hoffnungen setzte man im Auswärtigen Amt auch auf den Einfluss von Fürst Wilhelm von Hohenzollern-Sigmaringen (1864-1927). Wilhelm war Ferdinands Bruder und Chef des Hauses Hohenzollern-Sigmaringen. Auch wenn Wilhelm in dem verschlafenen Städtchen Sigmaringen lebte, dachte er in grösseren Dimensionen. Seine Familie verfolgte politische und wirtschaftliche Interessen in Preussen, im Rheinland, in Süddeutschland und in Rumänien. Zwar war dies eine eher ungewöhnliche Kombination, aber sie brachte dem Haus grosses Prestige und wirtschaftliche Vorteile.⁷⁰

Natürlich war Wilhelms Einfluss in keiner Weise mit dem seines Bruders Ferdinand vergleichbar. Doch als Chef des Hauses und älterer Bruder zählte sein Wort. Wilhelm tat daher alles, um Ferdinand für ein deutsch-rumänisches Bündnis zu gewinnen. In seinem gesamten Briefwechsel mit dem König versuchte er immer wieder, die verfehlte Politik Bratianus und die voraussichtlichen Folgen für die «Dynastie und den Staat» aufzuzeigen. Sich Russland anzuschliessen, so argumentierte Hohenzollern-Sigmaringen, wäre fatal für Rumänien und würde zu einem «verhängnisvollen Bruch mit deiner Familie und deiner alten Heimat» führen.⁷¹

Wilhelm verfügte über eine vertrauenswürdige Quelle am rumänischen Hof: Baron Basset. Basset stammte aus der Schweiz und war 1916 69 Jahre alt. Er hatte bereits für den verstorbenen König Karl als Sekretär gearbeitet und setzte diese Tätigkeit nun für dessen Nachfolger Ferdinand fort. Basset besuchte regelmässig Deutschland und informierte Wilhelm über die geistige Verfassung seines Bruders. Er versicherte Hohenzollern-Sigmaringen glaubhaft, König Ferdinand fühle sich weiterhin an die bestehenden Verträge mit dem Deutschen Reich gebunden und habe den «verräterischen Abfall» Italiens vom Dreibund «in den schärfsten Ausdrücken missbilligt und verurteilt.»⁷²

Hohenzollern-Sigmaringen und Jagow waren mit solchen Berichten zufrieden. Seine rumänischen Geheimkanäle waren dem Staatssekretär des Äusseren inzwischen so wichtig, dass er sich zahlreiche aufwendige Möglichkeiten ausdachte, Briefe zu übermitteln.⁷³ Doch der grösste Unsicher-

heitsfaktor blieb weiterhin Premierminister Bratianu.⁷⁴ Er versuchte, beide Seiten immer wieder gegeneinander auszuspielen und auch König Ferdinand machte phasenweise dieses Spiel mit. In einem privaten Brief an den deutschen Kaiser versuchte er zu erklären, er sei trotz seiner persönlichen Gefühle und Sympathien für das Deutsche Reich vor allem «eins» mit seinem Volk, das die Befreiung aller Rumänen unter ungarischer Herrschaft herbeisehne. Mit anderen Worten verlangte er vom Deutschen Kaiser, im Falle eines Kriegseintritts Siebenbürgen zu bekommen. Königin Maria nahm fälschlicherweise an, dass allein die Deutschen (und nicht Österreich-Ungarn) diese Forderung blockierten:

«Der deutsche Kaiser hat dem Brief seines Cousins [Ferdinand] kaum Beachtung geschenkt und verhielt sich uns gegenüber selbstherrlich, was wenig förderlich für ein gutes gegenseitiges Einvernehmen war.»⁷⁵

Der deutschen Seite war früh klar geworden, wie schwierig es werden würde, die Königin für sich zu gewinnen. Zwar galt sie Schmeicheleien gegenüber nicht abgeneigt, aber auf den Charme eines Grafen Czernin oder anderer österreichischer und deutscher Emissäre ging sie nicht ein. In ihren Memoiren schrieb sie:

«Es stimmt, dass ich mich nie als Deutsche gefühlt habe, sondern immer als Engländerin, obwohl mir viel von dem, was deutsch war, durchaus sympathisch war, und es stimmt auch, dass ich stets bereit war, zur Verständigung zwischen England und Rumänien beizutragen; aber England zeigte nie ein besonderes Interesse an meiner Wahlheimat, und das betübte mich.»⁷⁶

Trotz all des Geldes, das das Deutsche Reich in Rumänien hineinpumpte, blieb die Königin jedoch der Meinung, dass die Mehrheit der rumänischen Bevölkerung Frankreich und damit die Entente favorisierte. Um für Rumänien einen Deal mit der Entente zu erreichen, setzte Maria nun ihr Familien-Netzwerk ein:

«Der Zar von Russland und der König von England waren beide meine Cousins ersten Grades, und so war es mir ein Leichtes, mit ihnen inoffi-

ziell in Kontakt zu bleiben, und natürlich war ich bereit, meinem Land in jeder Hinsicht zu dienen. Da mir sowohl der König [Ferdinand] als auch der Premierminister vollständig vertrauten, war ich mehr in Staatsangelegenheiten und Geheimnisse eingeweiht, als es für eine Königin üblich ist. Ich galt als nützliche Bereicherung, und deshalb erwartete man von mir, meinen Teil beizutragen.»⁷⁷

Auch wenn Maria vor langer Zeit die Chance verpasst hatte, wieder in die britische Königsfamilie einzuheiraten, stand sie nach wie vor ihrem Cousin Georg V. sehr nahe:

«Georg empfindet nach wie vor eine besondere Zuneigung für mich. Ich stimulare ihn, mein unstillbarer Lebenshunger lässt das Blut schneller durch die Adern fließen.»⁷⁸

Emotional waren sie allerdings Welten voneinander entfernt, wie Maria klar erkannte: «Er hat keine besondere Persönlichkeit [...]. Er ist stocksteif und konventionell.»⁷⁹ Trotz aller Konventionalität hoffte sie, er würde ihr bei einer Lösung von Rumäniens Problemen behilflich sein. Im März 1915 schrieb sie einen persönlichen Brief an Georg V., in dem sie Interesse an einer Allianz signalisierte:

«Es ist ganz offenkundig, dass die öffentliche Meinung mehr und mehr zu derjenigen Seite neigt, wo sich mein Herz befindet [...]. Ich für meinen Teil freue mich natürlich darüber, dass England endlich ein gewisses Interesse an Rumänien zeigt.»⁸⁰

In einem zweiten Brief beschrieb sie im Detail, auf welche territorialen Gewinne Rumänien für seine «Sicherheit und Entwicklung» hoffe: «die Grenzen der Donau bis zur Theiss sowie die Grenze des Pruth in der Bukowina sind die wesentlichen Voraussetzungen.»

Die genauen Details dieser Forderungen umfassten mehrere Seiten. Maria war sich sicher, dass Cousin Georg Probleme haben würde, ihren genauen Beschreibung zu folgen:

«In unserer Jugend spielten wir zusammen unter den kritischen Augen meiner Mama ‚geographische Spiele‘. Ich wusste, dass europäische Geographie nicht gerade Georgs Stärke war. Mama hielt mit ihrer Kritik an unserem mangelnden Wissen nicht hinter dem Berg [...]. Ich konnte

fast Georgs gerunzelte Stirn sehen, während er sich durch die Einzelheiten [meiner Ausführungen] arbeitete.»⁸¹

Der Mann, der Maria von Rumänien half, in Kontakt mit Georg zu bleiben, war ein Brite: General Sir Arthur Paget. Paget war ein hoher Militär, dessen Karriere bis zu diesem Zeitpunkt nicht immer vorbildlich verlaufen war. Er hatte eine reiche amerikanische Erbin geheiratet und während des Burenkriegs und später in Irland durch seine Brutalität von sich reden gemacht. In Büchern über Südafrika wird er zumeist als «faul» und «inkompetent» beschrieben. Paget war unter anderem bekannt dafür, dass er Politiker verachtete und als «Schweine» bezeichnete. Laut dem Biographen Victor Bonham-Carter war Sir Arthur «ein dummer, arroganter, aufbrausender Mann».

König Georg V. schien allerdings andere Qualitäten in Paget zu sehen und setzte ihn (wahrscheinlich nach Rücksprache mit der Regierung) als *Go-Between* für Rumänien ein. Es war Paget, der Maria von Rumänien und Premierminister Bratianu schliesslich dabei half, ein Übereinkommen mit Grossbritannien zu finden. Paget überbrachte Marias Briefe und wahrscheinlich auch die wortwörtlichen Antworten von Georg V. Die Rolle, die Paget spielte, ist bisher nicht untersucht worden, obwohl Maria in ihren Memoiren einen Anhaltspunkt gibt:

«Im März 1915 befand sich General Arthur Paget [...] auf einer Mission in unsere Ecke der Welt [...]. Ich empfand es als grosse Erleichterung, endlich mit einem Engländer sprechen zu können, und ich erklärte ihm unsere schwierige Situation und gab ihm einen Brief an König Georg mit.»⁸²

Seine Arbeit als *Go-Between* wirft ein neues Licht auf den General – arrogant war er sicher, aber dumm keinesfalls. Wie wir später sehen werden, gab es in der Familie Paget eine gewisse Tradition, sich als *Go-Between* zu engagieren. Eine Verwandte von General Paget, Lady Walburga Paget, versuchte sich ebenfalls in dieser Rolle.

Maria informierte nicht nur «Cousin Georg» über Rumäniens Gebietsforderungen – einen ganz ähnlichen Brief schrieb sie auch an Zar Nikolaus. Ihre Beziehung zu «Nicky» war jedoch um einiges komplizierter. Maria hatte die

russische Zarenfamilie im Frühjahr 1914 besucht. Damals hatte es noch vage Pläne gegeben, dass ihr ältester Sohn eine der Zarentöchter heiraten sollte (was Maria laut ihren Memoiren nicht befürwortete, da sie Angst hatte, damit die Bluterkrankheit in ihre Familie zu importieren).⁸³ Dennoch mochte sie ihren russischen Cousin: «Man fühlte sich Nicky niemals fremd, aber auch nicht wirklich nahe. Er schien von einer Art imperialem Nebel umgeben zu sein.»⁸⁴

Ein «imperialer Nebel» war der pragmatischen Maria eher fremd. Und doch fühlte sie sich geschmeichelt, als die russische Zarenfamilie im Juni 1914 Rumänien einen Gegenbesuch abstattete. Es war das letzte Mal, dass sie ihre russischen Verwandten sah.

Um den Zaren zu kontaktieren, benutzte Maria nun einen *Go-Between* aus ihrem weiblichen Netzwerk, die Grossfürstin Wladimir. Laut Maria war die Grossfürstin für diese Tätigkeit ideal, weil sie «sich eifrig darum bemühte, dass wir auf die russische Seite wechselten.»⁸⁵

Die Grossfürstin Wladimir (1854-1920), geborene Marie zu Mecklenburg-Schwerin, war ursprünglich eine Deutsche. Sie heiratete den dritten Sohn von Zar Alexander II. und war bis 1914 eine der einflussreichsten Gastgeberinnen Sankt Petersburgs. Sie galt als politisch ausserordentlich ehrgeizig und hatte grosse Pläne für ihren Sohn, Grossfürst Kyrill. Darin wurde sie von ihrer Schwiegertochter, Victoria Melita, genannt «Ducky» unterstützt. Ducky wiederum war die Schwester von Maria von Rumänien. Diese drei Frauen – Ducky, die Grossfürstin Wladimir und Maria von Rumänien – versuchten nun, ein rumänisch-russisches Bündnis auf den Weg zu bringen. Ab Herbst 1914 nutzte Maria ihre Korrespondenz mit Ducky, um Interesse an einer engeren Beziehung zu Russland zu signalisieren. Im August 1915 schrieb sie ihr:

«Ich kann dir eines sagen: Trotz der Erfolge der Deutschen und der Misserfolge der Entente vertraut unser Volk nach wie vor voll und ganz darauf, dass die Entente siegen wird.»⁸⁶

Zu Recht ging sie davon aus, dass Ducky und die Grossfürstin Wladimir dies an die richtigen Stellen weitergeben würden. Die Grossfürstin übergab Briefe

von Königin Maria und schickte die Antwortschreiben unter ihrer eigenen Anschrift zurück.⁸⁷ Sie war bald mehr als eine bloße Botin, sie mischte mit. An Maria schrieb sie:

«Nachdem ich deinen Brief gelesen hatte, sprach ich mit [dem russischen Aussenminister] Sasonow und unterbreitete ihm dein Ansinnen. Ich habe den Eindruck, dass er und Nicky aufrichtig bereit sind, zu einem einvernehmlichen Verständnis mit Rumänien zu kommen und eine zufriedenstellende Allianz mit dir einzugehen, wenn bestimmte Zugeständnisse gemacht werden.»⁸⁸

Marias Verhandlungen mit der Entente standen 1916 kurz vor dem Erfolg. Die deutschen *Go-Betweens* waren dadurch ins Hintertreffen geraten, und sie ahnten es.⁸⁹ Die pro-russische Atmosphäre, die in der rumänischen Gesellschaft immer stärker wurde, war für die Deutschen Grund zur Sorge. Baron Basset berichtete Hohenzollern-Sigmaringen jetzt, die Atmosphäre habe auch vom König Besitz ergriffen, der «immer schwankender und energieloser» würde.

Die Königin habe am Hof den Einfluss aller deutschfreundlichen Elemente ausgeschaltet. Basset beschrieb Maria von Rumänien als Anführerin einer «Nebenregierung», die allein den Absichten Bratianus förderlich sei.

Trotz der Warnungen von Basset waren die Ereignisse im Spätsommer 1916 ein Schock für Wilhelm von Hohenzollern-Sigmaringen. Als ihm am 27. August 1916 das Eintreffen Bassets gemeldet wurde, vermutete er, sein Bruder würde ihn – wie schon so oft geschehen – bitten, mit Wilhelm II. zu verhandeln:

«[Ich glaubte] der König würde mich vielleicht bitten lassen, beim Kaiser eine Lanze für ihn zu brechen, falls er Rückhalt brauche, um die Neutralität gegen den Willen der rumänischen Regierung aufrechtzuerhalten.»⁹⁰

Stattdessen unterrichtete Basset Hohenzollern-Sigmaringen detailliert über alles, was in den letzten Tagen geschehen war. Am 24. August hatte der König Basset plötzlich gebeten, seinem Bruder in Sigmaringen einen Brief zu überbringen. Basset fand es merkwürdig, dass ihn kurz darauf auch die Kö-

nigin bat, ihrer Mutter Marija Alexandrowna, der verwitweten Herzogin von Coburg, ebenfalls einen persönlichen Brief zu geben.

Hohenzollern-Sigmaringen las sofort König Ferdinands Brief. Darin bat Ferdinand um Entschuldigung und schrieb, er müsse sich jetzt «dem Willen des Volkes beugen» (was so viel bedeutete wie ein Zusammengehen mit der Entente). Der entsetzte Basset argumentierte, Schuld daran könne nur Bratianu haben, der die Presse «gekauft» habe. 80 Prozent der rumänischen Öffentlichkeit sei es vollkommen gleichgültig, auf welcher Seite das Land kämpfe, und die sozialistische Bewegung würde in Rumänien immer noch in den Kinderschuhen stecken. Die rumänischen Offiziere seien zwar in der Regel «Frankreich zugetan, [aber] oberflächlich und genussstüchtig».⁹¹

Fürst Hohenzollern-Sigmaringen reagierte sofort. In der Hoffnung, seinen Bruder noch stoppen zu können, setzte er ein Telegramm auf, das einer emotionalen Erpressung gleichkam. Aufschlussreich ist dieses bisher unveröffentlichte Dokument vor allem deshalb, da es gut illustriert, mit welchen Methoden adelige Familienmitglieder unter Druck gesetzt wurden. Wie schon gezeigt wurde, spielte beim Zusammenhalt eines Hauses auch der emotionale Aspekt eine wichtige Rolle. Emotionen wurden unter anderem durch eine stete Erinnerung an die Vorfahren und adelige Ehrvorstellungen beeinflusst. Hohenzollern-Sigmaringens Telegramm spielte mit diesen Elementen:

«Bassets Bericht und Inhalt Deines Briefes haben mich wenig befriedigt. Sehe in beiden Vorbereitung auf den unheilvollen Schritt des Losschlagens. Möchte Dich ein letztes Mal vor Nachgiebigkeit und verhängnisvoller Schwäche warnen, bleibe standhaft und fest im Gottvertrauen und Kraft. Ziehe lieber letzte Konsequenz Deiner Überzeugung und danke ab als das Du Hand in Hand mit Bratianu in den dunklen Abgrund springst und Dein Haus und Dein Land dem Verderben und der Verachtung preisgibst. Gedenke in diesem schweren Augenblick des heimgegangen Onkels und Deiner überzeugungstreuen Vorfahren. Grossvater und Vater blicken auf Dich herab. Ich baue auf Deine Einsicht und Loyalität. Gott mit Dir! Wilhelm».⁹²

Das Telegramm wurde nicht mehr abgeschickt, da am nächsten Morgen Rumänien Österreich-Ungarn den Krieg erklärte.

In der Frühen Neuzeit drohten Mitgliedern, die sich gegen den Chef ihres Hauses wandten, wirtschaftliche Sanktionen und gesellschaftliche Ausgrenzung.⁹³ In dieser Tradition handelte Wilhelm von Hohenzollern-Sigmaringen. Auch die Herzogin von Coburg distanzierte sich von Rumänien.⁹⁴ Ernst zu Hohenlohe-Langenburg musste seine aufgewühlte Schwiegermutter und seine Frau Alexandra beruhigen.⁹⁵ Auch Hohenlohes Tante, Grossherzogin Luise von Baden, war empört. Als eine gebürtige Hohenzollern konnte sie nicht verstehen, wie der König von Rumänien Schande über sein eigenes Haus bringen konnte.⁹⁶ Ernst zu Hohenlohe versuchte darauf einzugehen:

«Wie innig kann ich Dir nachfühlen, was Du bei der Haltung Rumäniens empfindest. Dass ein Hohenzollern sich zu so einer Rolle hergibt, hätte man früher nicht für möglich gehalten.

Konnte er dem Druck nicht mehr länger widerstehen war doch eigentlich die Abdankung der einzig denkbare Ausweg [...]. Ich kann nur vermuten, dass Bratianu, dessen üble Gesinnung sich mir im vergangenen Jahr deutlich bemerkbar machte, lange im Stillen hinter Nandos [Ferdinands] Rücken an dem Anschluss an die Entente arbeitete und Nando im letzten Augenblick vor ein *fait accompli* stellte. Denn die noch kurz vor der Kriegserklärung von letzterem abgegebene Versicherung, er wollte neutral bleiben, halte ich nicht für bewusste Unwahrheit. Er ist zwar geistig unbedeutend und von schwachem Charakter, würde aber nach meiner Kenntnis seiner Persönlichkeit einer derartigen wohlüberlegten Lüge unfähig sein. Meine arme Schwiegermutter die ja in diesem ganzen Kriege so sehr als deutsche Fürstin denkt und fühlt, ist ganz ausser sich und aufs Tiefste über diesen Treuebruch empört.»⁹⁷

Zu Königin Marias Verteidigung zitierte Ernst zu Hohenlohe aus einem Brief, den sie ihrer Mutter kurz vor Rumäniens Eintritt in den Krieg geschrieben hatte. Darin äusserste sie den «aufrichtigen» Wunsch, dass Rumänien neutral bleibe, betonte aber auch, dass der Druck, der auf «Nando» lastete, immens wäre:

«Dieser Brief der ganz den Eindruck der Aufrichtigkeit macht, bestätigt mich in der Auffassung, dass der Vorwurf gegen meine Schwägerin sie habe zum Krieg getrieben, ungerechtfertigt ist, dass viel mehr die Entente und im Heimlichen Bratianu den armen Nando mit Drohungen, Lockungen und allen Druckmitteln derartig müde machte [...]. Er ist in einer Zeit an die Regierung gekommen, deren ungeheure Dimensionen er nicht gewachsen ist.»⁹⁸

Unerwähnt liess Hohenlohe, dass er sich auch einer ganz ähnlichen Drucktaktik bedient hatte, um «Nando» für seine Seite zu gewinnen. Jetzt musste er sich um die Folgen für die Familie kümmern – seine Frau und seine Schwiegermutter waren beide einem Nervenzusammenbruch nahe:

«Beide verurteilen die rumänische Politik auf Schärfste. Meine Schwiegermutter hat in ihren Briefen an ihre Tochter [Königin Maria] fortgesetzt vor den Intrigen der Entente gewarnt und immer wieder gebeten und gefleht, sich nicht von ihnen umgarnen zu lassen. Aber so sehr sie auch über Rumäniens Haltung aufgebracht ist und unser siegreiches Vordringen begrüsst, geht ihr doch das Schicksal ihrer Tochter, die bald nach Kriegsausbruch ihr jüngstes Kind verlor, nun von Haus und Hof vertrieben ist und einer ganz ungewissen Zukunft entgegenght tief zu Herzen.»⁹⁹

Ähnlich wie die verwitwete Herzogin von Coburg fürchtete sich jetzt auch Fürst Wilhelm von Hohenzollern-Sigmaringen vor den Schmähungen in der Presse. Als Bruder des «rumänischen Verräters» sah Hohenzollern-Sigmaringen seine Reputation für alle Zeiten beschmutzt. Reichskanzler Bethmann Hollweg musste ihn beruhigen:

«Eure königliche Hoheit haben dem Entschluss, sich auf alle Zeiten von seiner Majestät dem König von Rumänien loszusagen, durch den dauernden Verzicht auf die Stellung als Chef des dritten rumänischen Infanterie Regiments Nr. 22 einen sichtbaren Ausdruck gegeben [...]. Eine einfache Bekanntgabe des diesbezüglichen Beschlusses [...] in der Presse würde meines Erachtens am wirkungsvollsten sein und genügen, um Eurer kö-

niglichen Hoheit Stellungnahme zu dem rumänischen Verrat vor der Öffentlichkeit zu bekunden. Darüber hinaus zu gehen, möchte ich nicht empfehlen, da andererseits in Rumänien selbst und von der ganzen Entente-Pressenur höhrend darauf hingewiesen werden würde, dass man unsererseits von einem rumänischen König erwartet hätte, er solle die Interessen seines Landes den Gefühlen der Abstammung und Verwandtschaft unterordnen.»

Bethmann Hollweg riet Hohenzollern-Sigmaringen auch davon ab, seine private Korrespondenz mit Ferdinand zu veröffentlichen:

«[...] die deutsche Gesinnung Eurer königlichen Hoheit ist im ganzen Vaterlande so allgemein bekannt und steht so erhaben über jeden Zweifel, dass sie irgendwelcher Stütze durch dokumentarisches Material nicht bedarf.»¹⁰⁰

Hohenzollern-Sigmaringens Standesgenossen taten ihr Möglichstes, das Thema in seiner Gegenwart zu vermeiden. Der allgemeine Tenor wurde, dass Ferdinand von Rumänien unter dem Einfluss seiner intriganten Frau gehandelt habe und daher nur bedingt für seine Tat verantwortlich gemacht werden könne.

Es wäre naheliegend anzunehmen, dass nach den Ereignissen des August 1916 die Nützlichkeit des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen als *Go-Between* beendet war. Doch für das Auswärtige Amt blieb er ein wichtiger Berater in rumänischen Angelegenheiten. Ein geheimes Memorandum über ein Gespräch zwischen Bethmann Hollweg und Hohenzollern-Sigmaringen vom 5. Oktober 1916 zeigt, dass die Reichsbehörden ihre dynastischen Pläne für Rumänien nicht aufgegeben hatten. Hohenzollern-Sigmaringen schrieb über ein Gespräch mit Bethmann Hollweg:

«Wir besprachen zunächst Rumäniens Verrat, das gegenwärtige Ergebnis unserer Operationen gegen Rumänien und die Zukunft Rumäniens. [...] Diesen Wortbruch, diese Treulosigkeit, dieser schändliche Verrat glaubte man, werde König Ferdinand mit seiner Abdankung beantworten. Dass aber ein Hohenzollern diese schandbare Politik gutheissen, dass er sein Schwert gegen sein eigenes Vaterland gegen den eigenen

Zollerstamm gezogen hat, das hat den deutschen Kaiser und die Reichsbehörden tiefverletzt und wahrhaft empört.»

Der Reichskanzler sagte wörtlich zu Hohenzollern-Sigmaringen:

«[Ferdinand hat] über ein gesegnetes Land namenloses Unglück und unauslöschliche Schande gebracht. Die deutsche Oberste Heeresleitung hat den festen Vorsatz und Willen, Rumänien zu zeigen, was es heisst den deutschen Zorn herauszufordern und [wird] den rumänischen Feldzug zu einer schnellen Entscheidung zu bringen. [...] Natürlich wird Rumänien eine starke Einbusse erleiden. Aus dem schönen Traume eines wesentlich vergrösserten Staates werden die Herren Rumänen mit der Gewissheit erwachen, politisch tief gesunken und an Gebiet erheblich geschwächt zu sein. [...] In dem zukünftigen Rumänien kann König Ferdinand natürlich nicht wieder Herrscher sein. Er und die herrschsüchtige und intrigante Königin Maria müssen auf Nimmerwiedersehen ihr Land verlassen.»¹⁰¹

Man überlegte nun, den rumänischen Thron für Kronprinz Carol zu «retten». Dafür brauchte man jedoch genaue Informationen über die Persönlichkeit des Thronfolgers. Wilhelm von Hohenzollern-Sigmaringen versuchte, eine Charakteranalyse zu erstellen:

«Früher [sei Carol] ein sympathischer und sehr aufgeweckter Mann [gewesen, aber] die Erziehung lasse noch manches zu wünschen übrig und im Charakter habe er viel Russisches geerbt.»

Um weiter für das Auswärtige Amt zu arbeiten, wurde Hohenzollern-Sigmaringen im November 1916 an die rumänische Front geschickt. Seine Aufgabe war, General Falkenhayn zu beraten. Doch die Reise nach Rumänien wurde für ihn zu einer emotionalen Achterbahnfahrt:

«[...] unter diesen Umständen den rumänischen Boden wieder zu betreten, den ich so oft an dieser Stelle als Freund und stets als willkommenener Gast überschritten hatte, machte einen tiefen Eindruck. Sorgenvoll und schmerzbewegt blicke ich in die Zukunft des schönen Rumänenlandes, das ich lieb gewonnen hatte. Wehmütig gedenke ich dem Schicksal seiner Hohenzollerndynastie.»¹⁰²

Die Entscheidung, sich auf die Seite der Entente zu schlagen, stürzte Rumänien tatsächlich zuerst einmal ins Chaos. Das Land wurde von der österreichisch-ungarischen und deutschen Armee überrannt und die rumänische Königsfamilie musste fliehen. Im September 1916 war Maria von Rumänien der Verzweiflung nahe. Ihrem Cousin Zar Nikolaus schrieb sie:

«Als Frau und als Königin appelliere ich an Dich, den Mann und den Kaiser! Sendet uns umgehend die Hilfe, um die wir Euch bitten.»¹⁰³

Aber die Zarenfamilie hatte mittlerweile ihre eigenen Probleme.

Im März 1917 verzeichnete Maria von Rumänien in ihr Tagebuch:

«Eine Revolution ist in Petersburg ausgebrochen [...]. Ich hoffe, Ducky [ihre Schwester] ist nicht in Gefahr, ich hoffe, dass sich das Feuer nicht ausbreitet, das wäre schrecklich für unsere Sache. Oh, was für eine Katastrophe wäre es, in jeder Hinsicht!»¹⁰⁴

Für Maria von Rumänien war die Revolution nicht nur ein familiäres, sondern auch ein politisches Desaster. Trotz ihrer schlechten militärischen Leistung waren die Russen nach wie vor die wichtigsten Verbündeten der Rumänen – wenn sie sich aus dem Krieg zurückzögen, würde Rumänien das nicht überleben. Maria zweifelte keine Sekunde lang daran, wer für den Ausbruch der Revolution verantwortlich war. In ihren Augen war Aussenpolitik ausschliesslich eine Angelegenheit der Dynastien, und die Hauptschuld trug deswegen die russische Zarin. In ihren Memoiren beschreibt Maria von Rumänien, wer alles über Jahre versucht hatte, die Zarin Alexandra zu warnen. Dazu gehörte vor allem ihre Schwester «Ducky»:

«Ducky hatte einen schweren Stand, da sie die Ex-Schwägerin [von Zarin Alexandra] war. Doch sie brachte den Mut auf, zu ihr zu gehen um sie über die schwelende Unzufriedenheit zu warnen. Und sie machte ihr klar, dass sie die falsche

Richtung eingeschlagen hatte, dass sie nach und nach die Zuneigung der hohen und der niederen Menschen verlor. Die mutige Ducky sagte ihr die ganze schreckliche Wahrheit – aber es war vergebens.»¹⁰⁵

Nun, da die Revolution in vollem Gange war, konnte Maria ihre Wut über «Alix» kaum mehr unterdrücken:

«Allein ihr Fanatismus hat zu dieser Krise geführt; sie, die auf niemanden hören wollte ausser auf Rasputin und die sich nach und nach zunächst von allen Angehörigen der Familie abgesondert hat, dann von der gesamten Gesellschaft, nirgendwo zeigte sie sich mehr [...]. Sie umgab sich mit ganz dubiosen Menschen, die einen katastrophalen Einfluss auf sie hatten, und diesen wiederum hat sie an den Kaiser weitergegeben. Obendrein war sie leidenschaftlich ehrgeizig und vollständig überzeugt davon, dass ihr Urteil unfehlbar sei, dass sie allein Russland verstehe, seine Bedürfnisse und Land und Leute [...]. Ihre Selbstüberschätzung hat sie verblendet, und mit Rasputin als Berater glaubte sie, allein sie verstehe die Situation. Sie war schlimmer als eine Blinde, sie war eine Fanatikerin, und ihr Mann war wie Wachs in ihrer Hand! Dergestalt ist das Unheil, das sie über ihn und über ihre Kinder und über ihr Land gebracht hat.»¹⁰⁶

Maria von Rumänien war in den 1930er Jahren die Einzige, die es wagte, der Zarin öffentlich die Schuld für den Ausbruch der Revolution zu geben. Nach dem Mord an der Zarenfamilie galt solche Kritik in monarchischen Kreisen als tabu. Dennoch stimmten die meisten hinter vorgehaltener Hand Marias Einschätzung zu, dass Alix eine gesellschaftliche Katastrophe gewesen war.¹⁰⁷ Bei ihren internationalen Verwandten war sie von Anfang an unbeliebt gewesen – man war der Ansicht, sie lasse es an Energie und Engagement vermissen. Die deutsche Kaiserin «Vicky», eine Tante von Zarin Alexandra, beschrieb sie als eine wunderschöne Frau mit einem «kalten Herzen», durch und durch egoistisch und ohne die Einfühlsamkeit des Zaren.¹⁰⁸

So war es am Ende vor allem der Bruder von Alexandra, der Grossherzog von Hessen-Darmstadt, der ihren Ruf immer wieder verteidigte. Er sah sie als ein Opfer der Umstände. Am Zarenhof sei sie von der Verwandtschaft permanent verunglimpft worden: «Gleich zu Anfang gab es viele Verwandte

[...] die gegen sie waren. Sie nannten sie ‚*cette raide anglaise*‘ [...]. So stand sie allein, denn Nicky hatte am Anfang soviel Arbeit.»¹⁰⁹

Der Grossherzog von Hessen hatte genug Gründe, verbittert über die Behandlung seiner Schwester zu sein. Einige seiner Verwandten schienen eine fast sadistische Freude am Niedergang der Zarin zu haben. Am schlimmsten verhielt sich Kaiser Wilhelm II. Am 13. März 1917 bestand er darauf, den Grossherzog von Hessen persönlich anzurufen. Hessen beging an diesem Tag sein Thronjubiläum und die Feiern sollten gerade beginnen, als Wilhelm II. ihm schroff mitteilte:

«Ich habe die Nachricht erhalten, dass Revolution in Russland ausgebrochen ist und dass der Kaiser und die Kaiserin und Familie gefangen genommen worden sind. Ob sie am Leben sind, weiss ich nicht. Übrigens gratuliere ich.»¹¹⁰

Der Grossherzog war über diese Nachricht verzweifelt, aber er konnte sich während der Feierlichkeiten davon nichts anmerken lassen. Laut seinen Erinnerungen fuhr Wilhelm II. fort, ihn mit derartigen Hiobsbotschaften zu schockieren. Sogar die Nachricht von der Ermordung der Zarin verkündete der Kaiser verfrüht:

«Im Mai bekam ich ein Telegramm vom Hauptquartier, in dem stand: ‚Seine Majestät lässt sagen, Kaiser Nikolaus und Familie wären ermordet‘. Damals war noch alles unsicher, denn der Mord war erst im Juli.»¹¹¹

Sicher war der Kaiser nicht nur von purem Sadismus angetrieben. Es lag natürlich auch im politischen Interesse der deutschen Regierung, die russische Revolution zu begünstigen. Bei den Entente-Mächten hätte man allerdings eine grössere Unterstützung der Zarenfamilie erwarten können, schliesslich war Russland ein Verbündeter. Doch Solidarität schien unter Queen Victorias Enkelkindern mittlerweile zu einem seltenen Gut geworden zu sein: Maria von Rumänien hatte wenig übrig für ihre Cousine Alexandra und Georg V. lehnte es ab, der Zarenfamilie Asyl in Grossbritannien zu gewähren. Einen entthronten Monarchen aufzunehmen, bedeutete eine politische und oftmals auch finanzielle Belastung, die keiner gerne auf sich nahm.¹¹² Besonders nach den Presseangriffen auf die «hybriden» Familien im Jahr 1914 taten alle

Monarchien ihr Möglichstes, um sich nach aussen hin national darzustellen. Der einzige Potentat, der aktiv versuchte, dem Zaren zu helfen, war der spanische König Alfons XIII. Er sah die Russische Revolution als Chance, den Krieg zu beenden. Wie bereits gezeigt wurde, bot sich Alfons wiederholt für Friedensverhandlungen an. Um den Zaren zu retten, sprach er auch mit seinen Kontakten im Deutschen Reich und im Buckingham Palace. Doch am Ende kam er mit seinen Bemühungen zu spät – die Zarenfamilie war bereits ermordet worden.¹¹³

Während der Zar sein Leben verlor, gelang es Maria von Rumänien, ihres zu retten. Ihre Familie überlebte die Niederlage der rumänischen Armee und im März 1918 wurde ihr von den Mittelmächten ein Friedensabkommen diktiert. Marias alter Bekannter, Graf Czernin, reiste zusammen mit seinem deutschen Kollegen Richard von Kühlmann dafür extra nach Bukarest. In ihrem Tagebuch notierte Maria: «Sie unterbreiteten ihre Forderungen mit einem höflichen Lächeln und mit eiserner Hand.» Sie war dagegen, dass ihr Mann das erniedrigende Abkommen unterzeichnete: «Ich bevorzuge einen Krieg à outrance.»¹¹⁴ Doch am Ende musste sie nicht lange auf ihre Revanche warten. Acht Monate später, nach dem Sieg der Entente, wendete sich das Blatt für Rumänien und 1919 war das Land der grosse Nutzniesser der Pariser Friedenskonferenz.

Natürlich waren die Gründe dafür, dass Rumänien seine Neutralität im Jahr 1916 aufgegeben hatte, komplex; vor allem ging es um Gebietsgewinne, die das Deutsche Reich ohne Österreich-Ungarns Einverständnis nicht zuzugewinnen konnte. Und doch sah man im Auswärtigen Amt in Berlin die dynastischen Beziehungen weiterhin als wichtig an.

Ein weiteres Land, für das man daher dynastische Verwandtschaftsbeziehungen einsetzen wollte, war Schweden. Das Land war wichtig, weil es die deutsche Armee vom Norden her schützte und weil es das kriegswichtige Eisenerz lieferte. Um Schweden aus seiner Neutralität zu locken, kamen daher auch wieder *Go-Betweens* zum Einsatz. Auf den ersten Blick erschien ihre Mission sehr viel leichter als in Rumänien: Die Beziehung zwischen dem

Deutschen Reich und Schweden waren seit der Reichsgründung von 1871 ausgesprochen gut gewesen. Vor allem die schwedische Oberschicht war traditionell pro-deutsch eingestellt und pflegte enge Geschäftskontakte (die später auch Göring für seine *Go-Between-Missionen* nutzen würde).

Im Jahr 1914 wurden in Stockholm einflussreiche Stimmen laut, die ein Bündnis mit dem Deutschen Reich unterstützten. Dynastische Kontakte erschienen besonders vielversprechend, da bis 1917 die schwedische Krone einen grossen politischen Spielraum besass. Königin Victoria von Schweden war eine Deutsche, Tochter von Luise von Baden und damit eine Enkelin von Kaiser Wilhelm I. Sie stand ihrem Cousin Kaiser Wilhelm II. besonders nahe. Es war bekannt, dass sie den Kaiser oft besuchte und seine Politik vollkommen unterstützte. Während die konservativen Kreise in Schweden dies begrüsst, bezeichneten Viktorias Kritiker sie als die «kleine preussische Soldatin»

Tatsächlich wirkte sich ihre grosse Bewunderung für Preussen auch auf ihren Ehemann, den schwedischen König Gustav, aus. Obgleich die Ehe der beiden nicht im herkömmlichen Sinne glücklich war (Gustav lebte seine Homosexualität aus), scheint Victoria einen erheblichen Einfluss auf ihren Mann ausgeübt zu haben. Ihr privater Nachlass ist zwar bis heute gesperrt, doch es ist kein Geheimnis, dass sie und ihr Ehemann eine äusserst deutschfreundliche Haltung vertraten, die Gustav auch nach dem Tod seiner Frau im Jahr 1930 fortsetzen sollte. Seine begeisterten Briefe an Hitler werden in einem späteren Kapitel noch eine Rolle spielen. Ein Grund dafür war die Furcht des Paares vor den «radikalen Elementen» von links. Seitdem Schweden 1909 eine grosse Streikwelle erlebt hatte, herrschte die Angst vor, dass jederzeit eine Revolution ausbrechen könnte. Das Königspaar unterstützte folglich alles in seiner Macht Stehende, um den Aufstieg der schwedischen Sozialisten zu verhindern. Doch die schwedische Gesellschaft war nicht nur innenpolitisch, sondern auch aussenpolitisch schwer gespalten. Als 1914 der Krieg ausbrach, fühlten die Schweden sich zwischen der Entente und den Mittelmächten hin- und hergerissen. Auf der einen Seite sah man sich selbst als Teil der «nordischen Rasse» und unterhielt enge Beziehungen zu

Deutschland. Auf der anderen Seite war Grossbritannien äusserst wichtig für die schwedische Wirtschaft.

Victoria liess keinen Zweifel daran, dass sie den Anschluss Schwedens an die Mittelmächte bevorzugte. Sie demonstrierte ihre prodeutsche Haltung,

Abbildung 5: Der glücklose heimliche Helfer Prinz Max von Baden mit seiner Cousine Königin Victoria von Schweden und ihrem Ehemann Gustav V, König von Schweden, vor dem Ersten Weltkrieg



indem sie jedem Schweden, der sich freiwillig meldete, um für Deutschland in den Krieg zu ziehen, ein Geschenk überreichte. Während des Krieges besuchte sie öfters ihre deutschen Verwandten, d.h. Kaiser Wilhelm II. und ihre Mutter, Luise von Baden. Bei ihrer Mutter beklagte sie sich über ihre schwierige Position in Schweden – der englische Druck auf die Regierung wäre schier unerträglich.¹¹⁵ Über diesen Punkt unterhielt sie sich auch mit ihrem Cousin Prinz Max von Baden, der hier sofort eine Chance witterte: Er wollte in Schweden als *Go-Between* eingesetzt werden (*Abbildung 5*).

Bis 2004 sah man Max von Baden im Allgemeinen als positive Figur der deutschen Geschichte – er war der «liberale» Reichskanzler, der 1918 mit half, aus dem Deutschen Kaiserreich eine Republik zu machen. Doch neue Quellenfunde veränderten dieses Bild vollständig. In einem Artikel der *Vierteljahrhefte für Zeitgeschichte* kam ein ganz anderer Max von Baden zum Vorschein: Ein Antisemit und Bewunderer der russischen Autokratie. Sein erklärtes Ziel während des Ersten Weltkriegs lautete, gegen England «à l'outrance» zu kämpfen – bis zum bitteren Ende.¹¹⁶ In Privatbriefen bezeichnete er das «westliche» Modell des Parlamentarismus als «ungeeignet» für das deutsche Volk. An den reaktionären Houston Stewart Chamberlain, den Schwiegersohn Cosima Wagners, schrieb er 1917, dass ihm «die Abwehr der demokratischen Suggestion» auf der Seele brenne, «die von England und Amerika mit so viel Tücke, Heuchelei und Verleumdung über die Welt und nach Deutschland hinein ergossen worden ist». Die Briefe zeigen, dass Baden eine komplexe, zerrissene Persönlichkeit besass – oder, um es weniger freundlich auszudrücken, ein Opportunist war.¹¹⁷ Während des Krieges spielte er wahlweise die autokratische und die demokratische Karte, um in der Politik voranzukommen. Sein junger Berater und Ghostwriter Kurt Hahn stilisierte ihn jedoch für die Aussenwelt zu einem liberalen Modernisierer. Zeitgenossen wie der Diplomat von Rosen wussten es besser. Rosen war der Ansicht, die angeblichen «modernen Ideen» Badens würden allein auf Hahn zurückgehen: «*Nihil est in Max quod non antea fuerit in Kurt* («In Max ist nichts, das sich nicht zuvor in Kurt befand.») Mit anderen Worten: Baden war ein leeres Gefäß, das von Hahn gefüllt wurde.

In seinen Erinnerungen übergeht Max von Baden die schwedischen Verhandlungen. Dafür gibt es zwei gute Gründe: Erstens blieben sie am Ende erfolglos und zweitens hätte eine Erwähnung seiner Cousine Queen Victoria geschadet. Nach dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches und der Abdankung Wilhelms II. hatte sie ihren politischen Einfluss in Schweden verloren und musste vorsichtig agieren.

Max von Baden war nicht der erste *Go-Between*, der in Schweden eingesetzt wurde. Es hatte bereits mehrere Vorgänger gegeben: Anfangen hatten die Missionen mit Graf Ludvig Douglas (1849-1916). Douglas fühlte sich in beiden Ländern gleichermassen zuhause. Er hatte einst als schwedischer Aussenminister gedient und war zugleich ein süddeutscher Adliger mit grossem Grundbesitz. Kurz vor dem Ausbruch des Krieges hatte daher das Auswärtige Amt den Schweden über Douglas ein Allianzangebot unterbreiten lassen. Auch deutsche Bankiers waren für Verhandlungen hinter den Kulissen eingesetzt worden. Der Hamburger Bankier Max Warburg hatte seinen schwedischen Kollegen Marcus Wallenberg kontaktiert, den Bruder des schwedischen Aussenministers Knut Wallenberg (die einflussreiche Familie Wallenberg sollte im Zweiten Weltkrieg erneut eine wichtige Rolle spielen). Doch so qualitativ hochwertig diese Geheimkanäle auch gewesen waren – viel erreicht hatten sie bis dahin nicht.

Nun trat Max von Baden auf den Plan. Er stand nicht nur der schwedischen Königin nahe, sondern fühlte auch eine enge Verbindung zu König Gustav. Beide Männer waren homosexuell und litten in einer homophoben Gesellschaft schwer darunter. Baden kannte auch die politischen Ansichten des Königs gut und schrieb ihm – auf Anregung des Reichskanzlers – einen privaten Brief. Darin argumentierte er, das Deutsche Reich und Schweden hätten gemeinsame Interessen, die sich gegen Russland richteten. Der König antwortete umgehend auf den Brief, ging jedoch nicht auf die Russland-Frage ein. Trotzdem gab Max von Baden nicht auf. Er schrieb an Reichskanzler Bethmann Hollweg, das Deutsche Reich solle auch weiterhin versuchen, Schweden zur Kooperation zu drängen.¹¹⁹ Zu diesem Zweck zog Baden im

August 1915 sogar ins Berliner Hotel Adlon, um in möglichst engem Kontakt mit dem deutschen Aussenministerium zu bleiben. Er war begeistert, als ihm im Oktober 1915 Queen Victoria mitteilte, dass der Weg zu politischen und militärischen Besprechungen nunmehr frei wäre und «nach aussen hin mit deutsch-russischen Kriegsverhandlungen motiviert»¹²⁰ werden solle. Daraufhin schickte die deutsche Regierung Baden im November nach Schweden. Seine offizielle Arbeit in der Kriegsgefangenenfürsorge diente ihm als nützliche Camouflage. Tatsächlich war der Zweck seiner Reise alles andere als friedlicher Natur. Zwei Wochen lang wohnte Max im königlichen Schloss Drottningholm und führte lange Gespräche mit dem Königspaar. Während seines Aufenthalts auf Drottningholm sprach Baden auch mit dem schwedischen Ministerpräsidenten und dem Aussenminister. Er kam zu der Überzeugung, König Gustav neige dazu, in den Krieg einzutreten. Aber am Ende beschloss die schwedische Regierung, an der Neutralität festzuhalten. Die Gespräche waren gescheitert, und Max von Baden musste seine geheime Mission beenden. Später versuchte er, seinen Misserfolg in Schweden herunterzuspielen:

«Meine militärischen Anweisungen für Stockholm entsprachen in keiner Weise meinen inneren Überzeugungen bezüglich dessen, was Deutschland nützen würde.»¹²¹

Doch der schwedische Historiker W. N. Carlgren ist der Ansicht, dass sich Max von Baden durch seine Mission «einen Namen als grosser politischer Verhandlungsführer machen wollte».¹²² Wahrscheinlich war es sein Ziel, im Anschluss an seine Arbeit als *Go-Between* eine hohe offizielle Position in der Politik einzunehmen. Dies erreichte er am Ende tatsächlich: Im Oktober 1918 wurde er deutscher Reichskanzler.

Anders als der Königin von Rumänien gelang es der schwedischen Königin also nicht, ihr Land in den Krieg zu treiben. Dennoch: Die deutsch-schwedischen Kommunikationskanäle blieben bestehen. Zur Freude Königin Viktorias wurde ihr Cousin zweiten Grades, Viktor zu Wied, im Jahr 1919 an die Deutsche Botschaft in Stockholm gesandt. Die engen Beziehungen zwischen den Angehörigen der deutschen und schwedischen Adelsfami-

lien blieben auch während der Zwischenkriegszeit intakt, und später machten sich die Nationalsozialisten diese Beziehungen zunutze.¹²³ Vor allem Viktor zu Wied sollte noch eine wichtige Rolle als enger Freund von Hermann Göring spielen. Wie wir später sehen werden, unterstützte auch König Gustav die Nationalsozialisten.

Zwar «vergass» Max von Baden, seine Tätigkeit als deutschschwedischer *Go-Between* in seinen Memoiren zu erklären, doch er unterschlug nicht, dass er während des Krieges Kontakt zu Russland suchte. Das war für ihn relativ einfach, da seine Mutter, Maria von Baden (1841-1914), eine Enkelin von Zar Nikolaus I., als Witwe in Sankt Petersburg lebte. Aufgrund dieser Familienbande hatte Max Russland schon vor dem Krieg häufig besucht und auch Gespräche mit Zar Nikolaus II. geführt.¹²⁴ Zudem war Max Ehefrau Maria-Luise (1879-1948) eine Nichte von Maria Fjodorowna (1847-1928), der Mutter des Zaren. Baden stand dem «weiblichen russischen Netzwerk» also besonders nahe. Sein grosser Traum scheint es daher gewesen zu sein, einen Friedensvertrag mit Russland zu initiieren. In seinen Memoiren finden sich dazu ein paar kryptische Zeilen: «Ursprünglich hatte ich die Absicht, mittels der russischen Damen herauszufinden, ob die Situation am Zarenhof reif für den entscheidenden Schritt war.»¹²⁵ Es bleibt trotzdem unklar, was Baden genau vorhatte. Damals existierten zwei adlige Fraktionen in Russland: Die eine stand dem Zarenhof nahe und war ultrakonservativ, die andere nahm dem Zaren gegenüber eine kritische Haltung ein und spielte mit Reformgedanken.¹²⁶

Auch Max wird von den unterschiedlichen Lagern innerhalb der russischen Elite gewusst haben. Ob er versuchte, diese Spaltung zu seinem eigenen Vorteil zu nutzen, bleibt offen. Dass die Annäherung an die kritische Gruppe innerhalb der russischen Aristokratie für das Auswärtige Amt eine interessante Option darstellte, ist offensichtlich. Die Unterstützung (wie auch immer gearteter) revolutionärer Entwicklungen in Russland war schliesslich ein wichtiges Ziel deutscher Kriegspolitik. Lenin die sichere Durchreise zu gewähren, war nicht die einzige Methode, die man sich dazu ausdachte. Wie

Max von Baden sich in Russland einsetzen wollte, ist jedoch kaum mehr zu rekonstruieren.¹²⁷

Die einzige «Russin», die er in diesem Zusammenhang erwähnt, ist Marija Alexandrowna, die verwitwete Herzogin von Coburg. Sie hatte ja bereits versucht, dem Auswärtigen Amt in Rumänien zu helfen und galt seither als ein nützlicher Kommunikationskanal. Max besuchte sie im März 1917 in Coburg, um mit ihr über einen Brief an den Zaren zu sprechen:

«Ursprünglich war meine Absicht, mich durch die Korrespondenz mit den russischen Damen allmählich zu der Gewissheit hinzutasten, ob die Situation am Zarenhof reif für einen entscheidenden Schritt war.»¹²⁸

Sein Timing erwies sich jedoch als ausgesprochen schlecht. Nachdem er in Coburg eingetroffen war, erfuhr er von der Abdankung Nikolaus II. Von diesem Moment an waren, laut Max, «die Fäden zerrissen».¹²⁹

Als in den 1920er Jahren Max von Badens selektive Memoiren erschienen, war der Zar bereits ermordet worden und jegliche Vermutung, man habe damals irgendwelche antizaristische Bestrebungen unterstützt, galten als gesellschaftliches Tabu. Dass er vielleicht auch Kontakt mit Adligen gehabt hatte, die den Zaren stürzen wollten, hätte Max von Baden daher sicherlich nicht zugegeben.

Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass er am Ende von seinen Standesgenossen für eine völlig andere Tat zum «Verräter» wurde. Wie wir bereits gesehen haben, hatte Baden im November 1918 mit dem Gedanken gespielt, Reichsverweser zu werden. Wilhelm II. kam nie über diesen Verrat hinweg. In einer seiner Hasstiraden nahm er indirekt Bezug auf Max' Tätigkeit als *Go-Between*. 1922 erklärte er, ein Grund, warum er Max von Baden zum Reichskanzler gemacht habe, wären seine «wertvollen Verbindungen ins Ausland» gewesen. Viel genützt hatten sie dem Kaiser allerdings nicht. Wilhelm II. fügte daher verbittert hinzu, wenn er eines Tages in Deutschland wieder an die Macht käme, würde Max das Land innerhalb von 24 Stunden verlassen müssen, oder man werde ihn aufknüpfen. Eine Pistolenkugel sei «zu gut für diesen Mann».¹³⁰

Geheimkanal London

Max von Baden hätte seine *Go-Between-Arbeit* nicht ohne die Hilfe von Frauen ausüben können. Frauen spielten also eine wichtige Rolle, damit Geheimkanäle überhaupt erst zustande kamen. Aber waren sie auch selbst in nennenswerter Zahl als *Go-Betweens* tätig? Oder waren die Prinzessin Sarsina und Lady Barton Ausnahmen von der Regel? Der damaligen Etikette folgend durften Damen im Laufe ihres Lebens nur drei Mal in Zeitungen erwähnt werden: Wenn sie zur Welt kamen, wenn sie heirateten und wenn sie starben («hatch, match and dispatch»). Doch auch wenn der Einfluss von Frauen der Öffentlichkeit verborgen werden musste, zogen sie hinter den Kulissen des Öfteren die Fäden. Bis heute ist nicht umfassend erforscht worden, welche Rolle adlige Frauen innerhalb des protestantischen und des katholischen Netzwerks tatsächlich spielten. Offiziell dominierten die Männer, doch gerade in der Aristokratie waren die Geschlechterrollen weit weniger polarisiert als in anderen gesellschaftlichen Schichten. Im Vergleich zu ihren bürgerlichen Pendanten genossen adlige Frauen – zumindest nach der Heirat – ungewöhnlich viele Freiheiten. Ein Grund dafür war, dass sie dank guter Eheverträge finanzielle Sicherheit besaßen.¹³¹ In eine andere Adelsfamilie einzuheiraten bedeutete, dass nun auch diese neue Familie für den Unterhalt der Frau verantwortlich war. Und da die Braut aus der gleichen sozialen Schicht kam, musste sie gemäss dem aristokratischen Ehrenkodex respektvoll behandelt werden. Natürlich war dies ein Ideal und in der Realität existierten viele Fälle von misshandelten Ehefrauen. Doch man versuchte, ein abweichendes Verhalten durch gesellschaftliche Ächtung der Schuldigen zu verhindern. Es war äusserst wichtig, dass eine Ehefrau gut integriert wurde und mit ihrem Mann und seiner Familie kooperierte, denn sie liess sich nicht so einfach ersetzen. Zwar traten Trennungen und Ehescheidungen seit Ende des 19. Jahrhunderts häufiger auf, aber sie galten als gesellschaftlicher Makel, der den Ruf eines Hauses langfristig beschädigen konnte. Idealerweise sorgte man dafür, dass sich die Frau im Schoss ihrer neuen Familie gut aufgehoben fühlte. Ihr Status und ihre Macht innerhalb des Hauses stiegen, wenn sie

männliche Nachkommen produzierte. Sobald ein legitimer Erbe auf der Welt war, eröffneten sich ihr zahlreiche weitere Optionen. Adlige Frauen waren demnach keine «Noras», die ihr Puppenheim hüteten. Auch wenn es ihr erstes und oberstes Ziel war, eine Familie zu gründen, sahen sie sich nicht bloss als Ehefrau und Mutter (wie sich bürgerliche Frauen zu definieren pflegten).¹³²

Adlige Frauen waren Ehefrau, Mutter, Managerin des Haushalts *und* Dame der Gesellschaft. Letzteres bescherte ihnen eine Aufgabe ausserhalb des Hauses und das brachte einen gewissen Einfluss mit sich, den sie nutzen konnten. Diese Frauen waren oft aktiv an der Karriere ihrer Ehemänner beteiligt. Als Team arbeiteten die Eheleute daran, den Erfolg des Hauses zu mehren und so auch die Heirats- und Berufschancen ihrer Kinder zu erhöhen. Diese Ehefrauen managten die Güter, wenn ihre Männer abwesend waren. Sie identifizierten sich vollkommen mit der Arbeit ihres Mannes, wie zum Beispiel die Diplomategattin Mary Isabella von Bunsen, die ihre Memoiren in der ersten Person Plural verfasste. Mit diesem «wir» meinte sie nicht nur ihren Mann, sondern das gesamte preussische diplomatische Korps. Sie schrieb über «unsere neuen Kollegen», «unseren Chef» und «unsere Botschaft». Frauen wie sie lebten kein segregiertes Leben, sie hatten einen festen Platz in der Welt ihrer Ehemänner: bei Hofe, auf dem Gut, im Militär und Beamtenum. Sie nahmen eine wichtige Rolle in der Öffentlichkeit ein und bauten zugleich das soziale Netzwerk ihrer Familie aus.

Als wichtige «Nachrichtenagenturen» sorgten sie auch dafür, dass Kontakte mit anderen Adelshäusern gepflegt wurden. Es waren diese weiblichen «Nachrichtenagenturen», die für *Go-Between-Missionen* wichtig wurden.

Dass adlige Frauen im Ersten Weltkrieg eine Rolle als *Go-Betweens* spielen konnten, überrascht trotzdem. Im 21. Jahrhundert bietet sich für Frauen eine vergleichbare Rolle nur selten. In Krisengebieten werden zum Beispiel bis heute von den Vereinten Nationen kaum Frauen für Verhandlungen eingesetzt: «Im Jahr 2005 befanden sich unter den 61 persönlichen Gesandten des Generalsekretärs der UNO, die in Friedensfragen tätig waren, nur vier Frauen.»¹³³

Adlige Frauen hatten hundert Jahre zuvor jedoch sehr viel grössere Möglichkeiten als Mitarbeiterinnen der UNO heute. Das lag vor allem daran, dass eine wichtige Voraussetzung für eine erfolgreiche *Go-Between-Mission* der Zugang zu Entscheidungsträgern ist. Adlige Frauen hatten diesen Zugang.

Im Krieg war es naturgemäss schwieriger geworden, eine Audienz bei hochrangigen Politikern, Diplomaten oder Militärs zu erlangen. Doch im Wettbewerb um eine solche Audienz hatten hochadelige Frauen mehrere Vorteile. Da sie häufig mit Mitgliedern regierender Häuser bekannt waren oder dort als Hofdamen gedient hatten, konnten sie über diesen Weg schnell Verbindungen herstellen lassen. Die internationale Courtoisiereregeln des Adels verlangte, dass man eine Standesgenossin nicht lange warten liess. Darüber hinaus musste man ihre Bitten und Wünsche ernst nehmen, andernfalls könnte sie ihr Missfallen sofort einflussreichen Freunden mitteilen. Adligen Männern war beigebracht worden, Meinungsverschiedenheiten mit Frauen ihrer Schicht zu vermeiden. Allerhöchstens konnte man eine kühl-distanzierte Höflichkeit demonstrieren, aber vorteilhafter war es, zumindest den Anschein zu vermitteln, helfen zu wollen. An Selbstbewusstsein und Durchsetzungskraft mangelte es adligen Frauen in der Regel nicht. Dies galt besonders für die Frauen der Vorkriegsgeneration. Lady Walburga Paget, die sich als *Go-Between* betätigte, sah sich selbst als politischen Aktivposten:

«Ich weiss, dass es heutzutage [1917] nicht gerade Mode ist, dass Frauen sich für Politik interessieren, aber ich gehöre immer noch zur alten Schule von Cavour, Dizzy [Disraeli, Lord Beaconsfield], die sich der Köpfe von Frauen bedienten. Lord Beaconsfield persönlich sagte mir, wie oft er auf die Hilfe von Frauen angewiesen gewesen sei, und in meinem langen Leben habe ich vieles getan, von dem niemand weiss.»¹³⁴

Die Frauen in Lady Pagets Generation, die eigene Salons führten, sahen sich also ganz selbstverständlich als Teil der politischen Szene. Interessant ist jedoch, dass Lady Paget der Ansicht war, dass dieser Einfluss inzwischen nachgelassen hatte. In einer Zeit, in der die Suffragetten dafür kämpften, dass Frauen ihr Wahlrecht erhielten, scheint dies geradezu widersprüchlich. Eine

Erklärung für Lady Pagets Bemerkung ist die verstärkt einsetzende Professionalisierung der politischen Parteien in Grossbritannien. Bis in die 1890er Jahre hinein wurden diese Parteien von einer kleinen Elite aus Tory- und Whig-Politikern dominiert, die von ihren Ehefrauen hinter den Kulissen unterstützt wurden. Mit dem Aufkommen eines professioneller organisierten Parteiensystems verloren diese intimen Zirkel immer stärker an Einfluss. Politik wurde nicht mehr in den Salons einflussreicher Damen gemacht und das Gleiche galt für den diplomatischen Dienst. Zu Lady Pagets Hochzeit wurden die britischen Botschaften noch als «Familienbotschaften» bezeichnet, und eine intelligente «Botschafterin» konnte mehr als nur eine gesellschaftliche Rolle spielen. Ähnliches war auch auf deutscher Seite möglich. Im 19. Jahrhundert zum Beispiel hatte Graf von Alvensleben seine politischen Erfolge in Sankt Petersburg zu einem grossen Teil dem Charme seiner Frau zu verdanken, und Hugo Fürst von Radolin nutzte in Paris die Reputation seiner Schwiegermutter, die eine Talleyrand war.

Die zunehmende Professionalisierung des diplomatischen Dienstes veränderte solche Einflussmöglichkeiten. Es ist eine regelrechte Ironie der Geschichte: Zur selben Zeit, als Suffragetten dafür kämpften, dass Frauen mehr *offizielle* Rechte erhielten, schwand der *inoffizielle* politische Einfluss von gut vernetzten Frauen.

Immerhin gelang es ein paar von ihnen, bis in die Zwischenkriegszeit eine Rolle zu spielen.

Aufgrund ihrer Erfahrungen war es auch nicht schwer, sie davon zu überzeugen, als *Go-Betweens* aktiv zu werden. Oft reichte es aus, an ihren aristokratischen Ehrenkodex zu appellieren. Abgesehen davon hatten diese Frauen viele persönliche Gründe, sich zu engagieren: Nicht selten hatten ihre Kinder ins Ausland geheiratet und nun gefährdete der Krieg den Zusammenhalt der Familie (und des Familienvermögens). Zudem waren viele adlige Frauen aufgrund ihrer internationalen Verbindungen immun gegen die Kriegspropaganda. Sie hatten häufig in mehreren Ländern gelebt und waren in der Lage, die politische Situation aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu betrachten.

Eine solche Frau war Lady Walburga Paget (1839-1929). Ihre Ambition wurde es, ein *Go-Between* für den Frieden zu werden. Tatsächlich war Lady Paget nicht das einzige Mitglied des Paget-Clans, das sich als *Go-Between* betätigte. Wie wir bereits gesehen haben, hatte General Paget die rumänische Königin bei ihren Verhandlungen mit Grossbritannien unterstützt. Auch wenn Lady Paget wohl nicht über diese Mission unterrichtet war, ahnte sie sicherlich, dass seine Rumänienbesuche keine Vergnügungsreisen waren. Der General war mit Lady Pagets Ehemann verwandt, aber, was noch wichtiger war: Seine Tochter hatte Lady Pagets Sohn Ralph geheiratet. Dies schien leicht inzestios, doch in gewisser Weise spiegelt es die «mentale Landkarte» der *Go-Betweens* sehr gut wider: Jeder war irgendwie mit jedem verwandt.

Dass Lady Pagets *Go-Between-Mission* heute in Vergessenheit geraten ist, hat einen einfachen Grund: Sie war am Ende erfolglos und alle Beteiligten distanzieren sich von ihr. Im Gedächtnis blieb das Bild Lady Pagets als einer wohlmeinenden, aber exzentrischen Einzelgängerin. Es schadete ihr dabei sicherlich auch, dass sie sich für Spiritismus interessierte. Ihre *Go-Between-Mission* war jedoch alles andere als spiritistisch und sie genoss dafür offizielle Unterstützung.

Schon durch ihre internationale Familie schien Walburga Paget geradezu prädestiniert für eine *Go-Between-Mission*. Die Tochter eines reichen Grossgrundbesitzers wurde 1839 in Sachsen als Walburga Gräfin von Hohenthal-Püchau geboren. Ihr Grossvater mütterlicherseits war der berühmte Feldmarschall August Neidhardt von Gneisenau, einer der Helden von Waterloo. Aufgrund dieses illustren Stammbaums wurde Walburga 1858 Hofdame der jungen Kronprinzessin Victoria, genannt «Vicky» (der ältesten Tochter von Queen Victoria). Walburga identifizierte sich völlig mit der britischen Prinzessin und entwickelte sich aus diesem Grund auch zu einer scharfen Kritikerin von Bismarck. Über Vicky lernte sie Queen Victoria kennen. Von ihr scheint sie erstmals als *Go-Between* eingesetzt worden zu sein. In einem Brief an die spanische Königinmutter deutete sie dies 1917 an:

«Ich darf sagen, dass Queen Victoria mich mehrmals mit geheimen und schwierigen Missionen betraute und mich dabei jedes Mal mit ihrem Vertrauen beehrte.»¹³⁵

Von dieser diplomatischen Grauzone abgesehen, kannte Lady Paget sich auch in der offiziellen Diplomatie gut aus. 1860 hatte sie den Diplomaten Sir Augustus Paget geheiratet und folgte ihm auf seine Posten in Kopenhagen, Lissabon, Florenz, Rom und Wien.¹³⁶ Vor allem die Zeit in Wien hatte bei ihr einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Lady Paget bewunderte alles Wienerische und letztlich sollte sie auch deswegen zu einer leidenschaftlichen Kämpferin für Österreich-Ungarn werden. Ein weiterer Grund für diesen Enthusiasmus war, dass in ihren Augen die Österreicher das Gegenteil alles Preussischen symbolisierten. Ihre Abneigung gegenüber Preussen hatte 1866 begonnen, als ihr Heimatland Sachsen gegen die Preussen kämpfte, und verstärkte sich noch, als im Krieg von 1870/71 einer ihrer Brüder tödlich verwundet wurde.

Mit ihrer anti-preussischen Einstellung stand Paget nicht allein. Im britischen Aussenministerium gab es überraschend viele Beamte, die das katholische Österreich-Ungarn dem protestantischen Preussen vorzogen. Seit dem 1866er-Krieg kursierte hier das Bild des «unschuldigen» Österreichs als Gegenpol zum martialischen Preussen. Wie Lady Pagets Sohn Ralph während des Ersten Weltkriegs anmerkte: «Die Haltung Englands gegenüber Österreich war nicht dieselbe wie die gegenüber Deutschland, und [Österreichs] Vorstösse trafen hier auf wohlmeinende Ohren.»¹³⁷

Diese Atmosphäre stellte den Ausgangspunkt für Lady Pagets *Go-Between-Mission* dar. 1914 war sie bereits 75 Jahre alt, aber geistig immer noch voll auf der Höhe. Nach dem Tod ihres Mannes hatte sie durch ihren Sohn Ralph eine neue Generation von Diplomaten kennengelernt. Sir Ralph Paget war von 1910 bis 1913 Sondergesandter in Serbien gewesen und hatte zeitweilig ein grosses Interesse an den Vorgängen auf dem Balkan. Seit Ausbruch des Ersten Weltkriegs arbeitete er in Kopenhagen. Lady Paget zeigte nicht nur mütterliches Interesse an seiner Karriere, sondern nutzte seine Informationen für ihre eigene *Go-Between-Mission*. Auch wenn sie später ihre

Quellen schützen und insbesondere ihren Sohn verteidigen sollte, so war doch offensichtlich, dass er ihr geholfen hatte. Zu ihrem entscheidenden Auftraggeber gehörte vor allem Sir Edward Grey, der bis Dezember 1916 britischer Aussenminister gewesen war. Laut seines Biographen bediente Grey sich gerne konspirativer Methoden: «Sein Markenzeichen waren seine Verschwiegenheit und eine Vorliebe für diskrete Verhandlungen hinter den Kulissen.»¹³⁸

In dieses Schema passte Lady Paget perfekt. Während seiner Amtszeit hatte Grey versucht, mehrere neutrale Länder für eine Unterstützung der Entente zu gewinnen – im Falle von Italien und Rumänien mit Erfolg. Der grösste Coup wäre es für ihn jedoch gewesen, Österreich-Ungarn von seinem deutschem Bündnispartner zu trennen und Grey wusste, dass Lady Paget ideal für eine solche Aufgabe war. Abgesehen von Grey erwähnte Lady Paget noch einen anderen geheimnisvollen Betreuer, der «diverse Mittel und Wege vorschlug»¹³⁹ und der offenbar besonders gut über die Habsburger informiert war: «Unterstützung und Informationen flogen mir zu, auch wenn ich Ihnen nicht sagen darf, von wem, aber sie stammten aus mehreren Quellen.»¹⁴⁰

Wer auch immer Lady Pagets weitere Auftraggeber waren, sie hatten bereits mehrere andere Personen «ermuntert», in Zeitschriften wie der *Fortnightly* und der *Nineteenth Century*¹⁴¹ diverse pro-österreichische Artikel zu veröffentlichen. Dass regierungsnahen Kreise die Presse «inspirierten», wie man es damals nannte, war natürlich nichts Neues. Lady Paget gehörte zu einer grösseren Personengruppe, die auf diese Weise «inspiriert» wurde. In diesem Sinne schrieb sie zwei österreichfreundliche Artikel für das Magazin *Nineteenth Century*, die einiges Aufsehen erregten: «Österreich ist dem Untergang geweiht» erschien im März 1917, «Österreich und Preussen» zwei Monate später.

Sie gab darin dem Deutschen Reich die Schuld am Ausbruch des Krieges und argumentierte, die Habsburgermonarchie sei inzwischen nichts weiter als ein Vasall von Preussen, der nur noch den deutschen Kriegsinteressen diene. Um seine Krone zu retten, solle der neue österreichisch-ungarische Kaiser Karl daher einen Separatfrieden mit der Entente eingehen.

Pagets Artikel gelangten nach Österreich und wurden in einer Wiener Zeitung zitiert. Sie wusste, dass sie etwas bewirkt hatten, und fühlte sich davon angespornt:

«Über alle möglichen Kanäle hörte ich aus Österreich, wie sehr das Land sich danach sehnte, mit uns Frieden zu schliessen.»

Pagets Ansicht nach konnte das kriegsentscheidend werden:

«Wenn es uns nicht gelingt, Österreich und Preussen zu trennen, können und werden wir Letzteres niemals besiegen.»¹⁴²

Nur ein starkes, unabhängiges Österreich-Ungarn würde ein Gegengewicht zur deutschen Vorherrschaft auf dem Kontinent bieten können.

Pagets nächster Schritt musste es nun sein, auf den österreichisch-ungarischen Kaiser Karl zuzugehen. Da Lady Paget aus Erfahrung wusste, was weibliche *Go-Betweens* bewirken konnten, nutzte sie ein Frauennetzwerk. Auf österreichischer Seite sollte die Mutter des Kaisers, Maria Josepha, ihren Sohn beeinflussen. Wie Walburga Paget stammte auch Maria Josepha ursprünglich aus Sachsen und war Preussen gegenüber äusserst kritisch eingestellt. Lady Paget hatte daher in ihren Artikeln nicht nur die Österreicher, sondern auch die Sachsen gepriesen – ihrer Meinung nach verkörperten sie mit Bach und Wagner die wahre deutsche Kultur, während Preussen nur aus «Eisen» bestand.

Die zweite Dame, die sie kontaktieren wollte, war Maria Christina, die Königinwitwe von Spanien. Sie war eine gebürtige österreichische Erzherzogin und Lady Paget hatte bereits ihre Mutter gekannt.¹⁴³

Höchstwahrscheinlich verfasste Lady Paget ihren ersten Brief an Maria Christina am 24. März 1917 nicht alleine, sondern mit Hilfe Greys und ihrer anderen «Betreuer». Sie schlug der Königinmutter darin vor, ein hochrangiger britischer Politiker (den Namen nannte sie nicht) würde zu Friedensgesprächen in die Schweiz reisen können und dort einen Delegierten von Kaiser Karl treffen. Sie bat Maria Christina, ihren Plan zu unterstützen und ihren Brief an die entsprechenden Personen weiterzuleiten.

Pagets «Betreuer» halfen, dass der Brief von der spanischen Königinmutter auch ernst genommen wurde. Sie liessen die Übergabe von Sir Eric Bar-

rington organisieren, dem ehemaligen Privatsekretär von Lord Salisbury und Lord Lansdowne. Barrington war bereits im Ruhestand (ein Bekanntwerden der Mission hätte seiner Karriere daher nicht mehr schaden können). Er sorgte dafür, dass ein Mitglied der britischen Botschaft in Madrid den Brief der Königinwitwe aushändigte, was die Seriosität der ganzen Aktion erhöhen sollte. Eine begleitende Notiz des britischen Botschafters in Madrid, Sir Arthur Hardinge, gab der Kommunikation einen halboffiziellen Charakter, und schon deshalb nahm die Königinwitwe Lady Paget von Anfang an ernst. Maria Christina informierte die österreichische Regierung jedoch mit einiger Verzögerung über den Inhalt des Briefes, da sie nicht den Anschein erwecken wollte, gegen das Deutsche Reich zu arbeiten. Erst sechs Monate nach ihrem Brief erhielt Lady Paget daher ein Antwortschreiben, in dem Maria Christinas Sohn, der spanische König Alfons XIII., sie jetzt um weitere Informationen über die britischen Friedensvorschläge bat. Die Situation hatte sich jedoch mittlerweile wieder geändert. In der Zwischenzeit waren die Franzosen auf Alfons zugekommen und hatten bestätigt, dass die Entente tatsächlich an einem separaten Friedensvertrag mit Österreich-Ungarn interessiert war. Alfons kam zu dem Schluss, man solle diese Situation ausnutzen, um bessere Konditionen zu bekommen.

Lady Paget wusste höchstwahrscheinlich nichts von der französischen Offerte. Sie war nur erleichtert, endlich aus Spanien eine positive Antwort zu erhalten. Nach so vielen Monaten des Wartens hatte sie die Hoffnung schon fast aufgegeben. Sie bat nun ihren Sohn, Sir Ralph, und Lord Milner um Rat, und beide ermutigten sie, das Gespräch fortzusetzen. Im Oktober dankte sie daher der Königinwitwe für ihre Hilfe und machte deutlich, dass man geheime Verhandlungen nicht Männern überlassen könne, da sie sich bisher als unfähig erwiesen hätten. In ihrem Brief erwähnte Lady Paget einen ganz bestimmten Vorfall, der sie darin bestärkt hatte, sich selbst einzuschalten:¹⁴⁴ Von ihren Kontakteuten im Foreign Office hatte sie gehört, dass:

«Österreich im vergangenen Jahr einen Schritt in Richtung eines Separatfriedens gemacht [hat], wozu wir jemanden aussandten, um sich auf neu-

tralem Boden [mit dem österreichischen Gesandten] zu treffen. Die dafür ausgewählten Personen waren jedoch ausgesprochen ungeeignet. Sie waren so ungeschickt, dass es keiner von ihnen wagte, als Erster zu sprechen, und sie sich ohne ein Wort wieder trennten! Man kann es kaum fassen. So etwas wäre nie geschehen, würden sich Eure Majestät und Euer erhabener Sohn [Alfons XIII.] der Sache mit Österreich und des bereits greifbaren Friedens annehmen und könnte das Treffen unter dem Einfluss Eurer Majestäten stattfinden [...]. Ich muss Eure Majestät beschwören, auf Eure Intuition zu vertrauen, so wie ich auf Eure Herzengröße vertraue.»¹⁴⁵

Lady Paget appellierte hier nicht nur an ein ehemaliges Mitglied der Habsburger-Dynastie, sondern auch an die Frau und Mutter Maria Christina. Ihrer Meinung nach waren es die Frauen, die die Familien in Kriegszeiten Zusammenhalten mussten. Der Gedanke, dass sich Frauen zusammenschliessen, um einen Krieg zu beenden, lässt sich bis zu Aristophanes' Komödie *Lysistrata* zurückverfolgen. Natürlich konnte Lady Paget gegenüber einer strenggläubigen Katholikin wie der Königinwitwe von Spanien kein frivoles altgriechisches Theaterstück erwähnen, in dem die Frauen ihren Ehemännern den Beischlaf verweigern. Was sie sehr wohl tun konnte, war, an Emotionen zu appellieren – und zu unterstreichen, wie wichtig es war, Österreich-Ungarn zu retten, bevor die Mittelmächte zusammenbrachen:

«England ist jetzt in einer viel stärkeren Position als je zuvor und fühlt sich siegessicher, und nun, da uns die amerikanischen Millionen und ihre Tausende von Flugzeugen unterstützen, die man ohne Rücksicht auf Verluste einsetzen wird, zweifelt kaum noch jemand, dass in Berlin ein Friedensabkommen unterzeichnet werden wird.»¹⁴⁶

Für diesen Brief musste Lady Paget jedoch bereits den normalen Postweg benutzen. Das Foreign Office hatte sie über Nacht fallengelassen.¹⁴⁷

Der Grund hierfür war wahrscheinlich, dass man inzwischen andere Kanäle besass und jegliches kommunikative Durcheinander vermeiden wollte.

Die Art und Weise indes, wie man sich der Dienste von Lady Paget entledigte, war ausgesprochen heuchlerisch. Der ständige Unterstaatssekretär im britischen Foreign Office, Lord Charles Hardinge von Penshurst, schaltete sich ein. Er behauptete, Lady Pagets zweiter Brief an die Königinwitwe von Spanien sei von der Zensur abgefangen worden und auf seinem Schreibtisch gelandet. Er gab vor, von dem Brief «schockiert» gewesen zu sein. Dies mutete insofern seltsam an, da Lady Pagets Mission keine Überraschung für ihn sein konnte. Schliesslich war sein Cousin, Sir Arthur Hardinge, der britische Botschafter in Spanien. Sir Arthur hatte Lady Paget von Anfang an geholfen und man munkelte, dass er sich bestens mit allen geheimdienstlichen Tätigkeiten und Netzwerken in Spanien auskannte. Es erscheint daher unwahrscheinlich, dass er seinen Cousin und Vorgesetzten über einen so wichtigen Vorgang nicht informierte. Doch was auch immer die Gründe waren – der Unterstaatssekretär Charles Hardinge behauptete nun, er sei empört über die ganze Angelegenheit. Er tadelte Lady Pagets Sohn dafür, dass er seine Mutter unterstützt hatte, und wies sie an, der Königinwitwe von Spanien mitzuteilen, der «gegenwärtige Moment» sei «nicht opportun».¹⁴⁸

Zudem behauptete er, das Foreign Office habe nicht vor, Unterredungen mit dem Feind zu führen. Das entsprach natürlich nicht der Wahrheit.

Für Lady Paget bedeutete dies jedoch, dass sie nun von allen Seiten alleingelassen wurde und ihr Sohn um seine Karriere fürchten musste. Sir Ralph bot an, seinen Abschied einzureichen, was von Hardinge jedoch abgelehnt wurde. Er betonte allerdings noch einmal, warum er *Go-Between-Missionen* ablehnte:

«Wir haben umfangreiche Erfahrungen mit inoffiziellen Methoden in diesem Bereich gesammelt, und allgemein besteht dabei immer eine gewisse Gefahr, ganz gleich, wie ehrbar die Motive auch sind.»¹⁴⁹

1917 war ein weltgeschichtlich entscheidendes Jahr, und es war auch ein entscheidendes Jahr für *Go-Betweens* geworden. Nie zuvor waren so viele von ihnen eingesetzt worden. Für die Schachspieler unter den Politikern schien das Spielfeld plötzlich zahlreiche neue Kombinationen zu bieten. Nachdem

Russland implodiert und Amerika in den Krieg eingetreten war, mussten alle Nationen ihre nächsten Schritte neu überdenken. Die Zeit schien reif für Friedensmissionen, und vom Papst abwärts traten hierfür zahlreiche illustre Akteure auf den Plan. Am Ende liefen jedoch alle ihre Bemühungen ins Leere.

Die österreichisch-ungarischen Friedensbemühungen wurden vor allem vom deutschen Bündnispartner behindert. Ähnlich verhielt es sich mit den englisch-französischen. Auch hier beäugten die Verbündeten einander misstrauisch, ganz nach Winston Churchills Bonmot: «Es gibt nur eines, das schlimmer ist, als mit Verbündeten zu kämpfen, und das ist, ohne sie zu kämpfen.»

Die Bemühungen um einen schnellen Waffenstillstand wurden auch durch Emotionen behindert: Nach den enormen Opfern, die der Krieg allenthalben gefordert hatte, schreckten die Regierungen davor zurück, ihrem Volk einen Frieden ohne Sieg anzubieten. Statt die Verluste abzuschreiben und zu einem schnellen Friedensabkommen zu gelangen, nahm man lieber hin, dass noch mehr Menschen einen sinnlosen Tod starben.

Die Sixtusaffäre hatte gezeigt, dass *Go-Betweens* sich bei Verhandlungen auf stark vermintes Terrain begaben. Ihr Agieren konnte, wenn sie scheiterten und dieses Scheitern bekannt wurde, Verschwörungstheorien über die «internationale Clique» der Aristokratie nähren. Die Affäre gab adeligen heimlichen Helfern den «Hautebout» von Amateuren, die dynastisches Denken und persönliche Gewinnbereicherung über nationale Loyalitäten stellten. Seit 1918 galten *Go-Betweens* als Verräter.

Bolschewismus: die Angst, die verbindet

Im Oktober 1941, vier Monate nach Deutschlands Überfall auf die Sowjetunion, gratulierte der schwedische König Gustav V. dem «lieben Reichskanzler» Adolf Hitler, dass er «den bolschewistischen Schädling ausgeremert» habe.¹ Gustavs Begeisterung wurde von vielen Adeligen geteilt. Ihre Ängste vor dem Bolschewismus war einer der Gründe dafür, dass sie sich in der Zwischenkriegszeit wieder vermehrt als *Go-Betweens* engagierten.

Der neue Feind hatte im Jahr 1917 die europäische Bühne betreten. Einer der ersten deutschen Adligen, die einem echten Bolschewiken begegneten, war Fürst Ernst zu Hohenlohe-Langenburg. Im Januar 1918 nahm er als inoffizieller Beobachter an den deutsch-russischen Waffenstillstandsverhandlungen in Brest-Litowsk teil und hatte Zeit, seine russischen Kollegen genauer zu studieren. Was er sah, erschreckte ihn. In einem Brief an seine Tante, Luise von Baden, schrieb er:

«Die Zusammensetzung dieser Abordnung machte einen wahrhaft erschütternden Eindruck, wenn man bedachte, dass diese Anarchistengestalten die offiziellen Repräsentanten des ehemals mächtigen russischen Kaiserreiches waren: Als Führer ein jüdischer Arzt, der seinen Beruf mit der Politik vertauscht hatte, daneben ein Journalist, Schwager und Vertrauensmann des vielgenannten Trotzky, mit ihnen ein Fabrikarbeiter, ein Bauer, gemeine Soldaten und Matrosen, auch eine Frau, die wegen eines politischen Mordes jahrelang in Sibirien gefangen war, und im Rang hinter diesen allen eine Anzahl Generalfeldoffiziere der Armee

und Marine als militärische Berater ohne eigenes Stimmrecht. Für die Offiziere hatte es etwas furchtbar demütigendes, als untergeordnete Gehülfen einer derartigen Gesellschaft bei uns erscheinen zu müssen. Ihre gedrückte Stimmung war denn auch deutlich erkennbar.»²

Einer der russischen Militärberater, General Skalon, hatte beim Abendessen neben Hohenlohe gegessen und erschoss sich zwei Stunden später. Das lag nicht an Hohenlohes schwungloser Konversation. Zumindest glaubte Hohenlohe, dass der Grund ein anderer sein müsse. Er vermutete, Skalon habe aus tiefer Scham über Russlands Niedergang Selbstmord begangen:

«Einer von ihnen, ein General Skalon, konnte diese Lage nicht ertragen und erschoss sich aus Verzweiflung. Zwei Stunden vor seinem Selbstmord hatte der Unglückliche noch bei Tisch bei mir gegessen. Eine sehr würdige Trauerfeier, an der sämtliche deutsche Offiziere in Brest Litowsk teilnehmen, schien auf die russischen Vertreter grossen Eindruck zu machen. Zwischen uns und den russischen Offizieren entwickelte sich allmählich ein etwas kameradschaftlicher Verkehr.»³

Man kann sich vorstellen, was der Rest der russischen Delegation von einer Fraternisierung der Offiziersklasse hielt.

Trotz der diplomatischen Erfolge in Brest-Litowsk war Hohenlohe bewusst, dass er einen ersten Blick in Russlands Zukunft erhascht hatte, und was er sah, beunruhigte ihn zutiefst. Er erkannte, dass ein derartiger revolutionärer Geist nur allzu leicht um sich greifen könnte. Während er sich in Brest-Litowsk aufhielt, waren im Deutschen Reich Streiks ausgebrochen. Es schien, als sei die Lawine bereits ins Rollen geraten:

«Glaubt man wohl anfänglich, dass es den Russen ernst mit der Absicht der Verständigung sei, so ist man durch Trotskys Auftreten längst zu der Ansicht gekommen, dass ihm der Friede mit uns Nebensache, die Gelegenheit durch Brandreden revolutionäre Propaganda zu machen dagegen die Hauptsache ist. Mit Geschick hat er es verstanden, die Beratungen zu verschleppen.»⁴

Trotzki hatte allen Grund dazu. Er glaubte fest daran, dass eine weltweite Revolution ausbrechen und alle kapitalistischen Länder überrennen würde. Ein Jahr später gab er eine Erklärung ab, die Hohenlohes schlimmste Befürchtungen bestätigte:

«Vom provinziellen Moskau im halbasiatischen Russland aus werden wir auf breiter Front mit einer europäischen Revolution beginnen, die uns zur Weltrevolution führen wird. Denkt an die Millionen deutscher Kleinbürger, die darauf warten, endlich Rache zu nehmen! Sie werden unsere Reservearmee sein und unsere Kavallerie an den Rhein geleiten, von wo aus sie weiter fortschreiten wird, in Form eines revolutionären proletarischen Krieges.»⁵

Bis 1923 hielt die Sowjetunion am Ziel einer solchen Weltrevolution fest.

Hohenlohe hatte das Infektionspotenzial der bolschewistischen Bewegung Anfang 1918 erkannt. Aber er war schon immer helllichtiger als viele seiner Standesgenossen gewesen. Kurz nach Ausbruch der Russischen Revolution waren nicht einmal die russischen Adligen so beunruhigt, wie man hätte annehmen können. Als am 2. März 1917 der Zar abdankte, waren viele Aristokraten in Russland sogar regelrecht erleichtert. Der Zar und seine Frau waren unbeliebt gewesen, und die russische Fürstin Cantacuzène notierte, dass man die Nachricht mit «einer beinahe religiös anmutenden Dankbarkeit» aufnahm. Die russische Baronin von Meyendorff stimmte mit ein: «Das alte System war faul und jeder wusste es.»⁶ Die Mehrheit der deutschen Adligen teilte anfangs die Naivität ihrer russischen Standesgenossen. Margarethe von Hessen-Kassel, die mit der Zarin verwandt war, schrieb am 24. März 1917:

«Die Lage in Russland ist sehr verworren. Vielleicht erwächst uns gutes daraus und beschleunigt den Frieden. Es tut mir leid, um den Zaren und die Zarin, und es ist schrecklich, dass niemand eingreift, und sie ihrem Schicksal überlassen werden. Hoffentlich bleiben sie verschont! Sie sind so gütige und liebe Menschen, wenn er auch schwach und ganz ungeeignet für eine solche Stellung ist.»⁷

Da das zaristische Russland der Entente angehörte, hatte der patriotische deutsche Adel allen Grund, darauf zu hoffen, dass das Land im Chaos versinken werde. Doch vom monarchischen Standpunkt aus betrachtet war die Abdankung des Zaren eine Katastrophe. Fürst Löwenstein fasste das Dilemma im Mai 1917 zusammen:

«Was man jetzt von dort [Russland] hört, ist doch recht vertrauenserweckend – für die äussere Politik. Für die innere Politik der Mittelmächte schiene mir auch nichts gefährlicher als eine unblutig-harmlose Revolution, wie sie es bisher im Wesentlichen gewesen ist. Nur ein bisschen Monarch absetzen, Grundbesitz aufteilen und selbst an die Spitze kommen, das wirkt sehr verlockend. Wenn aber bei diesem Spiel ein grosses Reich in die Brüche geht, alle Ordnung und Sicherheit in Blut ertränkt wird, dann muss das Beispiel doch viel an Werbekraft verlieren.»⁸

Das monarchische Prinzip, an das Löwenstein fest glaubte, war mittlerweile äusserst fragil geworden. Aus diesem Grund warnte er auch davor, dass Deutschland sich nicht an Rumänien rächen solle, das 1917 ebenfalls drohte, ins Chaos zu versinken. Die rumänische Königsfamilie abzusetzen wäre eine Katastrophe: «Heute mehr als je sollten Monarchen unterlassen, andere Herrscher zu stürzen, mögen die es persönlich noch so sehr verdient haben.»⁹

Doch seit der Unterzeichnung des Friedensvertrages zwischen Sowjetrussland und dem Deutschen Reich im März 1918 war man jetzt offiziell mit den verhassten Bolschewisten befreundet. Prinzessin Löwenstein konnte diese neue Entwicklung nicht akzeptieren. Als der deutsche Botschafter Graf von Mirbach im Sommer 1918 in Moskau von Revolutionären ermordet wurde, gab sie alle Zurückhaltung auf:

«Ich habe ihn [Mirbach] doch mein ganzes Leben gekannt und er war immer so nett und verwandtschaftlich. [...] Solche Bestien wie diese Menschen in Russland sind, es ist halt gar nicht möglich, für zivilisierte Menschen in einer solchen Räuberhöhle zu wohnen, das kommt davon, wenn man sich mit solchen Kanaillen einlässt.»¹⁰

Kurz darauf wurden der Zar und seine Familie ermordet. Die Fürstin Löwenstein konnte die deutschen Reaktionen darauf kaum fassen:

«Es ist komisch, wie auch die gut gesinnte Presse doch versucht über die Ermordung des armen Zaren so bissl wegzuhuschen, weil unsere intimsten Freunde die Bolschewiken ihn umgebracht haben. Wie widerlich mir diese Freundschaft mit den Schweinehunden ist, kann ich gar nicht sagen. Das muss sich ja einmal rächen.»¹¹

Die Prinzessin zu Oettingen-Spielberg hatte ebenfalls Angst vor den neuen «Freunden»:

«Sehr gefährlich finde ich auch die russischen Gesandtschaften – lauter Anarchisten, die ihre Bolschewikenideen in Deutschland verbreiten wollen.»¹²

Löwenstein und Oettingen erschien es nun als höchst gefährlich, dass das Deutsche Reich eine Politik verfolgt hatte, die den Bolschewismus in Russland und anderen feindlichen Ländern förderte, um den Krieg zu gewinnen. Ihre Reaktion erinnerte an Goethes Zauberlehrling, der klagte: «Die ich rief, die Geister / Werd' ich nun nicht los.»

Dass die Löwensteins und die Oettingen-Spielbergs das Risiko einer Revolution im eigenen Land früher wahrnahmen als der Rest der deutschen Bevölkerung, hatte auch mit ihren engen Kontakten nach Österreich zu tun. In Wien hatten die Streiks schon früher begonnen und österreichische Adlige hatten ihren süddeutschen Verwandten sofort drastische Beschreibungen davon geschickt. Am Besten informiert war der *Go-Between* Fürstenberg. Anfang 1918 schrieb er aus Wien:

«Wir sind hier mitten in einem ernstesten Streik, der durch den revolutionären Aufruf der Arbeiterverwaltung hervorgerufen ist. Man nimmt allgemein an, dass Agenten der Bolschewicki hier in Wien ihre Finger im Spiel haben. Natürlich merkt man wieder, dass wir eine schlappe Regierung haben. Es ist wirklich zum Verzweifeln. [...] Eigentlich hat man das Gefühl am Anfang einer Revolution zu stehen. Jedenfalls sind genau dieselben Symptome zu bemerken, welche überall bei Aufständen solcher Art den Anfang machen, dazu kommt noch die schlechte Ernährung in Wien und der in wenigen Tagen voraussichtlich eintretende Mehl-

mangel. Ich möchte noch so manches beschreiben, wage es aber nicht.»¹³

Es war auch das österreichische Netzwerk, das die süddeutschen Adeligen als Erstes über den Zusammenbruch Bulgariens informierte. Der bulgarische König Ferdinand, der aus dem Hause Coburg stammte, hatte einen Monat vor Kriegsende abgedankt und war nach Coburg geflohen. In der deutschen Presse wurde Ferdinands Abdankung als noble Geste gepriesen, aber Fürstin Löwenstein, die dem österreichischen und dem deutschen Netzwerk angehörte, kannte die wahren Hintergründe. An ihren Mann schrieb sie:

«Die *Reichspost* ist zu Tränen gerührt über den Edelmut Ferdinands von Bulgarien, der seinen Thron lieber geopfert hat, als seinen Bundesgenossen untreu zu werden, dabei hat gestern Abend die kleine Josephine Lobkowitz [angerufen und berichtet], dass die Franzi Auerspergs und die ganze österreichische Gesandtschaft hat Hals über Kopf aus Sophia fliehen müssen, nicht etwa wegen der Entente, sondern wegen der bulgarischen Bolschewiken, die die ganze Stadt in Händen hatte und überall geraubt und geplündert haben. Also denke ich mir, dass der grossmütige Ferdinand, sowie einst seine Seele [er war konvertiert], jetzt versucht hat seinen Körper in Sicherheit zu bringen und dem im Aufruhr begriffenen Land lieber seinen Sohn geopfert hat!»¹⁴

Als die Revolution im November 1918 schliesslich Deutschland erreichte, war der Adel vorgewarnt. Dennoch schockierte ihn das Ausmass der Situation und es kursierten schnell Gräuengeschichten, die in ihren drastischen Beschreibungen an die Geschehnisse der Französischen Revolution erinnern. Während der niedere Adel sich mit aufbegehrenden Pächtern herum-schlagen musste, waren Hochadelige mit Unruhen an drei verschiedenen Fronten konfrontiert: auf ihren Landgütern, in den Städten und auf ihren internationalen Ländereien in Ungarn, Polen und der neuentstandenen Tschechoslowakei. Hier waren Ausschreitungen gegen adelige Grundbesitzer der Anfang einer Bodenreform und «der erste grosse Schritt in einer 30 Jahre währenden Umwälzung, die die gesellschaftliche und nationale Landschaft der Tschechoslowakei völlig verändern sollte.»¹⁵

Ein Opfer dieser Bodenreform wurde Max Egon Fürstenberg: «Die tschechische Regierung hat mich als deutschen Führer und deutschen Kaiserfreund auf die schwärzeste Stelle der schwarzen Liste gesetzt, meinen Besitz zwangsverwaltet und mir das Betreten der Herrschaft nicht erlaubt.»¹⁶

Immerhin informierten ihn seine ehemaligen Angestellten darüber, was auf seinem Schloss Lana geschah. Fürstenberg schrieb darüber an Kaiser Wilhelm:

«In meinem ehemaligen Schloss in Lana in Böhmen ist vor wenigen Tagen Präsident Masaryk zum Sommeraufenthalt eingezogen. Vorher musste das Schloss aber, welches nicht elegant genug war, mit einem Aufwand von etwa 10 Millionen Kronen neu hergerichtet werden. Drei elektrische Aufzüge wurden gebaut, auf dem Gange, wo Steinfliesen waren, mussten Holzdielen gelegt und die sandsteinerne Stiege mit Marmor verkleidet werden, da die Tochter des Herrn Präsidenten erklärte, sie könnte nur auf Marmor und Holz gehen, ein anderer Fussboden sei ihr unerträglich. Präsident Hainisch von Österreich hat sich Ende September zum Gegenbesuch bei Masaryk angesagt, um gleichzeitig in meinem ehern. Rothwild-Tiergarten die Hirschbrunft zu treiben. Nette Zustände! Ich nehme all diese Sachen nicht zu Herzen, sondern sehe sie mir an, wie man ein Sudermannesches Stück aus einer Loge betrachtet. Je mehr man sich kränkt oder ärgert, schadet es höchstens der Gesundheit, nützt nichts und würde, wenn es die Kerle erfahren, dieselben höchstens freuen. Ich unterlasse es daher und denke mir immer, dass vielleicht einmal doch noch ein Schwefelregen kommt, welcher der ganzen Bande den Garaus macht.»¹⁷

Mit Hitlers Hilfe würde Fürstenberg am Ende seinen «Schwefelregen» bekommen.

Auch zahllose Besitzungen in Polen gingen dem Hochadel verloren, wie Fürstenberg Kaiser Wilhelm erklärte:

«Mein Vetter Ratibor ist jetzt hier zur Erholung, nachdem er mit seiner Frau [...] zuerst fast ganz ausgeplündert und dann von Polaken und Franzosen auf Blut seckiert wurde. Er erzählt haarsträubende Geschichten

über diese Zeiten. [Die franz.] Offiziere sind von Damen begleitet, die sich im Schloss breit machen und rauschende Feste feiern.»¹⁸

Auch auf den deutschen Ländereien brachen 1918/19 Unruhen aus. Der Verlauf hing jedoch oftmals davon ab, wie beliebt die jeweilige Adelsfamilie in der Region war. Im Idealfall reichte ihre Popularität mehrere Generationen zurück. Familien, die man als Fremdkörper wahrnahm, hatten es demzufolge schwerer als Familien, die sich schon lange in einer Region integriert hatten. Auch die Konfession konnte hier eine Rolle spielen. Beispielsweise wurde die Familie Leiningen (Verwandte von Queen Victoria) während der Revolution in Amorbach von den Einheimischen plötzlich mit dem Argument angegriffen, sie hätten sich 100 Jahre zuvor am Eigentum der katholischen Kirche bereichert. Auch alte politische Gräben wurden wieder aufgerissen. In Regionen, die schon in der Revolution von 1848/49 gegen den Adel aufbegehrt hatten, war die Opposition gegen die örtliche Adelsfamilie 1918 besonders stark ausgeprägt.

Eine ganz unmittelbare Bedrohung existierte 1918/19 für den Adel auch in den Grossstädten, vor allem in München und Berlin. Hier hatten viele Adlige ihre Stadtpalais, die ein gut sichtbares Ziel für die Revolutionäre darstellten. Der Brief von Fürst Ernst Löwenstein ist typisch für die Angst, die man für Standesgenossen empfand:

«Wenn die Castells wohl auch in Hochburg in Oberösterreich in Sicherheit sind, so bangt uns doch sehr um ihr Haus und ihren Besitz in München. Man hört ja, dass ganze Strassenzüge ausgeplündert worden seien.»¹⁹

Amelie, die Schwester von Max Egon Fürstenberg, wurde 1919 mit ihrem Mann Gustav Scanzoni von Lichtenfels in München vom Arbeiter- und Soldatenrat verhaftet:

«Sie wurden sogar als Geiseln festgenommen und waren bis zum letzten Augenblick über ihr Schicksal im Dunkeln. Sie mussten die Nacht in einem Wachlokal verbringen, wo man ihnen eröffnete, dass sie beim ersten Schuss, welcher auf das betreffende Gebäude gemacht würde, sofort erschossen werden.»²⁰

Die Ehe mit einem Mitglied des Hochadels – früher ein ersehnter gesellschaftlicher Aufstieg – wurde von Amelies Mann seit der Revolution als Belastung empfunden. Er überlegte sich die Trennung von seiner Frau, da sie als Hochadelige «bei der Feindseligkeit der heute regierenden Gewalten gegen den Hochadel, den Kapitalismus und den Grossgrundbesitz» besonders gefährdet sei.²¹ Dank finanzieller Zuwendungen der Fürstenberg-Familie konnte Scanzoni von Lichtenfels überredet werden, noch eine Weile bei Amelie auszuharren.²² Die Angst vor einer feindlichen Umwelt peinigte auch gefestigtere Charaktere. Für Fürst Emich Leiningen schien im April 1919 festzustehen: «Wir gehen der Diktatur des Proletariats entgegen.»²³ In sein Tagebuch schrieb er: «Der Bürgerkrieg scheint unvermeidlich zu sein.»²⁴ Die Fürstin von Pless war ähnlicher Meinung: «Eine Welle des Kommunismus hatte sich wie Giftgas schleichend über das gesamte Land ausgebreitet.»²⁵

Diese Angst war echt und gut begründet, aber sie wurde auch dazu benutzt, um die öffentliche Meinung zu beeinflussen. Kaiser Wilhelm II. hoffte sogar auf eine regelrechte Bolschewismus-»Flut«, um wieder an die Macht zu kommen. 1920 schrieb er aus seinem niederländischen Exil, dass Deutschland bald von Spartakisten unterdrückt werden würde und damit «unsere Zeit» gekommen sei.²⁶ Wilhelm nutzte und fürchtete den Bolschewismus. Darin unterschied er sich nicht von der Mehrheit des Adels. Sie sahen Europa davon «infiziert» und wollte dagegen ankämpfen. Diese Bedrohungswahrnehmung ist wichtig, um zu verstehen, wie aus ursprünglich konservativen Adligen Bewunderer Hitlers werden konnten. Vor 1917 hatte man den Sozialismus als Bedrohung empfunden, doch der Bolschewismus stellte eine völlig neue und grössere Dimension dar. Er wurde zur Gefahr adeliger Lebenswelten.

Natürlich war es auch bequem, den Fokus auf den Bolschewismus zu richten und damit von den eigenen Fehlern abzulenken. Unmittelbar nach der Kriegsniederlage hatte es eine kurzzeitige Phase der realistischen Selbstreflexion gegeben. Fürst Castell-Castell schrieb damals an seine Frau: «Wir haben uns doch schon kräftig blamiert, diese Erkenntnis ist mir leider schon lange aufgegangen. Und warum? Wer ist daran schuld? Diese Fragen

sind schwer zu beantworten.»²⁷

Doch auch er nahm sich nicht die Zeit, eine Antwort zu finden. Die eigene Schuld fiel dem Prozess eines kollektiven Beschweigens zum Opfer, und der Bolschewismus bot eine bequemere Erklärungsmöglichkeit. Für Hohenlohe kam er einer Krankheit gleich: «es kommt einem vor, als wäre die Nation von einer schweren Krankheit befallen und läge in wirren Fieberphantasien, wobei man sich fragt, ob das Herz des Patienten noch kräftig genug ist, um das Fieber zu ertragen.»²⁸

Hohenlohe fühlte sich auf diesem Gebiet vor allem deswegen so bewandert, weil er einigen Opfern der Revolution besonders nahestand. Seine Schwägerin Victoria (Ducky) war mit ihrem Mann, dem Grossherzog Kyrill, aus St. Petersburg nach Finnland geflohen, wo Ernst Hohenlohe sie im Juni 1918 besuchte. Er war bestürzt, wie sehr Ducky und ihr Mann gealtert waren:

«Vor der Ankunft unserer Truppen waren sie in ständiger

Gefahr, von den sogenannten roten Banden, die sengend und mordend die Gegend durchzogen, gefangen oder ermordet zu werden. Merkwürdigerweise blieben sie unversehrt, aber man sieht ihnen an, welche schwere Zeiten sie durchgemacht haben. Durch den Gang der Ereignisse haben sie einsehen gelernt, dass England der eigentliche Anstifter des Weltkrieges ist, und dass Russland seine innere und äussere Katastrophe neben der eigenen Misswirtschaft hauptsächlich den Machenschaften der englischen Politik zu verdanken hat.»²⁹

Hohenlohe versuchte, sie zu überreden, mit ihm nach Coburg zu kommen, aber Ducky lehnte ab. Sie wollte so lange wie möglich in Finnland bleiben, in der Hoffnung, man werde ihren Mann Kyrill als neuen Zaren nach Russland zurückrufen. Heinrich XXXIII. Fürst Reuss hielt dies für durchaus möglich. Im Juni 1918 schrieb er Ernst zu Hohenlohe:

«Nach wie vor halte ich daran fest, dass Kyrill der zukünftige Zar wird und werden muss, da er stets als das Haupt der gemässigten, der blonden

Partei (nach der Haarfarbe Deiner Schwägerin so genannt!) galt, gegen die die schwarze Partei wühlte und hetzte.»³⁰

Selbstverständlich sah die blonde Partei das ähnlich, aber am Ende musste Ducky ihre Hoffnung auf eine schnelle Rückkehr nach Russland aufgeben und doch nach Coburg ziehen. Hier lebten seit Kriegsende noch andere hochadelige Asylanten wie der ehemalige Zar von Bulgarien. Ducky und Kyrill kämpften fortan um ihre Rückkehr. Trotz aller gegenteiligen Versicherungen war Ducky hierbei die treibende Kraft. Ihrer Schwester Alexandra zu Hohenlohe schrieb sie:

«Natürlich hast du in den Zeitungen davon gelesen, dass Kyrill ein Manifest an unser Volk herausgegeben hat, dass er von nun an seinen Titel als Zar tragen werde, und er hat seine vollen Gründe für diesen Schritt genannt. Du weisst, dass man ihm das aufgezwungen hat und was er alles durchgemacht hat.

Er wurde von allen Seiten dazu gedrängt, obgleich sein Herz und seine Seele dagegen aufbegehrten, diesen letzten Schritt zu gehen, der uns ein für alle Mal unserer Ruhe und unseres Seelenfriedens berauben würde. Nun, jetzt ist es geschehen, und in vielerlei Hinsicht ist er bereits reichlich belohnt worden, durch den Zuspruch, den er weltweit erfahren hat. Vor allem in Deutschland, abgesehen vom Reichstag, der einen Regierungspräsidenten sandte, damit Kyrill in Zukunft auf deutschem Boden kein Manifeste mehr unterzeichne, was auch durchaus verständlich ist. Merkwürdigerweise erhalten wir zahllose Glückwünsche aus den unteren Schichten, von Arbeitern, der Mittelschicht usw, und aus dem Ausland. Es sieht so aus, als komme unsere kaiserliche Familie endlich zusammen und schare sich um Kyrill [...]. Die englischen Zeitungen waren ganz auf unserer Seite.»³¹

Mit diesem Schritt machten Victoria und Kyrill sich zum Hauptziel der sowjetischen Geheimdienste. Die sowjetische Führung nahm den Einfluss der russischen Monarchisten und anderer Weissrussen ausgesprochen ernst. Es handelte sich hierbei um eine grosse Menge von Flüchtlingen: Zwischen 1918 und 1922 emigrierten fast zwei Millionen Russen. Viele gingen zuerst in die Tschechoslowakei und nach Polen, später dann nach Deutschland,

Frankreich und Grossbritannien. Unter den adeligen Oppositionellen, die Sowjetrussland bekämpften, waren viele mit berühmten deutsch-russischen Namen, wie Baron Pjotr Nikolajewitsch Wrangel und Roman Fjodorowitsch von Ungern-Sternberg (Spitzname: «Roter Baron»), der sich auf einen Raufeldzug begab, nachdem Bolschewiken seine Frau vergewaltigt und getötet hatten.³²

Die Adligen, denen es gelungen war, Russland zu verlassen, wurden von ihren europäischen Standesgenossen nicht gesellschaftlich ausgegrenzt. Auch nach 1918 wurden Ehen mit ihnen geschlossen, beispielsweise heiratete der 6. Prinz Leiningen im Jahr 1925 Grossfürstin Marija von Russland – ihren Sohn taufte sie, der deutschen und russischen Familientradition folgend, Emich Kyrill. Tatsächlich darf man die Macht der Machtlosen nicht unterschätzen, «weisse Emigranten galten als schick, osteuropäische Adelige galten als schick.»³³ Die russischen Emigranten erschienen ihren besorgten Gastgebern darüberhinaus wie ein Menetekel und übten damit indirekten Einfluss aus. Ihre Geschichten über die Revolution verfehlten selten ihre Wirkung. Immer wenn in den 1920er Jahren eine Streikwelle ausbrach, wurde sie von Weissrussen kommentiert: «Ach ja, das kenne ich schon. Es ist nur eine Frage der Zeit, liebe Cousins und Cousinen, wann ihr an der Reihe seid.»³⁴

Viele Weissrussen sahen es als ihre neue Lebensaufgabe, das sowjetische Regime zu stürzen. Doch das war darauf ausgesprochen gut vorbereitet. Wie Jonathan Haslam gezeigt hat, wendeten die sowjetischen Geheimdienste viel Zeit und Energie dafür auf, weissrussische Gruppen gezielt in die Irre zu führen.³⁵ Die Tscheka (die spätere OGPU) erwies sich dabei als äusserst kreativ. Sie hatte gut erkannt, dass die adeligen Netzwerke durch starke Familienbande und gegenseitiges *Vertrauen* eng zusammengehalten wurden. Es entbehrte daher nicht einer gewissen Ironie, dass sie eine Organisation mit dem Namen The Trust («Das Vertrauen») erfand, die vorgab, eine monarchische Gruppierung zu sein. Sie war so geschickt organisiert, dass viele Weissrussen vertrauensvoll Geld in «Das Vertrauen» investierten – freilich ohne zu ahnen, dass sie damit ihre Gegner finanzierten.³⁶

Auch Ducky und ihr Mann waren hier aktiv und sie suchten darüber hinaus Anschluss an faschistische Gruppen. Ducky begann sich für die NSDAP zu interessieren – und die NSDAP für sie. 1922 lud man sie zu einer Wahlkampfveranstaltung ein und im Oktober 1923, kurz vor seinem gescheiterten Putsch, lernte sie Hitler kennen.

Wie wir später sehen werden, tendierten Adelshäuser mit russischen Verwandten sehr viel früher dazu, den Faschismus zu unterstützen. Die deutsch-englischen Häuser Coburg, Hessen, Leiningen und Hohenlohe waren alle mit dem russischen Thronanwärter verwandt, und alle vier unterstützten aktiv den Nationalsozialismus. Als Hitlers vehementester Befürworter erwies sich der Herzog von Coburg.

Natürlich war es nur folgerichtig, dass der Hochadel auf dem Kontinent den Bolschewismus fürchtete, immerhin besass er Erfahrungen aus erster Hand. Doch seine Mitglieder waren auch geschickt darin, ihre Erfahrungen nach Grossbritannien weiterzugeben. Der Krieg hatte die alten Kommunikationskanäle nicht zerstört, sondern nur vorübergehend unterbrochen. Sie wurden – ohne das Wissen der Öffentlichkeit – unmittelbar nach Kriegsende wiederbelebt. Im November 1918, nur zwei Tage nach dem Waffenstillstand, besuchte ein britischer Offizier den Grossherzog Ernst Ludwig von Hessen und teilte ihm mit: «er käme im Auftrag des Königs und der Königin von England, die mir sagen liessen, wie froh sie wären, dass wir wieder in Verbindung wären, und dass Blut stärker wie Wasser wäre und ihre alte Liebe nicht durch den Krieg gelitten hätte.»

Ernst Ludwig war begeistert und behauptete, es habe nie zwischen ihnen Verstimmungen gegeben. Georg sei ja auch «ganz ausser sich [gewesen], als mir der Garter [Hosenbandorden] abgesprochen wurde. Er wollte, ich sollte ihn behalten, aber es war ganz unmöglich, da zu Anfang des Krieges als Erster der Herzog von Coburg ihn ablegte und dann der Kaiser folgte.»³⁷

Es überrascht, wie bereitwillig Ernst Ludwig diese Erklärungen glauben wollte. Wahrscheinlich wusste er zu diesem Zeitpunkt noch nicht, dass es ausgerechnet der «verwandtschaftliche Georg» gewesen war, der der Zarenfamilie in England die Zuflucht verweigert hatte (die Schuld dafür war Premierminister Lloyd George zugeschoben worden). Hätte Ernst Ludwig die

wahren Zusammenhänge gekannt, so hätte er sicherlich anders reagiert – schliesslich war die ermordete Zarin seine Schwester.

Und noch jemand anderes belebte den Kontakt mit den Briten nach Kriegsende wieder: Marija Alexandrowna. Als verwitwete Herzogin von Coburg hatte sie den Krieg in Deutschland verbracht. Obwohl sie eine «deutsch-patriotische Gesinnung» demonstrierte, hatte sich Georg V. im Krieg für ihre finanzielle Versorgung eingesetzt.³⁸

Auszahlungen aus einem Ehevertrag hatten in Dynastien ganz offensichtlich Vorrang vor Kriegen und Revolutionen. Aufgrund dieses Entgegenkommens Georgs V. fand die Herzogin von Coburg es daher auch völlig angemessen, ihm 1919 einen mahnenden Brief zu schreiben. Sie hatte ihn gemeinsam mit ihrem Schwiegersohn Hohenlohe nach der Unterzeichnung des Versailler Vertrags verfasst:

«Da ich während des Krieges und der anschliessenden Revolution in Deutschland gelebt habe, halte ich es für meine Pflicht, Dir ein paar Worte zu schicken, die meine persönlichen Eindrücke aufzeigen, was den wahrlich verzweifelten Stand der Dinge anbetrifft. Was Deutschlands militärische Stärke angeht, so kann niemand, der in den letzten Monaten hier gewesen ist, verstehen, wie das deutsche Heer noch als Gefahr für irgendein anderes Land gelten kann. Die Soldaten liessen sich nach ihrer Rückkehr von der Front sofort von bolschewistischem Gedankengut infizieren und verloren jegliche Disziplin. Hättest Du diese Männer gesehen, wie ich sie sah, Du wärest überzeugt davon, dass die ehemals so beeindruckende deutsche Armee aufgehört hat zu existieren. Die Freiwilligen-Regimenter, die die neue Regierung im vergangenen Winter mobilisiert hat, reichen kaum aus, die schweren Unruhen zu unterdrücken, die man in vielen Grossstädten beobachten kann. Nach dem, was ich in Auszügen aus der britischen und französischen Presse lese, nehme ich an, dass Du nichts vom Ausmass der Hungersnot weisst, die in den meisten Teilen Deutschlands herrscht, vor allem in den grossen Städten, infolge der Blockade, und der Anzahl derer, die aus Mangel an Nahrung gestorben sind und immer noch sterben, vor allem der Frauen

und Kinder [...]. Die Bedingungen des Vertrages werden Finanzen, Handel und Produktion in Deutschland komplett ruinieren. Zahllosen Familien droht unweigerlich die Armut [...]. Eines ist sicher: Wer auch immer Schuld war an diesem schrecklichen Krieg – diese unglücklichen Menschen hatten nichts damit zu tun [...]. Ich kann nicht begreifen, dass England oder ein anderes Land davon profitieren könnte, dass unschuldige Frauen und Kinder hungern. Ich habe in meinem Leben so viele Jahre in England verbracht, und ich erinnere mich gut an den weit verbreiteten Respekt für die Grundsätze der Religion und der Menschlichkeit. Ich kann einfach nicht glauben, dass sich der Charakter der Engländer so vollkommen gewandelt hat, dass man Massnahmen genehmigt, die nun, da Deutschland wehrlos ist, einfach unnötig grausam erscheinen. Was mich wie ein Alptraum verfolgt, das ist die Vorstellung, dass die grosse Masse der Deutschen, ihrer Hoffnung auf eine künftige Existenz beraubt, aus Verzweiflung in den Bolschewismus getrieben wird. Wie Du vermutlich weist, ist es in den letzten Monaten in vielen deutschen Städten unter dem Einfluss der russischen Bolschewisten zu schwerwiegenden Unruhen gekommen. Bekannte von mir, die sich während der Unruhen im April in München aufhielten, beschrieben mir die schrecklichen Exzesse, zu denen es unter der Ägide der Anarchisten kam. Bis endlich die Regierungstruppen die Oberhand gewannen. Aber die schweren Kämpfe, derer es bedurfte, den Widerstand der Anarchisten zu brechen, zeigt die verzweifelte Entschlossenheit dieser Leute, und ich erschauere bei dem Gedanken daran, was passieren könnte, wenn in Folge des Hungers und des Elends, die dem Land infolge des vorgeschlagenen Friedensabkommens drohen, der Bolschewismus ganz Deutschland ergreift. Niemand weiss besser als ich, was das bedeuten würde. Wie Du weisst, haben mich die russischen Bolschewisten nicht nur meines Vermögens beraubt, sondern sie haben meine engsten und liebsten Verwandten ermordet, meine Freunde getötet oder in den Ruin getrieben

und sind am Zusammenbruch meines Heimatlandes schuld. Dass der russische Bolschewismus nun die Autorität und Ordnung in Deutschland untergräbt, beweist, wie infektiös diese schreckliche Krankheit ist. Wenn ich Dich also vor der Gefahr warne, die auch den Rest von Europa bedroht, so kannst Du sicher sein, dass ich dies nicht aus einem anti-britischen oder pro-deutschen Gefühl heraus tue, sondern aufgrund des immensen Schmerzes, den mir das schreckliche Schicksal meiner Familie beschert hat [...]. Das Leiden unschuldiger Menschen, dessen ich Zeuge werde, die Schmerzen, die ich selbst ertragen musste, und die Angst vor dem, was die Zukunft bringen mag, veranlassten mich, diese Zeilen zu schreiben. Sie sind nicht dazu gedacht, jemandem Ratschläge zu erteilen, der diese nicht wünscht. Ich möchte Dich lediglich bitten, wenn möglich, Deinen Einfluss geltend zu machen, damit die Deutschen eine faire Chance erhalten [...]. Damit nicht eine ganze Nation, darunter Frauen und Kinder, komplett ins Unglück gestürzt wird – für wie schuldig man ihre ehemaligen Regierenden auch immer halten mag.³⁹

Ganz abgesehen davon, dass die Herzogin von Coburg ihren Neffen Georg V. mit diesem Brief emotional erpresste (es bleibt unklar, ob sie wusste, dass er sich gegenüber dem Zaren der unterlassenen Hilfeleistung schuldig gemacht hatte), appellierte Marija Alexandrowna hier auch indirekt an die lange Tradition des Hochadels und seine gemeinsamen europäischen Wurzeln – die «internationale Kette der Aristokratie».

Marija Alexandrowna war nicht die Einzige, die Druck auf Georg V. ausübte. Auch seine Mutter, Königin Alexandra, erinnerte ihn ständig an die bolschewistische Bedrohung: «Alix litt stark unter der langen und schmerzhaften Trennung von ihrer Lieblingsschwester, Kaiserin Maria [der Mutter des Zaren], die sich auf der Krim noch immer in einer äusserst prekären Situation befand, abgeschnitten von allem und umzingelt von der bolschewistischen Gefahr.»⁴⁰

Erfahrungen wie diese hatten einen langfristigen Effekt. Für einige Angehörige der Royal Family führten sie am Ende dazu, Nazideutschland in den 1930er Jahren zu unterstützen. Einer der grössten Unterstützer war Eduard

VIII., der später noch eine Rolle spielen wird. Dass er den Zarenmord von 1917 niemals vergass, zeigt eine Episode aus dem Jahr 1936. Am 29. Januar 1936 empfing Eduard VIII. den sowjetischen Botschafter Iwan Maiski und kam während der Unterredung immer wieder auf den Zaren zu sprechen. Der Botschafter zeigte sich vom Tempo des Gesprächs irritiert. Während der 50 Minuten sprang der neue König von einem Thema zum nächsten, und Maiski empfand einige Fragen als ausserordentlich «heikel». Eduard VIII. wollte unter anderem wissen, warum und unter welchen Umständen Nikolaus II. getötet worden war. War er ermordet worden, weil die Revolutionäre gefürchtet hätten, dass er den Thron wieder besteigen könne?

Maiski gab die bekannte Standardantwort und erklärte, der Mord sei ausgeführt worden, weil die lokalen Behörden befürchtet hätten, Jekaterinburg werde von tschechischen Einheiten eingenommen. Sie unterhielten sich auch über aussenpolitische Fragen, und der König betonte: «Deutschland und Italien haben nichts, sie sind unzufrieden, man muss ihr Los verbessern, was Rohstoffe, Handel usw. angeht.» Maiski wies darauf hin, dass Deutschland, Italien und Japan bereits einen neuen Krieg vorbereiteten. Diese Länder seien Aggressoren.⁴¹ Eduard VIII. akzeptiert dies nicht. Es schien offensichtlich, dass seine Bewunderung für Hitler-Deutschland vor allem von seinem Antibolschewismus angetrieben wurde.

Dass sich die britischen Royals – über ihr gewaltiges Netzwerk von Verwandten und Freunden – von der Angst vor dem Bolschewismus infizieren liessen, war durchaus plausibel. Doch diese Angst beschränkte sich keineswegs auf die Königsfamilie, sondern erfasste die gesamte britische Oberschicht.

Die verwitwete Herzogin von Coburg irrte sich, wenn sie annahm, dass die Briten bei der Pariser Friedenskonferenz die Gefahr des Bolschewismus ignoriert hätten. Tatsächlich hatte die britische Delegation versucht, genau diesen Punkt dazu zu verwenden, den Franzosen eine versöhnlichere Haltung gegenüber Deutschland abzurufen. Viele britische Politiker nahmen die bolschewistische Gefahr durchaus ernst. Churchill erklärte zu Beginn der 1920-

er Jahre: «Seit den Tagen von Spartacus-Weishaupt über Karl Marx, Trotzki (Russland), Béla Kun (Ungarn) und Rosa Luxemburg (Deutschland) bis hin zu Emma Goldman (Vereinigte Staaten) wächst und wächst die weltweite revolutionäre Verschwörung, die die Zivilisation stürzen [...] soll.»⁴² Für Churchill, wie für viele Adelige auch, war der Bolschewismus vor allem eng mit den Juden verbunden.⁴³

Grossbritannien hatte bis weit ins Jahr 1919 hinein gegen Sowjetrußland gekämpft und nahm es auch weiterhin als Bedrohung wahr. Vor allem das Empire und China schienen in Gefahr zu sein, kommunistisch unterwandert zu werden. Auch wenn China offiziell nicht Teil des britischen Empire war, stellte es für Grossbritannien doch neben Indien den zweitwichtigsten Handelsraum dar. Von hier aus baute die Komintern ab 1920 ein Netzwerk auf, das sich gegen den Westen richten sollte.⁴⁴ *The Times* und die rechtsgerichtete *Morning Post* berichteten ausführlich darüber, auf welchen Wegen China und das Empire unterwandert wurden, und kam zu dem Schluss: «Moskau [...] hat England den Krieg erklärt.»⁴⁵ Mehrere einflussreiche Politiker teilten diese Meinung. Im Jahr 1920 klagte der britische Aussenminister Lord Curzon:

«Offenbar wird [vom Aussenministerium] erwartet, Beziehungen zu einem Staat [Sowjetrußland] aufzunehmen, der keinen Hehl aus seiner Absicht macht, unsere Institutionen überall in der Welt zu stürzen und unser Prestige und unsere Autorität vor allem in Asien zu zerstören.»⁴⁶

Auch wenn Handelsbeziehungen mit Sowjetrußland aufgenommen wurden, wuchs die Kritik von rechts an der schwächelnden britischen Regierung, die das Empire nicht entschieden genug verteidigte.⁴⁷ In den 1920er Jahren nutzten Lord Sydenham of Combe und Alan Ian Percy, der 8. Duke of Northumberland, das House of Lords für ihre antibolschewistischen Reden.⁴⁸ Northumberland gab die Zeitung *The Patriot* heraus, die nebenbei auch stark antisemitisch war. Der in den Adelsstand erhobene Pressemagnat Lord Rothermere, der in diesem Buch noch eine wichtige Rolle spielen wird, gründete aus ähnlichen Motiven heraus seine Partei *United Empire*.⁴⁹ Ein Grund hierfür war seine Freundschaft mit Weissrussen.⁵⁰

Ihr Schicksal machte Rothermere und seine Anhänger wachsam. Der Generalstreik von 1926 verstärkte ihre Wachsamkeit noch mehr. Der britischen Oberschicht schien nunmehr klar, dass die Arbeiterklasse von Moskau infiltriert wurde. Die britische kommunistische Partei allein war viel zu schwach (in den 1920er Jahren sassen im House of Commons gerade einmal zwei kommunistische Abgeordnete) und tatsächlich hatte Moskau den Streik unterstützt, auch wenn man dies leugnete: «Die Hilfe für die britischen Bergarbeiter kam komplett von sowjetischen Gewerkschaftern, die freiwillig spontane Sammlungen veranstaltet hatten.»⁵¹

Dass es «spontane Sammlungen» in der Sowjetunion nicht gab, war bekannt, und der *Manchester Guardian* zitierte daher Churchills Angriff auf Moskau: «Bei einer Sache habe ich überhaupt keinen Zweifel, nämlich dass es uns im Kampf gegen den Kommunismus gelingen wird, ihm den Garaus zu machen.»⁵²

1933 änderte Churchill seine Meinung und gelangte zur Überzeugung, dass Hitler die grössere Bedrohung darstellte. Er blieb bei seinen Landsleuten damit jedoch lange in der Minderheit.

Es war diese Angst der Briten vor dem Kommunismus, die Hitler für seine eigenen Zwecke manipulieren wollte. Und wer konnte ihm dabei besser helfen als der deutsch-englische Herzog von Coburg? Carl Eduard, ein Mann, der nichts und niemanden mehr hasste als den Bolschewismus?

Coburgs Kampf gegen die Bolschewisten

Schon am 1. November 1918 war Carl Eduard, Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha, mit der Frage konfrontiert worden, ob er die Abdankung des Kaisers unterstützen würde. Auch wenn er seinen Respekt vor Wilhelm II. schon lange verloren hatte, lehnte er dieses Ansinnen ab. Die Institution als solche musste unterstützt werden – wenn der Kaiser abdankte, könnte dies eine Lawine auslösen. Nicht alle Fürsten waren dieser Meinung. Auch wenn am Ende Max von Baden – stellvertretend als Königsmörder – mit gesellschaft-

licher Ächtung bestraft werden sollte, wussten viele von ihnen, dass die Situation unhaltbar geworden war. Bereits im Oktober 1918 hatte der Diplomat von Stumm dem Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen gegenüber erklärt, wenn der Kaisers abdanke, wäre das «ein gerechtes Unglück». Hohenzollern-Sigmaringen widersprach nicht. Er war sowohl mit den protestantischen Hohenzollern als auch mit der katholischen Königsfamilie von Bayern verwandt, und seiner Ansicht nach war nur der Kronprinz Rupprecht von Bayern ein Hoffnungsträger. Sein Urteil über den preussischen Kronprinzen hingegen blieb vernichtend. Er hatte ihn schon während des Krieges abgeschrieben: «Trotz des Krieges scheint mir der Kronprinz ... nicht gereifter als früher. [...] Ich kann nicht behaupten, dass meine Eindrücke aus der Unterhaltung mit dem Kronprinzen sehr erfreuliche oder beruhigende gewesen wären.»⁵³

Die Mehrheit des Adels dachte ähnlich und wollte auf keinen Fall eine Restauration der Hohenzollern. Welche deutschen Monarchien wieder eingesetzt werden sollten, blieb ein ungelöstes Problem. Der Grossherzog von Hessen sah wenig Zukunft für die deutschen Dynastien; seiner Ansicht nach hatten sie es nie verstanden, sich mit den «drängenden Fragen der Zeit» auseinanderzusetzen. Nun hatte die Revolution ihre letzte Machtbasis ausgelöscht und Hessen kam zu dem Schluss, dass sie kein Vermächtnis hinterlassen hätten, weil sie «doch zu grosse Nullen waren, wenn sie auch anständig dachten.»⁵⁴

Eine der wenigen, die zumindest etwas Sympathie für Wilhelm II. tiefen Fall aufbrachte, war überraschenderweise eine seiner ältesten Feindinnen. Im November 1918 schrieb Maria von Rumänien:

«Kaiser Wilhelm und der Kronprinz haben abgedankt! Es ist kaum zu fassen. Stolzer Cousin Bill! Ich kann nicht sagen, dass mir das gefällt! Es ist zweifellos ein logischer Schritt, aber ich für meinen Teil möchte, dass ein Land mit seinem Herrscher, seinem König, steht und fällt, wie ein Vater mit seiner Familie. Kaiser Wilhelm versuchte, uns zu vernichten, aber ich wollte nicht zusehen, wie er vernichtet wird. Ich wollte zusehen, wie er eine Niederlage erlitt, das ja. Das habe ich mir leidenschaftlich gewünscht, weil er dieses Land vom Gesicht der Erde wischen

wollte [...] Aber ehrlich gesagt, habe ich die Nachricht von seiner Abdankung nicht gerne vernommen. Irgendwie schmerzt es mich. Vielleicht ist das die Solidarität unserer Schicht.»⁵⁵

Carl Eduard Coburg empfand keine derartigen Emotionen. Seit seinem 15. Lebensjahr hatte Wilhelm sein Leben bestimmt. Der Kaiser hatte ihn erzogen, indoktriniert und am Ende sogar seine Ehe arrangiert. Jetzt war Carl Eduard von ihm befreit worden und er schüttelte seinen früheren Mentor ab wie eine peinliche Geliebte. Von nun an liess er dem Ex-Kaiser nur noch die obligatorischen Geburtstagswünsche zukommen, wie man es vom Chef des Hauses Sachsen-Coburg und Gotha erwartete. Doch auch wenn er sich schon bald wieder auf Reisen begab, besuchte Carl Eduard den Kaiser in seinem Exil nur ein einziges Mal. In einem privaten Brief an seine Schwester Alice machte er ihn 1919 indirekt für die Niederlage verantwortlich: «Es wäre alles besser geworden, wenn Onkel Fritz Wilhelm nicht so früh gestorben wäre. Er und Tante Vicky hätten Deutschland einen besseren Start gegeben. Aber wer hätte gedacht, es könnte so auseinanderfallen. Der alte Bismarck sah es in seinen letzten Jahren alles kommen, warnte und wurde nicht gehört.»⁵⁶

Die Revolution veränderte Carl Eduards Leben über Nacht.⁵⁷ Die sozialistische Presse hatte begonnen, ihn «Mr. Albany» zu nennen, um ihre Leser daran zu erinnern, dass er ein unerwünschter Ausländer war. Das schlichte «Mr.» erinnerte auch an den französischen König Ludwig XVI, den man 1792 zum «Bürger» Louis Capet degradiert hatte. Aber die Menschen in Coburg dachten bei Weitem nicht so radikal wie einst die Franzosen. Sie marschierten am 11. November 1918 friedlich durch die Stadt und forderten, dass der Herzog abdanke. Hermann Quarck, der Vorsitzende der Coburger Staatsregierung, meisterte die Situation mit Bravour. Er besänftigte die örtliche SPD, indem er sie davon überzeugte, dass ein Aufstand das wunderschöne kulturelle Erbe der Stadt gefährden könne. Am Ende kam es zu keinem Blutvergiessen.

Das Schwesternherzogtum Gotha hatte jedoch im Krieg sehr viel mehr durchmachen müssen und reagierte anders. Hier hatten die Menschen gehun-

gert. Gotha war traditionell eine SPD-Hochburg, doch im April 1917 hatte sich hier eine radikale Splittergruppe formiert: die USPD (Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands). Sie rief zu Streiks auf, die schon im Mai 1917 begonnen hatten. Im Gegensatz zum bürgerlichen Coburg herrschte in Gotha der Arbeiter- und Soldatenrat und am 9. November hatte er Carl Eduard für abgesetzt erklärt. Der König von Bayern war bereits Hals über Kopf geflohen, und auch Carl Eduard musste einsehen, dass jeder Widerstand zwecklos war.

1918 war er 34 Jahre alt und zum ersten Mal in seinem Leben offiziell arbeitslos. Es war ein Schicksal, das er mit vielen teilte. Doch genau wie sein späterer Freund Adolf Hitler entdeckte der Herzog von Coburg in diesen Novembertagen eine neue Leidenschaft: die Politik.

Die Ironie in Carl Eduards Leben ist, dass er nach seiner Absetzung aktiver wurde als jemals zuvor. Es schien fast, als hätten ihn die Ereignisse von 1918 aus einem Dornröschenschlaf geweckt. Bis zu dieser «Erweckung» war er relativ unbeliebt bei der Bevölkerung gewesen, doch während andere Bundesfürsten jetzt in die Obskurität verschwanden, wurde er zum politischsten aller Ex-Fürsten. Nach 1945 würde seine Schwester Alice versuchen, all dies zu vertuschen. In ihren selektiven Erinnerungen beteuert sie, dass sich Carl Eduard nach 1918 ausschliesslich guten Taten widmete:

«Er unterstützte nach wie vor alle sozialen Unternehmungen und führte ein recht interessantes und angenehmes Leben, wie ein Grossgrundbesitzer. Er wurde zum Präsidenten des [Deutschen] Roten Kreuzes ernannt, einen Posten, den er zu Beginn des Zweiten Weltkriegs innehatte. Es war eine Sinekure, da das Rote Kreuz eine Nazi-Institution wurde, die nur der deutschen Armee diente und niemals in ein Konzentrationslager durfte.»⁵⁸

Tatsächlich war das DRK keine blosse Sinekure, sondern eine Organisation, in die Carl Eduard seit 1933 aktiv involviert war und die über den Judenmord sehr genau Bescheid wusste.

Darüberhinaus war Alice bekannt, dass ihr Bruder einer der grössten Unterstützer Hitlers gewesen war. Carl Eduard hatte sie immer wieder darüber auf dem Laufenden gehalten, an welchen «Unternehmungen» er gerade be-

teiligt war. Und es war Alice, die ihn bei seiner Tätigkeit als *Go-Between* in Grossbritannien unterstützte.

Natürlich kann man verstehen, dass weder Alice noch die Familie Coburg nach dem Zweiten Weltkrieg ein Interesse daran hatte, diese Tatsachen öffentlich zu machen. Erst seit Kurzem ist der Zugang zu Papieren aus Carl Eduards Nachlass möglich.⁵⁹ Während seines Denazifizierungsverfahrens sind wahrscheinlich viele belastende Dokumente vernichtet worden, doch eine wichtige Quelle befindet sich im Privatarchiv: Die Taschenkalender Carl Eduards. Sie listen Zusammenkünfte auf und geben an manchen Stellen stichwortartig an, worüber gesprochen wurde. Sie belegen, in wie viele NS-Organisationen der Herzog tatsächlich involviert war und wie viele illustre Kontakte er innerhalb der NSDAP pflegte. Auch seine Kontakte mit den Royals können jetzt belegt werden. Kombiniert mit neuen Erkenntnissen aus englischen und russischen Archiven, die hier erstmals präsentiert werden, ist dadurch ein neues Bild Carl Eduards entstanden.

Nach dem Krieg gelang es seinen Verteidigern, den Herzog als harmlosen, leicht exzentrischen Adligen zu stilisieren. Dabei half ihnen vor allem Alice, die nicht müde wurde zu betonen, dass Carl Eduard in den 1930er Jahren ausschliesslich für den Frieden gearbeitet habe. Tatsächlich wird im Folgenden gezeigt werden, dass Carl Eduards Verantwortung für den Aufstieg antisemitischer und rechtsradikaler Gruppierungen in Bayern beträchtlich war.⁶⁰ Er liess diesen Parteien grosszügige Spenden zukommen und hinter den Kulissen bediente er sich seines umfassenden adeligen Netzwerks, um die «richtigen» Menschen zusammenzubringen. Als *Go-Between* für Hitler sorgte er darüber hinaus bei Mitgliedern der britischen Königsfamilie für ein Interesse an Nazi-Deutschland. In allen entscheidenden aussenpolitischen Krisen der 1930er Jahre schickte Hitler Carl Eduard als heimlichen Helfer nach Grossbritannien.

Um seine politischen Leidenschaften zu finanzieren, brauchte der Herzog Geld. Als er 1905 die Herzogtümer übernommen hatte, war er über Nacht zum Multimillionär geworden. 1918 schien seine finanzielle Situation jedoch höchst unsicher. Wie so viele seiner Zeitgenossen hatte er Kriegsanleihen gekauft, die nun wertlos waren.

Ausserdem musste er mit der neuen Regierung darüber verhandeln, wie das Staats- und Familieneigentum aufgeteilt werden sollte. Im ehemaligen Herzogtum Coburg verliefen die Verhandlungen relativ reibungslos und endeten damit, dass Carl Eduard eine grosszügige Ausgleichszahlung erhielt. Schloss Callenberg und Schloss Rosenau wurden sein Privatbesitz, und man räumte ihm lebenslanges Wohnrecht auf der Veste ein. Carl Eduard zeigte sich der Weimarer Republik dafür alles andere als dankbar, er würde auf diesen Schlössern später die Waffen rechtsradikaler Gruppen verstecken, die gegen die Republik kämpften.

Ganz anders als in Coburg ging es jedoch in Gotha zu, dem «bösen Zwilling» des ehemaligen Doppelherzogtums. Die Verhandlungen über das Staats- und Privateigentum verliefen hier sehr viel schwieriger. Gotha bot dem Herzog im Februar 1919 eine Million Mark (womit er 96 Prozent des tatsächlichen Wertes seines Besitzes eingebüsst hätte), doch er bestand auf 10 Millionen Mark. Am Ende kam es zu keiner Einigung und so beschloss die Gothaer Regierung kurzerhand, die Vermögenswerte des Herzogs komplett in Staatseigentum umzuwandeln. Diese Enteignung trug erheblich zu Carl Eduards weiterer Radikalisierung bei. Im Oktober 1919 schrieb er an seine Schwester Alice:

«Gotha verhält sich noch immer äusserst schandhaft und wir sind mittlerweile an dem Punkt angelangt, dass die Bauern endlich aufgewacht sind und sich darauf vorbereiten, gegen die Regierung zu kämpfen. Nach all der Mühe, die man hatte, um Gothas Lage zu verbessern, ist es zu enttäuschend. Das Wort ‚Danke‘ kennt man zurzeit in Deutschland nicht mehr. Ich hätte nie gedacht, dass die Zivilisation in Deutschland so zerbrechlich ist. [...] Ich verstehe mich sehr gut mit den Nichtsnutzen, die hier in Coburg momentan an der Macht sind, und das ist eine grosse Hilfe. Einer bat mich neulich sogar um Rat, was er tun solle – was sagt man dazu?»⁶¹

Zwei Monate später tauchten seine alte Ängste wieder auf: «Die letzten vierzehn Tage herrschte hier ein heftiger Wahlkampf [...]. Unser liebes kleines Herzogtum sollte von den Bolschewiki von Nordthüringen geschluckt werden [...] oder von Bayern.»⁶²

Bis 1928 fürchtete er sich davor, dass die Kommunisten die Herrschaft übernehmen könnten. Noch zehn Jahre nach der Revolution schrieb Carl Eduard seiner Schwester Alice:

«Ich hoffe nur, dass unser Winter ruhig bleibt, aber die Russen scheinen unsere Kommunisten in Bewegung zu setzen [...] In verschiedenen Teilen Deutschlands haben sie begonnen, unsere Nationalisten anzugreifen, sind aber glücklicherweise [...] abgewehrt worden. Wenn nur die Führer die Arbeiter in Ruhe liessen!

Sie sind so vernünftig, wenn sie nicht verhetzt werden.»⁶³

Im Mai 1919 war Gotha offiziell Teil des Freistaats Thüringen geworden. Derartiges kam jedoch für Coburg nicht ernsthaft infrage. Stattdessen erwog man einen Anschluss an die neu gegründeten Freistaaten Preussen oder Bayern. Letzteres schien mehr Sicherheit zu bieten und 1920 wurde der Zusammenschluss per Staatsvertrag besiegelt. Langfristig erwies sich dies als kluger Schachzug, da Coburg – im Gegensatz zu Gotha – 1945 auf der westlichen Seite des Eisernen Vorhangs landete. Kurzfristig war es jedoch für die Weimarer Republik eine Belastung. Nach dem Scheitern der Räterepublik 1919 hatte Bayern sich schnell ins andere Extrem entwickelt und war zu einem sicheren Hafen für rechtsradikale Gruppierungen geworden. Das nunmehr «bayerische» Coburg unterstützte diese Entwicklung in jeder Hinsicht. Zahlreiche rechtsradikale Gruppierungen erfreuten sich hier grosser Beliebtheit: der Wikingbund, der Deutschvölkische Schutz- und Trutzbund und der Jungdeutsche Orden.

Von der Unterstützung für diese Gruppierungen abgesehen, war es für die Coburger zunächst gewöhnungsbedürftig, dass sie nun zu Bayern gehörten. Sie waren in einem Herzogtum aufgewachsen und der Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha blieb für viele von ihnen der eigentliche Landesherr. Auch Carl Eduard erschien es wie eine Ironie des Schicksals, dass er auf einmal mit Bayern verbunden war. Er hatte eine protestantisch-preussische Erziehung genossen und schon deshalb war ihm das erzkatholische Bayern stets fern geblieben. Natürlich hatte Carl Eduard auch nie dem katholischen Adelsnetzwerk angehört – zwischen den Herrscherhäusern herrschte nach wie vor eine tiefe konfessionelle Kluft. Dass Carl Eduard im November 1921

an der Beerdigung von König Ludwig III. von Bayern teilnahm, war daher eine reine Geste der Höflichkeit und bedeutete nicht, dass er die Restauration der Wittelsbacher unterstützen wollte. Allerdings war auch sein Interesse an den Hohenzollern erlahmt, obwohl er pro forma bis 1922 den Bund der Kaisertreuen unterstützte. Zwar hatte er den Kaiser stillschweigend entsorgt, aber er kam nicht so leicht von seiner Sucht nach der prunkvollen Seite der Monarchie los. Zu sehr war er an die Paraden gewöhnt, an den Glanz der Vorkriegsjahre, an das höfische und militärische Leben, das Wilhelm II. repräsentiert hatte, und an den Gedanken, von autoritärer Hand geführt zu werden. Der Kaiser hatte sich in der Krise als Versager erwiesen. Nun musste eine stärkere Alternative her.

Dies war *einer* der Gründe, warum es Carl Eduard zu radikalen Parteien zog, aber natürlich nicht der einzige. Zunächst einmal sahen die «neuen» Rechtsparteien *vertraut* aus. Die Alldeutschen hatte Carl Eduard schon vor dem Ersten Weltkrieg kennengelernt. Ihre martialische Sprache sagte ihm zu und nach 1918 erkannte er viele ihrer alten Parolen wieder. Sie gaben ihm ein Gefühl der Kontinuität, in einer Zeit, wo jede Art von Kontinuität abhanden gekommen war.

Ein weiterer wichtiger Faktor, rechtsradikale Gruppierungen zu unterstützen, war natürlich pure Angst. Die Erfahrung mit dem «roten Gotha» hatte ihn traumatisiert und darüber hinaus war Carl Eduards Familie, wie bereits erwähnt, direkt von den Folgen der Russischen Revolution betroffen gewesen. Der Tod seiner russischen Verwandten wurde daher ein weiterer Antriebsfaktor. Obwohl der Arbeiter- und Soldatenrat in Gotha nie so mächtig wurde wie sein sowjetisches Pendant, sah Carl Eduard hier ganz offensichtlich Parallelen.

Zu seinen politischen Sorgen gesellten sich auch Statusängste. Seinen britischen Titel und die dazugehörigen Besitztümer hatte er bereits im Krieg verloren. Das britische Parlament hatte ihn zum Verräter erklärt und unmissverständlich klargemacht, dass er in Grossbritannien fortan nicht mehr willkommen sei. 1921 war es ihm gelungen, seine Mutter und Schwester privat in London zu besuchen, doch als seine Mutter ein Jahr später starb, ging sein

altes Zuhause Claremont endgültig verloren. Seitens der britischen Regierung wurde ihm das Erbe aberkannt, und Claremont über einen staatlichen Treuhänder verkauft. Als ihm seine Schwester Alice ein paar Erinnerungsstücke aus dem Haus schickte, antwortete Carl Eduard:

«Es war so schön, die alten Möbel und Bilder um einen herum zu haben, auch wenn es einen sehr traurig macht zu wissen, dass man das gute alte Claremont nie wieder so sehen wird, wie es war. Ich kann es nur immer wiederholen: Dieser verdammte Krieg!»⁶⁴

Seine britischen Besitztümer waren für immer verloren, aber in Deutschland gab er seinen Kampf um Entschädigung nicht auf. 1947 würde er betonen, er sei der NSDAP lediglich beigetreten, um sein «Privateigentum vor «linken Kreisen» zu retten.⁶⁵ Man darf davon ausgehen, dass er damit nicht die britische Regierung meinte. Die deutsche Regierung konnte er allerdings auch nicht meinen, denn 1925 hatte ein Leipziger Gericht Carl Eduards Enteignung durch Gotha als verfassungswidrig erklärt. Insgesamt erhielt er Immobilien und Kunstschätze im Wert von 37,2 Millionen Reichsmark (heute ca. 139 Millionen Euro) zurück. Der Zeitpunkt dafür hätte nicht besser sein können. Nach Jahren der Hyperinflation hatte Deutschland mit der neu eingeführten Reichsmark eine stabilere Währung. Dank der Weimarer Republik war Carl Eduard nun also wieder Multimillionär. Er verwendete das Geld dazu, zum Untergang dieser Republik beizutragen.

Ein weiterer Grund für Carl Eduard, radikale Parteien zu unterstützen, war der internationale Aspekt des Faschismus. Wie viele seiner Zeitgenossen faszinierte ihn Mussolini. Dem italienischen Faschismus schien es gelungen zu sein, die alten Eliten – Monarchie und Adel – mit der neuen faschistischen Elite zu verschmelzen. Eine ähnliche Synergie erhoffte sich Carl Eduard in Deutschland. 1931 gründete er zusammen mit Waldemar Pabst die Gesellschaft zum Studium des Faschismus. Ihr Ziel war es, die Methoden des italienischen Faschismus zu erforschen und sie auf Deutschland anzuwenden. Die Gesellschaft half Carl Eduard auch dabei, einflussreiche Konservative und Mitglieder rechtsradikaler Parteien zusammenzubringen. Viele von ih-

nen traten später der NSDAP bei, so der Stahlmagnat Fritz Thyssen, der Bankier Hjalmar Schacht und der Industrielle Günther Quandt.

Auch seine Obsession mit homoerotischen Vorbildern scheint bei Carl Eduards Begeisterung für die radikale Rechte eine Rolle gespielt zu haben. Der ständig kränkelnde Herzog liebte es, sich mit betont männlichen Draufgängertypen zu umgeben. Seit 1919 fühlte er sich besonders zu Männern der Freikorps-Szene hingezogen. Die Mitgliedschaft in einem Freikorps gehörte für viele Adlige nach dem Krieg zum guten Ton.⁶⁶

Einer der prominenten Freikorpskämpfer war Korvettenkapitän Ehrhardt. Seine Marinebrigade Ehrhardt beteiligte sich an brutalen Zusammenstößen mit dem ebenso gewaltbereiten Arbeiter- und Soldatenrat. Carl Eduard war von Anfang fasziniert von «Hauptmann» Ehrhardts Brutalität. In ihm sah er, was er an sich selbst vermisste: eine enorme physische Energie und ein überwältigendes Charisma. Aus diesem Grund ging der Herzog für seinen neuen Anführer grosse politische und finanzielle Risiken ein. Er unterstützte zahlreiche Aktionen Ehrhardts und versteckte ihn später in seinen Schlössern vor den Behörden.

Auch für Carl Eduards private Pläne war Ehrhardt äusserst nützlich. Als dessen Brigade im Frühjahr 1919 nach Thüringen verlegt wurde, hoffte Carl Eduard, dass Ehrhardt das Gothaer Bolschewistenproblem für ihn lösen würde. Ehrhardt hatte prinzipiell nichts dagegen, derartige Aufträge für den Herzog zu erledigen.

Für die Weimarer Regierung war jedoch Anfang 1920 klar, dass die Freikorps für die neue Demokratie eine Bedrohung darstellten. Die Regierung beschloss, sie aufzulösen. Carl Eduard war gerade erst zum Bezirksvertreter der Brigade Ehrhardt ernannt worden, als sie am 29. Februar 1920 aufgelöst wurde. Die Entscheidung wurde von den Freikorpsführern nicht akzeptiert. Am 13. März veranstalteten sie einen Marsch auf Berlin und versuchten, die Regierung zu stürzen. Ehrhardt war einer der Anführer des sogenannten Kapp-Putsches. Er machte seinem Ruf wieder alle Ehre, indem er mit äusserster Brutalität vorging. Ob und wie Carl Eduard am Putsch beteiligt war,

ist schwer zu rekonstruieren. Er befürchtete zu Recht, dass seine Briefe abgefangen werden könnten, und hatte daher gelernt, vorsichtig zu agieren. So ist bislang keine Korrespondenz aufgetaucht, die auf seine direkte Beteiligung am Kapp-Putsch hindeutet. Doch da er Ehrhardt finanziell unterstützte, war er zumindest indirekt involviert.

Der Kapp-Putsch war stümperhaft geplant und ebenso schlecht ausgeführt worden. Obwohl Reichspräsident Ebert und die Regierung aus Berlin flohen, gelang es den Putschisten nicht, entscheidende Regierungsstellen zu besetzen. Ein Generalstreik machte der ganzen Sache nach vier Tagen ein Ende. Ehrhardt befand sich fortan auf der Flucht und Carl Eduard brachte ihn auf Schloss Callenberg unter. Dort lebte sein Freund unter dem Namen Neumann (ihm den Decknamen «neuer Mann» zu geben, war in Carl Eduards Augen sicherlich besonders verheissungsvoll). Auch die Waffen der Brigade versteckte man in Carl Eduards Schlössern.⁶⁷ All das war natürlich illegal und der Herzog riskierte damit eine Gefängnisstrafe. Dass seine Unterstützung für Ehrhardt alles andere als eine vorübergehende Laune war, zeigten die Ereignisse der folgenden Jahre. Lediglich Teile der Brigade Ehrhardt wurden in das stark reduzierte deutsche Heer integriert. Ein paar Extremisten aus dem harten Kern schlossen sich einem im Untergrund operierenden Geheimbund an, der Organisation Consul (O. C.), die wiederum von Ehrhardt geführt wurde. Ziel der ca. 5'000 Mann starken Truppe war es, die Republik zu stürzen, indem man Terroranschläge auf ihre prominentesten Vertreter verübte. Carl Eduard leitete die Ortsgruppe der Organisation Consul in Coburg und war später auch für ganz Thüringen zuständig.⁶⁸

Angehörige der O. C. beteiligten sich in den 1920er Jahren an mehreren politischen Morden. Einer ihrer Auftragskiller war Ernst von Salomon, der Ehrhardts Adjutant wurde und sich auch mit dem Herzog anfreundete. Trotz des Altersunterschieds teilten sie viele Interessen. Wie Coburg hatte Salomon die Militärakademie in Berlin-Lichterfelde besucht. Bei Kriegsende war er erst 16 Jahre alt gewesen und hatte nicht mehr am Kampfgeschehen teil-

nehmen können. Dieses Versäumnis wollte er nachholen und das Freikorps bot ihm viele Möglichkeiten dazu. Er kämpfte zunächst in Berlin, später im Baltikum und in Oberschlesien.

Aufgrund seines jüdisch klingenden Nachnamens machte Salomon besonders gerne deutlich, dass er ein überzeugter Antisemit war. Auch aus diesem Grund muss Carl Eduard von dem jungen Mann angetan gewesen sein. Er vertraute ihm Teile seiner wertvollen Ordenssammlung an, die Salomon in Schweden verkaufen sollte. Solche Verkäufe waren nötig geworden, um unter anderem die weitverzweigten Operationen der Organisation Consul zu finanzieren.⁶⁹ Schweden eignete sich dafür besonders, denn Carl Eduard hatte gute Kontakte zur schwedischen Elite (später sorgte er dafür, dass eine seiner Töchter in die schwedischen Königsfamilie einheiratete). Doch Schweden war nur ein Puzzlestein, Ehrhardt und Salomon scheinen auf einer sehr viel grösseren internationalen Bühne aktiv gewesen zu sein. Ab dem Frühjahr 1921 scheinen sie unter anderem Waffengeschäfte in Ungarn und mit der Terrororganisation Sinn Fein in Irland getätigt zu haben.⁷⁰

Die «politische Arbeit» des O.C. zu unterstützen, bedeutete also, politisch motivierte Attentate zu finanzieren. Carl Eduard hatte dabei den Finger niemals selbst am Abzug, aber er half, die Waffe zu laden. Die «Resultate» konnten sich sehen lassen: 1921 tötete die Organisation Consul in München den Vorsitzenden der USPD, Karl Gareis. Da die USPD bei der Enteignung von Carl Eduards Gothaer Immobilien eine entscheidende Rolle gespielt hatte, muss er diesen Mord als «gerechte» Vergeltung gesehen haben. Eine weitere solche «Vergeltungsaktion» war die Ermordung des Finanzministers Matthias Erzberger durch Angehörige der O. C. am 26. August 1921. Die Organisation Consul war ausserdem für das fehlgeschlagene Attentat auf den ehemaligen SPD-Reichskanzler Philipp Scheidemann im Juni 1922 verantwortlich. Kurz darauf war Aussenminister Walther Rathenau ihr Ziel: Hermann Fischer und Erwin Kern warfen eine Handgranate in Rathenaus Auto. Salomon und ein weiterer Komplize standen bei dieser Aktion Wache. Sie konnten mit dem Ergebnis durchaus zufrieden sein – Rathenau starb unter qualvollen Schmerzen.

Die Familie des Attentäters Hermann Fischer stammte aus Coburg.⁷¹ Da Carl Eduard die Ortsgruppe der O. C. in Coburg leitete, wird er Fischer mit höchster Wahrscheinlichkeit gekannt haben. Dass Rathenau auf einer Todesliste stand, wusste jeder in rechtsradikalen Kreisen – ein populäres Hetzlied zu dieser Zeit lautete: «Knallt ab den Walther Rathenau, die gottverdammte Judensau!» Später berichtete man, General Ludendorff habe öfters gefragt: «Warum habt ihr ihn noch nicht umgebracht?»⁷²

Rathenau entstammte einer wohlhabenden jüdischen Familie und daher hatten die Attentäter gehofft, dass die Öffentlichkeit ihre Tat billigen würde. Aber im Gegensatz zu den früheren Morden schlug die öffentliche Stimmung dieses Mal in Empörung um. Rathenau hatte weit über Parteigrenzen hinweg und auch im Ausland hohes Ansehen genossen. Entsprechend schockiert zeigte sich die Bevölkerung. Anders als bei den vorhergehenden Attentaten gingen jetzt die Menschen auf die Strasse, um gegen die Mörder zu demonstrieren. Die Attentäter hatten nicht mit dieser Reaktion gerechnet und sich keinen professionellen Fluchtplan zurechtgelegt. So kam es schliesslich zu einem chaotischen Wettrennen mit der Polizei. Als Salomon hörte, dass der Fluchtweg seiner Freunde abgeschnitten war, versuchte er, ihnen Papiere und Geld zukommen zu lassen. Seine Bemühungen blieben erfolglos.⁷³ Die Attentäter versteckten sich am Ende in einem Schloss, wo die Polizei Kern erschoss. Sein Komplize, der Coburger Hermann Fischer, beging daraufhin Selbstmord.⁷⁴

Hitler sollte die Rathenau-Mörder später als seine grossen Vorkämpfer würdigen. Doch 1922 war Deutschland noch eine Demokratie und die Behörden versuchten zumindest, die Hintergründe der Verschwörung zu recherchieren. Am Ende kam es jedoch lediglich zu einer Verurteilung der unmittlaren Komplizen. Einer davon war Salomon. Er ging für fünf Jahre ins Gefängnis. Unmittelbar nach seiner Freilassung 1927 war er wieder an einem Mord beteiligt. Für diese Tat wurde er vom neuen Reichspräsidenten Paul von Hindenburg begnadigt.

Die Festnahme und Verurteilung seines Freundes Salomon stellte für Carl Eduard zumindest vorübergehend ein Problem dar. Seine Verbindung zur

Organisation Consul wurde öffentlich und er erhielt Morddrohungen. Von nun an verwendete er seine eigenen Personenschützer.⁷⁵ Im Mai 1923 änderte die O. C. ihren Namen in «Bund Wiking» – Ehrhardt und Carl Eduard wurden wieder aktive Mitglieder.

Dass sich ein Enkel Queen Victorias an einer terroristischen Organisation beteiligte, mag bizarr erscheinen. Und selbstverständlich teilten nicht alle ihren deutschen Verwandten Coburgs Ansichten. Als Erzberger ermordet wurde, zeigte sich Ernst zu Hohenlohe bestürzt: «Durch politischen Mord wird Deutschland nicht wieder hochkommen, sondern nur durch geduldige, stille Arbeit an der Erneuerung von Gesinnung und Sitte.»⁷⁶ Vom Mord an Rathenau war er genauso schockiert. Doch seine Schlussfolgerungen daraus waren kein Bekenntnis zur Demokratie:

«Das wahnwitzige Verbrechen der Ermordung Rathenaus hat wieder die schlimmsten Instinkte wachgerufen und den Radikalen einen Anlass zur wildesten Verhetzung der Massen gegeben, so dass erneut die Gefahr des Bürgerkrieges droht. Unser Ansehen und Kredit im Ausland ist noch tiefer gesunken [...]. Wenn man erlebt, dass unreife Menschen vielleicht im Druck der Verzweiflung die Zustände durch Mordtaten verändern zu können glauben und auf der anderen Seite Regierung und Parlamentsmehrheit, die für die Leitung des Reiches verantwortlich sind, unter dem Einfluss der Aufregung an die aufrührerischen Instinkte appellieren und Massnahmen treffen, die den Riss im Volke noch vertiefen, so möchte man glauben, dass, bei aller sonstigen Begabung, die Deutschen an politischer Befähigung weit hinter den anderen Nationen zurückstehen und sich lediglich von Rücksichten der persönlichen Begehrlichkeiten oder des Parteiinteresses leiten lassen. Für ein solches Volk ist die Demokratie eine Bedrohung der Existenz.»⁷⁷

Da auch Carl Eduard wenig von der Demokratie hielt, blieb er dem terroristischen Lager treu. Sicherlich hoffte er, nicht ewig in diesem Lager zu bleiben, sondern mithilfe der Terroristen die «richtigen» Leute an die Macht zu bringen. Er dachte in grösseren Dimensionen. Seine Kontakte reichten in den 1920er Jahren von der radikalen Rechten bis hin zu konservativen Politikern.

Sein Ideal war ein Zusammenschluss beider Gruppierungen. Für diesen Zweck bot ihm der sogenannte Deutsche Tag, eine ideale Plattform. Die Idee hinter den Deutschen Tagen war, das völkische Lager zu sammeln (der erste Deutsche Tag hatte schon 1913 in Eisenach stattgefunden).⁷⁸ Gerade einmal drei Monate nach dem unpopulären Mord an Rathenau luden völkische Gruppen vom 14. bis 15. Oktober 1922 für einen Deutschen Tag nach Coburg ein, um Entschlossenheit zu demonstrieren. Unter den Gästen befand sich auch der damals noch wenig bekannte Adolf Hitler und seine NSDAP. Hitler hatte «bisher Einladungen zum Deutschen Tag abgelehnt, jetzt sah er den Zeitpunkt gekommen, um diese zentralen Treffen der rechtsradikalen Szene zu dominieren.»⁷⁹ Seine Chancen, einen bleibenden Eindruck zu hinterlassen, standen gut. Als Reaktion auf den Deutschen Tag in Coburg hatten diverse sozialistische und kommunistische Gruppierungen aus Thüringen ihre eigenen Demonstranten mobilisiert. Es kam folglich zu heftigen Strassenkämpfen mit etwa 600 Beteiligten auf jeder Seite. Am Abend verwandelte Hitler sich vom «Strassenkämpfer» in einen Politiker zurück und feierte mit Carl Eduard und anderen lokalen Würdenträger im Coburger Hofbräuhaus. Während sich der Herzog Hitlers Rede anhörte, gingen draussen die Kämpfe weiter, unter anderem griff man einen örtlichen jüdischen Geschäftsmann an. Dieser Deutsche Tag ging später unter der Bezeichnung «Marsch auf Koburg»⁸⁰ als veritabler Gründungsmythos in die NSDAP-Geschichte ein. Es war auch der Gründungsmythos für die Freundschaft Hitlers und Carl Eduards. Der Herzog schwärmte – nach der Machtergreifung – in poetischen Worten, er habe von diesem Moment an «das Glück einer persönlichen Beziehung zum Führer gespürt».⁸¹ Auch Hitler zeigte sein Gespür, indem er Carl Eduard im Laufe der Jahre mit Orden und Medaillen überhäufte. So erhielt er 1935 das «Coburger Ehrenzeichen der NSDAP», das ausschliesslich Parteimitgliedern vorbehalten war, die damals beim Deutschen Tag in Coburg «gekämpft» hatten.

Verschiedentlich ist behauptet worden, dass die beiden einander vielleicht schon früher begegneten. Wenn sie in Berlin waren, stiegen sie regelmässig im selben Hotel ab, dem Hotel Sanssouci. Auch wenn das Hotel ein wenig

heruntergekommen war, wurde der Herzog hier zum gern gesehenen Gast. Das Hotel Sanssouci war ein beliebter Treffpunkt für rechtsradikale Gruppierungen und wurde vor allem von Angehörigen der Brigade Ehrhardt frequentiert.⁸² (Später, nach dem politischen und gesellschaftlichen Aufstieg, bevorzugte die NSDAP das elegantere Hotel Kaiserhof.) Ob es vielleicht sogar Ehrhardt war, der Carl Eduard und Hitler in der Lobby des Hotels Sanssouci einander vorstellte, kann nicht mehr rekonstruiert werden. Eindeutig ist jedoch, dass sich Hitler und der Herzog 1922 beim Deutschen Tag in Coburg ausgezeichnet verstanden. Trotz ihres unterschiedlichen sozialen Hintergrunds hatten sie viel gemeinsam: Sie teilten nicht nur dieselbe Ideologie, sondern besaßen beide eine ausgeprägte narzisstische Persönlichkeit (die einzigen Lebewesen, für die sie erklärermassen so etwas wie Zuneigung empfanden, waren ihre Hunde). Doch selbst wenn sich die beiden bereits ein paar Monate zuvor in Berlin angefreundet hätten – die Ereignisse vom Oktober 1922 waren am Ende entscheidend für ihre Beziehung. Sie teilten nun eine «Kriegserinnerung» miteinander, und genau wie alte Veteranen sollten sie sich diese Kriegserinnerung im Laufe der nächsten zwanzig Jahre immer wieder erzählen. Wie wichtig die Coburger Erfahrungen auch für Hitler blieben, geht aus einem Tagebucheintrag Goebbels' von 1937 hervor, der Führer schien gerne über «Koburg» und die frühen Jahre der Bewegung zu sprechen.⁸³

1937, am 15. Jahrestag des Marsches, besuchte er Coburg als Triumphator und liess sich zu einer seiner seltenen witzigen Bemerkungen hinreissen: «Ein Verbrecher kehrt an den Ausgang des Verbrechens zurück.»⁸⁴ Er war auf dieses Verbrechen besonders stolz. Im Gegensatz zu seinen Hasstiraden von 1922 gab er sich 1937 betont feierlich:

«Für mich selbst bedeutet diese Erinnerung an diese Tage unendlich viel [...]. Unter den Daten, die man später einmal der Deutschen Jugend als bemerkenswerte Ereignisse in der Geschichte erzählen wird, wird sich auch der Tag von Coburg befinden.»⁸⁵

Trotzdem hatte Hitler den Herzog von Coburg bei seiner Beschreibung des «Marschs auf Koburg» in *Mein Kampf* nicht namentlich erwähnt. Dafür gibt

es wahrscheinlich verschiedene Gründe. Als *Mein Kampf* veröffentlicht wurde, stand Carl Eduard seinem Freund Ehrhardt noch deutlich näher als Hitler. Hitler wusste, dass er diskret handeln musste, wenn er Coburg ganz für sich gewinnen wollte. Da die NSDAP sich in den 1920er Jahren in ständiger Geldnot befand, brauchte er langfristig die gesellschaftlichen Kontakte und die Finanzen des Herzogs. Gleichzeitig wusste er aber auch, dass viele NSDAP-Anhänger die Dynastien verachteten. Er musste geschickt zwischen beiden Seiten lavieren.

Die adeligen «Degenerierten» wiederum wurden umso empfänglicher für den Führer, umso schwieriger die wirtschaftliche Situation in Deutschland wurde. Im Jahr 1923 schrieb Carl Eduard seiner Schwester Alice:

«Es geht schneller bergab als je zuvor. In der billigsten Kneipe kostet ein Teller Suppe 1.000.000 Mark. Für 1 Pfund bekommt man 50.000.000 Mark. Arbeit wird knapp, kleinere Fabriken schliessen eine nach der anderen, die grossen sind nur noch zwei Tage pro Woche in Betrieb [...]. Die Berliner Regierung ist eine Schande. Gerade als [Reichskanzler] Cuno begann, die Dinge ein bisschen besser in den Griff zu bekommen, gab es eine neue Regierung.»⁸⁶

Die radikale Rechte und die radikale Linke kamen zum gleichen Schluss: Die Weimarer Regierung stand kurz vor dem Zusammenbruch und es war Zeit für den Umsturz. In Sachsen und Thüringen versuchten die Kommunisten nach dem Vorbild der russischen Oktoberrevolution, einen «deutschen Oktober» auszulösen. Die Rechtsradikalen planten zeitgleich ihren Staatsstreich. Hauptmann Ehrhardt befand sich mit 5'000 seiner Anhänger in Coburg, bereit, in Thüringen einzumarschieren. Mit dabei war Carl Eduards ältester Sohn, Johann Leopold, genannt Leo. Der Vater schrieb voller Stolz über den kämpfenden Sohn:

«Leo ist jetzt wieder da, nachdem er an der thüringischen Grenze Soldat gespielt hat. Er war als Freiwilliger bei der Brigade Ehrhardt dabei, und es kam zu einem Zusammenstoss seiner Abteilung mit der Thüringer Gen-

darmerie. Einer von ihnen wurde getötet und zwei schwer verwundet, wir haben lediglich einen schwer Verwundeten zu beklagen Du siehst, hier geht es zu wie im Krieg. Das Leben an der Front und der militärische Drill haben Leo gutgetan und ihn männlicher gemacht, was auch dringend nötig war.»⁸⁷

Leo war zu jener Zeit 17 Jahre alt und gehörte dem Wikingbund an, den sein Vater finanzierte.

Berlin beschloss, präventiv zu handeln. Am 29. Oktober und am 6. November wurden Armee-Einheiten nach Sachsen und Thüringen geschickt, um die dortigen linksgerichteten Regierungen abzusetzen. Die Intervention war erfolgreich und sorgte dafür, dass die Republik wieder handlungsfähig erschien. Insofern war der Zeitpunkt für Hitlers Putsch am 8./9. November schlecht gewählt. Die bayerische Regierung verweigerte ihm die Unterstützung. Später behauptete man, dass auch Carl Eduard gegen den Hitlerputsch von 1923 gewesen sei. Bei seinem Entnazifizierungsprozess sagte sein Verwalter aus, der Herzog habe den Putsch als illegal bezeichnet.⁸⁸ Das klang, als habe Carl Eduard die Weimarer Republik verteidigt. In Wirklichkeit planten er und Ehrhardt jedoch zur gleichen Zeit ihre eigene Aktion, die durch Hitlers Putsch verhindert worden war. Ehrhardt hatte am 6. November 1923 mit Gustav von Kahr gesprochen, dem neuen bayerischen Staatskommissar mit diktatorischen Vollmachten. Kahr teilte ihm mit, dass wenn in Berlin keine rechtsgerichtete nationalistische Regierung installiert werden könnte, «andere Mittel und Wege» genützt werden sollten. Er würde Ehrhardt ein Signal geben, wenn die Zeit reif sei, und er wies ihn an, seine Truppen entsprechend in Stellung zu bringen. Als dann drei Tage später der Hitlerputsch ausbrach, schlugen sich Ehrhardts Truppen auf Kahrs Seite – gegen Hitler. Später gab Ehrhardt zu, dass er gehofft habe, anstelle Hitlers zum Anführer der radikalen Rechten zu werden. Dass der Herzog von Coburg Ehrhardts Putschpläne in jeder Hinsicht unterstützte, wird aus einem Brief klar, den er Ende November an seine Schwester schrieb:

«Liebste Tigs,

was für verrückte Zeiten wir durchleben! Du kannst dir nicht vorstellen, was die letzten drei Wochen mit meiner Gesundheit und meinen Nerven

angestellt haben! Ich bin schon ganz verzweifelt, dass ich nicht in der Lage sein werde, am achten nach Den Haag zu kommen. Und dann ging wie ein Donnerschlag der Knallbonbon [der Hitlerputsch] am falschen Ende los, und das brachte alles durcheinander. Wir waren gerade fertig mit unserer Mobilisierung, als sie abgebrochen werden musste. Teilweise mussten wir sogar wieder demobilisieren. Diese schreckliche Belastung der eigenen finanziellen Ressourcen, der Nerven und der Geduld – alles umsonst! Es ist wirklich widerlich. Und die Krönung des Ganzen: Ich kann derzeit nicht die bayerische Grenze in den Norden Deutschlands überqueren, ohne Gefahr zu laufen, dass man mich festnimmt und nach Leipzig schickt – schliesslich gehöre ich der Marine-Brigade Ehrhardt an, einem höchst illegalen Freikorps, das in ganz Deutschland gefürchtet und verfolgt wird, ausser in Bayern.⁸⁹ Nun arbeiten wir unermüdlich daran, alle vaterländischen Kampfverbände unter dem alleinigen Kommando von Hauptmann Ehrhardt] zu vereinen. Die bayerische Staatsregierung ermöglicht uns das inoffiziell. Natürlich kann ich die Grenze nach Österreich überqueren. Es klingt lächerlich, wenn ich sage, dass ich Bayern nicht verlassen kann. Aber ich hoffe, dass du nun einsehst, warum ich nicht kommen kann. Du wirst mich für verrückt halten, dass ich bei so etwas mitmische, aber ich hatte das Gefühl, dass ich das Richtige tue und einen grossen Beitrag leisten kann, sodass es mir nichts ausmacht, dafür ein paar Wochen lang in Bayern festzusitzen.»⁹⁰ Carl Eduard leistete tatsächlich einen grossen Beitrag. Obwohl er eigentlich lieber Ehrhardt als neuen Führer gesehen hätte, gewährte er nach dem Putsch mehreren Hitler-Anhängern in seinem Schloss Callenberg Unterschlupf.⁹¹ Sie konnten sich darauf verlassen, mit grösster Diskretion behandelt zu werden. Nach dem Hitlerputsch wurde zwar die NSDAP zeitweise verboten, aber die Coburger Nazis engagierten sich einfach vorübergehend in anderen Organisationen wie dem Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbund und dem Jungdeutschen Orden.⁹²

Auch wenn Carl Eduard 1923 seinen alten Freund Ehrhardt unterstützte, vergass Hitler nicht, wer seinen Anhängern nach dem Putsch zur Seite gestanden hatte. Ein paar Jahre später revanchierte er sich bei seinen adeligen Unterstützern, indem er sich gegen den Volksentscheid zur Fürstenenteignung aussprach. Über diesen Volksentscheid wurde damals heftig debattiert. Die enorme Entschädigung, die der Herzog von Coburg 1925 aus Gotha erhalten hatte, löste eine Welle der Kritik gegen die ehemaligen Herrscherhäuser aus. Eine Folge davon war die Forderung der KPD nach der Enteignung der Fürstenhäuser. Hitler hielt dagegen und appellierte stattdessen an eine vereinte und klassenlose Gesellschaft – eine wahre Volksgemeinschaft. Sein Slogan lautete: «Für uns gibt es heute keine Fürsten, sondern nur Deutsche!» Auch wenn seine Meinung innerhalb der NSDAP umstritten war (vor allem Goebbels zeigte sich anfangs entsetzt darüber), barg sie kein politisches Risiko, denn die Mehrheit der Deutschen stimmte Hindenburgs Argument zu, dass eine Enteignung verfassungswidrig sei. Am Ende ging der Volksentscheid zugunsten der Fürsten aus. Carl Eduard und seine Standesgenossen zeigten sich erleichtert und waren Hitler ausgesprochen dankbar.

Ob Hitler sich tatsächlich als Führer der radikalen Rechten durchsetzen würde, war dem Herzog von Coburg Mitte der 1920er Jahre immer noch nicht klar. Doch Hitlers Antisemitismus sagte ihm auf jeden Fall zu: In Coburgs Augen hatten die Juden 1918 die Revolution in Deutschland angeführt und damit waren für ihn alle Juden Bolschewiken. Carl Eduards Antisemitismus war nicht «nur» politisch und religiös, sondern auch rassistisch begründet. Als er 1934 Amerika besuchte, notierte er, die Juden würden eine «uneingeschränkte» Rolle in der Gesellschaft spielen und «missbrauchten» sie, genau wie sie es vor 1933 in Deutschland getan hätten. Besonders ungehalten war er, wenn Amerikaner ihn auf die «Judenfrage» ansprachen. Diese Amerikaner, so Carl Eduard, verstünden nicht, dass man in Deutschland gegen Juden nicht aufgrund ihrer Religion, sondern aufgrund ihrer Rasse vorgehe.

Sehr zu Carl Eduards Freude war es 1929 vor allem der Antisemitismus, der den Nazis zum Wahlsieg in Coburg verhalf. Massgeblich beteiligt daran

war Franz Schwede, dem später eine steile Karriere in der NSDAP gelang und der seinen Namen in Schwede-Coburg abänderte. Schwede war ein begeisterter Nazi, der 1929 seine Stellung als Maschinenmeister bei den Coburger Stadtwerken verloren hatte. Der Grund war eine Auseinandersetzung mit einem jüdischen Geschäftsmann gewesen. Nach seiner Entlassung begab sich Schwede auf einen eindrucksvollen Rachefeldzug. Mit Slogans wie «Coburg für die Coburger! Und Palästina für die dort hingehören!» mobilisierte er Hunderte von Coburgern, gegen seine Entlassung zu demonstrieren. Am Ende wurde der demokratisch gewählte Stadtrat abgesetzt und Neuwahlen ausgerufen. Im Juni 1929 reiste Hitler persönlich an, um den Wahlkampf zu unterstützen. Er wurde begeistert empfangen. Die NSDAP gewann 13 der 25 Sitze im Stadtrat.

Coburg war damit ganz offiziell die erste von den Nazis regierte Stadt Deutschlands geworden – ein grosser symbolischer Schritt, den die Nazi-Propaganda genüsslich ausschlachtete. Carl Eduard hatte mit seiner moralischen Unterstützung durchaus dazu beigetragen, diesen Sieg zu erringen. Zwar existierten nach 1918 keine Hofzirkulare mehr, aber die Teilnahme Carl Eduards an Veranstaltungen der NSDAP wurde immer in der örtlichen Presse erwähnt. Für die Nazis bedeutete das Werbung und enormes gesellschaftliches Prestige. Dass die Herzogin ihren Gatten auf diese hauptsächlich von Männern besuchten Versammlungen begleitete, machte noch mehr Eindruck. Seit das Paar 1905 nach Coburg gekommen war, hatte die Herzogin bei den Coburgern die grössere Popularität genossen. Sie galt als umgänglich und bodenständig. Nach dem Zweiten Weltkrieg behauptete eine ihrer Enkelinnen, die Herzogin habe das NS-Engagement ihres Mannes aus religiösen Gründen abgelehnt, doch davon kann keine Rede sein. Politisch war das Paar ganz auf einer Linie. Auch nach dem Krieg hielten beide an ihren Überzeugungen fest. Bei seiner Befragung durch die Amerikaner betonte Carl Eduard in Gegenwart seiner Frau, bevor Hitler an die Macht gekommen sei, hätten die Juden in der deutschen Gesellschaft dominiert. Gleichzeitig behauptete er, von der Vernichtung der Juden nichts gewusst zu haben. Dies scheint unwahrscheinlich, zumal sein Cousin Fürst Josias zu Waldeck und Pyrmont

SS- und Polizeiführer für den Wehrkreis war, zu dem das KZ Buchenwald gehörte. Weder Carl Eduard noch seine Schwester Alice erwähnten Josias nach dem Krieg, aber er hatte ihnen besonders nahegestanden und sie wussten durchaus über seine Arbeit Bescheid.

Josias kam 1896 als Erbprinz des letzten Fürsten von Waldeck und Pyrmont zur Welt. Seine Familie war auf nationaler wie auf internationaler Ebene hochkarätig vernetzt. Josias war mit der Königin der Niederlande verwandt und ein Neffe von Helene, der Duchess of Albany. Helenes Kinder Carl Eduard und Alice waren somit seine Cousins ersten Grades. Da Helene ihre Waldecker Familie regelmässig besuchte, kannten sich Josias und Carl Eduard schon seit ihrer Jugend. Obwohl Carl Eduard zwölf Jahre älter war als Josias, wurden sie enge Freunde. Für den Herzog von Coburg symbolisierte sein Cousin die Art von Mann, die er stets bewunderte. Schon in jungen Jahren zeigte Josias Verhalten «vielversprechende» Anzeichen für seine spätere Brutalität. Als 16-Jähriger warf er einen seiner Lehrer, einen kleinwüchsigen Mann, in einen Mülleimer und steckte ihn in Brand.⁹³ Dieser Vorfall hatte keinerlei disziplinarische Konsequenzen und so konnte Waldecks sadistische Ader sich weiterentwickeln und während des Ersten Weltkriegs vollständig entfalten. Dass er einen Gasangriff überlebte und am Kopf verletzt wurde, machte ihn nur noch unberechenbarer. Man verlieh ihm das Eisernerne Kreuz und er war entschlossen, bis zum bitteren Ende im Schützengraben zu bleiben. Doch stattdessen musste er miterleben, wie sein Vater im November 1918 abdankte – eine Erniedrigung, die Josias niemals vergessen würde. Wie sein Cousin Carl Eduard wollte auch er nach dem Krieg eine Rolle in der Politik spielen. Er schloss sich zunächst einem Freikorps an. Später versuchte er kurzzeitig, an der Münchener Universität Landwirtschaft zu studieren, aber das Dasein als Zivilist sagte ihm nicht zu. Während seiner Zeit in München kam er mit rechtsradikalen Gruppen in Kontakt und Carl Eduard sorgte dafür, dass er die «richtigen» Leute kennenlernte. Waldeck trat in den Jungdeutschen Orden ein und war, wie Carl Eduard, im Herbst 1923 an Militäraktionen gegen die Regierungen von Sachsen und Thüringen

beteiligt.⁹⁴ Auch in den nächsten Jahren folgte er dem Beispiel seines Cousins und im November 1929 überholte er ihn sogar, indem er sich Himmlers SS anschloss. Ein Jahr später war er bereits Heinrich Himmlers Adjutant und einer der wenigen Menschen, die diesen mit Vornamen ansprechen durften. Eine besondere Ehre war es, dass Hitler und Himmler 1936 beide Taufpaten von Waldecks ältestem Sohn Wittekind wurden.⁹⁵ Tatsächlich hatte Himmler lange Zeit eine Schwäche für die Aristokratie. Sein Vater war Erzieher bei der bayerischen Königsfamilie gewesen und Himmler übernahm – wie Eckart Conze gezeigt hat – bei der Gründung seiner SS adelige Rassevorstellungen von Blut und Ehre.

Josias suchte auch die Nähe zu Göring. Der half ihm im April 1933, in den diplomatischen Dienst zu wechseln. Den dafür notwendigen Examina musste sich Waldeck gar nicht erst unterziehen und man munkelte, dass er nicht einmal eine Fremdsprache richtig beherrschte. Der stets gehorsame Aussenminister Konstantin von Neurath wagte es jedoch nicht, Waldecks Ernennung zu widersprechen, da sie von ganz oben kam. Am Ende langweilte der Schreibtischposten Josias, und er hielt nach anderen Pfründen Ausschau.⁹⁶ Ein Grund dafür war, dass er körperliche Auseinandersetzungen verbalen vorzog. Sein körperlicher Einsatz wurde besonders gebraucht, als nach dem Röhm-Putsch 1934 einige seiner alten Freunde hingerichtet werden mussten. Zunächst zeigte sich Waldeck leicht irritiert, dass seine alten Kameraden ermordet werden sollten, doch am Ende begriff er das Ganze als ein notwendiges Opfer. Immerhin waren politische Morde für ihn nichts Ungewöhnliches. Josias war nur einen Moment lang unbehaglich zumute, als er feststellen musste, dass einer der Delinquenten ein Standesgenosse aus dem Hause Spreti war, den er seit Jahren kannte. Aber schlussendlich tat Waldeck «seine Pflicht» und suchte nach einem passenden Ort für die Hinrichtung. Coburg brachte ebenfalls Verständnis für die Angelegenheit auf, beschwerte sich aber, als man ihn zwang, seine SA-Uniform abzulegen. Noch anderthalb Jahre nach dem «Röhmputsch» beharrte Coburg in Briefen darauf, dass es sein gutes Recht sei, diese Uniform zu tragen (die Morde schienen ihn weniger zu tangieren). Er bestand darauf, Adolf Hitler habe ihn im Juli 1933 zum

SA-Gruppenführer ernannt, und deshalb wolle er seine SA-Uniform unbedingt anziehen.⁹⁷ Der Punkt war insofern für ihn relevant, da er wie jedes männliche Mitglied des Hochadels seit seiner Jugend begeistert Uniformen sammelte.

Nach 1918 war es ausgesprochen hart für ihn gewesen, keine Uniformen mehr anziehen zu können. Eine Weile trug er seine Jägertrachten auf, aber weder schmeichelten sie seiner Figur noch demonstrierten sie Status. 1927 konnte er dann die Uniform des Stahlhelms tragen, die ihm viel Freude bereitete, bis Hitler noch bessere Uniformen lieferte. Aus diesem Grund war es verständlich, dass er seine SA-Uniform nicht ohne Weiteres aufgeben wollte. Doch am Ende wurde ein guter Kompromiss gefunden und Carl Eduard durfte eine Generalsuniform der Wehrmacht entgegennehmen.

Auch Waldeck empfand viel für Uniformen, aber da er in der SS war und nie eine SA-Uniform getragen hatte, machte er auch kein Aufhebens darum. Nachdem er 1934 geholfen hatte, seine früheren Freunde umzubringen, stand seine Loyalität zur NSDAP ausser Frage und seine Karriere erreichte neue Höhen. Er wurde zum Richter am Volksgerichtshof ernannt und 1936 zum SS-Obergruppenführer (dem damals höchsten Rang in der SS unterhalb des Reichsführers). Als solcher war er bei Ausbruch des Krieges für den Wehrkreis IX verantwortlich und hatte dadurch polizeiliche und gerichtliche Befugnisse, die er auch in vollem Umfang nutzte. Während des Krieges war Waldeck für zahlreiche Verbrechen verantwortlich, unter anderem für die Hinrichtung polnischer Zwangsarbeiter, denen «Rassenschande» mit deutschen Frauen vorgeworfen wurde. Im Zweifelsfall entschied sich Josias immer für die Todesstrafe. Er hatte auch die oberste Aufsicht über das KZ Buchenwald inne und war sehr gut über alles informiert, was im Lager geschah. Sein Mikromanagement des KZ führte zu einem besonders bizarren Zwischenfall: Als Waldeck einmal erkrankte, konnte ihn ein Häftling, ein gewisser Dr. Walter Krämer, erfolgreich behandeln. Josias war davon angetan und daher alles andere als erfreut, als er den Namen seines Arztes eines Tages auf einer der Buchenwälder Todeslisten fand. Krämer war erschossen worden. Dass man einen Gefangenen erschoss, war nicht weiter ungewöhnlich.

Doch in diesem Fall war der Grund komplizierter. Es stellte sich heraus, dass Dr. Krämer noch einen weiteren hochrangigen Patienten gehabt hatte: den Kommandanten von Buchenwald, Karl Otto Koch.

Koch war als äusserst korrupt bekannt, was innerhalb eines korrupten Systems an sich kein Problem darstellte. Was Koch durch die Exekutierung von Dr. Krämer jedoch vertuschen wollte, war etwas anderes: Der Arzt hatte Kochs Syphilis behandelt, und das sollte auf keinen Fall bekannt werden. Da Koch selbst innerhalb der NSDAP als Psychopath galt, erscheint es bizarr, dass er um seinen guten Ruf besorgt war. Vielleicht wollte Koch vermeiden, dass seine Frau Ilse von der Sache erfuhr. Ilse Koch, selbst Aufseherin in Buchenwald, stand allerdings jede Art von Moralvorstellung fern. Sie muss ausserdem von der Krankheit ihres Mannes gewusst haben, denn als pathologische Sadistin spezialisierte sie sich darauf, weibliche Häftlinge zu foltern. Wie auch immer die Eheprobleme der Kochs geartet waren, Waldeck war empört darüber, dass man seinen Lieblingsarzt getötet hatte. Er begann eine persönliche Fehde gegen Koch, die im April 1945 mit dessen Hinrichtung endete.

Es ist ziemlich unwahrscheinlich, dass Waldeck seine diversen Probleme in Buchenwald nicht mit Carl Eduard diskutierte. Die beiden Männer teilten sich eine gemeinsame Villa in Berlin, das Haus Coburg. Carl Eduard muss auch über andere Konzentrationslager gut Bescheid gewusst haben. Ein Aussenlager des KZ Buchenwald befand sich in Neustadt bei Coburg. Und Österreichs grösstes Konzentrationslager Mauthausen lag nur 23 Kilometer von seinem Jagdschloss entfernt. Dennoch behauptete Carl Eduard nach 1945, er habe nichts vom Judenmord gewusst. Und das war nicht das Einzige, was er verschwieg.

TEIL II

**HITLERS HEIMLICHE
HELFER**

Charmeoffensive für England: der Herzog von Coburg

1918 schien die Arbeit der heimlichen Helfer beendet zu sein. US-Präsident Wilson propagierte eine «neue Diplomatie» – frei von jeglichen Geheimverhandlungen. Sein Engagement für mehr Transparenz fand in der Bevölkerung ein äusserst positives Echo.¹ Auch wenn die meisten *Go-Between-Missionen* nie bekannt geworden waren, diente der gut dokumentierte Sixtus-Skandal als abschreckendes Beispiel.

Eine Zeitlang schien es tatsächlich, als hätte die Methode der heimlichen Helfer ausgedient. Doch die internationalen Beziehungen der Zwischenkriegszeit erwiesen sich als so komplex, dass man sich von Wilsons wohlmeinenden Idealvorstellungen schnell verabschiedete. Bald traten die heimlichen Helfer wieder auf den Plan und nahmen neue Aufgaben in Angriff. Einer von ihnen war der Herzog von Coburg, sein Auftraggeber: Hitler.

Bis heute haben Historiker Hitlers System der heimlichen Helfer ignoriert. Schuld daran ist ein gewisser Snobismus: Da es sich bei diesen Helfern um «Amateure» (also nicht um hauptberufliche Diplomaten) handelte, wurden sie von Diplomatiehistorikern übersehen. Das jedoch ist mehr als kurzichtig.² Was Hitlers Aussenpolitik betrifft, hat es nie ausgereicht, sich nur auf die offiziellen Kanäle zu konzentrieren. Wir kennen bereits drei Organisationen, die getrennt voneinander aussenpolitische Arbeit für Hitler erledigten: Da war zunächst das Aussenpolitische Amt der NSDAP (kurz: APA), das im Hotel Adlon residierte und vom Chefideologen der NSDAP, Alfred Rosenberg, geleitet wurde. Dann existierte

die weniger wichtige Auslandsorganisation der NSDAP (NSDAP/AO), die Ernst Wilhelm Bohle unterstand und die für Auslandsdeutsche zuständig war. Und drittens gab es Joachim von Ribbentrop und sein «Büro Ribbentrop» (später umbenannt in «Dienststelle Ribbentrop»), das nach und nach an Bedeutung gewann.

Allein die Existenz dieser drei Organisationen zeigt bereits, wie wenig Hitler dem Auswärtigen Amt (AA) vertraute. Nach einer Unterhaltung mit dem Führer im Jahr 1934 schrieb Rosenberg darüber:

«An die Gutwilligkeit [Aussenminister] Neuraths glaubt er noch, das AA selbst ist ihm jedoch ‚die Verschwörergesellschaft‘, er bedauere aber, immer noch gebunden zu sein an die Zusagen bei der Bildung des Kabinetts, wonach der Reichspräsident über Armee und AA bestimme.

Das erste sei in Ordnung dank Blomberg, das andere nicht.»³

Als Hitler 1933 an die Macht kam, betrachtete er die etablierten Diplomaten als alte Garde, die die revolutionären Ideen seiner Bewegung noch nicht verinnerlicht hatten. Zwar musste er sich diesbezüglich keine Sorgen machen und die meisten Diplomaten konnten bald auf Linie gebracht werden, doch Hitlers Beziehung zu seinem ersten Aussenminister, von Neurath, blieb unterkühlt, wie Rosenberg ganz richtig mutmasste. Zara Steiner schrieb darüber: «Neuraths Rolle in Berlin war deutlich begrenzt; den Führer bekam er nur selten zu Gesicht.»⁴ Die daraus resultierende Frage stellt Steiner jedoch nicht: Wer, wenn nicht der Aussenminister, kümmerte sich dann um die Aussenpolitik? Tatsächlich beliess Hitler den folgsamen Neurath vor allem aus Imagegründen im Amt – er wusste, wie wichtig es war, der Aussenwelt gegenüber eine gewisse Kontinuität zu demonstrieren. In der Zwischenzeit entwickelte er jedoch sein eigenes, alternatives System.

Hitler dachte und handelte nicht wie ein Staatsmann des 19. Jahrhunderts, der seine Politik mit dem Aussenministerium abstimmte. Will man seine unkonventionelle Art der Aussenpolitik jedoch verstehen, dann muss man sich seine heimlichen Helfer genauer ansehen. Hitlers Zeitgenossen wussten sehr wohl um deren Bedeutung: Der «Führer» war, wie sein Adjutant Fritz Wie-

demann betonte, «ein Revolutionär, der von der alten Diplomatie nicht allzu viel hielt». Der Rothermere-Journalist Ward Price schrieb in seinem enthusiastischen Buch *I Know these Dictators*, Hitler umgehe gerne Bürokratie und «Dienstrang»; stattdessen verwende er «Vertraute», um seine politischen Pläne in die Tat umzusetzen. Das musste selbst der hitlertreue deutsche Botschafter in Grossbritannien, von Dirksen, einkalkulieren. Nach dem Krieg beklagte er sich über Hitlers unkonventionelles Vorgehen, seine Vielseitigkeit und «Vermeidung» der zuständigen Stellen.⁵ Ein Grund dafür, dass sich Hitler gerne heimlicher Helfer bediente, war also, dass er gegen Berufsdiplomaten ein tiefes Misstrauen hegte – selbst wenn sie, wie Dirksen, NSDAP-Mitglieder waren.

Doch es war nicht nur mangelndes Vertrauen zu seinen eigenen Diplomaten, das Hitler unkonventionelle Wege gehen liess: Ein weiterer Grund findet sich in seiner Vergangenheit. Wie bereits erwähnt, beschrieb sein Adjutant Fritz Wiedemann Hitler als «Revolutionär», und wie so viele Revolutionäre hatte Adolf Hitler in einer frühen Phase seines politischen Lebens gelernt, aus der Illegalität heraus zu operieren. Im Anschluss an den gescheiterten Putsch war die NSDAP am 23. November 1923 aufgelöst worden. Nachdem Hitler 1924 aus der Haft entlassen wurde, war die Partei weiterhin im Untergrund tätig. Am 27. Februar 1925 wurde sie offiziell neu gegründet. Während dieser Phase der Illegalität konnte Hitler viel über konspirative Arbeit lernen. Er hatte erfahren, wie nützlich dabei Geheimkanäle sein konnten, und ihre Verwendung wurde für ihn zur Selbstverständlichkeit.

In gewisser Weise war er selbst einmal eine Art heimlicher Helfer gewesen – während seiner Militärzeit: Im Ersten Weltkrieg arbeitete er als «Meldegänger», um Botschaften zwischen verschiedenen Frontabschnitten zu überbringen. Da er dazu neigte, das Militär und alles, was damit verbunden war, zu idealisieren, verklärte er seitdem auch diese Art der Kommunikation – von Mann zu Mann.

Bisher ist nur die Geschichte eines italienischen Geheimemissärs für Hitler erforscht worden. Prinz Rainer von Hessen und Jonathan Petropoulos zeigten die Verbindungen auf, die das Haus Hessen für Hitler in Italien ermöglichte.⁶ Doch die Hessen waren keine Ausnahme, sondern bloss von vie-

len Adelsfamilien, derer Hitler sich bediente.

Während der Zwischenkriegszeit bemühte sich der Hochadel in Grossbritannien, Frankreich, Belgien, den Niederlanden, Spanien, Italien, Rumänien und Deutschland aktiv darum, in der Politik wieder eine tragende Rolle zu spielen. Dafür ging er auch neue Allianzen ein. Die Forschung hat sich lange Zeit nicht eingehend mit diesem Phänomen beschäftigt.⁷ Dies lag vor allem daran, dass den Historikern kein Einblick in adlige Privatarchive gewährt wurde, aber auch an der Tatsache, dass die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Adel aus der Mode gekommen war.⁸ Zudem ging niemand davon aus, dass die alten Netzwerke des Adels weiterhin existierten und politisch relevant waren.

Aber warum sollte ein Revolutionär wie Hitler sich ausgerechnet Adliger für seine Geheimkanäle bedienen? Statt ihrer hätte er schliesslich zahlreiche andere Personen aus seinem Umfeld mit dieser Aufgabe beauftragen können – z.B. international gut vernetzte Geschäftsleute wie Thyssen oder die Familie Krupp, die ihn ja auch sonst unterstützten. Dass er sich bei dieser Aufgabe jedoch für den Adel entschied, hatte mehrere Gründe – rationale wie irrationale.

Rein rational brauchten die Nationalsozialisten in ihrer Aufstiegsphase die länderübergreifenden Netzwerke des Adels dringend. Die internationalen Kontakte der NS-Führung in die sogenannten höheren Kreise anderer Länder waren anfangs so gut wie nicht vorhanden.

Ein weiterer Grund war, dass Hitler bereits gute Erfahrungen mit Adligen gemacht hatte. Vielen von ihnen wurden schon früh seine Verbündeten. Wie Stephan Malinowski belegen konnte, hatte der deutsche Adel Hitler zum gesellschaftlichen Aufstieg *innerhalb* Deutschlands verholfen. Vor allem der niedere Adel gehörte zu den entschiedensten Unterstützern der NS-Bewegung. Die internationale Hilfe für Hitler spielte in Malinowskis Studie noch keine Rolle, dabei war sie ebenfalls von grosser Bedeutung.

Einen ersten Hinweis, wozu Hitler die Adligen benutzte, finden wir in den Sitzplänen für Abendgesellschaften: Immer, wenn hochrangige ausländische

Gäste nach Berlin kamen, lud man deutsche Aristokraten mit wohlklingenden Namen ein, um standesgemässe Unterhaltung zu bieten. Gab man ein Staatsbankett zu Ehren der Premierminister von Ungarn oder Bulgarien oder für einen italienischen Würdenträger, so sorgten Angehörige des Hauses Hohenzollern, der Familien Richthofen, Bismarck, Alvensleben, Arnim, Jagow und vieler anderer für traditionellen Glanz. Als besonders nützlich erwiesen sie sich während der Olympischen Spiele. Eine Liste der Besucher vom 11. August 1936 zum Beispiel liest sich wie ein Auszug aus dem *Who is Who* der deutschen und britischen Adelshäuser: Mit von der Partie waren Lord und Lady Aberdare, Lord Barnby, Lord Camrose, Lord Douglas Hamilton, Lord Hollenden, Lord Rennell Rodd, der Herzog von Coburg, der Prinz zu Wied, die Prinzen von Hessen, der Herzog von Braunschweig, Prinz August Wilhelm von Preussen («Auwi») und die Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen.⁹

Auch wenn Hitler sich mehrfach über den degenerierten Adel lustig machte, war er nicht völlig immun, was die Wirkungskraft altehrwürdiger Namen betraf. Dies war die *irrational*e Seite seiner Entscheidung, Adlige als Geheimkanäle zu verwenden. Er war in einer Monarchie aufgewachsen und auch wenn er die Habsburger schon früh abgelehnt hatte, hinterliess seine Schulzeit in Österreich-Ungarn Spuren. Im Geschichtsunterricht hatte Hitler gelernt, wie die Habsburger in der Frühen Neuzeit mithilfe dynastischer Eheschliessungen politische Allianzen eingegangen waren und so ihren Einfluss vergrössert hatten. Auch wenn solche dynastischen Allianzen mittlerweile antiquiert wirkten, spielte Hitler ernsthaft mit dem Gedanken, sie wiederzubeleben. 1934/35 beispielsweise richtete er eine aussergewöhnliche Bitte an Prinzessin Viktoria Luise, die einzige Tochter Kaiser Wilhelms II. Sie war mit dem Herzog von Braunschweig verheiratet, einem begeisterten Anhänger Hitlers. In ihren Memoiren erzählt Viktoria Luise über diese Begebenheit:

«In die Zeit unserer englischen Bemühungen fällt ein Vorschlag Hitlers, den er uns durch Ribbentrop unterbreiten liess. Es ging dabei für uns um nicht mehr und nicht weniger, als dass er eine Vermählung unserer

Tochter Friederike mit dem Prinzen von Wales anregte. Mein Mann und ich waren ausserordentlich erstaunt. Eine solche Möglichkeit war uns bisher nicht in den Sinn gekommen. Vor dem Krieg hatte man mich selbst gesprächsweise mit meinem zwei Jahre jüngeren Vetter in Verbindung gebracht und nun meine Tochter? Wir antworteten, dass nach unserer Meinung allein schon der grosse Altersunterschied einem solchen Projekt im Wege stünde. Sodann wären wir auch nicht bereit, irgendeinen Druck auf unsere Tochter auszuüben. Wir seien entschlossen, sie frei wählen zu lassen, und da hielten wir es für nicht sehr wahrscheinlich, dass ihre Wahl auf Prinz Eduard fallen würde.»¹⁰

Viktoria Luise protestierte hier allzu vehement. Tatsächlich war sie bereit, alles für die Nazis zu geben. Mit den «englischen Bemühungen» die sie in ihren Memoiren erwähnt, war ihre Propaganda-Arbeit in Grossbritannien gemeint. Sie und ihr Mann führten schon Anfang der 1930er Jahre Gespräche mit Premierminister Ramsay MacDonald und dem Luftfahrtminister Lord Londonderry, um sie für die Nationalsozialisten zu interessieren. Viktoria Luise vertrat auch die Ansicht, es wäre ihr Mann gewesen, der Hitler die entscheidenden Hinweise für das deutsch-britische Flottenabkommen 1935 gegeben habe.¹¹

Es ist daher auch mehr als wahrscheinlich, dass sie Hitler gerne den Gefallen einer deutsch-britischen Eheschliessung erwiesen hätte, zumal der gutaussehende Prince von Wales als Traum aller ambitionierten Schwiegermütter galt. Auch wenn es am Ende nicht zu dieser Ehe kam: Ein weiterer ganz logischer Weg, den Hitler einschlug, war es, die deutschen Verwandten der britischen Königsfamilie als heimliche Helfer einzusetzen. Er erkannte sehr richtig, dass sich Eliten am liebsten mit anderen Eliten umgeben und dass Adelige vorzugsweise Ihresgleichen vertrauen. Damit waren die deutschen Hochadligen geradezu prädestiniert für eine internationale Aufgabe.

Darüber hinaus war Hitler davon überzeugt, dass vor allem in Grossbritannien die Royal Family und der Adel immer noch eine grosse Rolle spielten. In den Augen eines Nationalsozialisten besaßen die Briten ein beson-

ders rigides Klassensystem, in dem jeder, der einen illustren Titel trug, politischen Einfluss ausüben konnte. England schien nur auf den ersten Blick eine Leistungsgesellschaft zu sein – Karriere machte, wer aus der richtigen Familie stammte und die richtigen Privatschulen und Universitäten besucht hatte. Die Netzwerke der Oberschicht galten daher als äusserst engmaschig und schwer zu durchdringen. Doch gerade der Zugang zu diesen Netzwerken stand für die Nazis ganz oben auf der Agenda und deutsche Adlige dienten ihnen hierbei als nützliche Erfüllungsgehilfen.

Hitler entwickelte die Methode, adelige *Go-Betweens* einzusetzen, jedoch nicht allein. Er hatte einen Verbündeten, dem er vertraute – einen Mann, der sich ideal dazu eignete, mit internationalen Eliten in Kontakt zu treten: Hermann Göring. In gewisser Weise könnte man Göring als Meister der *Go-Between-Methode* bezeichnen. Er war es, der das volle Potenzial dieser Methode entdeckte und es perfektionierte.

Schon sein gesellschaftlicher Hintergrund machte Göring zum idealen Kandidaten, um mit Adligen zu verkehren. Seit seiner Kindheit hatte er sich für den Adel und seine Traditionen interessiert. Sein Taufpate war Hermann von Epenstein gewesen, eine eher dubiose Figur, deren Reichtum und Snobismus die ganze Familie Göring beherrschte. Von Epenstein war der Geliebte von Görings Mutter und der kleine Hermann wuchs auf Burg Veldenstein auf. Die Burg gehörte Epenstein und Görings Vater wurde lediglich in einem der Nebengebäude einquartiert. Trotz oder gerade wegen dieser ungewöhnlichen Kindheit flüchtete sich Hermann Göring in eine Fantasiewelt aus Ritter und Burgen. Sein Taufpate war geradezu besessen von Adelsstambäumen und er gab seine Begeisterung an den kleinen Hermann weiter. Göring verschrieb sich Epensteins Idealen und am Ende konnte er sich auch – der Beutekunst sei Dank – mit den entsprechenden Gemälden umgeben.

Da er von Anfang an mit adligen Konzepten indoktriniert worden war, hatte Hermann Göring die potenzielle Wirkungskraft von illustren Namen verinnerlicht wie kein Zweiter. Er pflegte in den 1920er Jahren daher gezielt adlige Bekanntschaften und rekrutierte sie mit grossem Erfolg für seine Zwecke. Zwar besass er kein echtes «blaues Blut», doch sein Ruf als Flieger-

ass im Ersten Weltkrieg verhalf ihm nach 1918 zu Anerkennung in Adelskreisen. Auch seine Zeit in Schweden wurde ihm nützlich: Er heiratete Carin, eine schwedische Adlige, die ihm Kontakte zur schwedischen Elite eröffnete. Es waren Kontakte, die ihm bis 1945 von grossem Nutzen sein würden.¹²

Göring umgab sich nicht etwa aus blosser Snobismus mit Adligen, sondern auch, weil er – zu Recht – annahm, dass er mit ihrer Hilfe leichter politische Kontakte zu anderen Ländern aufbauen könne. Er hatte nicht vergessen, wie schwer es für ihn 1924 und 25 in Italien gewesen war, als er weder von Mussolini noch von der italienischen Gesellschaft zur Kenntnis genommen wurde. Dies änderte sich schlagartig, nachdem er die Prinzen von Hessen für sich gewonnen hatte. Sie wurden Teil von Görings stetig wachsender Menagerie von heimlichen Helfern, von denen jeder für ein anderes Land zuständig war. Wie wir noch sehen werden, arbeitete Prinz Max zu Hohenlohe für die Nazis in der Tschechoslowakei und in Spanien, andere heimliche Helfer kümmerten sich um Grossbritannien und Görings Freund Prinz Viktor zu Wied war in Schweden tätig.¹³ Ein weiterer ertragreicher *Go-Between* wurde Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg-Schwerin (1873-1969), ein Vetter der Königin der Niederlande. Auch er nutzte seine internationalen Kontakte, um für die Nazis Propaganda zu machen. In der Berliner Gesellschaft nannte man ihn den «grossherzoglichen Nazi-Agenten».¹⁴

Görings geschickte Umgangsweise mit dem Hochadel war auch einer der Gründe dafür, dass er nach Doorn geschickt wurde, um den Ex-Kaiser für die NSDAP zu gewinnen. Bei einem dieser Besuche sprach Wilhelm II. einen vieldeutigen Toast auf «das kommende Reich» aus, den Göring mit den schmeichelhaften Worten erwiderte, dass zwar der Kaiser heimkehren müsse, jedoch andere ehemals regierende Häuser nicht mehr auf ihre Throne zurückkehren dürften.¹⁵ Diese Aussage tat Görings Beliebtheit in adeligen Kreisen aber keinen Abbruch, im Gegenteil. 1930 schrieb eine stolze Carin Göring, wie gut vernetzt ihr Gatte inzwischen sei:

«August Wilhelm [Auwi, der Hohenzollernprinz] führte uns wie auch Wieds mit einer grossen Menge interessanter Menschen zusammen. Ges-

tern hatten wir Frühstück beim Fürsten Henkel-Donnersmark [...]. Er lässt sich auf alle Versammlungen bringen, in denen Hermann spricht.»¹⁶

Kurz darauf starb Carin. Ihre Schwester, Fanny Gräfin von Wilamowitz-Moellendorff (1882-1956), übernahm nun die Aufgabe, Göring zu unterstützen. Die schwedische Dichterin war mit einem deutschen Adligen verheiratet gewesen und eine begeisterte Anhängerin der Nationalsozialisten – genau wie Carin hätte sie für Hitler und Göring alles getan. 1934 besuchte sie das Auswärtige Amt und besprach mit dem Diplomaten von Plessen mögliche Aufgaben, die sie in Grossbritannien übernehmen könnte. Von Plessen wiederum informierte seinen Kollegen in der Deutschen Botschaft in London, Fürst Otto II. von Bismarck. Er berichtete, die Gräfin habe vor, nach Grossbritannien zu reisen, und «wolle die Gelegenheit benutzen, um in Privatgesprächen in England für Deutschland zu werben. Gräfin Wilamowitz ist u.a. befreundet mit der Familie des Lord Noel-Buxton und mit Lady Snowden.»¹⁷

Auch für den Diplomaten Otto von Bismarck war die Gräfin keine Unbekannte, sie war Gast auf seiner Hochzeit gewesen und ihre englischen Freunde kannte er ebenfalls gut. Fürst Bismarck selbst war schon früh ein engagierter Nationalsozialist geworden, wie Joseph Goebbels anerkennend feststellte. Am 1. Februar 1933 notierte er: «Nachher noch Fürst [Otto] und Fürstin Bismarck. Sie sind ganz begeistert. Die Fürstin ist eine wunderschöne Frau». Goebbels Begeisterung für Ann Mari Bismarck blieb konstant und er genoss die gemeinsamen Gespräche mit ihr und Winifred Wagner.¹⁸

Die Bismarcks wussten durchaus, welch guten Eindruck ein klangvoller adliger Name in der britischen Gesellschaft machte. Wilamowitz war beileibe nicht die einzige Adelige, die die Nazis bei ihrer Propagandaarbeit unterstützte. 1935 hielt auch die befreundete Baronin von der Goltz eine Vortragsreihe zum Thema «Das neue Deutschland» in England.¹⁹ Natürlich waren nicht alle klangvolle deutschen Namen für Propagandaarbeit in Grossbritannien geeignet. Der preussische Kronprinz Wilhelm etwa konnte den Nationalsozialisten in ihrer Frühphase zwar grosse Hilfestellungen *inner-*

halb der deutschen Gesellschaft geben, in England selbst hatte er jedoch keine gute Reputation. Seine Kontaktperson wurde daher der Zeitungsmagnat Lord Rothermere, der später noch eine wichtige Rolle spielen wird. In einem Brief an Rothermere erklärte Wilhelm 1934:

«Ich habe es immer bedauert, dass der Kontakt zwischen unserer Familie und dem englischen Königshaus so vollkommen abgerissen ist.

Deshalb war ich sehr glücklich, als ich hörte, dass mein Sohn Hubertus Gelegenheit hatte, den Prince von Wales [den späteren Eduard VIII.] und den Duke of York [den späteren Georg VI.] zu sehen. Hubertus hat mir begeistert von der Herzlichkeit des Prince of Wales erzählt.»²⁰

Man hoffte also auf die nächste Generation und darüber hinaus konnte die bereits erwähnte Schwester von Kronprinz Wilhelm, Viktoria Luise, in Grossbritannien für Hitler werben. Überdies setzte sich ein weiterer Bruder der Beiden, Auwi, in anderen Ländern für Hitler ein. Am 11. März 1939 beispielsweise hielt Auwi einen Vortrag vor der Auslandsorganisation der NSDAP in Brüssel und wurde von König Leopold empfangen. Die beiden unterhielten sich mehrere Stunden lang. Dem Propagandaministerium meldete Auwi anschliessend, Leopold habe sich über die «innenpolitische Entwicklung seines Landes» besorgt gezeigt.²¹

Aber warum waren Angehörige ehemaliger Dynastien und andere Adlige überhaupt so interessiert daran, für Hitler im Ausland zu arbeiten? Ein Grund war die bereits erwähnte Angst vor dem Bolschewismus. Die Königin von Rumänien drückte dieses Gefühl in ihrer gewohnt direkten Art aus: «Der Faschismus ist zwar auch eine Gewaltherrschaft, aber immerhin lässt er Raum für Fortschritt, Schönheit, Kunst, Literatur, für ein Heim und für das gesellschaftliche Leben, für gute Sitten und Sauberkeit; der Bolschewismus hingegen macht das alles zunichte.»²²

Sie sah sich selbst als eine Verteidigerin von Sauberkeit – eine Haltung, die bei ihren Standesgenossen weit verbreitet war. Für den Nationalsozialisten Prinz Rohan war es bei der Entscheidung zwischen Bolschewismus oder Faschismus offensichtlich, für was man votieren musste. Die dritte Option – die Demokratie zu unterstützen – schien ihm nicht in den Sinn zu kommen.

Der Grund dafür lag für einen seiner Standesgenossen auf der Hand. Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen schrieb schon 1923: «Die Weimarer Verfassung muss revidiert werden, [der Parlamentarismus] hat sich bei uns als unfähig erwiesen und vor allem muss mit dem Marxismus gebrochen werden.»²³

Natürlich führte nicht für alle Adlige der Antibolschewismus geradewegs zu Hitler. Der Herzog von Coburg war einer der ersten Konvertiten. Andere hoffen eine Zeitlang, man könne sich irgendwie mit der Weimarer Republik arrangieren. Während der goldenen Jahre von Weimar, vor dem Börsencrash von 1929, schienen Adelige sich vorübergehend mit den neuen Realitäten anzufreunden – nicht zuletzt, da man 1925 Feldmarschall von Hindenburg zum Reichspräsidenten gewählt hatte: Hindenburg stammte selbst aus dem niederen Adel und war zudem ein Kriegsheld. Mit ihm fühlte sich der deutsche Adel erstmals wieder politisch vertreten. Die Journalistin Bella Fromm beschrieb, wie mit Hindenburgs Amtsantritt die alten Adelsfamilien plötzlich zur gesellschaftlichen Saison wieder nach Berlin zurückkehrten.²⁴ Mit Hindenburg teilte man auch anfangs eine gewisse Trägheit gegenüber der aufsteigenden NS-Bewegung. Je mehr die Nationalsozialisten jedoch ein ernsthafter Faktor der deutschen Politik wurden, desto interessanter wurden sie auch für den Hochadel. Dass Hindenburg diese Bewegung tolerierte und schlussendlich salonfähig machte, bestärkte sie zusätzlich darin, sich dieser Bewegung anzuschliessen. Man wollte dabei sein.

Doch um Hitler unterstützen zu können, waren viele Adlige gezwungen, einiges auszublenden, was um sie herum geschah. Sie mussten diejenigen Teile von *Mein Kampf* ignorieren, in denen sich Hitler über die begrenzte Intelligenz und die allgemeine Trägheit der alten Herrscherhäuser lustig machte. In *Mein Kampf* griff er auch die alten Anschuldigungen über den «jüdisch versippten» Adel mehrmals auf:

«Wie verheerend aber die Folgen einer dauernden Missachtung der natürlichen Voraussetzungen für die Ehe sind, mag man an unserem Adel erkennen. Hier hat man die Ergebnisse einer Fortpflanzung vor sich, die zu einem Teile auf rein gesellschaftlichen Zwang, zum anderen auf fi-

nanziellen Gründen beruht. Das eine führt zur Schwächung überhaupt, das andere zur Blutsvergiftung, indem nun jede Warenhausjüdin als geeignet gilt, die Nachkommenschaft seiner «Durchlaucht» zu ergänzen.

Die sieht dann aber auch danach aus. In beiden Fällen ist vollkommene Degeneration die Folge.»²⁵

Mein Kampf war voll von ambivalenten Signalen, und die meisten Adelligen versuchten, die besonders beunruhigenden auszublenzen. Hitlers Anziehungskraft war einfach zu gross.

Auch wenn der Faschismus einen ultranationalistischen Kern hat, so weist er zugleich eine transnationale Komponente auf. Diese Seite gefiel vor allem dem Hochadel, der sich selbst als länderübergreifende Gruppe verstand. Über seine Standesgenossen im Ausland hatte der deutsche Adel zunächst die autoritären und faschistischen Regimes in Ungarn und Italien kennengelernt. Was diese Regimes für zahlreiche Adlige attraktiv erschienen liess, war die Tatsache, dass die alten von den neuen Eliten hier integriert worden waren und damit wieder Relevanz erhielten. Gemeinsam war man vor allem antiparlamentarisch und antibolschewistisch eingestellt. Das Vorbild Italien beeindruckte den Adel besonders. Vor allem der Herzog von Coburg wurde ein glühender Verehrer von Mussolini. Auf mehreren Exkursionen studierte er den italienischen Faschismus und im Jahr 1933 nahm er 70 Gleichgesinnte auf eine «Studienfahrt» nach Italien mit.²⁶ In Rom besuchten sie eine Ausstellung über die Errungenschaften des Faschismus und wurden von Mussolini persönlich empfangen. Bei dieser Gelegenheit überreichte der Duce Carl Eduard ein ganz besonderes Geschenk, wie die Journalistin Bella Fromm sich erinnert: Der Herzog sei in Berlin mit «seinem Faschistendolch, einer Ehrengabe Mussolinis», stolz umhergeschritten.²⁷

Coburg war nicht der Einzige, der dem italienischen Vorbild Bewunderung zollte. Ein Aspekt, der dem britischen und dem deutschen Adel besonders gefiel, war die Art und Weise, wie Mussolini die italienische Königsfamilie in sein Regime integriert hatte. Auch wenn Jens Petersen argumentiert, dass «das Regime den Adel vornehmlich als Symbol für das hierarchische Modell verwendete, aber nicht als strategischen Faktor ansah», dürfte dies

den meisten adeligen Zeitgenossen entgangen sein.²⁸ In ihren Augen hatte Mussolini Ordnung ins Chaos der Nachkriegsjahre gebracht und ein Bollwerk gegen die Bolschewisten errichtet. In den 1920er Jahren reisten auch zahlreiche Mitglieder der britischen Oberschicht nach Italien, u.a. Winston Churchill, Harold Nicolson, der Duke of Westminster, der Duke of Buccleuch und Oswald Mosley. Churchill zeigte sich beeindruckt:

«Äusserlich hat Ihre [Mussolinis] Bewegung der ganzen Welt einen Dienst erwiesen [...]. Italien hat gezeigt, dass es Mittel und Wege gibt, die subversiven Kräfte zu bekämpfen [...]. Gegen das Gift der Russen bietet sie das notwendige Gegengift.

Von nun an wird jede grosse Nation wissen, wie sie dem Krebsgeschwür des Bolschewismus begegnen kann.»²⁹

Auch Wilhelm II. war der Ansicht, Mussolini integriere traditionelle Vorstellungen in sein Regime. Auf die Frage des *Evening Standard*, was er vom Duce halte, antwortete der ehemalige Kaiser: «Mussolini hat Ordnung in sein Land gebracht – eine echte, disziplinierte Ordnung. Heute ist Italien ein Land des Friedens, in dem die ganze Nation mit vereinten Kräften mit anpackt. Das ist Mussolinis grosse Leistung. Was für ein Mann!»³⁰

Da der König von Italien Mussolini unterstützte und dafür reich belohnt worden war, witterte auch Wilhelm II. zeitweise Morgenluft. Alfons XIII. dem ehemaligen König von Spanien, ging es nicht anders: Im Jahr 1938 erklärte er gegenüber dem Berliner Korrespondenten des International News Service, er begrüsse die Achse Berlin-Rom. Seine Tochter, die Infantin, war noch auskunftsfreudiger und teilte dem Korrespondenten mit, ihre Familie hoffe, auf den spanischen Thron zurückzukehren. Bisher habe Mussolini dies verhindert, aber sie glaube, auf Anraten der italienischen Königsfamilie werde er seine Meinung noch ändern. Mit Sicherheit hielt sie eine Verbindung zum Duce für wichtig und gewinnbringend. Auch wenn die Infantin «off the record» ein paar negative Kommentare über Mussolini machte, betonte sie die grosse Sympathie, die ihr Vater für das neue Deutschland hege.³¹

Fürst Otto II. von Bismarck lobte ebenfalls Mussolinis klugen Umgang mit der Monarchie. Im Jahr 1936 zeigte er sich nicht nur von dessen «schöner Stimme» beeindruckt, sondern vor allem davon, was er für die italienische Monarchie geleistet habe. Als Mussolini den italienischen König zum Kaiser von Äthiopien ernannte, fühlte er seine Hoffnungen in den Duce vollends bestätigt: «Der kleine König [Victor Emanuel war kleingewachsen] hätte nicht in seinen kühnsten Träumen damit gerechnet, Kaiser zu werden,»³² schrieb Bismarck. Wenn Mussolini das «Königlein» Viktor Emanuel III. zum Kaiser von Äthiopien machen konnte, schien vieles möglich.

Die Entwicklungen in Italien liessen es also durchaus verlockend erscheinen, sich den faschistischen Regimes anzuschliessen. Ein weiterer wichtiger Grund für den «Anschluss» war Hitlers Aussenpolitik. Wie wir in Kapitel 6 (über Max Hohenlohe) sehen werden, begeisterte Hitlers Politik gegenüber Österreich und der Tschechoslowakei vor allem die deutsch-österreichischen Adligen. Sie hofften auf eine «grossdeutsche Lösung» und verachteten darüber hinaus die Tschechen. Eine ihrer Hoffnungen war, dass Hitler dafür sorgen würde, ihnen ihre Besitztümer in Böhmen wiederzubeschaffen. Dies war auch einer der Gründe, warum es dem altgedienten *Go-Between* Max Egon II. Fürstenberg so leicht fiel, vom Kaiser zum Führer überzuwechseln – er hatte stets im Dienst der deutsch-österreichischen Allianz gestanden und nun bot Hitler eine moderne Variante dieser Allianz. Schon unmittelbar nach 1918 waren in Österreich diverse Interessengruppen auf den Plan getreten, die die Vereinigung mit Deutschland vorantreiben wollten.³³ Im Jahr 1920 schrieb Baernreither darüber an Fürstenberg:

«Langsam beginnen die Entente-Mächte – zumindest die Engländer und die Amerikaner – zu begreifen, dass Österreich nicht auf eigenen Füßen zu stehen vermag, doch sind sie noch weit entfernt davon, sich den Anschluss an Deutschland als mögliche Lösung auszumalen.»³⁴ Fürstenberg stimmte ihm zu und wartete auf einen Mann wie Hitler. Er fuhr zwar eine Zeitlang fort, Wilhelm II. im Exil zu besuchen. Doch er wusste allzu gut, dass der Hof seines wilhelminischen Sonnenkönigs endgültig untergegangen war, und sah

ab den 30er Jahren wenig Sinn in einer weiteren Anwesenheitspflicht.³⁵ In dem gleichen enthusiastischen Ton, den er einst für Wilhelm II. benutzt hatte, pries er nun den Führer: «es war überwältigend dem grossen Mann gegenüberzustehen.» Den «grossen Mann» zu unterstützen, schien für Fürstenberg und viele seiner Standesgenossen daher ein logischer Schritt. Im Gegensatz zu den Bolschewisten drohte Hitler auch nicht mit Enteignungen.³⁶

Dass Grossgrundbesitz durch die Machtergreifung der Nationalsozialisten gefährdet werden könnte, wurde für Fürstenberg und seine Standesgenossen schon früh durch ein Memorandum von Friedrich Svend an den deutschen Hochadel entkräftet. Svend hatte ein Gespräch mit Hitler geführt, worin er den Führer folgendermassen zitierte: «Ich denke nicht daran, den ererbten oder rechtmässig erworbenen Grundbesitz, soweit er im Dienst der Allgemeinheit Arbeit leistet und produziert, zu zerstören.» Enteignen wolle Hitler nur «ergaunerten Grundbesitz»³⁷ (was genau er mit «ergaunert» meinte, führte er nicht weiter aus). Seine Partei wolle die Unterstützung der Grossgrundbesitzer und der «Intelligenz»: «Vom Sohn des Kaisers bis hin zum letzten Proletarier» müssten sie alle zusammenarbeiten, «um den Bolschewismus zu bekämpfen». Diese erhebende Aussage liess Fürstenberg am 1. Mai 1933 Mitglied der NSDAP werden. Sein politischer Instinkt für erfolgversprechende Bewegungen hatte sich als systemübergreifend erwiesen. Im Oktober 1933 trat er vom Stahlhelm in die SA über und «machte dort seinen Dienst mit besonderer Freude.»³⁸ Zwar war Fürstenberg damals schon über 70 Jahre alt, doch seine Briefe aus der Zeit klingen durchaus luzide. Er versuchte darüber hinaus aktiv, der nationalsozialistischen Bewegung innerhalb seiner Kreise zum Durchbruch zu verhelfen, und arbeitete dabei generationsübergreifend. An den jungen Hitler-Bewunderer Fürst zu Bentheim-Tecklenburg, schrieb er:

«Du bist für mich das beispielgebende Bild eines jungen Standesgenossen, der den Sinn und Zug der Zeit rechtzeitig und richtig aufgefasst [...] hat. Ich hege die überzeugte Hoffnung, dass es Dir gelingen wird, dem von Dir geführten deutschen Adel den richtigen Weg zu weisen!»³⁹

Bentheim-Tecklenburg tat sein Bestes und er hatte Erfolg, bei Jung und Alt. Einer der Gründe, warum Adelige *en masse* in die NSDAP eintraten, war der Schneeballeffekt innerhalb der Adelshäuser. Wenn der Chef des Hauses in die Partei eintrat, folgten ihm oft Ehefrau und Geschwister, Cousins und Cousinen.⁴⁰ Der Antisemitismus der Nazi-Ideologie stellte dabei kein Hindernis dar. Wie Carl Eduard von Coburg assoziierten die meisten deutschen Adligen die Juden traditionell mit zwei Bewegungen, die ihnen aufs Tiefste widerstrebten: dem Liberalismus und dem Sozialismus. Mit der Revolution von 1917 war noch eine dritte Bewegung hinzugekommen: Die Juden galten als Steigbügelhalter des Bolschewismus, der grössten Bedrohung für die Aristokratie (wie bereits erwähnt, hatte die Deutsche Adelsgenossenschaft bereits 1920 einen Arierparagrafen eingeführt). Weitere Anreize, in die NSDAP einzutreten waren natürlich, wie Stephan Malinowski gezeigt hat, die Hoffnung auf berufliche Chancen in Militär und Diplomatie sowie eine allgemeine Statuserhöhung.

Carl Eduard betonte vor allem, wie wichtig es ihm war, sich wieder «nützlich» zu fühlen. 1939 schrieb er seiner Schwester Alice:

«Am meisten freut mich, dass sie noch immer unsere Hilfe benötigen.

Auch wenn sie heute sagen, dass die Jugend ans Ruder gehört.»⁴¹

In der Weimarer Republik waren sich die Aristokraten «nutzlos» und ausrangiert vorgekommen, doch das Dritte Reich schien sie zu brauchen. Die Prinzessin zu Wied schrieb in ihren Memoiren, ihr habe vor allem das Konzept der Nazi-Bewegung «Gemeinnutz geht vor Eigennutz» gefallen.⁴²

Trotz seines grossen Engagements für die NSDAP trat Coburg erst am 1. Mai 1933 in die Partei ein. Später erklärte er, er habe von Anfang an für die NSDAP gekämpft – gegen alle Widerstände.⁴³ Dies war jedoch nur eine Version der Wahrheit. Ein Grund für den späten Parteieintritt war seine langjährige Loyalität zu Ehrhardt. Ein weiterer Grund scheint die Tatsache gewesen zu sein, dass Coburg Hitler mehr nützte, solange er nicht offizielles Mitglied der NSDAP war. So konnte Carl Eduard sich seinen konservativen Freunden gegenüber als «ehrlicher Makler» verkaufen, während er auf subtile Weise

für Hitler Stimmung machte. Sobald Hitler jedoch an der Macht war, wurde Coburg schnell zu einem offiziellen, hoch geehrten Parteimitglied. Bei NSDAP-Veranstaltungen bekam er immer einen Platz in der ersten Reihe, Seite an Seite mit der Nazi-Prominenz. Für diesen Platz im Rampenlicht hatte er hart gearbeitet und er war entschlossen, ihn in jeder Hinsicht zu geniessen. In Berlin erhielt er nun seine eigene Adjutantur und residierte ab 1936 in einer Villa, dem «Haus Coburg». Hier konnte er sich eine Art zweiten «Hof» neben seinem Coburg Hof schaffen. Ein weiterer Vorteil dieses Berliners Hofes war, dass er sich weit weg von seiner Frau befand.

Um zu verstehen, wie wichtig Carl Eduard für Hitler wurde, muss man die regionalen, nationalen und internationalen Kontakte des Herzogs genauer betrachten – von örtlichen Coburger Geschäftsleuten bis hin zur britischen Königsfamilie.

In der fränkischen Gesellschaft gab Carl Eduard nach wie vor den Ton an und dazu gehörte auch Bayreuth mit seinem Wagner-Kosmos. In den 1920er Jahren bedeutete Bayreuth nicht nur ein Mekka für Musik, sondern auch für die Ideologie der Familie Wagner. 1921 unternahm Hitler seine erste Pilgerfahrt zum Haus Wahnfried, um dort einem seiner Helden, dem antisemitischen Schriftsteller Houston Stewart Chamberlain zu huldigen, einem Schwiegersohn Richard Wagners. Bei diesem Besuch erhielt Hitler Einblick in das ausgezeichnete Netzwerk des Wagner-Clans. Richard Wagners Witwe Cosima lebte damals noch und sie war unermüdlich damit beschäftigt, ihre gesellschaftlichen Kontakte zu pflegen. Ihr war es zu verdanken, dass Bayreuth, trotz grosser finanzieller Probleme, die Reichen und Berühmten weiterhin magisch anzog. Hierbei wurde Cosima von ihrem Schwiegersohn Houston Stewart Chamberlain unterstützt und von einer weiteren Schwiebertochter, Winifred Wagner. Die krude Ideenwelt Houston Stewart Chamberlains sagte Hitler und Carl Eduard in jeder Hinsicht zu. Neben seinem Rassenkonzept vertrat Chamberlain auch die Überzeugung, dass der Krieg zwischen den beiden «rassisch verbundenen Ländern» Grossbritannien und Deutschland ein Fehler gewesen war. Man war sich einig, diesen Fehler nicht zu wiederholen. Als Houston Stewart Chamberlain im Januar 1927 starb, be-

fanden sich unter den prominenten Trauergästen neben Hitler der ehemalige Zar von Bulgarien, Ernst II. zu Hohenlohe-Langenburg und Prinz August Wilhelm von Preussen. Carl Eduard war verhindert, schickte aber einen kostspieligen Kranz. Er besuchte auch später gern die nazifizierten Bayreuther Festspiele. Kurz vor Ausbruch des Krieges lauschten Carl Eduard und Hitler gemeinsam einer Aufführung des *Fliegenden Holländers*.

Abgesehen von seinem fränkischen Netzwerk bot Carl Eduard Hitler auch auf nationaler Ebene viele nützliche Kontakte. Der Herzog war mit zahlreichen Angehörigen der protestantischen Adelshäuser Deutschlands bekannt, befreundet und verschwägert. Seine Schwägerin war zum Beispiel mit August Wilhelm von Preussen (Auwi) verheiratet gewesen, einem der jüngeren Söhne Kaiser Wilhelms II. Auch wenn sich die beiden 1920 scheiden liessen, weil Auwi homosexuell war, liess Carl Eduard ihn nicht fallen. Schliesslich war er mit Auwi und dessen Bruder, dem preussischen Kronprinzen Wilhelm, zusammen aufgewachsen.

Hitler zog seinen Nutzen aus diesen vielseitigen Kontakten. Bevor er an die Macht kam, war vor allem Carl Eduards aristokratisches Netzwerk *innerhalb* Deutschlands für ihn hilfreich. Als der Adel im Jahr 1930 in Pommersfelden über die Zukunft der Monarchie diskutierte, wurde der Herzog von Mecklenburg als möglicher Nachfolger von Präsident Hindenburg gehandelt. Natürlich wollte Hitler daraufhin Mecklenburg unbedingt kennenlernen, auch um festzustellen, ob er ihm als Rivale gefährlich werden konnte. Carl Eduard arrangierte ein Treffen⁴⁴ und Hitler konnte sich davon überzeugen, dass der Herzog von Mecklenburg keine ernsthafte Bedrohung für ihn darstellte.

Dennoch blieb weiterhin offen, welche der rechtsradikalen Parteien am Ende die Oberhand gewinnen würde. Carl Eduard setzte sich mehrfach für eine Sammlung aller völkisch gesinnten Kräfte ein und im Oktober 1931 schien diese in greifbarer Nähe zu rücken. Zusammen mit dem Medienmogul Alfred Hugenberg organisierte Carl Eduard ein Treffen aller antidemokratischen rechten Gruppierungen in der kleinen Kurstadt Bad Harzburg. Hugenberg war Vorsitzender der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP), die stark

antisemitisch geprägt war. Neben der DNVP kamen die NSDAP, Stahlhelm, Alldeutscher Verband und der Bund der Frontsoldaten nach Bad Harzburg. Ihr Ziel war es, unter dem Namen «Harzburger Front» eine Einheitsfront gegen die Weimarer Republik zu bilden. Die Namenswahl war alles andere als glücklich – die linke Presse verspottete Carl Eduard als «Herzog von der Harzburger Front». Allzu sehr erinnerte «Harzburg» an den übelriechenden Harzer Käse, der in Bad Harzburg produziert wird. Und nicht nur den Linken «stank» die Harzburger Front – trotz aller Bemühungen Coburgs kam es hinter den Kulissen zu Reibereien zwischen den Gruppierungen. Im Zentrum der Unruhen stand Hitler, der seine Rivalen gekonnt gegeneinander ausspielte. Er hatte nie ernsthaft vorgehabt, sich mit irgendwem zusammenzuschließen. Sein Ziel war und blieb die absolute Macht.

Carl Eduard versuchte jedoch weiterhin, Konservative und Rechtsradikale unter einem Banner zu vereinen. Bei der Wahl des Reichspräsidenten im Jahr 1932 wurde seine Geduld erneut auf eine harte Probe gestellt: Allen Widrigkeiten zum Trotz versuchte der Herzog, DNVP und NSDAP dazu zu bringen, sich auf einen Kandidaten zu einigen – ohne Erfolg.⁴⁵ Die DNVP schickte ihren eigenen Kandidaten ins Rennen. Im ersten Wahlgang erhielt Hindenburg 49,3 Prozent und Hitler 30,1 Prozent der Stimmen, der Kandidat von DNVP und Stahlhelm, Duesterberg, wurde nur Dritter. Es war keine Überraschung, dass die NSDAP ihr bestes Ergebnis in der Stadt Coburg erzielte: 48,1 Prozent. Im zweiten Wahlgang unterstützte Carl Eduard öffentlich Hitler – eine bemerkenswerte Geste für jemanden, der bislang das ganze rechte Feld bespielt hatte. Die Coburger folgten seinem Beispiel: Hitler erhielt in Coburg 57,1 Prozent der Stimmen, im übrigen Deutschland dagegen nur 36,8 Prozent.⁴⁶

Am Ende triumphierte trotz allem Hindenburg über Hitler. Carl Eduard setzte jedoch seine Propaganda für die NSDAP fort. Sogar die Hochzeit seiner ältesten Tochter ein paar Monate später machte er zu einem Spektakel, bei dem er seine Nazi-Unterstützung demonstrierte. Die Hochzeit war eine wunderbare Gelegenheit für ihn, zwei seiner neuen Lebensziele miteinander zu verknüpfen: für den Aufstieg der Nazis zu arbeiten und gleichzeitig seiner Familie zu internationalen Prestige zu verhelfen. Die Reputation der Coburgs

war durch den Ersten Weltkrieg international beschädigt worden, doch dank der Heirat seiner Tochter Sibylla mit Gustav Adolf, dem Sohn des schwedischen Kronprinzen, konnte Carl Eduard dem angeschlagenen Haus Coburg neuen Glanz verschaffen. Die pflichtbewusste Sibylla tat, was ihr Vater von ihr erwartete. Ihr deprimiert wirkender Blick auf den Hochzeitsfotos gibt bereits einen Hinweis auf ihr späteres Leben in Schweden. Es verlief nicht so erfolgreich, wie ihr Vater es sich erhofft hatte, und sie wurde nie schwedische Königin.⁴⁷ Viele hochrangige Parteimitglieder waren zur Hochzeit eingeladen und nutzten die Gelegenheit ausgiebig, um sich mit der alten Elite zu mischen. Die ganze Stadt war mit Nazi-Fahnen geschmückt und zu Ehren des glücklichen Paares gab es einen Fackelzug. Hitler und Göring gratulierten telegrafisch. Die Hochzeit bot der herzoglichen Familie eine ausgezeichnete Möglichkeit, nur 14 Jahre nach dem Krieg endlich wieder im Mittelpunkt der internationalen Gesellschaft zu stehen. Zwar dominierten deutsche und schwedische Adlige die Gästeliste, doch es feierten auch zahlreiche britische Verwandte mit, wie Seine Königliche Hoheit Prinz Arthur von Connaught, dessen Schwester Lady Patricia Ramsay und natürlich Prinzessin Alice.⁴⁸ Die Anwesenheit der Briten war Zeugnis dafür, dass sich die Beziehungen zwischen der Royal Family und ihrem deutschen Zweig normalisiert hatten.

Da die Hochzeitsfeierlichkeiten ein grosser Erfolg gewesen waren, hoffte Carl Eduard, diesen Coup mit seinen anderen Kindern wiederholen zu können: Eine seiner Cousinen war Wilhelmina, die Königin der Niederlande, und die Verbindung von Wilhelminas Tochter Juliana mit Coburgs ältesten Sohn Johann Leopold wäre ideal gewesen. Das Projekt scheiterte. Die Schuld dafür gab Carl Eduard (der schon immer ein schlechter Verlierer gewesen war) seinem «nutzlosen» Sohn. Johann Leopold hatte alles andere als einen guten Ruf und als er auch noch morganatisch heiratete, wurde er von seinem Vater endgültig von der Erbfolge ausgeschlossen. Auch seine anderen Kinder enttäuschten Carl Eduard – ein weiterer Sohn war latent homosexuell und seine jüngere Tochter Victoria Melita (Calma) heiratete grundsätzlich die falschen

Männer. Nach dem Krieg beschuldigte sie ihren Vater, sie seit ihrem 12 Lebensjahr sexuell missbraucht zu haben, was ihr Bruder Johann Leopold bestätigte (er selbst wurde 1948 wegen Unzucht mit seiner Tochter zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt).⁴⁹ Ob Carl Eduard wirklich Victoria Melita missbraucht hat, konnte nicht mehr nachgewiesen werden. Doch wenn man sich Familienfotos ansieht, wirken die Coburger Kinder alles andere als glücklich. Der Vater befahl sie wie eine Militärkompanie und sie schienen zeitlebens eine Mischung aus Hass und Angst für ihn empfunden zu haben.

Härte legte Carl Eduard nicht nur gegenüber seinen Kindern an den Tag. Hitler wusste, dass er sich auf Coburgs Skrupellosigkeit voll und ganz verlassen konnte. Die nationalen und regionalen Kontakte des Herzogs in Deutschland waren nützlich gewesen, aber sobald Hitler an der Macht war, brauchte er sie nicht mehr. Entscheidend wurde nun, was Carl Eduard auf internationaler Ebene bieten konnte: seine Kontakte im Ausland. Aus diesem Grund erhielt Coburg 1934 den Titel eines «Repräsentanten der Reichsregierung im Ausland mit Sonderauftrag.» Seine Fähigkeiten konnte er erstmals auf einer Fernreise im Jahr 1934 unter Beweis stellen, die ihn über England und Amerika bis nach Japan führte. In seiner anschließenden Denkschrift berichtete er über Roosevelts New Deal, seine Eindrücke über die schwarze Bevölkerung in Amerika (die gut unter Kontrolle sei) und seine Befürchtung, dass die deutschstämmigen Amerikaner nach und nach ihre Verbindung zum Vaterland verlören. Auf dieser ersten Weltreise benahm Carl Eduard sich, als wäre er nach wie vor Chef eines regierenden Hauses: Er verteilte signierte Fotoporträts von sich an seine diversen Gastgeber, wobei die Vergabe einer streng hierarchischen Ordnung folgte – je nach gesellschaftlichem Status erhielt der Empfänger entweder ein Bild im preiswerten Holzrahmen oder in einem aus elegantem Leder.⁵⁰

Auch wenn die Amerikaner vom Besuch des Herzogs angetan waren, so bildeten sie nur einen Nebenschauplatz. Die zweite, wichtigere Etappe der Reise führte Carl Eduard nach Japan. Nach dem Krieg behaupteten seine Anwälte zwar, der Herzog sei an keinerlei Verhandlungen über den deutsch-ja-

panischen Antikominternpakt beteiligt gewesen, doch seine Reise war Teil einer grösser angelegten Propagandatour. Es war ausgesprochen geschickt, einen hochrangigen Nationalsozialisten, der einen beeindruckenden adligen Stammbaum vorzuweisen hatte, zu den in strengen Hierarchien denkenden Japanern zu schicken. Die Geste demonstrierte Achtung vor der japanischen Monarchie und zeigte, welchen hohen Stellenwert die neue deutsche Regierung immer noch alten Traditionen beimass. Coburg war seit 1933 Präsident des Deutschen Roten Kreuzes, und in dieser Funktion besuchte er auch offiziell eine Konferenz in Japan. Ihn zum Präsidenten des Roten Kreuzes zu machen, war ebenfalls ein cleverer Schachzug der Nazis gewesen. Zunächst einmal war die Tatsache, dass ein Mitglied der alten Elite diese Position ausfüllte, ein deutliches Zeichen für Kontinuität und Stabilität. Der Adel wurde traditionell mit karitativen Aufgaben in Verbindung gebracht, und Carl Eduards distinguiertes Name half dabei, zu verschleiern, dass das Deutsche Rote Kreuz längst dabei war, in eine NS-Organisation umgewandelt zu werden. Zum anderen war dieses Amt eine gute Tarnung für Carl Eduard: Er konnte unter der Flagge des Deutschen Roten Kreuzes seine Kontakte ausbauen und ins Ausland reisen, ohne dass jemand Verdacht schöpfte.

Der gesamte Japanbesuch verlief ausgesprochen erfolgreich. In Begleitung des deutschen Botschafters Willy Noebel nahm Coburg an mehreren glanzvollen gesellschaftlichen Festen teil und erwähnte in Reden immer wieder «seine persönliche Beziehung zum Führer.»⁵¹

Diese Weltreise fand unter den Augen der Öffentlichkeit statt, doch Carl Eduard wurde auch für «verdeckte» Missionen eingesetzt. Seine Hauptaufgabe war es, inoffizielle Kanäle zu den höchsten Kreisen Grossbritanniens aufzubauen.

1934 hatten die Nazis alle monarchischen Organisationen in Deutschland verboten. Aber auch wenn Hitler sich der Monarchisten im eigenen Land entledigt hatte, so versuchte er nach wie vor, überzeugte britische Monarchisten für sich zu gewinnen.

Es ist überraschend, wie viel Energie von Hitler persönlich in die Eroberung der englischen Oberschicht investiert wurde. Schon Zeitgenossen be-

zeichneten den Führer als einen «anglophilen Romantiker».⁵² Seine Hoffnung auf eine Annäherung an England ist oft belächelt worden, doch die Begeisterung der britischen Oberschicht für autoritäre Regimes bot lange Zeit sehr viel mehr Raum für nationalsozialistische Annäherungsversuche als bisher angenommen.

Der britische Adel wird mitunter als politisches Vorbild für das restliche Europa dargestellt. Es sei unter anderem dieser Gruppe zu verdanken, dass in Grossbritannien niemals ein Mussolini, Horthy oder Hitler an die Macht kommen konnte. Peregrine Worsthorne vertritt diese These in seinem Buch *In Defence of Aristocracy*: Die britische Aristokratie habe «drei Jahrhunderte lang [...] die Rechte und Freiheiten aller Briten so wirkungsvoll [verteidigt], dass es keiner schriftlichen Verfassung bedurfte».⁵³ Auch David Cannadine, der als Historiker am entgegengesetzten Ende des politischen Spektrums von Worsthorne angesiedelt ist, beschreibt das Verhalten des britischen Adels in den Zwischenkriegsjahren als eine Form von stoischer Zurückgezogenheit. Den Machtverlust habe man klaglos hingenommen. Das allgemeine Urteil lautet daher, dass der westeuropäische Adel bis auf wenige exzentrische Ausnahmen (das «Cliveden Set») und Charaktere, wie man sie in Romanen wie *Was vom Tage übrigblieb* von Kazuo Ishiguro findet, im Grossen und Ganzen apolitisch blieb. Was dabei übersehen wird, ist, dass viele britische Adlige schon lange vor dem Krieg rechtsradikales Gedankengut vertraten und dass sich dies nach dem Ersten Weltkrieg noch verstärkte. Die Gruppe der *Diehards* (der Ultrakonservativen) sprachen sich schon vor 1914 für ein nationales und militärisches «Erwachen» aus, bekämpften die Reform des House of Lords und versuchten, *Homerule* (die Selbstverwaltung) für Irland zu verhindern.⁵⁴ Nach 1918 wurden ihre Ängste vor gesellschaftlichen Unruhen noch vehementer.

Für einen Grossteil des Adels befand sich die britische Nachkriegsgesellschaft in einer tiefen Krise. Grossbritannien schien den Krieg zwar gewonnen, aber den Frieden verloren zu haben. Die neuen wirtschaftlichen und politischen Herausforderungen stellten sich tatsächlich als immens heraus. Das Empire erreichte zwar dank des Versailler Vertrags seine grösste Ausdehnung, aber diese Überexpansion führte auch zunehmend zur Überforderung.

Die liberale Partei war nach dem Krieg zerbrochen, die Labour Party stellte mit Ramsay MacDonald einen schwachen Premierminister, die Konservativen zeigten keinerlei Reformwillen und die Monarchie verharrte in Aspidochelone. Als Reaktion auf diese Verhältnisse wandte sich ein Grossteil der führenden Intellektuellen nach links, während Angehörige der Aristokratie und der Royal Family die entgegengesetzte Richtung einschlugen.

David Cannadine hat in seiner Untersuchung des britischen Adels festgestellt, dass er die natürliche Zielscheibe der Kommunisten war. Wenn dies der Fall ist, wäre es naheliegend anzunehmen, dass der britische Adel sich gegen den Kommunismus engagiert hätte. Doch Cannadine scheint sich für die weiteren Implikationen seiner Aussage nicht zu interessieren. Für ihn ist der Kommunismus kein nennenswerter Beschleuniger für das politische Handeln des Adels in der Zwischenkriegszeit. Tatsächlich hat er nicht erkannt, warum und vor allem *an welcher Stelle* sich die gesamte britische Oberschicht ernsthaft durch den Bolschewismus bedroht fühlte: Wie bereits in Kapitel 3 gezeigt, fürchtete der britische Adel nichts mehr als den Zerfall des Empires. Und dieses Empire sah man von kommunistischer Unterwanderung bedroht. Aus diesem Grund stieg das Interesse an antikommunistischen Politikern wie Mussolini, Miklos Horthy und Franco. Die Beziehung zu Hitler-Deutschland verlief komplizierter, aber spätestens nach dem Ausbruch des spanischen Bürgerkriegs wurde auch er von grösserem Interesse. Der britische Historiker Maurice Cowling, schrieb über diese Entwicklung: «Die Enttäuschung über den Völkerbund, die Intervention der Russen in Spanien und Labours Hysterie gegen Franco wendeten das Blatt [in Richtung Deutschland].»⁵⁵

Dass aus Spanien 1931 eine Republik wurde, erlebte der britische Adel und seine kontinentalen Standesgenossen als kollektiven Schock. Fürstin Löwenstein schrieb über die Abdankung von König Alfons XIII.:

«Wir sind auch namenlos erschüttert über die Nachrichten aus Spanien, so furchtbar schnell ist es gekommen und auch so sang und klanglos, wie alle unsere Fürsten abgedankt haben.

Ob es wirklich notwendig war? Man kann nicht annehmen, dass der König [Alfons XIII] die Nerven verloren hat, das würde ihm gar nicht gleich sehen [...]. Undankbare Bestien sind all diese Völker! [...] Sobald die sozialistische Regierung festsetzt, werden sofort die Enteignungsgesetze kommen. Diese Schweine von Franzosen sind wieder einmal dahinter gewesen [...] die übrige deutsche Presse wird wahrscheinlich sehr erfreut sein, dass wieder eine Republik gegründet wird, nur wird es sicher eine ganz französisch orientierte sein.»⁵⁶

Nicht nur die deutsch-österreichische Fürstin Löwenstein fürchtete sich vor den Folgen einer weiteren Abdankung. Über die dynastischen Netzwerke erreichten die Nachrichten aus Spanien auch schnell Grossbritannien. König Alfons' britische Frau Victoria war eine Cousine von Georg V, die aus erster Hand über die Situation in Spanien berichtete. Doch auch ohne ihre Berichte blieb es dem britischen Establishment nicht verborgen, dass in Spanien nun der Kampf der Ideologien ausgefochten wurde. Britische Politiker glaubten, Partei ergreifen zu müssen. Franco galt unter britischen Konservativen, so Maurice Cowling, als «christlicher Gentleman», und «man erwartete nicht, dass britische Interessen leiden würden, wenn er sich durchsetzte».⁵⁷ Fürst Otto II. von Bismarck schrieb im August 1936 an das Auswärtige Amt in Berlin, er habe das Gefühl,

«dass jedenfalls in konservativen [britischen] Kreisen ein Sieg der Militärpartei [Franco] erhofft wird, und auch die Presse der letzten Tage bestätigt diesen Eindruck. Jedenfalls erscheinen in den Zeitungen viel mehr Berichte über Greuelthaten der Linken und freundlich gehaltene Artikel über Zustände bei den Truppen der Militärgruppe.»⁵⁸

In London machte vor allem der ultrakonservative Herzog von Alba (der später offizieller spanischer Botschafter in Grossbritannien werden sollte) Propaganda für Franco. Albas voller Name lautete Jacob Stuart Fitz-James y Falco, Herzog von Berwick und Herzog von Alba. Sein Vorfahre war James Fitz-James Herzog von Berwick, ein natürlicher Sohn des Herzogs von York, des späteren Königs Jacob II. und Arabella Churchills (die wiederum eine Schwester des Herzogs von Marlborough war und damit eine Vorfahrin Win-

ston Churchills). Alba gehörte damit nicht nur zur führenden Adelsfamilie Spaniens, sondern war auch Teil der englischen Aristokratie und mit Churchill weitläufig verwandt.⁵⁹ Churchill, dessen Weltbild von seiner Herkunft geprägt war, fühlte sich Alba verbunden. Die enge Beziehung der beiden zeigt auch wieder das «lange Gedächtnis» des Adels. Obwohl 250 Jahre seit dem ersten Kontakt der Churchill-Familie mit Spanien verstrichen waren, wurde diese Verbindung weiterhin gepflegt.

Bis heute ist Albas Einfluss auf Churchills Politik gegenüber Spanien nicht untersucht worden. Auch wenn Spanien sich im Zweiten Weltkrieg neutral erklärte, würde Churchill regelmässig mit Alba während des Krieges privat dinieren und ihm Vorzugsbehandlungen angedeihen lassen, die sich selbst in kleinsten Gesten äusserte. Als 1943 ein englischer Kommandant anfragte, ob man mit dem Herzog von Alba und spanischen Offizieren bei einem Fest zusammenkommen dürfe, antwortete der überarbeitete Premier persönlich: «Wir dürfen auf keinen Fall den Herzog von Alba herabsetzen, der ein guter Freund dieses Landes ist.»⁶⁰

Der Herzog von Alba würde nicht nur Einfluss auf Churchill ausüben. Albas Berichte über den spanischen Bürgerkrieg hatten seit 1936 dazu geführt, dass grosse Teile der britischen Oberschicht sich mit Franco identifizierten. Konkrete Hilferufe seitens spanischer Adliger verfehlten dabei nicht ihre Wirkung und emotionalisierten die Situation. Im Juni 1937 musste zum Beispiel Don Javier Bermejillo (Spitzname: «der Tiger»), ein guter Freund des Duke of Windsor, in der rumänischen Botschaft in Madrid Zuflucht suchen. Er schrieb an Windsor:

«Die moralischen und körperlichen Leiden, die wir durchleben, sind unbeschreiblich, mehr als zwölf Pfund habe ich bereits abgenommen. Meine eigentliche Qual ist jedoch nicht die Angst davor, erschossen zu werden, wie bereits mehr als 70.000 allein in Madrid, sondern nicht in der Lage zu sein, mich auf die Seite derer zu schlagen, die für ihre Ideale kämpfen und sterben.»

Bermejillo bat den Duke of Windsor, ihn aus Spanien herauszuholen, was diesem auch gelang.⁶¹

Dank einer grossen Forschungsliteratur und Romanen wie Ernest Hemingways *Wem die Stunde schlägt* wissen wir viel über die prominenten Unterstützer der spanischen Republikaner. Sehr viel weniger wissen wir jedoch darüber, wie viele europäische Adlige auf der anderen Seite, in Francos Armee, kämpften. Nicht nur der britische Adel fühlte sich zu Franco hingezogen. Da Hitler Francos Truppen unterstützte, war vor allem der deutsche Adel an diesem Krieg interessiert. Fürstin Löwenstein sah sich selbst als eine von zahlreichen Adligen, die den *Generalissimo* unterstützten. Trotzdem zog sie es vor, wenn die Kinder ihrer Standesgenossen nicht direkt involviert waren. An ihren Mann schrieb sie 1936, dass

«der junge Metternich – er ist 19 Jahre alt – nach Spanien gefahren [ist], um in der Armee Franco zu kämpfen! Es ist mir unbegreiflich, dass man das erlaubt hat, er ist doch der einzige Erbe und doch kein Spanier, sondern ein Deutscher, ich begreife nicht, dass Mutter und Vormund das zugegeben haben. Ich weiss gar nicht, wer drankommen würde, wenn er fallen würde und dabei noch die Angst, dass er massakriert wird, von diesen Bestien.»⁶²

Dazu kam es nicht – nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Metternich Präsident des ADAC.

Als Francos Truppen 1939 den Bürgerkrieg gewannen, ging durch viele Adelsfamilien ein Seufzer der Erleichterung. Auf das Schlachtfeld wollte man seine Kinder nicht schicken, aber moralische Unterstützung gab man Franco bereitwillig.

Coburg tat daher sein Möglichstes, um das Thema Spanien für seine *Go-Between-Missionen* in Grossbritannien zu nutzen. Er wusste, dass man die britische Oberschicht damit beeindrucken konnte, wie erfolgreich Hitler an dieser Front den Bolschewismus bekämpfte: Hier war ein Mann zu bewundern, der die Einmischung der Russen in Spanien verhinderte und auch in seinem eigenem Land die Macht der Gewerkschaften gebrochen hatte. Das machte Eindruck im britischen Establishment, wo der Antibolschewismus eine «*unspoken assumption*», eine unausgesprochene Annahme darstellte. Ein anonymes Mitglied der Cambridger Apostles rebellierte in den 1930er Jahren vehement gegen diese Prämisse:

«Wir alle waren im wehrfähigen Alter, und der Krieg, den wir kommen sahen, war eindeutig keiner, in dem wir kämpfen wollten. Bereits jetzt wusste jeder, der klar bei Verstand war, dass es das Hauptziel der britischen Politik war, ein wiederbewaffnetes Deutschland Richtung Osten zu schicken.»⁶³

Hitler hoffte auf eine derartige Aufgabenverteilung. Da er eine stillschweigende Unterstützung Grossbritanniens für seine Pläne im Osten brauchte, tat er viel für eine Annäherung an Grossbritannien. Dazu gehörte auch, dass Carl Eduard in den 1930er Jahren immer wieder nach London reiste, um die deutsch-britischen Beziehungen zu verbessern. Der Herzog von Coburg war jetzt nicht mehr der gesellschaftliche Aussenseiter von 1918, sondern ein willkommener Gast in Londoner Salons. Das verdankte er zwei Faktoren: Mitgliedern der Royal Family und der Tatsache, dass sich die Haltung der britischen Gesellschaft gegenüber Deutschland wandelte.

Dass er überhaupt wieder eingeladen wurde, hatte er seiner Schwester Alice zu verdanken. Sie war gesellschaftlich einflussreich und sorgte unermüdlich für seine Rehabilitierung. Wie sehr sie sich für ihren Bruder einsetzte, zeigen Carl Eduards Taschenkalender: Er hatte seit 1932 wieder uneingeschränkten Zugang zur Royal Family. Seine Besuche bei Hofe waren inoffiziell und tauchten nicht im Court Circular auf, doch in seinen Taschenkalendern sind sie genau verzeichnet. Im Januar 1932 und 1933 lud man Carl Eduard nach Sandringham ein, wo Georg V. und Queen Mary ihre Weihnachtsferien verbrachten. In seinem Taschenkalender steht zum Beispiel für den 15. Januar 1933 der Eintrag: «Kirche. May [Queen Mary] zeigt Schloss. Nachmittags Garten und Stadt angesehen mit Elizabeth.»⁶⁴ Bei Elizabeth handelte es sich um die spätere Queen Elizabeth (die Mutter von Queen Elizabeth II.). Sie hatte 1930 Mussolinis Italien bereist und 1929 inkognito Deutschland. Es ist daher anzunehmen, dass Coburg auf seinem Spaziergang mit ihr über die neuen politischen Entwicklungen in diesen beiden Ländern gesprochen hat. Sechs Monate später würde Elizabeth ihre kleinen Töchter zum faschistischen Gruss animieren.

Coburg traf in dieser Zeit auch Elizabeths Mann, den späteren König Georg VI., dessen Bruder, den Duke of Gloucester, und «Tante» Beatrice

(Queen Victorias Tochter Beatrice). Wie wir noch sehen werden, wurde bei diesen Besuchen sein wichtigster Gesprächspartner der Prince of Wales.

Seit 1932 besuchte Coburg England mehrmals im Jahr. Er kam immer in entscheidenden politischen Momenten und er brachte häufig hochrangige Nazis mit – ein peinliches Detail, das seine Schwester Alice nach dem Krieg herunterzuspielen versuchte. In ihren Memoiren schrieb sie:

«Eines Tages assen Granpa [ihr Ehemann, ‚Algy‘ Athlone, der Bruder von Queen Mary], Charlie und ich mit Ribbentrop zu Mittag. Dessen ununterbrochenes Gerede über das ‚Neue Deutschland‘ empfanden wir als anstössig.»⁶⁵

Alice versuchte, sich hier als Skeptikerin gegenüber Nazi-Deutschland darzustellen. Wie so viele britische Adlige machte sie sich über Ribbentrop lustig – allerdings erst nach Kriegsausbruch. Zehn Jahre zuvor war er ihr ein willkommener Gast gewesen, immerhin arbeitete ihr Bruder eng mit ihm zusammen. Auch Alice Ehemann Algy Athlone fand Ribbentrop damals alles andere als «anstössig». Athlone war Kanzler der Universität London und Ribbentrop spendete der Universität 1937 Bände der *Monumenta Germaniae Historica*. Zwar protestierten ein paar Studenten, als Ribbentrop bei der feierlichen Übergabezeremonie erschien, doch das tangierte die Athlones kaum.

Dass Coburg es schaffte, eine besondere Rolle in Grossbritannien zu spielen, wurde nach dem Krieg von NS-Diplomat Carl August Clodius, bestätigt. Clodius war in sowjetische Gefangenschaft geraten und wurde 1946 verhört. Er sagte aus:

«Der Herzog von Coburg war ein enger Verwandter des englischen Königshauses und hatte seine Jugend am englischen Hof verbracht. Zum Zwecke einer deutsch-englischen Annäherung bot er seine gesellschaftlichen Verbindungen auf, und als Vorsitzender [der Deutsch-Englischen Gesellschaft] versuchte er, viele prominente Engländer nach Deutschland einzuladen und sie mit wichtigen Deutschen bekanntzumachen. Damals in England war es nicht nur Lord [sic!] Mosley [...], vielmehr waren zahlreiche dem Herzog von Coburg nahestehende Vertreter der briti-

schen Gesellschaft bereit, in diesem Sinne zu handeln. Auch in Deutschland gab es Befürworter einer Annäherung an England unter den Anführern der NSDAP.

Hier ist vor allem Hess zu nennen, der in Ägypten aufgewachsen war und sich daher gut mit der Mentalität der Engländer auskannte. Hess unterhielt einflussreiche Kontakte in London. Dann gab es noch Rosenberg, der viele Jahre lang als Ersatz für Aussenminister Neurath galt. Auch er befürwortete die britische Ausrichtung der deutschen Aussenpolitik.»⁶⁶

MI5 hatte Ribbentrops Modus Operandi in Grossbritannien früh erkannt. In einem Bericht, den der russische Spion Anthony Blunt nach Moskau weiterleitete, wurde von MI5 beschrieben, wie häufig Mitarbeiter von Ribbentrops Dienststelle zwischen Berlin und London pendelten:

«Im Wesentlichen bestand ihre Aufgabe darin, die öffentliche Meinung in Grossbritannien auf möglichst breiter Front zu beeinflussen und in eine pro-deutsche Richtung zu lenken. Der Dienststelle [Ribbentrop] gehörten Personen an, die mit Vertretern des Königshauses, der Diplomatie, der Politik und der Industrie in Verbindung standen.»⁶⁷

Ribbentrop war ein Kenner, wenn es um den Aufbau von Netzwerken ging. Ein weiterer seiner Mitarbeiter, Wilhelm Rodde, wurde von den Russen nach dem Krieg über diese Methode verhört:

«Ribbentrop begann seine Arbeit mit einer Reihe von Reisen nach England und Frankreich, wo er sich mit seinen ausländischen Freunden traf, um sie auf seine Seite zu ziehen und sie für seine Arbeit zu interessieren. In Frankreich lebte der berühmte Marquis de Polignac, der Besitzer einer berühmten Champagnermarke [Pommery, die auch unter der deutschen Besatzung florieren sollte], und in England Sir Alexander Walker vom Whiskyhersteller Walker. Beide waren alte Geschäftsfreunde von Ribbentrop und halfen ihm dabei, seine politischen Ziele zu erreichen.»⁶⁸

Auch der Herzog von Coburg half Ribbentrop, wo er nur konnte. Ein Weg dazu war die «countryhouse Politik.» Die *countryhouse* Politik war nicht nur

ein britisches Phänomen. Wie bereits beschrieben, boten deutsche Adlige seit den 1920er Jahren der radikalen Rechten ihre Schlösser für geheime Zusammenkünfte an. Coburg versteckte sogar seine rechtsradikalen Freunde in seinen diversen Schlössern und später nutzte er diese Orte auch für diskrete Treffen (u.a. kam Miklos Horthy zur Jagd auf Coburgs Schloss Hinterriess in Österreich). An solchen Jagdwochenenden gelang es Carl Eduard noch einmal, den alten Vorkriegscharme für seine Gäste herbeizuzaubern und gleichzeitig Politisches zu besprechen. Ähnliches wollte er nun auch für Ribbentrop und die NSDAP in Grossbritannien leisten.

Das Problem war jedoch, dass Carl Eduard hier kein Landhaus mehr besass. Also musste Alice einspringen. Ihr Landhaus Brantridge Park hatte einen untadeligen Ruf, hier verkehrte regelmässig Alice Schwägerin, Queen Mary.⁶⁹ Damit war Brantridge auch für andere hochrangige Besucher attraktiv und das wiederum kam Coburg entgegen. In ihren Memoiren schrieb Alice lediglich: «Mein Bruder Charlie besuchte uns mehrmals, und er war so glücklich, zwischen den zahlreichen Reliquien von Claremont».⁷⁰

Es waren jedoch nicht nur die Möbel aus seinem ehemaligen britischen Heim Claremont, die ihm Trost spendeten. In Brantridge, weit weg von den Augen neugieriger Journalisten, konnte er für seine geheimen Treffen eine entspannte Atmosphäre schaffen. Die wunderschöne Umgebung (und die illustre Gastgeberin Alice) beeindruckten britische und deutsche Besucher. Wie viele solcher Treffen stattfanden, ist nicht mehr nachweisbar; lediglich ein paar Dankesbriefe geben uns eine Ahnung davon. Als beispielsweise 1936 die Rheinland-Krise zu Hitlers Zufriedenheit gelöst worden war, schrieb Carl Eduard an seine Schwester:

«Liebste Tigs,
ich weiss nicht, wie ich dir für all die Gastfreundschaft danken kann, die Brantridge mir und meinen Begleitern gewährt hat. Zumindest möchte ich dir noch einmal von ganzem Herzen danken dafür, wie sehr du mir geholfen hast, und für deine Zuneigung. Du und Alge seid mir wirklich

die Liebsten. Ihr beide habt Brantridge in ein echtes zweites Claremont für mich verwandelt. Ich fühlte mich sowohl bei euch, dass ich, als ich Croydon [den damaligen Londoner Flughafen] verlies, das Gefühl hatte, ich verliesse mein Zuhause.»⁷¹

Wie üblich war Carl Eduard in diesem Brief vorsichtig. Mit «meinen Begleitern» meinte er seine Parteiliebe, die er mit britischen Politikern in Brantridge zusammenbrachte. Einer davon war Kriegsminister Duff Cooper gewesen. Wie üblich fungierte Alice als Gastgeberin, doch Duff Cooper war sehr viel schwerer zu beeindrucken als andere Gäste. Er schrieb über das Erlebnis:

«Eigentlich ging es nur darum, den Herzog von Coburg, ihren Bruder, zu treffen. Es war eine trübselige Gesellschaft – wie in einem kleinbürgerlichen deutschen Haushalt. Ich musste unwillkürlich an die Zeit zurückdenken, als ich in Hannover Deutsch lernte. Ganz taktvoll liess man mich mit dem Herzog von Coburg nach dem Mittagessen allein, damit er mir die aktuelle Situation in Deutschland erklären konnte. Er versicherte mir, Hitler habe friedliche Absichten. Mitten im Gespräch erschien die Herzogin mit ein paar abscheulichen Bändern, um ihn zu fragen, welche davon sie für den Trauerkranz zur Beerdigung [von Georg V.] aussuchen solle. Er schickte sie mit einer Flut gemurmelter deutscher Flüche fort, und danach hatte er den Faden verloren.»⁷²

Selbst wenn Carl Eduard in der Lage gewesen wäre, sich besser zu konzentrieren, war die Unterredung eine Zeitverschwendung. Duff Cooper war zwar ein enger Freund des pro-deutschen Prince of Wales, doch er blieb den Nazis gegenüber misstrauisch. Am Tag nach der Unterzeichnung des Münchner Abkommens trat er von seinem Amt zurück.⁷³

Britische Abgeordnete für Deutschland zu begeistern, war alles andere als einfach, doch Coburgs Titel hatte noch immer eine gewisse Sogkraft. Dass man mit einem bedeutenden Namen in London Eindruck machte, zeigt auch das Beispiel Fürst Ottos II. von Bismarck. Bei einer Chatham-House-Diskussion im April 1933 brachte er dem britischen Publikum die Politik der NSDAP nahe. Ein anderer Diskussionssteilnehmer, Colonel Christie, lobte Bismarck:

«Die Tatsache, dass ein Mann aus einer so ehrwürdigen und traditionsreichen Familie [wie die Bismarcks] die Nazi-Bewegung voll und ganz unterstützt, sollte uns dazu anhalten, ohne Vorbehalte die Fundamente dieses etwas zügellos wirkenden Nationalismus, der von Millionen gebildeter Deutscher akzeptiert wird, genauer anzusehen.»⁷⁴

Heute wissen wir, dass Christie für den britischen Geheimdienst tätig war und sich daher als deutschfreundlich ausgeben musste (zeitweise scheint er es auch tatsächlich gewesen zu sein). Aber was er sagte, entsprach durchaus der Überzeugung vieler. Wenn die Spitzen der deutschen Gesellschaft (wie Bismarck und Coburg) das Hitler-Regime unterstützten, dann konnte man zumindest sicher sein, dass es sich dabei nicht um eine gefährliche revolutionäre Bewegung handelte. Otto II. von Bismarck vertrat natürlich sein Land als *offizieller* Diplomat, aber wenn selbst ein «Privatmann» wie der Herzog von Coburg, seines Zeichens Enkel von Queen Victoria, Hitler bewunderte, dann wirkte dies noch überzeugender.

Kurioserweise lieferten sich der offizielle und der private Nazi-Diplomat hinter den Kulissen einen heftigen Machtkampf. Obwohl sie beide aktive NSDAP-Mitglieder waren, fühlte sich der offizielle Diplomat Bismarck vom inoffiziellen Diplomaten Coburg bedroht. Als Coburg im Sommer 1934 in London auftauchte, berichtete Bismarck dem Auswärtigen Amt in Berlin über das Treffen. Er war besonders darüber erbost, dass Coburg hinter seinem Rücken Kontakte geknüpft hatte, und sprach ihn direkt darauf an:

«[Ich erzählte] dem Herzog von Koburg [...] der Foreign Editor der *Daily Mail* sei gestern bei mir gewesen und habe bei mir angefragt, ob Lord Rothermere den Herzog und Herrn von Ribbentrop empfangen sollte. Der Herzog schien durch diese Mitteilung sehr konsterniert und vermied es, auf meine direkte Frage, ob tatsächlich eine Besprechung mit Lord Rothermere stattfinde, zu antworten, sondern äusserte nur in sichtlich verlegenem Ton, dass es scheinbar vollkommen unmöglich sei, private Reisen heutzutage noch durchzuführen. Hinzufügen möchte ich noch,

dass ich das bestimmte Gefühl habe, als ob auch die Umgebung des Herzogs strikte Anweisung erhalten hat, die Botschaft keinesfalls über die Unterredung und Herrn Ribbentrops Anwesenheit zu unterrichten. Der Fall ist ein erneuter und meiner Ansicht nach krasser Beweis für das dauerliche Misstrauen, welches in so weiten Kreisen gegen die diplomatischen Vertreter des Reichs im Auslande besteht.»⁷⁵

Dies war eine zutreffende Beschreibung von Hitlers Methode, Geheimkanäle einzusetzen. Natürlich führte diese Methode zu Ressentiments – vor allem Bismarck war der Ansicht, dass ein solches Misstrauen gegenüber den eigenen Diplomaten völlig unnötig sei; immerhin wurden er und seine Frau nicht müde, für Deutschland zu werben. Nicht nur im elitären Chatham House verteidigte er Hitlers Politik, sondern auch bei anderen Veranstaltungen, z.B. gegenüber britischen Wählerinnen (die später zu den grossen Unterstützern von Chamberlains Appeasementpolitik gehören sollten). Für die National Council of Women hielt er zum Beispiel eine Propagandarede über die Er rungenschaften des neuen Deutschlands. Auch seine schwedische Ehefrau Ann Mari tat, was sie konnte, um in der britischen Gesellschaft für die Nazis zu werben. Es war für sie und ihren Mann eine Frage der Ehre, die heissbegehrten gesellschaftlichen «Trophäen» zu erobern und sich nicht von Amateuren wie Coburg und Ribbentrop die Schau stehlen zu lassen. Dabei kam es den Bismarcks zugute, dass die deutsche Botschaft in England immer noch eine wichtige Anlaufstelle für Mitglieder der Royal Family war.⁷⁶ Im März 1934 berichtete ein überglücklicher Otto II. von Bismarck:

«Der mir gut bekannte Adjutant des Herzogs von Connaught, Captain Fitzroy Fyers, hat mir vor einigen Tagen aus Cap Ferrât, wo er bei seinem hohen Herren Adjutantendienste verrichtet, mitgeteilt, dass er Deutschland besuchen will.»

Ein paar Wochen später wurde Bismarck deutlicher: Fyers wolle mit einigen Persönlichkeiten der Regierung und der nationalsozialistischen Partei in Verbindung gebracht werden, um dem Herzog von Connaught über die jetzige Situation in Deutschland aus bester Quelle berichten zu können. Connaught

interessiere sich sehr für Deutschland und es sei bei seinem Einfluss in der königlichen Familie nicht unwichtig, dass er richtig informiert sei. Otto von Bismarck zählte auch gleich auf, worüber Fyers seinen Vorgesetzten Connaught informieren sollte:

- «1. Unseren Kampf gegen die Arbeitslosigkeit. Wenn möglich würde er gern ein Arbeitslager in der Nähe von Berlin besichtigen.
- 2. Den augenblicklichen Stand der Judenfrage
- 3. Den Konflikt innerhalb der evangelischen Kirche.»⁷⁷

Es war für Bismarck wichtig, dies zu ermöglichen, da Connaught grossen Einfluss innerhalb der königlichen Familie hatte. Arthur war der Lieblingssohn von Queen Victoria gewesen und mit einer preussischen Prinzessin verheiratet. Trotz seines fortgeschrittenen Alters (er war Jahrgang 1850) war er in den 1930er Jahren noch durchaus geistig rege. Dass Connaught auch «diskret» politisch Einfluss nahm, war innerhalb der Familie wohlbekannt. Als Carl Eduard 1919 seine Auseinandersetzungen mit Gotha ausfocht, hoffte er automatisch auf Connaughts Hilfe: «Wenn nur Onkel Arthur [Connaught] die britische Regierung bewegen kann, ein Wort in Berlin einzulegen. Dann würde die Gothaer Regierung sofort nachgeben.»⁷⁸

Connaughts politische Kontakte hinter den Kulissen konnten nützlich sein und aus diesem Grund wurde seinem Adjutanten Fyers von Bismarck jegliche Hilfeleistung gegeben.

Fyers war Mitglied des English Mistery, einer reaktionären, ultraroyalistischen Gruppierung. Er versorgte im Gegenzug für die Hilfestellung der deutschen Botschaft seine Nazi-Freunde «Dr. Diekhoff und Dr. Hanfstaengel» bereitwillig mit Informationsmaterial über seine eigene politische Organisation. Dies war durchaus willkommen. In Nazikreisen hatte man grosses Interesse an der English Mistery. In einem Bericht an das Auswärtige Amt in Berlin über britische «politische Erneuerungsbestrebungen im Sinne autoritärer Staatsführung» hiess es 1934:

«Hinter den Kulissen hält sich eine Vereinigung, die den Namen The English Mistery trägt. Sie ist ausgesprochen anti-parlamentarisch eingestellt. Sie vereint in sich eine Anzahl von Leuten aus der politisch inte-

ressierten Oberschicht, darunter zahlreiche Mitglieder des Oberhauses. Lord Lleydm, in dem manche Leute das Haupt einer künftigen autoritären Regierung sehen, soll der Vereinigung angehören. Ausser Mitgliedern aus aristokratischen Kreisen zählt das British Mistry, [...] auch solche aus Industriekreisen.»⁷⁹

Der Duke of Connaught und sein Adjutant waren nicht die einzigen hochrangigen Persönlichkeiten, die sich für deutsche Arbeitslager interessierten. Auch der Marquess of Graham und sein Bruder, Lord Ronald Graham, wandten sich in diesem Sinne an die deutsche Botschaft. Sie wollten Deutschland besuchen, um sich persönlich davon zu überzeugen, wie die Nazis «für Rasenhygiene sorgen [...] Falls möglich, möchten wir auch ein Arbeitsdienstlager und ein Konzentrationslager inspizieren – eigentlich alles, was uns helfen kann, uns ein eigenes Bild von der Situation zu machen, im Gegensatz zu dem, was in der Presse verbreitet wird.»⁸⁰

Wie schon Connaughts Adjutant wurden auch die Brüder Graham von deutschen Diplomaten mit offenen Armen empfangen.⁸¹ Gesandtschaftsrat Rüter sorgte für ihre «Betreuung»:

«Beide Brüder machen einen etwas unerfahrenen Eindruck, der Ältere von ihnen scheint mir aber besonders nützlich zu sein, wenn er in Südafrika im gesellschaftlichen Verkehr sich für uns einsetzt. [...] Der ältere Graham hat mir gesagt, besonders gern würde er ein Konzentrationslager sehen, aber auch Arbeitsdienstlager. Ich habe beiden Brüdern gesagt, dass begreiflicherweise in Berlin die Tendenz herrsche, solchen Wünschen möglichst selten zu entsprechen, da nicht ein jeder solcher Antragsteller von einem Gesichtspunkt geleitet würde, der die Besserung des Verhältnisses zwischen unseren Ländern im Auge habe.»⁸²

Rüter gab den Grahams für ihre Deutschlandreise ein Empfehlungsschreiben an Marie von Hindenburg mit und arrangierte auch ein Treffen mit Goebbels. Vor allem der Besuch beim Reichspropagandaminister Goebbels scheint auf die beiden Brüder grossen Eindruck gemacht zu haben. Später konnte der

Marquess of Graham seinen persönlichen Rassenwahn in Südafrika ausleben. Seit 1954 führte er den Titel Duke of Montrose, später wurde er in Rhodesien Landwirtschaftsminister.

Die Grahams und der Duke of Connaught waren propagandistische Erfolge für die Deutsche Botschaft. Aber eine der grössten Trophäen blieb der Prince of Wales (ab 1936: Eduard VIII.). Sein Interesse an Deutschland wurde unermüdlich von den deutschen Diplomaten beobachtet. Jede Geste wurde genau analysiert: Im September 1935 freute sich z.B. Diekhoff, Bismarcks Vorgesetzter in Berlin, über hohen Besuch aus Grossbritannien: Ralph Wigram, der im britischen Aussenministerium für Deutschland zuständig war. Wigram galt nicht als nazifreundlich und seine Reise schien daher untypisch. Diekhoff war jedoch überzeugt, dass sie auf den Einfluss des Prince of Wales zurückzuführen war. Er hatte gehört, der Prinz habe zu Wigram gesagt, es wäre skandalös, dass der Deutschlandexperte des Foreign Office, Deutschland nicht richtig kenne.⁸³

Auch wenn Wigrams Reise an seiner Meinung über Deutschland nichts änderte, so bewies sie doch immerhin, dass der Prince of Wales versuchte, in den deutsch-englischen Beziehungen eine gewisse Rolle zu spielen – eine Rolle, die alles andere als verfassungskonform war.

Ein weiteres Zeichen seiner Gunst war es, dass er die deutsche Botschaft häufig und gern besuchte. Bei diesen Besuchen stand Fürstin Ann Mari von Bismarck dem unverheirateten Botschafter Hoesch zur Seite, wenn es galt, Eduard und Wallis Simpson zu unterhalten. Die hübsche Ann Mari war eine ideale Gastgeberin und der Prinz parlierte mir ihr auf deutsch. Die Freundschaft zwischen den Bismarcks und Wallis und Eduard überdauerte den Krieg; später verbrachten sie zusammen Urlaube in der Bismarckschen Villa in Marbella.⁸⁴

Doch auch wenn sich die Bismarcks in den 1930er Jahren mit dem Prince of Wales anfreundeten, so stand der Herzog von Coburg «David» (wie man den Prince of Wales innerhalb der Familie nannte) doch um einiges näher. Laut den Eintragungen in Coburgs Taschenkalendern sahen die beiden sich häufig. Zwei Motive waren es, die Coburg veranlassten, die Nähe seines Grosscousins «David» zu suchen – ein persönliches und ein politisches. Auf

der persönlichen Ebene hoffte er, seine beschlagnahmten Besitztümer in England zurückzuerhalten (schliesslich hatte er auch nach Jahren zähen Ringens seine Entschädigung durch Gotha durchsetzen können).

Auf politischer Ebene erhoffte Carl Eduard nichts weniger als ein deutsch-englisches Bündnis. Dass der Prince of Wales wiederum auf seinen deutschen Cousin zweiten Grades hörte, hatte ebenfalls mehrere Gründe: Wie viele Männer seiner Generation war «David» von dem Gedanken beseelt, einen weiteren Weltkrieg zu verhindern. Diese Überzeugung und sein Interesse an Sozial- und Wohlfahrtspolitik machten ihn für die NS-Propaganda empfänglich. Der Herzog von Coburg benutzte dies gekonnt für seine Zwecke. Fritz Hesse beschreibt in seinen Erinnerungen, wie er 1935 Carl Eduard Coburg begegnete und die Gelegenheit nutzte, ihm von den schwierigen Vorverhandlungen für das deutsch-britischen Flottenabkommen mit den Briten zu erzählen. Coburg zeigte sich «über meine Mitteilungen hinsichtlich der höchst prekären Lage geradezu entrüstet.» Carl Eduard witterte antideutsche Stimmungsmache einer «gewissen [englischen] Clique» und beklagte Hesse gegenüber die Schwäche König Georgs V, «der sich seinen privaten Neigungen ergäbe und darüber Politik Politik sein liesse.»

Coburg betonte, dass es eine historische Verpflichtung seiner englischen Verwandten sei, sich für Deutschland zu engagieren:

«Hat das Haus Windsor vergessen, dass es deutschen Ursprungs ist und dass Grossbritannien und meine hochselige Grossmutter Viktoria das Empire der Hilfe Bismarcks zu verdanken haben? Will man uns in Deutschland jetzt daran hindern, uns unsere selbstverständlichen Rechte zurückzunehmen, die England jedem Negerstamm zugesteht?»

Carl Eduard erklärte Hesse auch, er werde den Prince of Wales zu sich bestellen, um ihm «einmal gründlich meine Meinung darüber zu sagen, welche klägliche Rolle das englische Königshaus spiele.»⁸⁵

Tatsächlich setzte Hitler nicht nur den Herzog von Coburg ein, um in Grossbritannien für das Flottenabkommen Stimmung zu machen. Wie bereits erwähnt, waren auch Viktoria Luise, die Tochter Kaiser Wilhelms II., und ihr Mann, der Herzog von Braunschweig, in diese Angelegenheit involviert. Für

Hitler war das Flottenabkommen ein erster Schritt zum Aufbau einer deutsch-britischen Allianz gegen die Sowjetunion; zudem wollte er damit einen Keil zwischen England und Frankreich treiben. Nach langen Vorverhandlungen reiste Ribbentrop am 2. Juni 1935 nach London. Gleich zu Beginn stiess er den britischen Aussenminister, Sir Samuel Hoare, mit seinen Forderungen derart vor den Kopf, dass die Verhandlungen beinahe abgebrochen worden wären. Jetzt nahm plötzlich der Prince of Wales Partei. Am 11. Juni – die Verhandlungen zum Flottenabkommen waren noch in vollem Gange – hielt er vor der British Legion eine Rede. Er war Schirmherr dieser Veteranenorganisation und bei den ehemaligen Soldaten sehr beliebt.⁸⁶ Der Prince of Wales schlug «seinen Kameraden» vor, Deutschland zu besuchen und damit dem Land die Hand zu reichen. Das war – mitten in den Flottenverhandlungen – eine politische Geste, die Ribbentrop dankbar aufgriff und sie in seinem Kommentar für die *Times* als pro-deutsche Einstellungen feierte.⁸⁷

Zur Überraschung aller gab kurz darauf Samuel Hoare sämtlichen Forderungen Ribbentrops nach. Ganz offensichtlich waren die Fäden für den erfolgreichen Abschluss des Flottenabkommens also auch hinter den Kulissen gezogen worden. Der Herzog von Coburg und das Braunschweiger Herzogpaar empfanden das Abkommen auf jeden Fall als grossen Erfolg, an dem sie ihren Anteil hatten.

Coburg hatte gut erkannt, dass ein Weg zu «Davids» Herz über seine Veteranenorganisation führte. Der Deutschlandbesuch der British Legion wurde dann auch tatsächlich realisiert, und um diesen Austausch auch in Zukunft zu festigen, wurde Carl Eduard 1936 Präsident des deutschen Pendant der British Legion, der Vereinigung der deutschen Frontkämpferverbände – die dann wiederum von «David» eine besondere Audienz erhielt. Es war offensichtlich, dass Carl Eduard und «David» sich auch über dieses Thema nähergekommen waren und die Symbolik dieser Veteranentreffen politisch zu nutzen verstanden.

Ein weiterer Grund dafür, dass der Prince of Wales auf Carl Eduard hörte, scheint der Einfluss seiner Mutter gewesen zu sein. Queen Mary gab ihr Interesse an Deutschland an ihre Söhne David (Eduard VIII.), den Duke of

Kent und Georg VI. weiter. Dieser Aspekt konnte bisher jedoch noch nicht eingehend untersucht werden, da die Royal Archives die Korrespondenzen Queen Marys und ihrer Söhne nach 1918 nicht zugänglich machen. Laut der zuständigen Archivarin erhielt Queen Mary vom Herzog von Coburg zum Beispiel in den 1930er Jahren lediglich eine einzige Postkarte. Das scheint jedoch mehr als unwahrscheinlich, da Carl Eduard (wie auch andere deutsche Verwandte) häufig Queen Marys Gast war. Es wäre demnach mehr als unhöflich von Coburg gewesen, ihr nicht einmal einen Dankesbrief zu schreiben. Auch auf Queen Marys Briefwechsel mit dem Herzog von Braunschweig, einem weiteren engagierten Nationalsozialisten, haben wir bisher keinen Zugriff.⁸⁸

Dass Queen Mary und ihre Söhne in der Zwischenkriegszeit mit ihren deutschen Verwandten in Kontakt blieben, ist jedoch bekannt. Queen Mary pflegte diese Beziehungen aus Sympathie, aber auch weil sie an einen idealisierten adligen Verhaltenskodex glaubte, den sie ihren Kindern beibrachte. Er umfasste sowohl den Schutz der Vorfahren als auch die intensive Pflege verwandtschaftlicher Beziehungen. Die treffendste Charakterisierung der Königin hat Maria von Rumänien hinterlassen. Sie beschrieb ihre «Cousine May» als jemanden, der vor allem an Familie, Abstammung und Ordnung interessiert war:

«[May] sagte mir einmal, dass sie alles Unbequeme meidet. Sie mag Wohlstand, Behaglichkeit, Höflichkeit, dass alles wie auf gut geschmierten Rädern läuft. [...] Sie ist von Grund auf sauber, ordentlich, diszipliniert. Sie mag es, Gegenstände zu besitzen, zu sammeln, in eine bestimmte Reihenfolge zu bringen. Sie mag Reichtum und Rang, Schmuck, Kleider. Sie hat wenig Fantasie, aber sie liest gerne, ist an Geschichte interessiert und an Stammbäumen. [...] Eine friedvolle Frau, die sich nicht behelligen lässt und alles Unangenehme von sich fernhält.»⁸⁹ Der Krieg war für eine derartig veranlagte Frau eine besondere Katastrophe gewesen und nach 1918 sehnte sie sich vor allem danach, die verschiedenen Zweige ihrer grossen Familie wieder zusammenzuführen. Es sollte ein für allemal Schluss sein mit den «Unannehmlichkeiten».

Dass ihr eigener Mann im Ersten Weltkrieg gegen das Ideal der royalen Solidarität verstossen hatte, musste dabei natürlich verschwiegen werden. Der Tod der Zarenfamilie war ein Trauma für die Royals. Carl Eduard konnte die Ermordung der gemeinsamen russischen Verwandten in seinen Gesprächen mit «David» daher besonders effektiv einsetzen. Da er 1918 die russische und bulgarische Verwandtschaft in Coburg aufgenommen hatte, sah er sich als Experten für den Bolschewismus und seine Folgen. Wie bereits in Kapitel 3 erwähnt, hatte «David» grosses Interesse an den Umständen der Ermordung des Zaren und unterhielt sich darüber ausführlich mit dem sowjetischen Botschafter. Die Angst vor dem Bolschewismus trieb ihn früh um. Philip Ziegler hat gezeigt, dass «David» 1926, im Jahr des Generalstreiks, bis zwei Uhr morgens mit Robert Bruce Lockhart zusammensass und sich über Russland unterhielt: «Ende der 1920er Jahre erfüllte ihn eine tiefsitzende Angst vor der kommunistischen Bedrohung aus Russland [...]. Seine Angst vor den Kommunisten, kombiniert mit seinem Zweifel an den Franzosen, liess ihn die Zukunft Deutschlands zuerst mit Sorge, dann mit Hoffnung betrachten.»⁹⁰ Es war mehr als Hoffnung. Laut Graf Mensdorff sagte «David» 1933 über die NSDAP: «Das ist ganz klar das Einzige, das wir tun können. Wir müssen auch so weit kommen, denn wir befinden uns in grosser Gefahr vor den Kommunisten.»⁹¹

Dass der Prince of Wales pro-deutsch eingestellt war, hatte auch Auswirkungen auf das britische Establishment: Eine deutschlandfreundliche Haltung wurde salonfähig.

Auch der Antisemitismus der Nazis störte die Bewunderung des Prince of Wales für das Regime nicht. Sein wohlwollender Biograph Philip Ziegler geht davon aus, dass «David» «lediglich leicht antisemitisch war, wie so viele Vertreter seiner Schicht und seiner Generation».⁹² Dies ist eine äusserst grosszügige Interpretation. Wie bisher vernachlässigte Unterlagen im Nachlass von General Franco zeigen, war David ein überzeugter Antisemit:

Die spanische Regierung hatte dank des Diplomaten Don Javier Bermejillo einen guten Kontakt zu «David». Bermejillo berichtete im Juni 1940, wie erregt David (der nach seiner Abdankung den Titel Duke of Windsor

führte) über den Kriegsausbruch war. Laut Bermejillo gab Windsor «alle Schuld daran den Juden, den Roten und Eden mit seinen Leuten im Foreign Office und anderen Politikern, die er alle am liebsten gegen eine Wand stellen würde.» Für Bermejillo war das nichts Neues. Bemerkungen über die Roten und die Juden hatte der Duke of Windsor schon früher gemacht – lange bevor er 1936 König wurde.⁹³ Tatsächlich würde er seinen Antisemitismus bis ins hohe Alter beibehalten, als man längst alles über die Vernichtungslager wusste.

Aufgrund dieses klaren Antisemitismus stellte es daher also auch kein Problem für Coburg dar, «David», für die Nazis zu interessieren. Im Gegenteil, es war ein weiterer Punkt, der das Regime für ihn attraktiv machte.

Bis heute kursieren diverse Verschwörungstheorien, die sich mit der Frage beschäftigen, wie weit der Duke of Windsor in seiner Unterstützung für Deutschland gehen wollte. Diese «Theorien» machen eine Rekonstruktion der tatsächlichen Geschehnisse nicht gerade leichter. Doch es ist verständlich, dass sie kursieren, denn seit den 1950er Jahren weiss man, dass «Davids» Aktivitäten von der britischen Regierung vertuscht werden sollten. Die sogenannte Windsor-Akte war Teil der von den Amerikanern beschlagnahmten Akten des deutschen Auswärtigen Amtes und zeigte die Nähe Eduards VIII. zu den Nationalsozialisten auf.⁹⁴ Empört mussten jedoch amerikanische Historiker feststellen, dass die Briten die Veröffentlichung dieser Akte verhindern wollten. Wie wir aus Churchills Nachlass wissen, war der Premierminister an dieser Vertuschung selbst beteiligt. Nachdem er das Windsor-Material gelesen hatte, war Churchill zwar schockiert über das Verhalten des Duke of Windsor (mit dem er vor dem Krieg befreundet gewesen war), tat aber als überzeugter Monarchist, was er konnte, um Schaden von der Monarchie abzuwenden.⁹⁵ Sogar der amerikanische Präsident wurde in dieser Angelegenheit kontaktiert.

Eine Behinderung historischer Forschung wird auch heute noch von den Royal Archives beibehalten, die nicht nur den Nachlass des Duke of Windsor, sondern auch den seines Bruders, des Duke of Kent, gesperrt haben.

Aus anderen Quellen wissen wir jedoch, dass der Duke of Kent daran beteiligt war, zwischen Grossbritannien und Deutschland bis in den Sommer 1939 Kontakte herzustellen. Bei seinen Cousins, den Prinzen von Hessen, galt Kent als ein nützlicher Sympathisant des NS-Regimes. So schrieb Ludwig von Hessen im Jahr 1938: «Duke of Kent. Sehr deutschfreundlich. Klar gegen Frankreich. Nicht besonders schlau, aber gut informiert. Voll und ganz für eine Stärkung der deutsch-englischen Beziehungen. Seine Frau ist genauso gegen Frankreich eingestellt.»⁹⁶

1939 traf sich der Duke of Kent in Italien mit Philipp von Hessen, der zu Görings adliger *Go-Between-Menagerie* angehörte. Er war im Auftrag seines Bruders Georg VI. unterwegs, um einen Krieg zu verhindern und neue Gespräche vorzuschlagen. Georg VI. hatte Chamberlain angeboten, man solle Philipp von Hessen dazu nutzen, sich Hitler noch einmal anzunähern. Jonathan Petropoulos kommt daher zu dem Schluss, dass die Prinzen von Hessen und die Royal Family bis zuletzt kooperierten, «um einen Krieg zu verhindern». Mehrere Angehörige der britischen Königsfamilie waren an dieser Kooperation beteiligt: «Allein auf britischer Seite waren dies der Duke of Windsor, der Duke of Kent und König Georg VI.»⁹⁷

Der Geheimkanal des Duke of Kent mit den Prinzen von Hessen ist also gut erforscht. Doch die Verbindung des Herzogs von Windsor zu Carl Eduard wird nach wie vor heruntergespielt. Dies überrascht, denn schon nach dem Krieg tauchten einige Gespräche zwischen Coburg und «David», d.h. Eduard VIII. auf. Philip Ziegler, der offizielle Biograph Eduards VIII., zitiert sie zwar, doch nur, um sie im gleichen Atemzug als unglaubwürdig abzutun. Zieglers Meinung nach täuschte sich der Herzog von Coburg, wenn er in «David» einen begeisterten Unterstützer des «neuen» Deutschlands sah. Stattdessen beschreibt Ziegler Coburg als den peinlichen «Onkel», den man nun mal erdulden musste, den aber niemand wirklich ernst nehmen konnte. Folgt man dieser Argumentation, müsste Carl Eduard unter Halluzinationen gelitten haben, wenn er Telegramme wie das Folgende über seine Unterredung mit David nach Berlin schickte:

«[Eduard VIII.] hält Bündnis mit Deutschland für notwendig.

Es muss zum Leitmotiv der britischen Aussenpolitik werden. Das Bündnis sollte sich nicht gegen Frankreich richten, sondern es einschliessen.» Wie Coburg nach Berlin berichtete, hatte er den neuen König auch gefragt, ob sich Hitler und Premierminister Stanley Baldwin treffen sollten. Laut diesem Bericht hatte Eduard VIII. geantwortet: «Wer ist denn hier der König? Baldwin oder ich? Wenn, dann will ich selbst mit Hitler reden. Und das werde ich auch tun, entweder hier oder in Deutschland.»

Ziegler kommt zu dem Schluss, dass «es unvorstellbar wäre, dass sich Eduard VIII. so «ungezwungen oder torenhaft ausgedrückt hätte».⁹⁸ Dies ist jedoch eine äusserst bedenkliche Interpretation. Wie wir wissen, traf sich Eduard VIII. 1937 tatsächlich mit Hitler (auch wenn er zu diesem Zeitpunkt bereits nicht mehr König war) und Coburg agierte als einer seiner Gastgeber in Deutschland.

Ziegler wusste natürlich nicht, welche Fäden der Herzog von Coburg hinter den Kulissen zog, und er wusste auch nichts davon, wie häufig Coburg im Buckingham Palace zu Gast war. Für ihn ist Carl Eduard daher nichts weiter als der «absurde Herzog von Sachsen-Coburg».⁹⁹ Doch eine internationale Archivrecherche hätte Ziegler gezeigt, dass sich Eduard VIII. nicht nur seinem Grosscousin Carl Eduard Coburg gegenüber «ungezwungen und torenhaft» äusserte. Er redete auch mit anderen Leuten über seine Deutschlandgefühle. Im Januar 1936 traf in Berlin ein Bericht von der deutschen Botschaft in Washington ein, den Hitler zwei Tage später zu lesen bekam und der ihn sicher aufmunterte: Der Leiter der westeuropäischen Abteilung des amerikanischen Aussenministeriums, James Clement Dünne, hatte seinen Kollegen erklärt, er erwarte, dass die Briten nun, da Eduard VIII. König sei, in Richtung Deutschland umschwenken würden. Dünne hatte sich im Frühjahr 1935 mit Eduard – vor seiner Thronbesteigung – privat unterhalten. Dünnes Kommentare über dieses Gespräch waren bis zu deutschen Diplomaten durchgesickert und diese hatten eine Zusammenfassung davon nach Berlin gesendet. Laut Dünne würde Eduard:

«die Bemühungen Frankreichs [missbilligen, die] Entente Cordiale Wiederaufleben zu lassen und England vor den französischen Wagen zu spannen. [Eduard] sei überzeugt, dass Frankreich rein egoistisch und kontinental-imperialistisch denke und dass es England im Stich lassen würde, falls England eines Tages in aussenpolitische Not gerate. Er missbillige ferner die französische Sucht, Deutschland auf die Knie zu zwingen und erklärte, dass er sehr viel Verständnis für Deutschlands schwere Lage habe. Er stehe auch nicht auf dem Standpunkt seine Vaters, dass der König sich blind mit den Beschlüssen des Kabinetts abfinden müsse. Im Gegenteil fühle er sich verpflichtet, einzugreifen, falls das Kabinett eine Politik plane, die seiner Ansicht nach den britischen Interessen abträglich sei. Selbstverständlich [...] werde auch jetziger König nicht offen und direkt eingreifen, aber hinter den Kulissen seinen Einfluss soweit wie möglich geltend zu machen suchen.¹⁰⁰

Schon aus dieser Aussage lässt sich ablesen, dass Eduard VIII. sich selbst durchaus als politischen Akteur sah. Auch andere Quellen legen das nahe. 1940 erzählte er einem spanischen Diplomaten, er habe sich «vor vier Jahren aus der Politik zurückgezogen». Das bedeutet, dass er bis zu seiner Abdankung im Jahr 1936 versuchte, politisch aktiv zu sein. Darüber hinaus gab Eduard VIII. sich nicht nur im Gespräch mit einem Amerikaner so indiskret: Auch dem deutschen Botschafter Hoesch gegenüber deutete er seine politischen Ziele an. Offenbar zahlte es sich für Hoesch aus, dass er für seinen hohen Gast aufwendige Abendgesellschaften mit ungarischer Tanzmusik veranstaltet hatte. Auch Hoesch resümierte im Januar 1936, der neue König von England hege gegenüber Deutschland «so tiefempfundene und starke Gefühle, dass er gegenteiligen Einflüssen widerstehen» würde:¹⁰¹

«Eduard ist aber ein stärkeres Temperament als Georg V. Voll lebendigen Interesses für alle Probleme des menschlichen Daseins und des Völkerlebens, ist er gewohnt eine überaus grosse Aktivität zu entfalten [...]. Sein besonderes Interesse gilt sozialen Fragen. Durch eigenen Augenschein hat er ebensowohl die Lage der Bergarbeiter in den Bergwerken

studiert wie sich mit dem Arbeitslosenproblem beschäftigt und sich eingehend mit der Wohnungsfrage befasst.»¹⁰²

Deutsche Diplomaten mit guten Geschichtskennntnissen wird diese Beschreibung an Queen Victorias Ehemann, Prinz Albert, erinnert haben. Wie seinem Coburger Urgrossvater schienen auch Eduard VIII. soziale Probleme am Herzen zu liegen. Doch würde er auch den grossen Traum seines Urgrossvaters in die Tat umsetzen wollen: ein Bündnis zwischen England und Deutschland? Hoesch sah hier einiges Potenzial:

«Selbst auf dem Boden der alten britischen parlamentarischen Traditionen stehend, hat Eduard VIII. doch ein weitgehendes Verständnis für den Entwicklungsgang anderer Staaten insbesondere auch Deutschlands. Dass König Eduard ganz allgemein warme Sympathien für Deutschland empfindet, ist aus meiner Berichterstattung bekannt [...]. Noch am [...] Tage vor seiner Abberufung an das Sterbebett des Vaters, habe ich bei einem Zusammensein [...] noch einen Beweis dieser Sympathien insofern erhalten, als der Prinz mir zunächst bestätigte, dass er die feste Absicht habe, zu den Olympischen Spielen im nächsten Sommer nach Berlin zu kommen [...]. Eduard wird sich natürlich fürs erste, insbesondere in den heiklen Fragen der Aussenpolitik, Beschränkungen auferlegen müssen. Ich bin aber überzeugt, dass seine freundliche Einstellung zu Deutschland mit der Zeit einen gewissen Einfluss auf die Gestaltung der britischen Aussenpolitik auszuwirken geeignet sein könnte. Jedenfalls werden wir damit rechnen dürfen, dass auf dem englischen Thron ein Herrscher sitzt, dem es an Verständnis für Deutschland und dem Willen, gute Beziehungen zwischen Deutschland und England herzustellen zu sehen, nicht gebricht.»¹⁰³

Es ist durchaus möglich, dass Eduard VIII. den Ratschlägen von Vaterfiguren wie Hoesch und seinem Grosscousin Coburg auch aus sehr persönlichen Gründen folgte – als einer Art von Rebellion. Die Abneigung gegen seinen politisch «trägen» Vater Georg V. blieb eingeweihten Zeitgenossen nicht verborgen. Wie wir gesehen haben, erwähnten Hoesch und Dünn beide, dass

sich Eduard VIII. unbedingt von Georg V. unterscheiden wollte, und dieser Meinung war auch seine Grosscousine, Königin Maria von Rumänien. Sie kannte «David» gut und war bekannt dafür, ihre Mitmenschen besonders scharf zu analysieren. Im Jahr 1935 schrieb sie über ihn: «Im Augenblick benimmt er sich wie ein Revoluzzer, er opponiert vor allem gegen seinen steifen Vater. David (wie wir ihn innerhalb der Familie nennen) lehnt alle Traditionen und persönlichen Einschränkungen ab – er merkt gar nicht, dass er ohne Tradition gar nichts wäre, sie ist seine einzige *raison d'être* –, er muss die richtige Balance zwischen heute, gestern, und morgen erst noch finden. Gar nicht einfach.»¹⁰⁴ Das war eine durchaus scharfsinnige Beobachtung.

Mit dem Tod Georgs V. und Edwards VIII. Nachfolge hatte sich Carl Eduards gesellschaftliche Stellung in England noch mehr verbessert: Der frühere «Verräter» Coburg wurde nun auch offiziell zum Begräbnis Georgs V. eingeladen. Auf den Pressefotos von der Zeremonie, gibt Carl Eduard ein besonderes klägliches Bild ab. Gebückt humpelt er in der sechsten Reihe des Trauerzugs und sieht um einiges älter aus als seine 52 Jahre. Er trägt eine wenig schmeichelhafte Generalsuniform der Wehrmacht und einen Stahlhelm vom Typ M35, der seinem Aussehen eine besonders lächerliche Note gibt. Doch die erbärmliche Erscheinung täuschte. Auch wenn er wieder mit diversen gesundheitlichen Problemen zu kämpfen hatte, befand Carl Eduard sich auf dem Höhepunkt seiner *Go-Between* Erfolge. Immerhin war er es, den Hitler dazu auswählte, dem neuen König als offizieller Vertreter Deutschlands (zusammen mit dem deutschen Botschafter) sein Beileid auszusprechen. Beim Leichenschmaus sass Carl Eduard am Ehrentisch Edwards VIII., und beide konnten mit Recht annehmen, gemeinsam eine vielversprechende Zukunft vor sich zu haben. Auch Hitler demonstrierte seine Sympathie mit Grossbritannien, indem er am 25. Januar 1936 in Berlin an einem speziellen Gedenk-Gottesdienst für Georg V. in der anglikanischen Kirche St. George teilnahm. Für einen Mann, der sonst nicht als Kirchgänger bekannt war, eine bemerkenswerte Geste. Solche Gesten waren wichtig denn schon zwei Monate später kam es mit der Rheinlandkrise zum ersten Test

der verbesserten deutsch-britischen Beziehungen: Eine Remilitarisierung des Rheinlands hatte die britische Regierung erwartet, doch die Schnelligkeit überraschte sie. Wie Zara Steiner gezeigt hat, beschäftigte sich das britische Aussenministerium seit Februar 1936 mit «der gefährlichen Frage der entmilitarisierten Zone.» Dass die Deutschen in dieser Frage so schnell handeln würden, hatte niemand erwartet.¹⁰⁵ Aussenminister Anthony Eden hatte zwar nicht ernsthaft vor, eine Remilitarisierung mit Waffengewalt zu verhindern, aber er spielte mit dem Gedanken, den Verzicht auf die entmilitarisierte Zone zum Gegenstand für Verhandlungen mit Hitler zu verwenden, z.B. zur Abschliessung eines für Grossbritannien vorteilhaften Luftpakts (d.h. der Beschränkung der deutschen Luftflotte).¹⁰⁶

Zara Steiner bringt Edens Gedankengänge auf den Punkt: «Mit anderen Worten, Grossbritannien hätte seine Verpflichtungen im Rheinland aufgegeben, um hinter Frankreichs Rücken eine Einigung zu finden.»¹⁰⁷

Hitler konnte diese Gedankengänge vielleicht erahnen, aber er konnte sich nicht völlig sicher sein, wie die britische Regierung am Ende wirklich auf eine Remilitarisierung reagieren würde. Mit Recht befürchtete er, dass die Briten unter französischem Druck nachgeben könnten und die deutschen Truppen am Einmarsch ins Rheinland hindern würden. Daher nutzte Hitler alle verfügbaren Kanäle nach London – offizielle wie inoffizielle –, um sicherzustellen, dass die britische Regierung nicht gegen Deutschland aktiv werden würde. Sein inoffizieller Kanal war der Herzog von Coburg und dessen Aufgabe bestand darin, Eduard VIII. und damit auch den britischen Premierminister Baldwin zu beeinflussen. Der offizielle Kanal war der deutsche Botschafter Hoesch.

Im März 1936 richteten sich die Augen der Welt (und auch die des britischen Aussenministers Eden) gerade auf einen ganz anderen Schauplatz: auf Äthiopien und die dort von Mussolini begangenen Gräueltaten. Hitler hatte über seinen Botschafter in Rom, von Hassell, bereits sichergestellt, dass Italien sich nicht auf die Seite Frankreichs und Grossbritanniens schlagen würde, falls diese Schritte gegen die Remilitarisierung des Rheinlands erwo-

gen. Sobald ihm dies zugesichert worden war, liess er seine Truppen am 7. März dort einmarschieren. Der verblüffte Eden sah sich vor vollendete Tatsachen gestellt. Um die Franzosen zu beruhigen, forderte die britische Regierung Hitler auf, seine Truppen abzuziehen – natürlich wurde das von Deutschland abgelehnt. Die Franzosen zeigten sich über die ganze Situation empört, konnten jedoch ebenfalls nicht reagieren, weil sie militärisch schlecht auf den Ernstfall vorbereitet waren und die deutsche Rüstung völlig überschätzten. Sie wagten daher nicht, einen Konflikt zu riskieren.

In seinen – von einem Ghostwriter verfassten – Memoiren porträtierte sich Eduard VIII. später als ein ehrlicher Markier, der während dieser Krise die europäischen Staatsmänner beriet:

«Einige meiner Besucher waren dafür, sich Deutschland entgegenzustellen; andere wollten, dass meine Regierung die entgegengesetzte Richtung einschlug. Ich wägte die Vor- und Nachteile beider Vorgehensweisen gegeneinander ab, muss jedoch gestehen, dass meiner Ansicht nach keiner der Wege zu einer friedlichen Lösung führen würde. Ganz intuitiv spürte ich, dass wahrscheinlich ein weiterer grosser Krieg in Europa bevorstünde; und mir war klar, dass dieser Krieg nur unnötiges menschliches Leid bringen würde und sich der wieder erstarkte Bolschewismus des verwüsteten und erschöpften Kontinents bemächtigen würde.»¹⁰⁸

Die Verteidiger von Eduard VIII. argumentierten später, dass er lediglich 11 Monate auf dem Thron sass und den Grossteil dieser Zeit mit seinen privaten Problemen beschäftigt war. Folglich habe er bei dieser Krise überhaupt keine Rolle gespielt. Coburg hoffte jedoch, dass er eine Rolle spielen würde, und daran scheint auch Hitler geglaubt zu haben.

Es ist argumentiert worden, dass Hitler vor dem 7. März über seine Rheinlandpläne wahrscheinlich nur mit Ribbentrop, Göring und Goebbels sprach. Doch Coburg arbeitete eng mit Ribbentrop zusammen. Am 7. März, dem Tag der Remilitarisierung, schickte man ihn sofort nach London und dort blieb er bis zum 16. März. Offensichtlich war es seine Aufgabe, die Nerven der Briten zu beruhigen. Und das war auch dringend nötig: Zwar hatten die

Briten nie ernsthaft erwogen, um das Rheinland zu kämpfen, doch der enorme Gesichtsverlust hatte die Regierung verärgert. Da sich Hitler in den ersten 48 Stunden nach seinem Coup nicht sicher sein konnte, wie die Lorcarno-Mächte reagieren würden, verkündete er sofort seine übliche Friedensrhetorik; unter anderem bot er einen fünfundzwanzigjährigen Nichtangriffspakt an und brachte sogar den Gedanken ins Spiel, dass Deutschland seinen Platz im Völkerbund wieder einnehmen könnte.

Um den Briten diese Angebote zu verkaufen, wurde natürlich auch der deutsche Botschafter Hoesch eingesetzt.¹⁰⁹ Er spielte seine Rolle in diesem Drama mit Bravour. Ihm kam dabei zugute, dass er nicht als Nazi galt, sondern als seriöser Diplomat, der zu seinem Wort stand. Umso überzeugender konnte er dem britischen Aussenministerium Hitlers Friedensrhetorik näherbringen (und natürlich hatte das Foreign Office keine andere Wahl, als so zu tun, als glaube man ihm). Hoesch redete auch mit dem König und war sicher, dass dies einiges bewirkte. Wie so oft bei einem politischen Erfolg – und die ungehinderte Remilitarisierung des Rheinlands war ein grosser politischer Erfolg für Hitler – behaupteten hinterher mehrere Personen, sie hätten entscheidend zum Gelingen der Aktion beigetragen. Ob Carl Eduards Anstrengungen, den König zu beeinflussen, tatsächlich mitentscheidend war, bleibt offen. Aber für Hitler war es durchaus ein sinnvoller Schritt, einen so gut vernetzten *Go-Between* nach England zu schicken. Sobald klar war, dass Hitler unbehelligt davonkommen würde, verliess der Herzog von Coburg London wieder. In Deutschland gelandet, schrieb er an seine Schwester:

«Wie viel ist doch geschehen in der Welt, seit ich Brantridge [Alices Landhaus] verlassen habe. Ich hoffe so sehr, dass wir die aktuellen Stürme überstehen werden und unsere Schiffe am Ende in einen gut gesicherten Hafen einlaufen können. Ich habe das Gefühl, dass es möglich ist. Wenn nur unsere Nachbarn sich beruhigen und alles einmal friedlich betrachten. [...] Hat sich Alge mit D. getroffen, nachdem ich fort war, und was hat er gesagt? Alge wollte mich davon unterrichten.»¹¹⁰

Mit «Alge» war Alices Ehemann, der Bruder von Queen Mary, gemeint, und bei «D.» dessen Meinung Carl Eduard so wichtig war, handelte es sich um «David», also Eduard VIII. Die «Nachbarn» waren die Franzosen, und ihnen blieb schlichtweg keine andere Wahl, als sich zu beruhigen.

Nach dieser Krise hatten sich die Beziehungen zwischen Carl Eduard und der deutschen Botschaft bereits deutlich verbessert und sie sollten noch besser werden, als Ribbentrop zum neuen Botschafter ernannt wurde. Als Hoesch unerwartet starb, schrieb Carl Eduard an Alice: «Ist das nicht zu traurig? Der arme alte Hoesch tritt gerade in diesem kritischen Moment ab. Mir war gar nicht klar, dass er nicht ganz in Ordnung war. Ein echter Verlust!»¹¹

Tatsächlich stellte der Verlust einen Gewinn für Coburg dar. Ribbentrop und Carl Eduard arbeiteten bereits seit 1934 in London eng zusammen und hofften jetzt noch mehr zu erreichen. Auch der britischen Presse fiel schnell auf, wie nahe sich der neue Botschafter und der Herzog von Coburg standen. Die *Morning Post* vom 25. Oktober 1936 berichtete zum Beispiel, dass es Ribbentrop war, der Carl Eduard half, Vorsitzender des deutschen Veteranenverbands zu werden – eine grosse Ehre, zumal für jemanden, der nie ernsthaft am Kriegsgeschehen teilgenommen hatte. Seit der Beerdigung von Georg V. wurde Carl Eduard in Grossbritannien verstärkt wahrgenommen. Er dinierte jetzt regelmässig mit konservativen Politikern, darunter auch dem zukünftigen Premier Neville Chamberlain.

Nach Carl Eduards Taschenkalendern war er 1936 vier Mal in London: vom 15. Januar bis 1. Februar, dann wieder während der Rheinlandkrise (7. bis 16. März), schliesslich vom 30. Mai bis 2. Juni sowie vom 23. bis 30. Oktober. Darüber hinaus finden sich in dieser Zeit mehrere Einträge wie «an David geschrieben» und «Brief von David» (keine dieser Briefe sind auffindbar) sowie «Besuch bei David.»

Es war ganz offensichtlich eine fruchtbare Zeit für Coburg. Doch dann dankte Eduard VIII. im Dezember 1936 plötzlich ab, weil er – wie seine Geliebte Wallis Simpson es so prägnant formulierte – «seine Krone nicht behalten und essen konnte» («he could not have his crown and eat it»). Nicht jeder nahm die Abdankung mit Humor.

Eduards Verwandte Maria von Rumänien zeigte sich empört: «Ich persönlich bin zu sehr Königin, als dass ich über Davids Fahnenflucht hinwegsehen kann [...]. Die ganze Welt stand ihm offen ... Es schien so unsinnig, das gesamte britische Empire auf den Kopf zu stellen, den Thron zu gefährden und die Monarchie in ihren Grundfesten zu erschüttern [...]. Aber vielleicht bin ich auch nur voller königlicher Vorurteile.»¹¹²

Carl Eduard lag zu jenem Zeitpunkt mit Grippe im Bett, und die Nachricht wird dafür gesorgt haben, seine Temperatur in die Höhe zu treiben. Für die NS-Führung war die Abdankung ein grosser Rückschlag. In der sowjetischen Botschaft dagegen wurde sie begeistert aufgenommen: Die Russen waren nach dem Flottenabkommen 1935 und Grossbritanniens Passivität nach der Remilitarisierung des Rheinlandes 1936 zunehmend nervöser geworden. Der sowjetische Botschafter Maiski telegraphierte erleichtert nach Moskau, was für eine Niederlage Eduards Abdankung für Deutschland bedeutete – und mit dieser Analyse stand Maiski beileibe nicht allein da.

Diese Niederlage bedeutete jedoch nicht das Ende der heimlichen Helfer in Grossbritannien. Die Nazis wollten auch weiterhin gute Beziehungen zu London haben, folglich sah die deutsche Presse davon ab, die britische Königsfamilie anzugreifen. Das wusste man wiederum in der Royal Family zu schätzen. In einem vertraulichen deutschen Bericht wurde betont, die Briten hätten das diskrete Verhalten der deutschen Presse während der Abdankungskrise als «noble Geste» zu schätzen gewusst:

«Der König [Georg VI.] ist sehr wütend auf die amerikanische Skandalpresse [Er wird] die Haltung der deutschen Presse nie vergessen. Wenn er auf dem Thron bleibe, komme diese Haltung Deutschland sehr zugute, zumal er sowieso grosse Sympathie für das Dritte Reich habe.»¹¹³

Aus diesem Grund hoffte Carl Eduard jetzt, gleichzeitig Kontakt zu beiden Königen zu haben – zum früheren und zum neuen. Er begann nun, Georg VI. zu hofieren und parallel dazu half er 1937, den Deutschlandbesuch des abgedankten Königs, des Duke of Windsor, zu organisieren. Wahrscheinlich besprach Coburg die Details des Besuchs mit Hitler während der Feierlich-

keiten zum fünfzehnten Jahrestag des «Marschs auf Coburg» Hitler war anlässlich des Jubiläums persönlich nach Coburg gekommen und verbrachte eine ganze Stunde im Gespräch mit Carl Eduard.¹¹⁴ Beide hatten grosses Interesse daran, dass der Besuch des Duke of Windsor in gesellschaftlicher wie in politischer Hinsicht ein grosser Erfolg wurde.

Wie immer tat Carl Eduard bei den Vorbereitungen sein Bestes. In einem ersten Schritt sorgte er dafür, dass die internationale Presse auf das Ereignis eingeschworen wurde und er lud sie zu sich nach Franken ein.

Dass die deutsche Regierung Informationsreisen für ausländische Journalisten organisierte, war nicht weiter ungewöhnlich.¹¹⁵ Diese Tradition hatte schon lange vor dem Ersten Weltkrieg begonnen, als der Freiherr von Würtzburg 1907 eine britische Pressedelegation empfing. Die Wahl war damals auf ihn gefallen, weil er mit dem Duke of Norfolk verwandt war und der Presse in fließendem Englisch darlegen konnte, wieviel Deutschland von diversen britischen Institutionen gelernt hatte. Dreissig Jahre später bevorzugten englischsprachige Journalisten nach wie vor einen adligen «Reiseleiter», und so bot sich nun Carl Eduard an, der als Herzog einen entschieden glamouröseren Titel als der Freiherr besass. Der grösste Unterschied zu 1907 war jedoch, dass Carl Eduard kein politisch moderater Grandseigneur wie sein Vorgänger, der Freiherr von Würtzburg, war, sondern ein engagierter Nationalsozialist. Darüber hinaus unterstand die deutsche Pressepolitik inzwischen Joseph Goebbels und mit Carl Eduards Hilfe erlebten die internationalen Journalisten daher eine perfekte Propagandashow.

Am 21. Oktober, einen Tag bevor der Duke of Windsor und seine Frau eintrafen, begann Carl Eduard mit seiner Charmeoffensive. Der Pressedelegation, die er betreute, gehörten Journalisten aus den USA, Italien, Schweden, Dänemark, den Niederlanden und Belgien an. Von britischer Seite aus waren die Korrespondenten des *Manchester Guardian*, der *Times*, der *Daily Mail* und des *Daily Express* gekommen. Der Herzog wurde von Leuten aus Goebbels Propagandaministerium und von Mitarbeitern der Dienststelle Ribbentrop unterstützt.

Ihre Berichte zeugen vom grossen Erfolg des Unternehmens: Herzog Carl Eduard sei ein «sehr freundlicher Gastgeber» gewesen, der «direkten Kontakt mit der angelsächsischen Rasse hergestellt» habe. Begleitet von ihrem zuvorkommenden Gastgeber, sahen die Journalisten Sehenswürdigkeiten, die man heute immer noch gerne den Touristen in Franken zeigt: Man besuchte die Rokoko-Basilika Vierzehnheiligen, Carl Eduards Zuhause, die Veste Coburg, wo Martin Luther eine Zeitlang lebte, und das Kloster Banz. In Banz empfingen die jungen Priester die Gäste mit Hitlergruss, was die ausländischen Besucher «sichtbar beeindruckte». Laut den begeisterten Berichten der NS-Funktionäre führten die Priester anschliessend angeregte Gespräche mit den begleitenden SS- und SA-Leuten. Damit wollte man den ausländischen Journalisten vor allem demonstrieren, dass keinerlei Probleme zwischen dem NS-Regime und der katholischen Kirche herrschten.

Ein beeindruckter Journalist gab seinen Gastgebern abschliessend zu Protokoll, die Reise habe ihn verstehen lassen, «dass die nationalsozialistische Revolution keineswegs sinnlos über alle Werte der Vergangenheit hinweggewalzt sei.» Es sei ihm jetzt bewusst geworden, dass das kultivierte Leben einer gesellschaftlichen Oberschicht weiterhin existiere. «Werte, die der Nationalsozialist respektiere, während sie der Bolschewismus zertrümmert habe.»¹¹⁶

Ob dieser Journalist für die pro-deutsche Rothermere-Presse arbeitete, wird in dem Bericht nicht erwähnt. Auch die Kommentare des in der Regel kritischen Korrespondenten vom *Manchester Guardian* sind nicht überliefert. Da Ausweisungen ausländischer Korrespondenten an der Tagesordnung waren, ist jedoch anzunehmen, dass alle Teilnehmer sich mit kritischen Bemerkungen zurückhielten. Die Episode zeigt, wie nützlich es für die Nationalsozialisten immer wieder war, die alte Elite auch für Repräsentationszwecke einzusetzen. Das soziale Kapital eines Herzogs hatte im Ausland immer noch sehr viel grösseres Gewicht als das eines Gauleiters. Nachdem die Presse eingestimmt war, konnte der Besuch des Duke of Windsor und seiner Frau beginnen. Hitler empfing sie in Berchtesgaden, Göring in seinem Landsitz Carinhall und Windsor gab auf seiner Deutschlandreise wieder einmal

den Hitlergruss (den er ja schon seiner Nichte Elizabeth 1933/34 in Balmoral beigebracht hatte). Sein Grosscousin Coburg fungierte bei einem Besuch in Nürnberg als Gastgeber. Für die Nazis war die Reise (die sie komplett bezahlt hatten) ein grosser Propaganda-Erfolg.

Die Royal Family schien nichts dagegen zu haben, dass der Herzog von Coburg «David» in Deutschland empfing. Einen Monat nach der Deutschlandtour des Duke of Windsor war Carl Eduard laut seinem Taschenkalender wieder bei Queen Mary zum Tee eingeladen: «30.11.1937, 12 Uhr Ribbentrop gesprochen 15 Uhr 45 Besuch bei Queen May 17 Uhr Thee bei Fr v. Ribbentrop.»¹¹⁷

Ob er mit Queen Mary über David und seine Deutschlandreise gesprochen hat, werden wir nie erfahren. Zumindest wird Mary gewusst haben, warum Carl Eduard schon wieder in London weilte: Er war von der British Legion eingeladen worden und wurde auch vom neuen König, Georg VI., empfangen. Seine Londonreisen nutzte Coburg ausserdem regelmässig, um das Anglo-German Fellowship (AGF) zu besuchen. Neben den Veteranenvereinen war es für ihn eine weitere Möglichkeit, Einfluss in Grossbritannien zu nehmen (*Abbildung 6*).

Seit der Gründung des Anglo-German Fellowship (AGF) 1935 hatte Carl Eduard grosses Interesse an seinem Erfolg gezeigt. Das Fellowship war von Briten gegründet worden, die vor allem geschäftliche Interessen mit Deutschland verbanden. Zu Beginn war die AGF alles andere als eine Organisation, die den Nationalsozialismus unterstützte. Die Nazis hofften jedoch, sie für politische Propaganda-Zwecke nutzen zu können. Das stellte sich als schwieriger heraus als angenommen. Zunächst einmal gehörten der AGF in erster Linie Geschäftsleute an und nicht einflussreiche Politiker. Zweitens wurde dort auch gelegentlich Kritik am NS-Regime geübt, was in Berlin äusserst negativ aufgenommen wurde. Tatsächlich versuchten verschiedene Interessengruppen, die Anglo-German Fellowship für ihre eigenen Zwecke zu nutzen: Es gab idealistische Mitglieder, die einen weiteren Krieg verhindern wollten, es gab Mitglieder, die in erster Linie in Deutschland Geschäfte machen wollten und es gab Maulwürfe der britischen Nachrichtendienste, die



Abbildung 6: Wieder ein Platz in der ersten Reihe (von links nach rechts): Emmy Sonnemann (die spätere Ehefrau von Göring), Hermann Göring, der polnische Botschafter Jozef Lipski, Carl Eduard Herzog von Coburg und Joseph Goebbels, am 26. Februar 1935.

hofften, hier Informationen über deutsch-englische Netzwerke zu sammeln. Aber nicht nur der britische Geheimdienst war an der AGF interessiert, auch der sowjetische NKWD setzte hier seine jungen, aufstrebenden Spione Kim Philby und Guy Burgess ein. Auch sie sollten alles über potentielle deutsch-britische Netzwerke in Erfahrung bringen. Kim Philby war dabei besonders erfolgreich. Er wurde Herausgeber des Fellowship-Rundbriefs und man schickte ihn sogar nach Berlin, um dort neue Förderer zu finden. Als Erstes lieferte er seinem sowjetischen Führungsoffizier «eine mehrseitige Liste mit Namen von britischen Nazi-Sympathisanten, die bis in die Spitzen der Re-

gierung, der politischen Klasse und der britischen Aristokratie reichten. An die Namensliste angehängt war eine Analyse der Meinungen von diversen Adligen, Wirtschaftsführern und Politikern zum Nationalsozialismus und zu Hitler.» Diese Liste war, so der KGB-Mann Yuri Modin, «bis zum Ausbruch des Krieges kaum bedeutsam,»¹¹⁸ doch dann wurde sie in Moskau als äusserst wichtig eingestuft. Die Nähe der britischen und deutschen Führungseliten würde den KGB vor allem während des *Sitzkriegs* 1940 beschäftigen.

Die Anglo-German Fellowship bot also, ironischerweise, eine exzellente Tarnung für die Arbeit sowjetischer Spione wie Kim Philby, aber auch für die Arbeit von Nazis wie Carl Eduard. Er nutzte seine Besuche bei der AGF, «während er Verhandlungen mit Eduard VIII. führte, um ein deutsch-englisches Bündnis zu initiieren?»¹⁹ Das geschah natürlich ohne das Wissen der meisten Mitglieder der AGF. Sie wären durchaus überrascht gewesen, hätten sie erfahren, was ein Nazi-Informant am 11. Dezember 1935 der Adjutantur Hitlers aus London berichtete: Die AGF würde immer mehr Angehörige der britischen Elite für die Nazi-Ideologie interessieren. Das läge vor allem an den gut organisierten Veranstaltungen. Lobend erwähnte der Informant ein Fussballspiel zwischen Briten und Deutschen, anlässlich dessen eigens der Herzog von Coburg angereist sei. Dieses Spiel habe, laut dem Informanten, vor allem deshalb eine so positive Wirkung gehabt, weil die britischen Gewerkschaften im Vorfeld versucht hätten, es zu verhindern. Die britische Öffentlichkeit habe dieses Verhalten als unfair empfunden und dagegen reagiert. Als das Spiel dann schliesslich stattfand, habe das gute Benehmen der deutschen Fans bei den Briten einen äusserst positiven Eindruck hinterlassen. Auf höherem Niveau, so der Informant, habe dann im Anschluss die Anglo-German Fellowship ihre gute Arbeit fortgesetzt. Sie lud den Reichsportführer Hans von Tschammer und Osten gemeinsam mit dem Herzog von Coburg zu einem festlichen Dinner am 5. Dezember 1935 ein. Der Informant war der Ansicht, das Dinner sei ein Erfolg gewesen, es müsse aber noch mehr unternommen werden, damit die AGF die grossen Namen aus der britischen Politik anziehe. Aktive Politiker würden nicht kommen, weil sie

befürchteten, damit als kirchen- und jüdenfeindlich eingestuft zu werden; die Mitgliederzahl der Anglo-German Fellowship werde erst ansteigen können, wenn man in Deutschland die Kirchenfrage geklärt habe. Der Informant schloss seinen Bericht mit dem Fazit:

«Die ganze Veranstaltung war übrigens ausgezeichnet und die von Deutschland entsandten Gäste mit grossem Verständnis für die englische Psychologie ausgewählt. Besonders der Herzog von Koburg ist naturgemäss eine Persönlichkeit, die die Mitwirkung für englische Gesellschaftskreise reizvoll machen sollte».¹²⁰

Der Deutsche Botschafter Hoesch berichtete Ähnliches über das Gründungsessen der AGF im November, sah jedoch eine Schwierigkeit:

«Das jüdische Problem [lastet] wie ein tiefer Schatten auf den deutsch-englischen Beziehungen. Fast sämtliche englische Mitgliedern der Anglo-German Fellowship unterhielten sich zum Teil in sehr nachdrücklicher Form im Zwiesgespräch mit ihren deutschen Gästen über diese Frage und wiesen auf die ausserordentlich ungünstige Rückwirkung des Judenproblems auf das deutsch-englische Verhältnis und die Arbeit des Fellowship hin.»

Lord Mount Temple und Lord Eltisley hatten die Problematik auch in ihren Reden erwähnt. Fürst Bismarck beendete jedoch jegliche weitere Diskussion mit «der Aufforderung an die Mitglieder des Fellowship, nicht an die tendenziösen Nachrichten der Presse zu glauben, sondern sich durch einen baldigen Besuch in Deutschland [selbst einen Eindruck zu verschaffen].»¹²¹

Hoeschs Bericht über die Judenproblematik zeigte sofort Wirkung. Hitler war ausser sich und verfügte, dass alle deutschen Mitglieder der AGF sofort austreten sollten, da es nicht tolerierbar sei, dass deutsche Rassengesetze kritisiert würden.¹²² Da die AGF jedoch nur britische und nicht deutsche Mitglieder hatte (Deutsche waren nur als Gäste zugelassen), wurde die Anordnung einfach ignoriert und dem AGF nie bekannt gemacht. Ribbentrop hatte einen besseren Plan parat: Er wollte die AGF über ihre deutsche Schwesterorganisation, die Deutsch-Englische Gesellschaft (DEG), in seinem Sinne

manipulieren. Um dies zu erreichen, ernannte er Carl Eduard zum Vorsitzenden der DEG.¹²³ Eine neuentdeckte russische Quelle zeigt, wie Ribbentrop bei diesem Plan vorging. In einem ersten Schritt entfernte er zunächst einmal alle unerwünschten Mitglieder aus der Vorläuferorganisation der DEG. SS-Oberführer Wilhelm Rodde¹²⁴, der damals für Ribbentrop tätig war, erklärte 1947 seinem russischen Vernehmungsoffizier, mit welchen Methoden sie damals vorgingen:

«Man muss bedenken, dass [dem Anglo-German Fellowship] eine grosse Zahl [britischer] Industrieller und Finanziers angehörten – vor allem solche, die schon lange freundschaftliche Beziehungen zu Deutschland pflegten – und dass es die Aufgabe der Organisation war, die politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zu Deutschland zu stärken. Unter jenen fand Ribbentrop aber keine Unterstützer. Es war klar, dass freundschaftliche Kontakte von Angehörigen der britischen Organisation mit Angehörigen der gleichen Organisation in Deutschland einer der Gründe für die Skepsis und die teilweise feindselige Haltung der Engländer gegenüber dem Dritten Reich war, insofern alle führenden Posten in der Deutsch-Englischen Gesellschaft in Berlin von grossen Finanziers besetzt waren, die dem neuen NS-Regime gegenüber negativ eingestellt waren. Es waren also aussergewöhnliche Massnahmen notwendig, um die [deutsche] Organisation so umzubauen, dass sie im Interesse der NS-Regierung handelte; das heisst, man musste alle führenden Persönlichkeiten durch Personen ersetzen, auf die sich die Nationalsozialisten in politischer Hinsicht verlassen konnten. Mit dieser schwierigen Aufgabe beauftragte Ribbentrop mich und Eugen Lehnkering. Wir sollten alles Nötige tun, um die Deutsch-Englische Gesellschaft von Personen zu säubern, die den Nationalsozialismus ablehnten und unsere Arbeit behinderten. Wir erledigten diese Aufgabe rasch.»

Auf die Frage des Vernehmungsoffiziers, wie man das geschafft habe, erläuterte Rodde:

«Für uns war das nicht weiter schwierig. Soweit uns bekannt war, dass bestimmte Vorstandsmitglieder eine negative Einstellung gegenüber der

NSDAP vertraten und sich skeptisch über führende Parteimitglieder äuserten, schlugen wir diesen Herren kurzerhand vor, von ihrem Amt zurückzutreten und die DEG zu verlassen. Im Gegenzug versprachen wir, keine repressiven Massnahmen gegen sie zu ergreifen. So wurden wir alle los, die uns nicht zusagten. Die freiwerdenden Ämter besetzen wir mit NSDAP-Mitgliedern, die Ribbentrop uns vorschlug. Neuer Vorsitzender wurde der Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha, Carl Eduard.»¹²⁵

An der ersten Sitzung der nunmehr «gesäuberten» Deutsch-Englischen Gesellschaft nahmen Rudolf Hess und Joachim von Ribbentrop sowie der britische Botschafter in Berlin und der Vorsitzende der AGF, Lord Mount Temple, teil. Zwischen April 1937 und Frühjahr 1939 wuchs die Mitgliederzahl der Deutsch-Englischen Gesellschaft von 176 auf stolze 700 an. Hauptsitz war Berlin, daneben entstanden Dependancen in Bremen, Hamburg, Heidelberg, Essen, Stuttgart und Wiesbaden. Ernest Tennant, der Mitbegründer der AGF, schrieb noch im Februar 1939 voll Stolz an einen Kabinettsminister: «Im März sollen weitere Niederlassungen in Frankfurt und Köln eröffnet werden, im April eine in Wien. Mit Unterstützung von britischer Seite gibt es kaum eine Obergrenze für die Zahl der Niederlassungen, die die Deutschen anbieten zu eröffnen.»¹²⁶

Wilhelm Rodde war der Ansicht, dass die Ernennung des Herzogs von Coburg zum Vorsitzenden der DEG auch indirekt für den Erfolg der AFG von Bedeutung war:

«Die Beziehungen zwischen England und Deutschland verbesserten sich zusehends. Als Mitglied der englischen Königsfamilie übte der Herzog auf Handel und Industrie in England grossen Einfluss aus, und er genoss die bedingungslose Unterstützung einflussreicher britischer Freunde. Diejenigen Engländer, die eine pro-deutsche Haltung einnahmen, aber keine Mitglieder [der Anglo-German Fellowship] waren, überredeten wir, beizutreten und intensive Propaganda für Deutschland zu machen. Die Aufgabe, die Briten [für die AGF] anzuwerben, übernahmen Graf Dürckheim und Hewel [ein Diplomat und Nationalsozialist seit den frü-

hen Anfängen der Partei], die Kontakte zur britischen Gesellschaft unterhielten.»¹²⁷

Graf Dürckheim war als Referent für England im Büro Ribbentrop tätig (der Organisation, die Ribbentrop leitete, bevor er zu einem «richtigen» Diplomaten gemacht wurde). Im Deutschland der Nachkriegszeit sollte Dürckheim sich «neu erfinden» – als Psychologe und Zen-Lehrer. Rodde hatte weniger Glück: Er starb in russischer Gefangenschaft. Aber kurz davor gab er noch an, welche Briten Ribbentrop für seine Propagandaarbeit angeheuert hatte: Lord Rothermere, der Zeitungsbesitzer, Ward Price, Rothermeres Chefkorrespondent, Jack Evans, der Eigentümer einer Versicherungsgesellschaft, Francis Cooper, Präsident von Unilever, Mr. Proctor, ein Industrieller, Lord Londonderry, Mr. Ernest Tennant, Lord Mount Temple, der Vorsitzende der Anglo-German Fellowship, Prof. Conwall-Evans, Sir Arnold Wilson, Abgeordneter, Captain Kennedy, der politische Korrespondent der *Times*, Lord Hamilton, Lord Duncan-Sandys, Winston Churchills Schwiegersohn, Mr. Brant, ein wichtiger Bankier, Samuel Hoare, Mr. Oliver Hoare, Allan of Hurtwood, Mr. Beamish und Lord Lothian.

Die meisten hier Genannten waren Mitglieder der Anglo-German Fellowship und Rodde betonte, dass «diese Leute von uns für Propagandazwecke und zur Verbreitung pro-deutscher Ansichten in England» verwendet wurden. Viele von ihnen waren auch zu Deutschlandbesuchen eingeladen worden. Bei einem «touristischen» Rundgang durch das Weimarer Feodoraheim hatte man zum Beispiel George Douglas-Hamilton die Vorzüge der Sterilisation unwerten Lebens demonstriert. Die Demonstration wurde als Erfolg bewertet: «Lord Hamilton, dem es bei dem Anblick des Kindes [das ohne Arme geboren worden war] speiübel geworden war, gab unumwunden zu, dass es ein Glück für die Menschheit sei, wenn solche Geschöpfe nicht geboren würden.»¹²⁸

Für die Vernehmungsoffiziere waren diese Namen interessant, aber wichtiger war ihnen, dass Rodde die Namen von Ribbentrops Agenten in Grossbritannien nannte. Er antwortete, er kenne eine Reihe von Personen, die für die Deutschen geheimdienstlich gearbeitet hätten. Als Ersten nannte er:

«Sir Arnold Wilson. Er war ein privater Gast von Ribbentrop 1935/36. Er übernachtete im Hotel Kaiserhof und gab binnen kurzer Zeit grosse Summen Geld für Alkohol aus; auf Ribbentrops Anweisung hin musste ich dafür aufkommen.»¹²⁹

Der Abgeordnete Arnold Wilson war ein Bewunderer von Mussolini und Hitler. Er schrieb seinen ersten pro-deutschen Artikel für die *English Review* im Juni 1934: «Herr Hitler hat mich zutiefst beeindruckt. Nach unserem Gespräch, das eine Dreiviertelstunde dauerte, blieb ich mit dem Gefühl zurück, dass ich mit einem Mann geredet hatte, der vom Temperament her national und von den Methoden her sozialistisch ist. Doch genau wie unsere besten Konservativen will er den Wandel, so er denn in eine bestimmte Richtung geht.»¹³⁰

Die nächste Person, die Rodde als Agenten bezeichnete, war Thomas P. Conwell-Evans, der wahrscheinlich beide Seiten gegeneinander ausspielte und dem wir in Kapitel 6 wiederbegegnen werden. Conwell-Evans sollte später zugeben, dass die Nazis ihn zunächst tatsächlich faszinierten: «Leider erkannte ich erst recht spät die wahre Gefahr, die von den Nazis ausging.»¹³¹

Ein weiterer Kandidat, den Rodde als Agenten identifizierte, war Captain Kennedy: «Er besuchte Ribbentrop und Graf Dürckheim privat. Als Korrespondent der *Times* schrieb er pro-deutsche Artikel.»

Der vierte Agent war Henry Hamilton Beamish. Beamish war Vize-Präsident der Imperial Fascist League. Er unterstützte den Plan, mehrere Millionen europäische Juden nach Madagaskar zu deportieren. Laut Rodde traf Beamish im Frühjahr 1936 «ohne Geld und schäbig gekleidet» in Deutschland ein: «Um ihn kümmerte sich ausschliesslich Graf Dürckheim.»

Agent Nummer fünf war, laut Rodde, Ernest Tennant, seines Zeichens Gründungsmitglied der Anglo-German Fellowship. Rodde glaubte, zumindest ihn als Agenten identifizieren zu können:

«Bei einer Gelegenheit im Winter 1935 besuchte ich Ribbentrop in seiner Wohnung und brachte ihm Dokumente zur Unterschrift. Ich öffnete die Tür und wollte sein Arbeitszimmer betreten, da packte mich Ribbentrop und schob mich buchstäblich aus dem Zimmer – er sagte etwas von

einer Besprechung und bat mich, nicht zu stören. Unter den Anwesenden erkannte ich Tennant und einen Mitarbeiter der Abwehr [des deutschen militärischen Geheimdienstes]. Daraus ziehe ich den Schluss, dass Tennant mit Ribbentrop kooperierte und mit den deutschen Nachrichtendiensten in Verbindung stand.»¹³²

In seiner Autobiographie *True Account* erwähnt Ernest Tennant eine solche Begebenheit verständlicherweise nicht; dafür ist sein Buch voll von Widersprüchen und legt den Verdacht nahe, dass «*Untrue Account*» ein besserer Titel gewesen wäre.¹³³

Die Deutsch-Englische Gesellschaft und die Anglo-German Fellowship lagen dem Herzog von Coburg bis zum Kriegsausbruch sehr am Herzen. Im März 1939 berichtete er Alice, sein Bekannter Lord Brocket sei «jetzt Vorsitzender der Anglo-German Fellowship. Es hat viel Spass gemacht, uns über Brocket (Hall) zu unterhalten, und jetzt hat er auch noch Bramshill gekauft.»¹³⁴ (Brocket Hall und Bramshill waren Brockets Landsitze, in denen er führende Nazis empfing). Brocket sprach fließend Deutsch und war Gast bei der Feier anlässlich Hitlers 50. Geburtstags.¹³⁵ Es ist jedoch nicht ganz klar, ob Brocket 1939 noch offiziell den Vorsitz der AGF übernehmen konnte, auch wenn er es ganz offensichtlich wollte. Wie wir in Kapitel 6 sehen werden, versuchte er 1940 Premierminister Chamberlain dazu zu überreden, Friedensverhandlungen mit Hitler einzuleiten.

Auch auf Neville Chamberlain und seine Appeasementpolitik setzte Coburg grosse Hoffnungen. Als Chamberlain im Jahr 1937 Premierminister wurde, waren die wichtigsten Themen der deutschbritischen Beziehungen die Zukunft Österreichs und der Tschechoslowakei.¹³⁶

Chamberlain hatte nicht ernsthaft vor, Hitler hier grosse Schwierigkeiten zu bereiten. Er nahm den Anschluss Österreichs hin und sollte am Ende auch Hitlers Haltung in der Sudetenfrage akzeptieren. Da auf die Sudetenfrage zwei andere *Go-Betweens* angesetzt waren, wird sie später noch ausführlicher behandelt werden. Dennoch scheint Coburg auch hier eine Rolle gespielt haben. Laut seinem Taschenkalender traf er am 22. September 1938 in London ein, am selben Tag, als Chamberlain sich in München mit Hitler traf.

Nach seiner Ankunft liess sich Coburg zunächst in der deutschen Botschaft auf den neuesten Stand bringen und traf, laut seinem Taschenkalender, am 23. September um 16 Uhr, «Bertie und Elizabeth [Georg VI. und Queen Elizabeth] im Buckingham Palace.» Nach dem Treffen mit dem Königspaar begab er sich umgehend wieder zur Botschaft, um Rapport zu erstatten. Insgesamt besuchte er die deutsche Botschaft binnen drei Tagen fünf Mal.¹³⁷ Er scheint auch weitere Gespräche mit Georg VI. geführt zu haben, aber dazu sind bisher keine Aufzeichnungen gefunden worden (und wenn es sie gäbe, besteht kaum Hoffnung, dass die Royal Archives sie freigeben werden). Wir wissen jedoch, dass Georg VI. das Münchener Abkommen befürwortete. Er erschien auch neben Chamberlain auf dem Balkon, um die Ovationen nach der Unterzeichnung entgegenzunehmen. Ursprünglich hatte Georg VI. geplant, noch einen Schritt weiter zu gehen und Chamberlain schon bei dessen Rückkehr am Flughafen zu begrüßen. Queen Mary unterstützte die Haltung ihres Sohnes und wehrte sich gegen jegliche Kritik: «Diese Leute, die sich lautstark darüber beklagen, was der Premierminister getan hat, bringen Dich sicherlich genauso in Rage wie mich. Er hat uns den Frieden nachhause gebracht, wie sollten wir ihm da nicht dankbar sein?»¹³⁸

Marys Verwandter Carl Eduard war über derartige Urteile sicher hocherfreut. Zwar blieb Grossbritannien sein wichtigstes aussenpolitisches Arbeitsfeld, doch Coburg pflegte auch noch andere Kontakte. Als Chef des Hauses Sachsen-Coburg und Gotha hatte er schnellen Zugang zu anderen Herrscherhäusern. «Ende Januar war ich drei Tage in Rom», schrieb Coburg seiner Schwester, «und dort führte ich ein nettes Gespräch mit dem König und Kaiser [Viktor Emanuel III.] und ein besonders interessantes mit Mussolini.»¹³⁹ Auch nach dem Anschluss Österreichs im März 1938 war Carl Eduard wieder in Italien unterwegs.

Coburg wurde auch an Orte geschickt, an denen eine Charmeoffensive vonnöten war. Zusammen mit seinem Freund Schwede-Coburg besuchte er im Februar 1939 Polen. Sechs Monate, bevor Hitler und Stalin die polnische Armee vernichten würden, legte Coburg am Grab des Unbekannten Soldaten

feierlich einen Kranz nieder. Er wurde wie ein hochrangiger Politiker empfangen und führte Gespräche mit dem Kriegsminister und mit Präsident Moscicki. Nebenher besichtigte er die Sehenswürdigkeiten von Warschau und machte einen Abstecher nach Krakau.¹⁴⁰ Dieser Besuch war typisch für Coburg: Wieder einmal sorgte er dafür, dass die Fassade intakt blieb, damit Hitler seine Pläne in Ruhe vorbereiten konnte. Dass der Angriff auf Polen kommen würde, musste Coburg geahnt haben. In seinen Aufzeichnungen findet sich für den 17. April 1939 die Eintragung:

«Essen in Deutsch Engl. Gesellschaft auf meine Anfrage hin was werdet ihr machen wenn wir morgen in Polen einmarschieren? antwortet Duke of Buccleuch, «wir können nichts machen, aber die Polen glauben, wir können.» Als Gäste anwesend, Duke of Buccleuch, Lord Brocket, Colonel MacFarlane, Forbes Ogilvie (Botschafter Madrid)».¹⁴¹

Es war eine ausgesprochen beruhigende Antwort, die Coburg sicher sofort an Ribbentrop weiterleitete.

Dennoch wurde Coburgs Arbeit in Grossbritannien immer schwieriger. Nach dem Einmarsch der Wehrmacht in Prag im März 39 gerieten die Anhänger der Appeasement-Politik ins Hintertreffen. Chamberlain sah sich nun gezwungen, mit der Sowjetunion über ein Bündnis zu verhandeln. Die Labour-Partei und die Liberalen hatten dies seit längerem gefordert, aber nun wurden sie dabei auch von konservativen Abgeordneten unterstützt. Chamberlain und Halifax glaubten zwar noch immer, Hitler unter Kontrolle halten zu können, aber sie mussten zumindest vorgeben, die Sorgen ihrer Abgeordneten Ernst zu nehmen. Vordergründig begann Chamberlain also, mit den Russen zu verhandeln, doch hinter den Kulissen signalisierte er Deutschland über einen Geheimkanal, dass er nicht ernsthaft an einem Abkommen mit den Sowjets interessiert sei. Da Chamberlain seinen Diplomaten nicht vertraute, griff er kurzerhand Hitlers Methode auf und verwendete für diese heikle Methode einen *Go-Between*: Lord Kemsley, den Eigentümer des *Daily Telegraph*. Kemsley war im Juli 1939 der Einladung des Propagan-

dministrators Joseph Goebbels gefolgt und traf in Berlin unter anderem auch Alfred Rosenberg, den Chefideologen der NSDAP. Genau wie Coburg betrachtete sich Rosenberg als Experten für deutsch-britische Beziehungen und er empfing Lord und Lady Kemsley zusammen mit von Weizsäcker vom Auswärtigen Amt für ein informatives Mittagessen.¹⁴² Rosenberg schrieb später eine Zusammenfassung über dieses interessante Mittagessen. Lord Kemsley habe mehrmals betont, ein Krieg zwischen England und Deutschland wäre eine Katastrophe, da allein die Sowjetunion davon profitieren werde. Er fügte hinzu, Chamberlain «verhandle in Moskau äusserst ungern und sei bereit, abzuspringen, habe aber die Unterhandlungen begonnen, um der Opposition den Wind aus den Segeln zu nehmen.» Er betonte ausserdem: «Chamberlain ist der Führer Englands und wird es bleiben». Mit anderen Worten: Letztendlich bestimmte Chamberlain und nicht das Parlament die britische Aussenpolitik. Von Weizsäcker und Rosenberg waren mit diesen Aussagen zufrieden. Auch Lady Kemsleys Kommentare trugen zur guten Stimmung bei. Sie vertrat die Ansicht: «Nur die Juden wollen einen Krieg zwischen Deutschland und England herbeiführen», und fuhr dann fort zu erklären, sie habe sieben Kinder, davon fünf Söhne im wehrfähigen Alter. Daher könne sie schon aus persönlichen Gründen den Wahnsinn eines Krieges gegen Deutschland niemals unterstützen. Lady Kemsleys Fruchtbarkeit machte auf Rosenberg anscheinend einen ebenso grossen Eindruck wie ihr aufrichtiger Antisemitismus. Sie erwähnte auch, dass sie und ihr Mann vor ihrer Abreise unzählige Briefe und Telegramme aus ganz Grossbritannien erhalten hätten, in denen sie gebeten worden seien, alles dafür zu tun, einen Krieg zu verhindern. Rosenberg schloss seinen Bericht mit dem Fazit: «Lord Kemsley und seine Frau machten den Eindruck, dass sie von Chamberlain instruiert worden sind, um für ihn zu werben und den Glauben an seine unerschütterliche Position zu stärken.» Dieser Bericht war mehr als blosses Wunschdenken, denn kurze Zeit später gewann der deutsche Botschafter in Grossbritannien, Herbert von Dirksen, einen ganz ähnlichen Eindruck, nachdem er mit Kemsley gesprochen habe. Der Lord sei von Reichsleiter Rosen-

berg sehr angetan gewesen («a charming personality»), und habe betont, Chamberlain sei wie Hitler und Mussolini der Führer Grossbritanniens.¹⁴³ Für Hitler war damit klar, dass die Verhandlungen der Briten mit den Sowjets reine Fassade waren und Chamberlains Furcht vor dem Kommunismus grösser blieb als die vor dem Nationalsozialismus.

Nach dem Krieg tat Kemsley Dirksens Bericht als pure Fantasterei ab. Wie so viele Appeasement-Anhänger litt er unter starker Amnesie; nicht so jedoch die kritische Journalistin Elizabeth Wiskemann, die Kemsley öffentlich mit der Wahrheit konfrontierte. Trotz ihres deutsch klingenden Namens war Wiskemann eine Britin, die in der Schweiz für den britischen Geheimdienst gearbeitet hatte. Um Kemsleys wahre Motive wusste auch ein anderer Geheimdienstmitarbeiter, der jedoch eine ganz andere Biographie als Wiskemann hatte und sein Wissen nicht in die Öffentlichkeit trug. Sein Name war Guy Burgess. Burgess hatte zuerst bei der BBC gearbeitet, später bei MI6 und im Foreign Office. Seine Loyalitäten lagen jedoch bei ganz anderen Institutionen. Wie Philby und Blunt hatten ihn die Sowjets als Agenten rekrutiert. Für die Russen war Burgess eine erstklassige Wahl: Er stammte aus einer wohlhabenden und gut vernetzten Familie und kannte als ehemaliger Journalist alle wichtigen Leute in Whitehall. Er war mit der Mentalität des Foreign Office vertraut und er verstand Chamberlains Gedankengänge. Als im August 1939 die Verhandlungen zwischen Briten, Franzosen und Russen über ein mögliches Bündnis begannen, wurde Burgess schnell klar, dass die ganze Veranstaltung eine blossе Scharade war. Er meldete an seine sowjetischen Auftraggeber:

«Es ist ein grundlegendes Ziel britischer Politik, mit Deutschland zusammenzuarbeiten, was auch immer geschieht, und schlussendlich auch gegen die UdSSR. Aber es ist unmöglich, diese Politik offen zu verfolgen; man muss in alle möglichen Richtungen manövrieren, ohne die deutsche Expansion nach Osten zu behindern.»¹⁴⁴

Burgess war nicht der Einzige, der davon überzeugt war. Sein Zeitgenosse Conwell-Evans kam zum gleichen Schluss:

«Offensichtlich nahm die britische Regierung Hitler weiterhin seine antibolschewistischen Beteuerungen ab und glaubte ihm, dass er ausschliesslich einen Kreuzzug nach Osten gegen Sowjetrußland plane.»¹⁴⁵

Conwell-Evans war klar geworden, dass Chamberlain nicht ernsthaft mit Russland verhandelte, als ein führender Diplomat des Aussenministeriums «per Schiff statt per Flugzeug»¹⁴⁶ nach Moskau geschickt wurde. Die Appeaser hofften weiterhin auf eine Verständigung mit Deutschland – auch durch Verhandlungen mit Göring. Burgess berichtete darüber nach Moskau: «Alle Massnahmen sind getroffen für das Eintreffen von Hermann Göring in London auf geheimer Mission, am Mittwoch, dem 23. [August 1939].» Als die Russen erfuhren, dass Göring vorhatte, endlich seine Englandreise anzutreten, war ihnen klar, dass sie Nägel mit Köpfen machen mussten.¹⁴⁷ Am 23. August 1939 wurde der Hitler-Stalin-Pakt unterzeichnet, und eine Woche später überfiel Hitler Polen. Wie so viele «Englandexperten» war Carl Eduard überrascht, dass dieses Mal Grossbritannien nicht nachgab und Deutschland den Krieg erklärte.

Man sollte annehmen, dass der Ausbruch des Krieges mit Grossbritannien ein so traumatisches Ereignis war, dass der Herzog von Coburg seine geheimdiplomatische Tätigkeit nun beendet hätte. Doch dem war nicht so. Auch wenn er später behaupten sollte, er habe sich unermüdlich für den Frieden eingesetzt, brachte der 3. September 1939 Coburg nicht etwa zum Umdenken. Im Gegenteil: Er tat jetzt sein Bestes, um die deutschen Kriegsanstrengungen zu unterstützen. Als Präsident des Deutschen Roten Kreuzes war Carl Eduard in den nächsten Jahren für die Duldung von Verbrechen gegen die polnische Zivilbevölkerung und die Vertuschung der Zustände in den Konzentrationslagern mitverantwortlich. Selbst als er erfuhr, dass eine seiner Grosscousinen dritten Grades, die psychisch kranke Prinzessin Maria von Sachsen-Coburg und Gotha, vergast worden war, tangierte ihn das nicht weiter. Er zog es vor, die Existenz der Konzentrationslager und des «Euthanasie»-Programms der Nazis zu verdrängen (*Abbildung 7*).¹⁴⁸

So viel zu Carl Eduards «Inlandsaktivitäten» nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs. Was seine Auslandsaktivitäten betraf, so wurde er weiterhin als

heimlicher Helfer eingesetzt. Jetzt diente er als nützlicher *Go-Between* in Japan und Russland. Bevor Carl Eduard im Januar 1940 zu seiner zweiten Weltreise aufbrach, wurde er erst von Hitler empfangen und dann im Auswärtigen Amt mit den nötigen Informationen für seine Reise versorgt (bei seiner Rückkehr im Mai waren Hitler und das Auswärtige Amt wieder seine ersten Anlaufstellen). Offiziell reiste Carl Eduard nach Japan, um dem Kaiser zum Jubiläum zu gratulieren; seine tatsächliche Mission war es jedoch, fünf Monate nach dem Hitler-Stalin-Pakt die Nerven der Japaner zu beruhigen.

Da Russland und Japan seit 1904 verfeindet waren und Japan mit Hitler 1936 den Antikominternpakt zur Bekämpfung des Kommunismus abgeschlossen hatte, gab es hier eine ganze Menge zu erklären. Doch Carl Eduard scheint seine Aufgabe erfolgreich erledigt zu haben. Anschliessend unternahm er noch einen Abstecher in die USA, um sich von der Neutralität der Amerikaner zu überzeugen. Besonders beeindruckt war er bei dieser Reise von Roosevelt. In seinem Taschenkalender verzeichnete er über die zwanzigminütige Audienz mit dem Präsidenten:

«18. März 1940 12 Uhr 30 bis 12 Uhr 50 Besuch im Weissen Haus.

Privaträume bei Präsident Roosevelt, eine Persönlichkeit sehr sympathisch.»¹⁴⁹

Carl Eduards letzte Station war Moskau, wo er am 31. Mai 1940 gemeinsam mit dem deutschen Botschafter Graf von der Schulenburg von Regierungschef Molotow empfangen wurde. Er erzählte Molotow von seiner Reise in die USA und versicherte ihm, dass Roosevelt nicht daran denke, in den Krieg einzutreten, obwohl er von Beratern umgeben sei, die ihn dazu drängten.¹⁵⁰

Nach Carl Eduards Abreise fragte Molotow Schulenburg, warum der Herzog «so alt» aussehe. Carl Eduard war damals erst 56 Jahre alt, wirkte jedoch eher wie 80. Er ging gebückt und hatte offensichtlich Probleme mit seinen Beinen. Schulenburg zögerte, da Coburgs ererbte Familienkrankheiten nicht im Einklang mit den arischen Idealen der NS-Bewegung standen. Stattdessen erklärte er den weitverzweigten Stammbaum der Coburgs und erzählte

davon, wie lange der Herzog bereits den Nationalsozialismus unterstütze. Er versuchte auch, einen Scherz über die Verbindungen des Herzogs zu diversen Königshäusern zu machen. Drei Tage vor dem Treffen mit Molotow hatte Belgien kapituliert. Der König der Belgier war mit Carl Eduard verwandt und Schulenburg sagte, er habe mit dem Gedanken gespielt, dem Herzog mitzuteilen: «Ihr Neffe hat kapituliert.» (tatsächlich waren die beiden Cousins dritten Grades). Molotow schien von diesen Verwandtschaftsverhältnissen fasziniert und meinte zu Schulenburg, dass «solche alten Familienbeziehungen eine ziemlich komplexe Kette bilden». Das taten sie durchaus. Es bleibt jedoch offen, ob Coburg seine «komplexe Kette» im Juni 1940 noch ein letztes Mal verwendete und Ribbentrop bei einem ungewöhnlichen Coup beriet.

Es ist viel über Hitlers und Ribbentrops Plan geschrieben worden, den Duke of Windsor im Sommer 1940 nach Deutschland zu «locken». Da Rib-

Abbildung 7: Adolf Hitler und Carl Eduard feiern in Coburg ihre Erfolge, 19. Oktober 1935



bentrop eng mit Coburg zusammenarbeitete, wird er ihn in dieser Angelegenheit wahrscheinlich um Rat gefragt haben. Der Codename dieser Mission lautete «Operation Willi» und wurde vom Geheimdienstoffizier Walter Schellenberg in Portugal geleitet. In seinen unzuverlässigen Memoiren schreibt Schellenberg, die ganze Angelegenheit sei von vornherein zum Scheitern verurteilt gewesen. In Geheimdienstkreisen wurde die Geschichte jedoch schnell legendär. Laut den Erinnerungen des damaligen Doppelagenten Dusko Popow wollte Hitler dem Duke of Windsor anbieten, auf den britischen Thron zurückzukehren (mit Wallis als offiziell gekrönter Königin). Bis das erreicht sei, solle für Windsor ein Schweizer Bankkonto mit 50 Millionen Franken eingerichtet werden, damit er so leben könne, «wie es ihm gebührt»¹⁵¹ Ob Windsor versucht war, das Angebot anzunehmen, konnte niemals belegt werden.

Mehrere Geheimdienste observierten den Duke of Windsor im Sommer 1940 in Spanien und in Portugal. Einer ist hierbei von besonderem Interesse: der sowjetische NKWD. Bisher hat er seine Berichte nicht freigegeben. Aber er scheint wertvolle Informationen über Windsor zu besitzen: Im Sommer 1940 schickte der Leiter der fünften Abteilung, Pawel Fitin, eine Denkschrift an den Kreml, in der es heisst:

«Der ehemalige König von England, Eduard, befindet sich zusammen mit seiner Frau Simpson in Madrid, wo er in Kontakt mit Hitler steht.

Eduard verhandelt mit Hitler über die Frage, eine neue englische Regierung zu bilden, und über einen Friedensschluss mit Deutschland auf der Basis eines gemeinsamen Militärbündnisses gegen die UdSSR.»¹⁵²

Diese Meldung bestätigte Stalins schlimmste Befürchtungen. Der Hitler-Stalin-Pakt war nun knapp ein Jahr alt. Würde Hitler die Seiten wechseln? War das der Anfang eines grösseren Plans?

Es wäre interessant zu wissen, was diese Quelle sonst noch nach Moskau mitteilte, aber die Möglichkeit, Zugang zu Akten des KGB zu erhalten, ist vergleichbar mit der Situation in den Royal Archives. Immerhin hat der SWR (einer der Nachfolger des KGB) in den letzten Jahren Wissenschaftlern seines Vertrauens erlaubt, Material einzusehen und in russischen Spezial-

zeitschriften zu veröffentlichen (was sicherlich die Moral der Mitarbeiter fördert und gleichzeitig nützliche Werbung für alte Spionageerfolge bietet).

Abgesehen davon ist eine weitere interessante Quelle über die Royal Family der Sowjetagent Anthony Blunt. Blunts Mutter und Queen Mary waren schon als Kinder in Windsor Great Park Nachbarn gewesen. Beide engagierten sich für zahlreiche wohltätige Projekte und blieben ihr Leben lang befreundet. Blunt war darüber hinaus auch mit der späteren Queen Elizabeth verwandt. Von dieser Verwandtschaft profitierte Blunts Familie seit 1936. Nur zwei Tage nach der Thronbesteigung von Georg VI. und Elizabeth wurde Blunts Onkel zum Bischof ernannt und Blunt selbst wurde zeitlebens von der königlichen Familie protegiert. Unter anderem machte Georg VI. ihn zum Kurator der königlichen Bildersammlung. Blunt galt in royalen Kreisen auch deshalb als besonders zuverlässig, weil er während des Krieges im Inlandsgeheimdienst MI5 gearbeitet hatte (von seiner Arbeit für die Sowjetunion ahnte die Royal Family dagegen bis in die 1950er Jahre nichts). Es ist sehr wahrscheinlich, dass Blunt für die Russen eine wichtige Quelle über die Royal Family und den Duke of Windsor war. In einem Interview im Juni 2014 deutete Gennadi Sokolow, der den russischen Geheimdiensten nahesteht, diesen Zusammenhang an. Sokolow gab sein Interview einen Monat, nachdem Prinz Charles Putin mit Hitler verglichen hatte. Der Putin-Hitler-Vergleich hatte in Russland für Empörung gesorgt und Sokolow reagierte darauf, indem er sagte, man werde in «naher Zukunft» Anthony Blunts Akte veröffentlichen.¹⁵³ Die Blunt-Akte könnte Licht in die NS-Verhandlungen des Duke of Windsor bringen, aber auch in Blunts geheime Tätigkeit für die Royal Family nach Kriegsende. Diese Mission beschäftigt Historiker seit Langem.

Offiziell wurde Blunt im Auftrag Georgs VI. im Sommer 1945 nach Deutschland geschickt, um den Briefwechsel von Queen Victoria an ihre Tochter zu bergen. Doch schon damals kursierte das Gerücht, dass es sich in Wirklichkeit nicht um einen harmlosen Briefwechsel aus dem 19. Jahrhundert handelte. Blunts Aufgabe sei es gewesen, ganz andere Briefwechsel sicherzustellen: Die belastende Korrespondenz zwischen Angehörigen der bri-

tischen Königsfamilie und ihrer Nazi-Verwandtschaft. Blunt wurde bei seiner Reise vom königlichen Archivar Sir Owen Morshead begleitet, der später einen unterhaltsamen (und harmlosen) Bericht über ihre gemeinsame «Archivreise» verfasste. Doch Anthony Blunt reiste nicht nur mit Morshead nach Deutschland. In jenem Jahr kam er drei Mal auf den Kontinent, angeblich auch um «Kunstwerke» für die Royal Family sicherzustellen.¹⁵⁴ Dabei reiste er auch in die Niederlande, um das ehemalige Domizil von Kaiser Wilhelm II. zu besuchen (der mit Queen Mary korrespondiert hatte).

In seiner Anthony-Blunt-Biographie erwähnt der ehemalige sowjetische Botschafter in Grossbritannien, Popow, die Morshead-Blunt-Mission in Deutschland. Zwar gelangte er bei seinen Untersuchungen zu keinem eindeutigen Ergebnis, doch die russischen Geheimdienste informierten ihn darüber, dass Blunt damals für sie aktiv gewesen und von Moskau instruiert worden sei, «sich in Deutschland mit einer Person zu treffen, die für den sowjetischen Geheimdienst von Interesse ist».¹⁵⁵

Dass Blunt für die Russen gearbeitet hatte, wussten die britischen Nachrichtendienste spätestens seit 1963, öffentlich gemacht wurde es jedoch erst 1979. Peter Wright, Mitarbeiter der Spionageabwehr von MI5, schrieb nach seiner Pensionierung ein umstrittenes Buch über seine Verhöre von Blunt. Zu den Deutschlandreisen im Jahr 1945 befragt, fuhr Blunt Wright an: «Sie wissen doch, dass Sie mich dazu nichts fragen dürfen!»¹⁵⁶ Aus dieser Bemerkung schloss Wright, dass seine MI5-Vorgesetzten mit Blunt einen Deal eingegangen waren: Er würde über seine «Deutschlandarbeit» für die Royal Family schweigen und im Gegenzug einer Strafverfolgung entgehen. Tatsächlich wurde Blunt, anders als George Blake, nie für seinen Landesverrat vor Gericht gestellt.

Neben den lückenhaften russischen Quellen über den Duke of Windsor gibt es auch einige FBI-Akten, die im Jahr 2003 veröffentlicht wurden. Diese sind allerdings voll von unbelegbaren Behauptungen – unter anderem wird dort die alte Klatschgeschichte kolportiert, die Duchess of Windsor habe mit Ribbentrop geschlafen.¹⁵⁷ Es gibt jedoch eine zuverlässige Quelle über

Windsor, die bisher nicht ausgewertet wurde: die Franco-Papiere. Sie zeigen, dass der Duke of Windsor tatsächlich Kommentare von sich gab, die an Landesverrat grenzten.¹⁵⁸ Laut den Franco-Unterlagen traf sich Windsor am 25. Juni 1940 mit seinem alten Freund, dem spanischen Diplomaten Bermejillo. Windsor habe zu ihm gesagt:

«Falls [die Deutschen] England bombardieren, könnte dies effektiv den Frieden bringen. Er [der Duke of Windsor] schien sehr darauf zu hoffen. Er möchte Frieden, um jeden Preis.»

Dieser Bericht ging zunächst an Franco und wurde anschliessend nach Deutschland weitergeleitet. Am 10. Juli begann die Bombardierung Grossbritanniens.

Am 15. Juli 1940 unterhielt sich Bermejillo ein weiteres Mal mit dem Duke of Windsor, der ihm mitteilte, die britische Regierung wolle ihn zum Gouverneur der Bahamas ernennen:

«Ich musste laut lachen und sagte: Das ist unmöglich, geradezu absurd. Erst dann wurde mir klar, dass er das Angebot angenommen hatte. Er sagte, diese Ernennung sei eigentlich eine Beleidigung, habe aber mehrere Vorteile. Erstens: *Sie* [seine Ehefrau Wallis] werde offiziell anerkannt. Zweitens: Er müsse sich nicht direkt am Konflikt beteiligen, bei dem er nicht mitmachen wolle. Drittens: Er genieße mehr Freiheiten, um seinen Einfluss für den Frieden geltend zu machen. Viertens: die Nähe zu ihrem Heimatland [Wallis' Heimat USA]. Die Reaktion der öffentlichen Meinung zählte er ebenfalls als Plus. Aus diesen Gründen wird er akzeptieren, was er als ‚St. Helena 1940‘ bezeichnet.»¹⁵⁹

Nun spielte der Duke of Windsor natürlich nicht in derselben Liga wie Napoleon Bonaparte, aber er schien sich ganz offensichtlich für eine politische Rolle weiterhin bereit zu halten – oder wie er es formulierte, bereit zu sein, «Einfluss für den Frieden» zu nehmen. Genau dass, befürchtete auch die britische Regierung. Sie wollte ihn so schnell wie möglich auf die Bahamas bringen, bevor er noch weiteren Schaden anrichten konnte.

Schadensbegrenzung sollte auch für die nächsten 75 Jahre das Motto sein. Bis heute ist Transparenz zu diesem Thema von den Royal Archives nicht zu erwarten.

Nachdem Windsor 1940 auf die Bahamas geschickt worden war, war er für Hitler und Carl Eduard von Coburg völlig unerreichbar geworden. Auch wenn Coburgs britische Kontakte beendet waren, versuchte er weiterhin, dem Regime nützlich zu sein. Selbst als einer seiner Söhne 1943 an der Front fiel, blieb er ein überzeugter Anhänger Hitlers. Und auch der «Prinzen-erlass» von 1940 brachte ihn nicht aus dem Konzept. Auslöser für den Erlass, der alle Angehörigen der ehemaligen deutschen Fürstenhäuser, die ihren Dienst in der Wehrmacht versahen, von Kampfhandlungen ausschloss, waren die feierlichen Beerdigungen zweier Hohenzollernprinzen. Die deutsche Bevölkerung reagierte mit so grosser Anteilnahme, dass Reichsführer SS Heinrich Himmler ein Aufkeimen monarchischer Gefühle befürchtete. Nicht alle Hochadeligen waren jedoch von dieser Regelung betroffen. Dem «Prinzen-erlass» folgte im Mai 1943 der geheime «Führererlass zur Fernhaltung international gebundener Männer von massgebenden Stellen in Staat, Partei und Wehrmacht». Wieder wurde auch hier eine Ausnahme für Carl Eduard gemacht. Er trug weiterhin seine Uniform und reiste ungehindert in besetzte, neutrale und verbündete Länder.

Interessant ist vor allem seine Reise ins neutrale Schweden. Im Februar 1942 machte er sich auf den Weg nach Stockholm, angeblich um seine älteste Tochter Sibylla zu besuchen, die mit dem Sohn des schwedischen Kronprinzen verheiratet war. Da Coburg in Stockholm Gast der Königsfamilie war, kann man davon ausgehen, dass auch über Politik geredet wurde. Die guten Beziehungen zwischen der schwedischen Königsfamilie und Nazi-Deutschland sind in Schweden bis heute ein Tabuthema und kaum untersucht (die Unterlagen hierzu im königlich-schwedischen Archiv sind unter Verschluss). Aus nachrichtendienstlichen Unterlagen wissen wir jedoch, dass der schwedische Kronprinz (Sibyllas Schwiegervater) den Deutschen durchaus zugetan war, während die Kronprinzessin, eine gebürtige Mountbatten, die Nazis hasste. Laut ihrem Tennistrainer, Meller-Zakomelski, sorgte dieser Umstand – zumindest auf dem Tennisplatz – zu intensiven Ehestreitigkeiten. Bei dem Tennislehrer handelte es sich um ein Mitglied einer bekannten weissrussischen Adelsfamilie, das den Bolschewismus hasste und als Nazi-Agent für Walter Schellenberg arbeitete.¹⁶⁰ Der Tennislehrer meldete nach

Deutschland, die Kronprinzessin habe den Nationalsozialismus als «Barbarei» bezeichnet, während der Kronprinz gesagt habe, die Briten sollten endlich «Vernunft annehmen» und Frieden mit Hitler schliessen, ansonsten würde ganz Europa «rot» werden. Meller-Zakomelski konnte sich dem nur voll und ganz anschliessen und entgegnete der Kronprinzessin, wenn Deutschland den Krieg nicht gewänne, würde «auf schwedischen Schlössern bald die rote Fahne wehen».¹⁶¹

Noch wichtiger als die Ansichten des schwedischen Kronprinzen war die Tatsache, dass König Gustav V. die Deutschen unterstützte. Laut Churchill befand sich der schwedische König «fest in deutscher Hand.»¹⁶² Dass Gustav tatsächlich Anhänger der Nazis war, bestätigten die Berichte des deutschen Botschafters in Schweden, Viktor Prinz zu Wied. Wie Coburg war auch der Prinz zu Wied mit der schwedischen Königsfamilie verwandt; er war ein Cousin zweiten Grades von Königin Victoria von Schweden (die während des Ersten Weltkriegs Max von Baden dabei hatte helfen wollen, ein schwedisch-deutsches Bündnis auszuhandeln). Victoria von Schweden war bereits 1930 gestorben, aber ihr Mann Gustav V. blieb auf seinem pro-deutschen Kurs. Er scheint auch massgeblich daran beteiligt gewesen zu sein, Wied zurück in die deutsche Botschaft in Stockholm zu holen. Wied war eigentlich seit 1923 vom Auswärtigen Amt «freigestellt» worden und galt als nicht mehr einsetzbar.¹⁶³ Erst nach einem Treffen mit Göring 1930 verbesserten sich seine Karriereaussichten wieder: Er trat der NSDAP bei und stellte Göring einflussreichen Politikern und Diplomaten vor. Wied war auch gut mit Aussenminister Neurath bekannt und wurde 1932 von Hitler beauftragt, diesem zu versichern, er werde seine Stelle als Aussenminister behalten können, wenn die Nazis an die Macht kämen. Als Belohnung für seine zahlreichen Verdienste um den Nationalsozialismus wurde Wied 1933 als Diplomat «reaktiviert». Die nächsten zehn Jahre verbrachte er als Botschafter in Stockholm. Dort stand er in einem besonders engen Verhältnis mit Gustav V. Der König lud ihn zusammen mit mehreren schwedischen Politikern in den Sommerurlaub ein und behandelte ihn als «Familie».¹⁶⁴

Diese Nähe zahlte sich aus. Nach dem Überfall auf die Sowjetunion forderte Deutschland ein faktisches Ende der schwedischen Neutralität. Am 25. Juni 1941 führte der Prinz zu Wied ein langes Gespräch mit Gustav V. Dank dem schwedischen «König, dem Premierminister und dem Aussenministerium» konnte daraufhin eine deutsche Division Schweden ungehindert passieren.¹⁶⁵ Später erlaubte Schweden den Deutschen den Zugang zu seinem Eisenbahnsystem und seiner Telekommunikation, darüber hinaus gab es deutschen Flugzeugen Landeerlaubnis. Bei all diesen Entscheidungen, die faktisch Schwedens Souveränitätsrechte beendeten, spielte der König eine entscheidende Rolle. Zwar sind sich schwedische Historiker nicht darüber einig, ob er wirklich damit gedroht hatte abzudanken, falls man Deutschland diese Rechte nicht zugestehe. Doch zumindest scheinen Gustav V. und der schwedische Premierminister Per Albin Hansson enormen Druck auf das Parlament ausgeübt zu haben, den Forderungen des NS-Regimes nachzugeben. Dass der König sein Bestes tat, um Hitler zu helfen, passt zum Gesamtbild. Wie wir bereits in Kapitel 3 gesehen haben, schickte Gustav V. Hitler nach dem Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 ein Glückwunschsreiben. Sein Hass auf die Bolschewisten hatte ihn zu einem Befürworter der Nationalsozialisten gemacht. Diese Erfahrung teilte er mit Coburg – und es ist davon auszugehen, dass sie sich bei Carl Eduards Besuch in Schweden 1942 über Hitlers weitere Pläne austauschten.

Was genau der Herzog von Coburg im weiteren Kriegsverlauf für Hitler leistete, wissen wir nicht; doch was auch immer es war, es wurde gut bezahlt. Hitler verfügte über einen speziellen Fonds, den «Dispositionsfonds», aus dem ausgewählte Mitglieder seiner Elite für ihre Dienste entlohnt wurden. Coburg befand sich noch bis April 1945 auf dieser exklusiven Liste und erhielt monatlich 4'000 Reichsmark.¹⁶⁶

Lässt man Carl Eduards Nazi-Karriere Revue passieren, so ist es geradezu beeindruckend, wie lange der Herzog an Hitlers Hof überlebte. Beileibe nicht jedem gelang es, zwölf stürmische Jahre in der Gunst des Führers zu bleiben und zahlreiche Rivalen in Schach zu halten. Carl Eduard hatte allerdings dank seiner Erfahrungen mit anderen Fürstenhöfen viele wichtige Überlebenstechniken gelernt.

Auch seine Zeit am Hofe Kaiser Wilhelms II. kam ihm zugute. Er wusste, wie wichtig es war, Zweckbündnisse zu schliessen, und dass man als Einzelkämpfer gefährlich lebte. Daher arbeitete er viele Jahre mit Ribbentrop zusammen und sorgte zugleich dafür, dass Hitlers Adjutant Fritz Wiedemann ihm gewogen blieb (obgleich Wiedemann dem Ribbentrop-kritischen Lager angehörte). Coburg lud Wiedemann in Berlin regelmässig zum geselligen Beisammensein ein – gute Gelegenheiten zum Erfahrungsaustausch. Er verlieh dabei Wiedemann auch seinen Hausorden: das Komturkreuz.¹⁶⁷ Verleihungen von Hausorden wurden ihm zwar kurz danach untersagt, aber Carl Eduard konnte jetzt ersatzweise «Ehrenkreuze» des Roten Kreuzes vergeben. Eine solche Ehre wurde 1937 einer ganz speziellen Freundin Wiedemanns zuteil: Prinzessin Stephanie zu Hohenlohe.¹⁶⁸

Diese Frau war jedoch keine Florence Nightingale, sondern eine Kollegin von Coburg. Stephanie Hohenlohe war ein äusserst erfolgreicher *Go-Between* für Hitler.

Im Auftrag von Horthy, Hitler und Lord Rothermere: Prinzessin Stephanie Hohenlohe

Im August 1939 meldete sich eine Frau Stoffl! beim britischen Geheimdienst MI5, um über ihre ehemalige Arbeitgeberin Prinzessin Stephanie Hohenlohe auszusagen:

«Die Prinzessin sei in England und anderswo als äusserst gefährliche Agentin für die Nazis tätig. [Frau Stoffl] erklärte, die Prinzessin treffe sich [in England] mit vielen einflussreichen Leuten, sende regelmässige Berichte an Hitlers Agenten und habe direkten Zugang zu den höchsten deutschen Kreisen.»¹

Auf den ersten Blick hätte man dies für die Aussage eines rachsüchtigen Dienstmädchens halten können. Doch Frau Stoffl war nicht die einzige Quelle von MI5. Die Leute redeten ausgesprochen viel über Stephanie Hohenlohe, und ihre Akte war in den 1930er Jahren immer weiter angewachsen. Unter «streng geheim» findet man darin auch interessante Informationen des französischen Nachrichtendienstes Deuxième Bureau.

Stephanie Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst ist im Laufe der Jahrzehnte mit vielen Etiketten versehen worden – unter anderem dem der Prostituierten, der Societydame und der Spionin. Alle diese Bezeichnungen haben durchaus ihre Berechtigung, aber vor allem war sie ein *Go-Between* im Auftrag von mehreren Dienstherren: vom ungarischen Staatschef Admiral Horthy, von Hitler und Göring und vom Pressezar Lord Rothermere.

Als sie im November 1939 ihren ehemaligen Arbeitgeber Lord Rothermere verklagte, schrieb Goebbels in sein Tagebuch:

«In London tagt ein Prozess Rothermere gegen Prinzessin Hohenlohe um eine Rente, die diese ‚Dame‘ von dem Lord verlangt. Dort werden allerhand Peinlichkeiten ausgewalzt.

Z. T. auch über Wiedemann. Aber trotzdem glaube ich nicht, dass die Hohenlohe eine Spionin gewesen ist. Sie ist manchmal doch für uns eingetreten.²

Goebbels wusste ganz offensichtlich nicht, dass auch sein Führer sie als *Go-Between* benutzt hatte.

Hohenlohes privater Nachlass befindet sich heute in den Hoover Archiven der Stanford University. Ihr Sohn Franz hat die Papiere vor der Übergabe jedoch so gut wie möglich «gesäubert». Der Ruf seiner Mutter war ihm wichtig und er veröffentlichte aus diesem Grund auch seine eigene Version der Ereignisse: *Stephanie. Das Leben meiner Mutter (Stephanie. The Fabulous Princess)*. Es handelt sich hierbei um eine regelrechte Hagiographie, in der der Sohn ein letztes Mal die alten Schlachten seiner Mutter kämpft.³ Das Buch erfüllte jedoch seinen Zweck: Viele der von Franz Hohenlohe beschriebenen Schlüsselereignisse wurden von späteren Biographen nahezu wortwörtlich übernommen.⁴ Dank neuer Quellen können wir jedoch heute ein sehr viel klareres Bild der Prinzessin und ihrer geheimen Tätigkeit zeichnen.

Prinzessin Hohenlohe kam als Stephanie Richter zur Welt. Ihre Familie gehörte der unteren Mittelschicht Wiens an, doch ihre Mutter hatte grosse gesellschaftliche Ambitionen. Das drückte sich schon in der Namensgebung für ihre Tochter aus. Stephanie wurde nach der österreichischen Kronprinzessin Stephanie benannt. Am Ende sollte das Leben der Kronprinzessin sehr viel weniger erfolgreich verlaufen als das von Stephanie Richter. Sie würde alle Hoffnungen ihrer Mutter übertreffen und als Millionärin in der amerikanischen und europäischen Gesellschaft brillieren.

Stephanie Richter war eine kleine Frau mit üppigen Kurven, die einen bemerkenswerten Kontrast zu ihren markanten, fast männlichen Gesichtszügen bildeten. Im Jahr 1938 schrieb das *Prager Monatsblatt*, es grenze an ein Wunder, dass eine Frau «ohne jede Noblesse in ihren Zügen» die Männerwelt dermassen fasziniere.⁵ Wienerinnen waren – ganz in der Tradition der österreichischen Kaiserin Sissi – für ihren Schick und ihre Feminität bekannt und

daher ist Stephanies Erfolg tatsächlich ungewöhnlich. Doch obwohl sie nicht den Schönheitsidealen ihrer Zeit gerecht wurde, entsprach sie Marcel Prousts Bonmot: «Überlassen wir die hübschen Frauen doch den Männern ohne Fantasie.»⁶ Ihr animalischer Charme regte im Laufe der Jahre tatsächlich die Fantasie vieler Männer an, Joseph Goebbels eingeschlossen. Der sexuell hochmotivierte Propagandaminister schrieb über ihr erstes Zusammentreffen im Jahr 1933: «Zu Hause Prinzessin Hohenlohe, Abgesandte von Lord Rothermere. Eine stark erotische Frau. Aber grossen Einfluss bei ihm. Ich mache guten Eindruck. Lege Judenfrage dar.»⁷

Der letzte Satz entbehrte nicht einer gewissen Ironie. Hohenlohes Mutter war Jüdin, auch wenn Stephanie dies bis an ihr Lebensende vehement abstreiten sollte. Da ihr «offizieller» Vater zur Zeit ihrer Empfängnis im Gefängnis sass, muss Stephanie einen anderen biologischen Vater gehabt haben. Auch wenn dessen Identität nie ganz geklärt wurde, handelte es sich Gerüchten zufolge um einen jüdischen Geschäftsmann, womit beide Elternteile jüdisch gewesen wären. In den 1930er Jahren setzte Heinrich Himmler seine Leute auf den Fall an und kam zu dem Schluss, dass Stephanie Hohenlohe mindestens «Halbjüdin» war. Dass sie nicht den gängigen Rassenkategorien entsprach, hinderte sie jedoch nicht daran, mit grossem Enthusiasmus für Antisemiten zu arbeiten. Ob sie unter einer extremen Form von jüdischem Selbsthass litt oder (was wahrscheinlicher ist) einfach nur gesellschaftlich vorankommen wollte, bleibt offen. Auf jeden Fall machte sie ihre Position mehr als deutlich. Als ihre jüdische Tante Olga Österreich verlassen wollte, zeigte sich Hohenlohe alles andere als hilfreich. Olga sollte den Krieg nicht überleben.

Ihr ganzes Leben lang ging Stephanie ausgesprochen sparsam mit der Wahrheit um, was sich durchaus rentierte. Zum ersten Mal wurde dies im Zusammenhang mit ihrem eindrucksvollen Titel nützlich. 1914 besass sie bereits eine Vielzahl adliger «Freunde» – oder wenn man dem Wiener Klatsch glaubte: «Freier». Doch sie war alles andere als eine «Hure mit Herz», wie ihr späterer Ehemann, Prinz Friedrich Franz zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, zu seinem Leidwesen bald herausfinden sollte.

Das Haus Hohenlohe hat zahlreiche Zweige – von Hohenlohe-Langenburg (ein Zweig, der eng mit der britischen Queen Victoria verwandt war) über Hohenlohe-Ingelfingen, -Oehringen, -Waldenburg, -Schillingsfürst und -Jagstberg bis hin zu Hohenlohe-Bartenstein. Insgesamt umfasst das Haus etwa 800 Glieder, die einander untereinander nicht unbedingt persönlich kennen. Einige Zweige waren im Laufe der Jahrhunderte erfolgreicher als andere, aber eines hatten sie alle gemeinsam: Sie vermieden um jeden Preis morganatische Ehen. Dass es Stephanie gelang, ausgerechnet ein Mitglied des Hauses Hohenlohe zu heiraten, ist daher bemerkenswert. Dabei kam ihr zugute, dass ihr Verlobter, Friedrich Franz, nicht der älteste Sohn war und daher kaum hoffen konnte, Grundbesitz zu erben. Das Einzige, was er besaß, war sein eindrucksvoller Namen. Bevor er sich in die Niederungen dieser Ehe begab, hatte er eine erfolgreiche Karriere als Militärattaché in Sankt Petersburg begonnen. Seine Vorgesetzten in Wien hielten ihn für einen durchaus kompetenten Offizier, der sich sogar bemühte, etwas Russisch zu lernen. Gerüchten zufolge war dies nötig, da er in Russland auch geheimdienstlichen Aktivitäten nachging. Zumindest war man bei MI5 davon überzeugt, dass er nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs auf jeden Fall als Spion tätig war, was auch gut zu Vermutungen über Stephanies Tätigkeit passte. Dennoch sind die MI5-Informationen über Franz Hohenlohe nicht besonders verlässlich, da er in den Akten gelegentlich mit seinem Sohn Franz und sogar mit einem anderen Mitglied des Hauses Hohenlohe, Alexander, verwechselt wird. Die vielen Franze und die Komplexität der Hohenlohe-Zweige überforderten MI5 ganz offensichtlich.

Warum ein solcher Mann nun ausgerechnet Stephanie Richter heiratete, sorgte bei vielen Zeitgenossen für Verwirrung. Immerhin war eine morganatische Ehe quasi gleichbedeutend mit einem Karrieresebstmord. Falls die beiden zusammen arbeiteten, hätte dies eine Erklärung für ihre Heirat sein können, doch bislang gibt es keinen Beleg für die Theorie vom «Agentenpärchen». Im Laufe der Jahre kamen daher drei weitere Erklärungen für diese seltsame Mesalliance auf. Der ersten Erklärung zufolge zwang Stephanie Richter Franz Hohenlohe zur Ehe, weil sie von ihm schwanger war. Diese

Version scheint nicht besonders überzeugend, da er seine Vaterschaft hätte abstreiten können, ohne dass er gesellschaftliche Nachteile erlitten hätte. Seine Standesgenossen hätten dafür durchaus Verständnis gehabt.

Die zweite Erklärung war, dass Stephanie sich der Vaterschaft ihres Kindes alles andere als sicher war und Hohenlohe nötigte, sie zu heiraten, indem sie für seine immensen Spielschulden aufkam. Die dritte Erklärung lautete: Franz Hohenlohe wurde angewiesen, Stephanie zu heiraten, weil sie ein Kind von einem Angehörigen der Familie Habsburg erwartete. Laut dieser Version war der eigentliche Vater Erzherzog Franz Salvator, der Schwiegersohn von Kaiser Franz Joseph. Da Stephanie zu jener Zeit eine gut dokumentierte Affäre mit Franz Salvator hatte, scheint diese Erklärung durchaus nachvollziehbar. Der Erzherzog kümmerte sich auch während des Ersten Weltkriegs um Stephanie und ihr Baby und blieb sein Leben lang ein Freund der Familie. Stephanie Hohenlohes Sohn Franz stritt diese Version jedoch vehement ab. Er beharrte darauf, dass er nach seinem Vater Franz Hohenlohe benannt war und nicht nach Franz Salvator.

Wer auch immer der Vater war, die gute Wiener Gesellschaft einigte sich darauf, dass die Braut aus obskuren Verhältnissen stammte und die Heirat mit Hohenlohe erzwungen hatte. Schon damals gingen Gerüchte um, dass sie eine professionelle Mätresse sei,⁸ und damit war ihr der Zugang zur Wiener Society für alle Zeiten verwehrt. Aber Stephanie Hohenlohe hatte Geduld und Ausdauer. Während des Ersten Weltkriegs tat sie, was alle Damen der Gesellschaft taten – sie spielte die Krankenschwester. Das Experiment war jedoch nur von kurzer Dauer. Schon nach wenigen Monaten kehrte sie heim und machte sich wieder daran, Erzherzog Franz Salvator und andere einflussreiche Männer zu «unterhalten». Ihr Gatte blieb an der Front und sorgte dafür, möglichst selten zu Hause aufzutauchen.

In gewisser Weise glich Stephanie Hohenlohe einer Figur aus Arthur Schnitzlers Drama *Der Reigen*. In diesem Skandalstück seziierte Schnitzler klinisch brilliant die sexuelle Heuchelei der Wiener Gesellschaft der Vorkriegszeit. Im *Reigen* schläft über alle gesellschaftliche Grenzen hinweg jeder mit jedem: die Dirne mit dem Soldaten, der Soldat mit dem Stubenmäd-

chen, das Stubenmädchen mit dem jungen Herrn, der junge Herr mit einer jungen Frau, die junge Frau mit ihrem Ehegatten, der Ehegatte mit einem Wiener «süssen Mädels», das süsse Mädels mit dem Dichter, der Dichter mit der Schauspielerin und die Schauspielerin mit dem Grafen. Und am Ende schliesst sich der Kreis, als der Graf mit der Dirne ins Bett geht. Es ist zu vermuten, dass Stephanie Hohenlohe das Theaterstück kannte, doch sie brauchte sicher keine Stichworte. Sie war selbst immer in der Lage, Männerfantasien zu erfüllen, vom «süssen Mädels» bis zur «Dirne». Ihr Repertoire war ausserordentlich beeindruckend, auch wenn sie angeblich keine sinnliche Person war. Zumindest ihr Sohn war der Ansicht, dass hinter der vermeintlichen *femme fatale* Stephanie in Wirklichkeit eher eine «*femme de tête*» steckte. Das ergibt insofern Sinn, als sie ein gewisses Mass an Konzentration benötigte, um die Fantasien ihrer «Bewunderer» zu erfüllen. In ihrem Tätigkeitsfeld konnte sie es sich kaum erlauben, von Emotionen abgelenkt zu werden.

Nach dem Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Monarchie verbesserten sich Stephanie Hohenlohes Chancen, gesellschaftlich aufzusteigen. Der strenge Habsburger Hof existierte nicht mehr und in Österreich waren Adelstitel abgeschafft worden. Bis 1918 hatte es für Aussenseiter keine Möglichkeit gegeben, in das gesellschaftliche Netzwerk der Wiener Oberschicht einzudringen. Nun waren die alten österreichischen Eliten entmachteter und die Karten wurden neu gemischt. Stephanie Hohenlohe hatte über die Jahre diese alten Eliten und ihre Methoden sehr genau studiert. Sie wusste beispielsweise von Fürstenbergs Go-Between-Aktivitäten im Deutschen Reich, und auch wenn er diese Position mittlerweile verloren hatte, blieb er trotz allem ein gutes Vorbild für sie. Sein Scheitern bedeutete schliesslich nicht das Ende der *Go-Between-Methode* per se. Fast zwanzig Jahre später sollte Stephanie Hohenlohe seinem Vorbild folgen und überraschend viel erreichen. Sie griff dabei Fürstenbergs alte Techniken auf und fügte ein paar neue Ideen hinzu. Es kam ihr dabei zugute, dass sie immer eine sexuelle Komponente einbauen konnte.

Fürstenberg war nicht der einzige Aristokrat gewesen, der Österreich nach dem Krieg verlassen musste. Er beschloss, sich 1918 in Deutschland nieder-

zulassen, und viele Standesgenossen taten es ihm gleich. Auch die Angehörigen des Hauses Hohenlohe befanden sich in einer schwierigen Situation. Nach dem Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Monarchie war es ihnen nicht mehr möglich, die doppelte österreichisch-ungarische Staatsangehörigkeit zu besitzen. Die verschiedenen Zweige der Hohenlohes waren über Österreich, Ungarn, Deutschland, Polen und die Tschechoslowakei verteilt und mussten nun entscheiden, welche Staatsbürgerschaft sie annehmen wollten. Stephanies Mann entschied sich für Ungarn. Er begründete das damit, dass seine Mutter der berühmten ungarischen Familie Esterhazy angehört hatte. Zudem schien er zu hoffen, dass sich in Ungarn mehr Karrierechancen für ihn eröffnen würden als in Wien. Vielleicht besprach Franz Hohenlohe diesen Schritt nicht einmal mit Stephanie. Gemäss dem damaligen Eherecht wurde seine Frau automatisch ebenfalls Ungarin.⁹ Da sie kein einziges Wort Ungarisch sprach, muss es sich seltsam für sie angefühlt haben, auf einmal zu einem Land zu gehören, das der grosse Verlierer des Ersten Weltkriegs war. Wie immer in ihrem Leben machte sie das Beste aus einer schwierigen Situation. Sie nutzte den ungarischen Pass zu ihrem Vorteil und wurde ein *Go-Between* für ungarische Politiker. Es war ihr erster derartiger Einsatz und alles andere als zufällig. Stephanie war niemand, dem die Dinge einfach passierten: Sie *sorgte* dafür, dass sie passierten.

Im Jahr 1920 hatte ihr Ehemann Franz Hohenlohe die Scheidung eingereicht. Sie behielt seinen Namen und sollte nie wieder heiraten, was eher eine strategische als eine romantische Entscheidung war. Der Mann Hohenlohe hatte sie nie interessiert, entscheidend war sein Nachname gewesen. Dieser Name blieb ihre Versicherungspolice und ihre Haupteinnahmequelle. Mit diesem Namen verband man historische Grösse und er rief Erinnerungen an den Glanz einer vergangenen Zeit hervor. «Hohenlohe», das war ein exklusiver Markenname, und wie wir später sehen werden, tat Stephanie viel dafür, ihn zu behalten.

Glaubt man den (nicht sehr vertrauenswürdigen) Lebenserinnerungen ihres Sohnes, überlebte Stephanie die politisch turbulenten Nachkriegsjahre in

Wien vor allem dank ihrer Freundschaft mit Prälat Dr. Ignaz Seipel. Seipel, zweimaliger Bundeskanzler der Republik Österreich in den 1920er Jahren, war ein überzeugter Antisemit. Hohenlohes Sohn behauptete, seine Mutter sei schon lange mit Seipel befreundet gewesen; angeblich hatte der Prälat Stefanie bereits in ihrer Jugend Religionsunterricht erteilt. Das erscheint allerdings ausgesprochen unwahrscheinlich. Seipel promovierte zu jener Zeit und hätte sicherlich kein grosses Interesse daran gehabt, nebenher ein Mädchen zu unterrichten, das aus dem falschen Viertel kam. Zudem frönte Stephanie bereits als Teenager einem recht ungewöhnlichen Lebensstil – mit 15 oder 16 lernte sie ihren ersten Geliebten, Graf Gizycki, kennen. Daher klingt die ganze Geschichte eher wie ein Insider-Witz. Möglich ist aber, dass Seipel und Stephanie Hohenlohe andere gemeinsame Interessen als die Theologie verband, denn Hohenlohe erhielt während Seipels Amtszeit Gunstbeweise wie eine eigene Opernloge. Da man amouröse Motive weitgehend ausschliessen kann, wäre eine mögliche Erklärung, dass Stephanie in einer inoffiziellen Funktion für die österreichische Regierung tätig war. Was sie zu bieten hatte, war in den 1920er Jahren höchst selten: gute Kontakte zur britischen Presse. Vor dem Krieg hatte ihre Tante Clotilde Herbert Arthur White geheiratet, den Korrespondenten des *Daily Express* in Berlin. Zwar war diese Ehe nicht von Dauer, doch Clotilde fuhr auch nach der Scheidung fort, einen internationalen Salon in Berlin zu führen. Stephanie lernte hier ausländische Journalisten kennen und das wiederum war für die neue österreichische Regierung, insbesondere Seipel, wichtig. Hohenlohe war jedoch nicht nur an Journalisten interessiert, sondern auch an einflussreichen Geschäftsleuten. Um ihnen nahezukommen, arbeitete sie, wie ihre «Klientel» lebte: international. In den zwanziger Jahren hielt sie sich längere Zeit in Frankreich auf und lernte in Cannes, Monte Carlo und Deauville mehrere reiche Männer kennen. Einer ihrer zahlreichen Verehrer war Sir Henri Deterding, ein Niederländer, der von Georg V. zum Ritter geschlagen worden war. Deterding, seines Zeichens Vorstandsvorsitzender der Mineralölfirma Shell, war ein eingefleischter Antikommunist. Er war später einer der ersten Geldgeber Hitlers und auch einer der Ersten, die Hohenlohe von diesem «vielversprechen-

den» deutschen Politiker erzählten. Aber bevor sie sich für die deutsche Politik zu interessieren begann, konzentrierte sich Hohenlohe zunächst auf Ungarn. Das Thema stellte sich für sie als durchaus lohnenswert heraus.

So wie man sich im Deutschen Reich durch den Versailler Vertrag gedemütigt fühlte, hatte Ungarn unter den Folgen des Vertrags von Trianon zu leiden. Das Land hatte zwei Drittel seines Vorkriegs-Territoriums verloren und infolgedessen lebte nun ein Teil der ungarisch sprechenden Bevölkerung ausserhalb von Ungarn.¹⁰ Zu diesem Trauma gesellte sich noch ein zweites: 1919 war zeitweise eine bolschewistische Regierung unter Béla Kun an die Macht gekommen. Mit seinen «Lenin-Jungs» startete Kun den Roten Terror. Die Gegenreaktion liess nicht lange auf sich warten und fiel nicht minder gewalttätig aus. Der Weisse Terror war ein Rachefeldzug, der sich vor allem gegen die jüdische Bevölkerung richtete.¹¹ Selbst nachdem die Kämpfe vorbei waren und Béla Kun ins Exil nach Moskau geflüchtet war, herrschte in Ungarn ein tiefsitzender Antisemitismus vor. Insofern ist es besonders bizarr, dass ausgerechnet Stephanie Hohenlohe mit antisemitischen und ungarischen Führungspersönlichkeiten zusammenarbeitete. Der wichtigste von ihnen war Admiral Miklos Horthy und er war auch der Erste, der sie als *Go-Between* beschäftigte. Auch wenn Hohenlohe kein Ungarisch sprach: Das Land sollte ihr in den nächsten Jahren weitaus mehr bieten als eine komplizierte Sprache.

Seit 1920 war Horthy der Reichsverweser des «Königreichs» Ungarn. Er war damit eine Art Alleinherrscher in einem Königreich, das keinen König mehr hatte, da die Entente-Mächte die Rückkehr der Habsburger nicht zulassen. Horthy schien ein idealer Ersatz für einen Monarchen zu sein – er war ein Militär mit einer fast grossväterlich anmutenden Art, die entfernt an Kaiser Franz Joseph erinnerte. Auch wenn er von der Abstammung her nicht in der Liga der Habsburger mitspielen konnte, so stammte Horthy doch immerhin aus dem calvinistischen ungarischen Adel. Ein Calvinist war damals durchaus etwas Exotisches in Ungarn. Der Grossteil der ungarischen Adligen war katholisch und tendierte dazu, in österreichische oder süddeutsche

Adelsfamilien einzuheiraten. Doch ganz gleich ob Katholik oder Calvinist: Jeder ungarische Adlige hegte eine grosse Bewunderung für Grossbritannien und Verbindungen zur britischen Aristokratie waren in Ungarn begehrt. Seit dem 19. Jahrhundert diente die britische Aristokratie den ungarischen Standesgenossen als gesellschaftliches und kulturelles Vorbild. Ein frühes Beispiel dafür, wie sich der ungarische Adel dem Wertesystem der Briten annähern wollte, ist Graf Stephan Széchenyi (1791-1860).¹² Als Széchenyi Grossbritannien bereiste, war er vom industriellen und gesellschaftlichen Fortschritt des Landes tief beeindruckt. Er wollte unbedingt das britische Modell kopieren und über mehrere Generationen hinweg unterhielt die Familie Széchenyi enge Freundschaften mit Angehörigen der britischen Aristokratie.¹³ (Ironischerweise schloss sich in den dreissiger Jahren ein Nachfahre der Széchenyis den ungarischen Nationalsozialisten an).¹⁴

Nach dem Ersten Weltkrieg musste Ungarn seine Verbindungen nach Grossbritannien mühsam wieder aufbauen. Horthy glaubte, engere Beziehungen zu den Briten seien eine Lösung für die wirtschaftlichen Probleme seines Landes, und daher wurde er nicht müde, die Vertreter des britischen Establishments zu umwerben. Er lud Politiker wie Aussenminister Austen Chamberlain, aber auch adlige Parlamentarier wie Viscount Lymington nach Ungarn ein.¹⁵ Lymington war einer der enthusiastischsten Besucher, die Horthy beherbergen durfte. Er schrieb später: «Als Diktator erinnerte [Horthy] mich an einen englischen Grossgrundbesitzer [...] Man fühlt sich sofort vertraut mit diesem Typ Mann, der einem so bekannt vorkam.»¹⁶

Auf Aristokraten wie Lymington machte Ungarn einen ähnlichen Eindruck wie das Italien Mussolinis – auch dort hatte der Adel vom «autoritären» Regime profitieren können. In einer Welt, die allerorten von Republikanern und Kommunisten bevölkert zu sein schien, bewies dies, dass der Adel immer noch eine politische Rolle spielen konnte. Das politische Comeback des ungarischen Adels nach 1918 war umso überraschender, als er vor dem Ersten Weltkrieg an Einfluss eingebüsst hatte. Doch Béla Kun und sein «Rotes Regime» hatten das Land in seinen Grundfesten erschüttert. Die Un-

garn sehnten sich nach alten, bekannten Namen, die wieder so etwas wie Ordnung ins Chaos bringen sollten. Horthy und seine verschiedenen Premierminister boten allesamt solche altvertrauten adeligen Namen. Sie waren auch alle in der Überzeugung vereint, dass dem Adel von Haus aus Regierungspositionen zustanden. Premierminister Bethlen argumentierte, die Aristokratie sei eine «natürliche Auslese», die prädestiniert dafür wäre, an der Spitze einer «gelenkten Demokratie» zu stehen. Graf Pal Teleki (1879-1941), ein weiterer ungarischer Premierminister der Zwischenkriegszeit, hielt sich nicht lange mit Euphemismen wie «gelenkte Demokratie» auf – er favorisierte das Modell Portugal. Teleki war mit dem portugiesischen Diktator Antonio de Oliveira Salazar (1889-1970) befreundet und ein überzeugter Antisemit. Im Jahr 1940 erklärte er, warum er auch ein Anhänger Hitlers war: «Den Kommunismus fürchten wir mehr als den Nationalsozialismus, denn im deutschen System werden einige von uns vielleicht überleben, bis wieder bessere Zeiten kommen; im Bolschewismus werden wir alle am nächsten Laternenpfahl aufgeknüpft.»¹⁷

Als das Deutsche Reich Ungarn 1941 dazu brachte, in den Krieg einzutreten, zog Teleki jedoch seinen eigenen Laternenpfahl vor und beging Selbstmord. Horthy war in dieser Hinsicht sehr viel flexibler, doch wie wir sehen werden, war Hitler weder seine erste Wahl, noch erwies sich ihre Zusammenarbeit als problemlos.

Ursprünglich hatte Horthy gehofft, Grossbritannien dafür zu gewinnen, Ungarns grosse nationale Schande, den Vertrag von Trianon, zu mildern. In Ungarn skandierten schon die Grundschul Kinder: «Nem! Nem! Soha!» – «Nein! Nein! Niemals» würde man diesen schändlichen Verlust ungarischen Staatsgebiets akzeptieren. Horthy wollte, dass der Westen einsah, wie ungerrecht sein Land behandelt worden war, und wählte dafür nicht nur die offizielle Diplomatie, sondern auch heimliche Helfer. Für diese Rolle erschien ihm Stephanie Hohenlohe ideal. Zwar war sie keine Britin, aber wie Horthy schnell erkannt hatte, bot ihr gesellschaftliches Netzwerk eine Hintertür in die Londoner Gesellschaft. Jahrelang war sie unermüdlich für Horthy und seine wechselnden Premierminister im Einsatz, um die «Ungerechtigkeit von 1920» ungeschehen zu machen.

Es ist nicht ganz klar, in welcher Form Hohenlohe für diese Arbeit entlohnt wurde. Da sie nicht der altruistische Typ war, ist wohl eine mündliche finanzielle Vereinbarung getroffen worden. Mit Sicherheit erhielt sie aufwendige «Geschenke», wann immer sie sich in Budapest aufhielt. Da die Prinzessin einen lebenslangen Kampf mit mehreren Steuerbehörden ausfocht, waren ihr solche «Geschenke» lieber als überprüfbare Überweisungen. Vom ungarischen Standpunkt aus hatte sie sich ihren Lohn jedoch redlich verdient: Ihre Propagandakampagne für Ungarn übertraf alle Erwartungen.

Laut den verklärenden Erinnerungen ihres Sohnes war Hohenlohes Ungarnfeldzug nichts weiter als ein «Zufall». Sie habe auch ganz zufällig im Jahr 1927 den Pressebaron Lord Rothermere kennengelernt. Laut anderen, weniger wohlwollenden Darstellungen nahm sie ihn bereits 1925 als potenziellen Geliebten ins Visier. Rothermere zog jedoch die Gesellschaft elfenhafter Ballerinas vor und Stephanies zwar reizvolle, aber doch etwas üppi- gere Figur war vielleicht hierbei ein Hindernis. Doch mit Sicherheit nutzte sie ihre Bekanntschaft zu einer Elfe, um an Lord Rothermere heranzukommen: Annabel Kruse war früher einmal Rothermeres Geliebte gewesen und inzwischen mit einem seiner Angestellten verheiratet. Anscheinend stellte sie die beiden einander vor.¹⁸

Der Lord Rothermere, den Hohenlohe in Monte Carlo kennenlernte, war ein rastloser Multimillionär, immer auf der Suche nach einer neuen Mission. Er und sein Bruder Alfred Harmsworth (Lord Northcliffe) hatten ein gigantisches Presseimperium aufgebaut und waren dafür unter anderem mit Adelstiteln belohnt worden. Nachdem Northcliffe 1922 starb, war Rothermere noch mächtiger geworden. Bis heute ist es schwierig, das Ausmass seiner politischen Arbeit zu rekonstruieren, da sein privater Nachlass von der Familie nicht zugänglich gemacht wird.

Rothermere hatte im Ersten Weltkrieg seinen Lieblingssohn verloren und seitdem ein rastloses Wanderleben geführt. Über seinen kreativen Zenit war er indes noch nicht hinaus – er gründete unentwegt neue Regionalzeitungen und betrieb die *Daily Mail* und den *Daily Mirror* mit grossem Erfolg. Laut seiner wohlwollenden Biographin suchte Rothermere immer nach einer neuen Aufgabe: «Neugierig und leichtgläubig durchforschte er die Trends

seiner Zeit, auf der Suche nach Hinweisen auf die Zukunft.»¹⁹ Stephanie war instruiert worden, ihn mit solchen Hinweisen zu versorgen. Sie war eine begnadete Geschichtenerzählerin und Rothermere hörte aufmerksam ihren Erzählungen über Ungarn zu. Er erfuhr, dass das ungarische Volk sich ersehnte, wieder mit seinen Landsleuten vereint zu werden, die jetzt in Rumänien, in der Tschechoslowakei und in Jugoslawien leben mussten. Hohenlohes Sohn sollte später behaupten, dass Rothermere bei diesem ersten Treffen nicht einmal Budapest von Bukarest unterscheiden konnte.²⁰ Da die Rothermere-Presse während des Krieges Propagandaartikel über Rumänien veröffentlicht hatte, ist das ziemlich unwahrscheinlich. Richtig ist aber, dass Rothermere, bis er Hohenlohe kennenlernte, kein Interesse am Nachkriegsschicksal der Ungarn hatte. Dank Hohenlohe änderte sich das über Nacht. Ihr Timing war exquisit.

Von Hohenlohe inspiriert, schrieb der Pressezar zwei Pro-Ungarn-Leitartikel, die enorme Auswirkungen hatten. Am 11. Juni 1927 erschien «Hungary's Place in the Sun», zwei Monate später folgte ein weiterer Aufruf. Die Landabtretungen an die Tschechoslowakei, Rumänien und Jugoslawien bezeichnete Rothermere darin als die grösste «Betrügerei, die je in Europa stattgefunden hat».²¹ Er versicherte seinen Lesern, Ungarn sei es schon deshalb wert, unterstützt zu werden, da es ein natürlicher Verbündeter Grossbritanniens und Frankreichs und zudem ein wichtiges Bollwerk gegen den Bolschewismus sei. Er betonte auch, wie wichtig es sei, aus Ungarn wieder eine Monarchie zu machen, vermied dabei aber geflissentlich, den Namen Habsburg ins Spiel zu bringen. Diese Unterlassung führte zu wilden Spekulationen und bereits seine Zeitgenossen fragten sich, welche Motive Rothermere für diesen Artikel wohl haben mochte. Warum unterstützte er mit Ungarn einen ehemaligen Feind der Briten? Und wen, wenn keinen Habsburger, wollte er dort als König sehen? Vielleicht seinen eigenen Sohn?

Nur wenige Ungarn interessierten sich jedoch für Rothermeres Motive. Sie waren einfach nur dankbar, endlich Aufmerksamkeit in Grossbritannien zu bekommen. Sobald die Kampagne ins Rollen gekommen war, übertrug

Rothermere die alltägliche Arbeit einer Freundin von Stephanie Hohenlohe: der Viscountess Ethel Snowden. Snowden war eine schillernde Figur, die im Laufe ihres Lebens mehrmals ihre politische Richtung wechselte. Sie hatte sich ursprünglich für die Rechte der Frauen eingesetzt und im Ersten Weltkrieg die Pazifisten unterstützt. Später war ihr Mann in der Regierung Ramsay MacDonald Schatzkanzler und sie wurde ein Anhänger der Labour Party, bevor sie nach rechts wechselte. Lady Snowden war stets für einen Kreuzzug zu haben und schrieb für mehrere Zeitungen. Eine Zeitlang war sie Hohenlohes «beste Freundin» und verfasste reisserische Artikel über Ungarn. Unter Hohenlohes Führung schrieb sie später auch enthusiastische Berichte über die Nürnberger Parteitage.

Dank seiner Pressekampagne wurde Rothermere schnell zum ungarischen Nationalhelden. Man benannte unzählige Strassen nach ihm und er versuchte immer stärker politischen Einfluss in Ungarn zu nehmen. Als überzeugter Antikommunist und Monarchist war er zu der Schlussfolgerung gelangt, dass der Bolschewismus langfristig nur gestoppt werden könne, wenn auf dem Kontinent alle Monarchien wiederhergestellt würden. 1928 schrieb er einen Artikel, in dem er einen *Ausländer* als König von Ungarn favorisierte, da die Entente einen Habsburger auf dem ungarischen Thron nicht akzeptieren könne. Das war eine Beleidigung der ungarischen Legitimisten und vor allem Premierminister Bethlen fühlte sich dadurch brüskiert. Andere Politiker wie General Gömbös (1886-1936) hatten keine sentimentalischen Erinnerungen an die Habsburger und fanden Rothermeres Argumente durchaus überzeugend. Aus diesem Grund wurde Stephanie Hohenlohe von dem Pressemagnaten beauftragt, Kontakt zu Gömbös herzustellen. Rothermere und Gömbös begannen kurz darauf mit ihren «Gesprächen», die sich besonders ab 1932 auszuweiten sollten, als Gömbös Premierminister wurde. Die Gespräche unterlagen einer so strengen Geheimhaltung, dass Rothermere seine Nachrichten ausschliesslich über Stephanie Hohenlohe kommunizieren liess, um keine Spuren zu hinterlassen. 1932 schrieb Gömbös in diesem Sinne an Lord Rothermere: «Ich schätze Ihre Nachrichten, die die Prinzessin zu Hohenlohe mir

überbracht hat. Was ich sonst noch zu sagen habe, wird Ihnen die Prinzessin ausrichten.»²²

Gömbös war ein überzeugter Antisemit. Laut Hohenlohes Erinnerungen sollte Horthy später behaupten, er habe Gömbös Ansichten niemals geteilt und habe sogar versucht, ihn in seinem Judenhass zu mässigen. Das war natürlich nur eine Version der Wahrheit – schliesslich hatte Horthy ja selbst den gemässigten Bethlen aus dem Amt entfernt und stattdessen Gömbös zum Premierminister ernannt, obwohl er sehr genau von dessen rassistischen und pro-deutschen Einstellung wusste. Dank Gömbös wurde das Dritte Reich ein wichtiger Handelspartner Ungarns und schon deshalb ein Stück weiter von Hitler abhängig.

Bei ihrer Zusammenarbeit mit Rothermere musste Hohenlohe immer äusserst flexibel agieren. Seine Aufmerksamkeitsspanne war kurz und er änderte immer wieder seine Meinung. 1932 erklärte er plötzlich den 20-jährigen Otto von Habsburg, den ältesten Sohn des verstorbenen Kaisers Karl, zu seinem Favoriten für den ungarischen Thron. Er verkündete diese Neuigkeit in einem Artikel, der am 24. August 1932 in der *Daily Mail* erschien. Kurz darauf schickte er Hohenlohe nach Budapest, um nachzufragen, auf welche Weise Rothermere «helfen» könne, diese Idee in die Tat umzusetzen. Verständlicherweise hatte Horthy, der Ersatz-Monarch, keinerlei Interesse daran, den Thron für einen echten Monarchen zu räumen. Doch er war ein Meister der Verstellung. Verstellen konnte sich auch Hohenlohe, die hier einen schwierigen Balanceakte bewältigen musste: Sowohl Horthy wie auch Rothermere musste sie das Gefühl geben, sie bekämen, was sie wollten. In einem Entwurf ihrer ungedruckten Memoiren schrieb sie:

«Meine Hauptaufgabe war es, den Kontakt sowohl zu den neuen Machthabern als auch zu den Anführern der gestürzten Dynastien herzustellen. Als Mann des Schicksals hinter den Kulissen hegte Lord Rothermere den Wunsch, die neuen Übermenschen kennenzulernen, mit ihnen zu korrespondieren, sie zu beeinflussen; als romantischer Konservativer war sein Endziel die Wiedereinsetzung der Habsburger und der Hohenzollern. Was seine Pläne betraf, so gab es nichts, das meinen eigenen

Überzeugungen, Gefühlen und Wünschen zuwiderlief, und die gute Ausstattung, die ich als Botschafterin seiner Lordschaft genoss, ermöglichten es mir, all das zu erreichen, was man von mir erwartete.»²³

Eine der führenden Persönlichkeiten der gestürzten Monarchie, die Rothermere unbedingt kontaktieren wollte, war Zita, die ehemalige Kaiserin von Österreich-Ungarn. Natürlich nahm er an, Stephanie sei eine echte österreichische Prinzessin mit einem weit verzweigten Netzwerk aristokratischer Verwandter und Freunde. Er hatte keine Ahnung, dass viele Angehörige der alten Elite um Stephanies wenig standesgemässe Vergangenheit wussten und sie nie empfangen hätten. Das galt insbesondere für die abgesetzten Habsburger. Für eine fromme Katholikin wie die Kaiserin Zita stand es völlig ausser Frage, ein «gefallenes Mädchen» wie Hohenlohe jemals zu empfangen. Doch Stephanie bemühte sich nach Kräften, ihre Beziehungen spielen zu lassen, und am Ende gewährte man ihr schliesslich eine Audienz zweiter Klasse am Habsburger Exil-Hof. Es gibt verschiedene Versionen dessen, was bei dieser Audienz genau geschah. Laut den Erinnerungen von Franz Hohenlohe habe Stephanie mit einem von Zitas Brüdern, einem Bourbon-Parma, gesprochen. Falls diese Version stimmt, entbehrt sie nicht einer gewissen Ironie: Schliesslich hatten sich die Brüder Sixtus und Xaver von Bourbon-Parma, wie wir bereits gesehen haben, früher selbst als *Go-Betweens* betätigt. Die berüchtigte Sixtus-Mission hatte eine wichtige Rolle beim Untergang des Hauses Habsburg gespielt, und nun hätte der erfolglose Geheimdiplomate Sixtus mit Stephanie sozusagen einer «Amtsnachfolgerin» gegenübergesessen. Sixtus hatte 1917 jegliche Glaubwürdigkeit verloren, doch Stephanie gehörte einer neuen Generation heimlicher Helfer an und hinter ihr stand der mächtige Lord Rothermere.

Laut einer anderen Version war es nicht einer der Brüder Bourbon-Parma, der Hohenlohe empfing, sondern Zitas «Haushälterin und Hofdame», Gräfin Mensdorff. Unklar ist auch, ob die Gräfin bei dieser Gelegenheit für die «Sache der Monarchie» eine Anzahlung erhielt; später hiess es, Rothermere habe angeboten, den Habsburgern jedes Jahr 100'000 Dollar zu zahlen – über einen Zeitraum von zehn Jahren.

Auch Zitas Sohn Otto von Habsburg trug wenig dazu bei, hier Licht ins Dunkel zu bringen. In seinen Memoiren schrieb er, er habe damals vermutet, Rothermere wolle lieber einen anderen Habsburger, Prinz Albrecht, auf dem ungarischen Thron sehen – daher hätten er und seine Mutter Rothermeres Angebot mit grossem Misstrauen behandelt.²⁴

Wie diese «Habsburg für Ungarn-Mission» zeigt, war Rothermere erstens kein Mann mit grossem politischem Instinkt und zweitens verstand er Ungarn immer noch nicht. Die Mehrheit der Ungarn hätte am Ende keinen Habsburger als Herrscher akzeptiert, dafür hätte Admiral Horthy gesorgt. Doch trotz ihres Kontakts zu den Habsburgern wurde Stephanie Hohenlohe nach wie vor von Horthy unterstützt und die Kooperation der beiden trug auch weiterhin Früchte. Horthy schenkte Stephanie ein Foto von sich mit der Widmung «Einer grossen Staatsmännin», das sie stolz an prominenter Stelle in ihren diversen Salons aufstellte (offenbar reiste sie mit dem Foto, um es überall, wo sie sich gerade aufhielt, auszustellen).

Stephanie Hohenlohes «staatsmännische» Tätigkeit für Horthy dauerte bis 1938 an. Laut ihren unveröffentlichten Memoiren begab sie sich im Oktober 1938 auf die letzte Mission für ihren ungarischen Auftraggeber. Als sie in Budapest eintraf, fand sie Horthy «äusserst erregt» vor:

«Ich wusste, dass Horthy Hitler nicht ausstehen konnte. Er hatte erkannt, dass eine Freundschaft mit den Nationalsozialisten den Tod seines Volkes bedeuten würde, aber ich wusste auch, dass der öffentliche Druck ihn langsam in eine unmögliche Situation hineinmanövrierte, denn er war nur eine einzige Stimme gegen die Stimmung einer ganzen Nation.» Hohenlohe behauptete, Horthy habe ihr bei diesem letzten Treffen anvertraut, Hitler habe Spione auf ihn angesetzt und er könne nicht einmal mehr seinen eigenen Mitarbeitern vertrauen. Da sein Englisch nicht gut genug wäre und er seinem Übersetzer nicht traute, bat er Hohenlohe, ein geheimes Schreiben an Chamberlain für ihn aufzusetzen. Wörtlich soll er zu ihr gesagt haben:

«Ich möchte, dass Sie mir einen Brief schreiben, und ich möchte, dass Sie diesen Brief dem britischen Premierminister überbringen. Ich will

vermeiden, ihn über die offiziellen Kanäle zu senden, da die Deutschen überall ihre Spione haben, und ich muss verhindern, dass meine Nachricht in den Reichstag gelangt. Ich bitte Sie, da Ihr Englisch flüssiger ist als das meine. Ich möchte, dass Sie Mr. Chamberlain um Hilfe bitten.»²⁵ Horthy erklärte, Ungarn befinde sich unter enormem Druck, sich den Achsenmächten Deutschland und Italien anzuschliessen, und Grossbritannien solle dies verhindern helfen. In dem Brief solle Hohenlohe auch erwähnen, dass Chamberlains Stiefbruder, der mittlerweile verstorbene Aussenminister Austen Chamberlain, immer sein Verständnis für Ungarns missliche Lage zum Ausdruck gebracht habe. Auf Grundlage ihrer Notizen verfasste Stephanie in Horthys Namen folgenden Brief:

«[Sehr geehrter Herr Premierminister,]
vor drei Jahren hatte ich das Vergnügen, Ihren Bruder, Sir Austen Chamberlain, als meinen Gast begrüssen zu dürfen. Er zeigte an allen Fragen rund um mein Land grosses Interesse. Er bat mich, ihm den Fall meines Landes dazulegen – das Unrecht und die Ungerechtigkeiten, die es erfahren hat.»

Laut Horthy hatte Austen Chamberlain ihm versichert,

«dass wir am Ende Freunde im Westen finden würden, vor allem in England. Er erzählte mir, die Zeit sei noch nicht reif zum Handeln, aber wenn der Tag komme, dann müsste ich nur an das Gewissen seines Landes appellieren, und es würde Hilfe kommen.»

Dann sagte Horthy, er habe sich bislang in Geduld geübt, nun aber müsse er die Briten dringend bitten, Ungarn endlich beizustehen:

«Die Deutschen werden ungeduldig. Ich befinde mich unter ständigem Druck, von innen wie von aussen. Ich werde nicht mehr lange in der Lage sein, meine Existenz ohne Ihre Hilfe zu rechtfertigen. Ich gebe Ihnen mein Wort, dass Sie es nicht bereuen werden, und beteuere, dass Ihnen der unsterbliche Dank der gesamten ungarischen Nation sicher ist.»

Laut Hohenlohe sagte Horthy am Ende noch: «Teilen Sie Chamberlain mit, dass die Deutschen bereits zu nahe sind. Die Briten müssen uns zuhören, denn wenn ein Land untergeht, sind alle Nationen bedroht.»

Laut Hohenlohe war dies ihr letztes Treffen mit Horthy gewesen und sie habe ihn danach nie wiedergesehen. Sie übergab den von ihm unterzeichneten Brief Sir Thomas Moore, einem konservativen britischen Abgeordneten mit guten Verbindung zu Chamberlain. Moore hatte Hitler im Jahr 1933 kennengelernt und im Anschluss daran einen begeisterten Artikel mit dem Titel «*Give Hitler a chance*» veröffentlicht. Moore war ein überzeugter Anhänger der Appeasement-Politik – und umso seltsamer scheint es, dass Hohenlohe ausgerechnet ihm diesen Brief aushändigte. Überhaupt finden sich in ihrem Bericht über das Gespräch mit Horthy zahlreiche Widersprüche. 1938 war bereits bekannt, wie nah Stephanie Hitler stand. Glaubte der Reichsverweser tatsächlich, sie sei in erster Linie immer noch sein *Go-Between* und gehöre nicht längst zum Führer? Das wäre reichlich fahrlässig von Horthy gewesen. Wahrscheinlicher ist, dass Hohenlohe ihre Rolle hier ausschmückte, um sich als ungarische Patriotin und Hitler-Kritikerin zu stilisieren. Immerhin verfasste sie diese Notizen erst viel später, im Jahr 1956. Zu diesem Zeitpunkt hatte sie bereits allen Grund, ihre Nazi-Vergangenheit umzuschreiben, und in jenem Jahr rollten auch sowjetische Panzer in «ihr geliebtes Ungarn».²⁶

Die Audienz bei Kaiserin Zita war bereits ein eigentümlicher Schachzug gewesen, doch es erscheint noch bizarrer, dass Rothermere 1932 seine heimliche Helferin Stephanie auch zu Ex-Kaiser-Wilhelm II. schickte. Schliesslich hatten Rothermere und sein Bruder, Lord Northcliffe, einst nach Kräften die «Hang the Kaisers-Kampagne von Premierminister Lloyd George unterstützt. Rothermere, der immer behauptet hatte, Monarchist zu sein, hatte sich nach Kriegsende dafür ausgesprochen, einen Monarchen aufzuhängen. Jetzt hatte er seine Meinung offenbar um 180 Grad geändert. Im Juli 1932 wies er Stephanie an, mit Wilhelm II. zu sprechen, «um herauszufinden, ob seine Ansichten den meinen entsprechen».²⁷

Zu diesem Zeitpunkt interessierte sich kaum noch jemand für den alten Kaiser. Die ehemaligen deutschen Herrscherhäuser ignorierten ihn und einige ihrer Angehörigen, wie der ehemalige Kronprinz von Bayern und der frühere Grossherzog von Hessen, hassten ihn regelrecht. Nach 1918 hatten sie alle ihr Bestes getan, um auf Distanz zu gehen. Nur wenige hatten Wilhelm II. im Laufe der Jahre in den Niederlanden besucht und sogar sein alter Freund Fürstenberg hatte inzwischen eine Aversion gegen die klaustrophobischen Aufenthalte in Doorn entwickelt. Nachdem der Prinz von Hohenzollern-Sigmaringen eine ganze «monotone» Woche bei Wilhelm verbracht hatte, kam er zum Schluss, dass jener ihn an «Napoleon I. auf St. Helena» erinnerte.²⁸ Nicht viele Menschen hatten Lust, dieses Erlebnis zu teilen. Umso verwunderlicher schien es, dass ein ehemaliger Feind wie Rothermere um eine kaiserliche Audienz für seinen *Go-Between* Hohenlohe bat. Zwar überschätzte der Kaiser noch immer seine eigene Bedeutung, aber er war mit Recht misstrauisch, was diese Bitte anging. Auch Stephanie war sich durchaus bewusst, dass sie ein Glaubwürdigkeitsproblem hatte. Sie kannte den Kaiser nicht und war bei diesem neuen Auftrag Rothermeres ausgesprochen nervös. Zugang zum Kaiser erhielt sie am Ende nur, weil sie mit Kronprinz Wilhelm, Spitzname «little Willy», gut befreundet war. Little Willy liebte Halbweltdamen und arrangierte bereitwillig eine Audienz für seine alte Bekannte Stephanie. Er gab ihr auch noch ein paar Tipps zum Umgang mit dem Kaiser auf den Weg. Doch der Kronprinz war nicht unbedingt der ideale Ratgeber. Vater und Sohn standen sich alles andere als nahe, im Laufe der Jahre war es zu zahlreichen Konflikten zwischen den beiden gekommen. Hohenlohe musste sich daher in erster Linie auf die ihr eigene Mischung aus Verschlagenheit und Intuition verlassen. Als sie dem ehemaligen Kaiser endlich gegenüberstand, war ihr erster Eindruck, dass er trotz seines Alters immer noch ausgesprochen männlich auf sie wirkte: «Eine markante, maskuline Stimme, ein grauer Bart und funkelnde blaue Augen [...]. Sein grundlegender Wesenszug [...] war auf jeden Fall seine Männlichkeit.»

Hohenlohe fühlte sich in diesem Moment ein wenig, als würde sie in Fürstenbergs Fussstapfen treten. In ihren unvollendeten Memoiren schrieb sie:

«Das Drumherum und die Atmosphäre erinnerten ganz entschieden an die Zeit vor 1914. Als wäre es eine Urlaubsgesellschaft in Donaueschingen oder in Liebenberg 1905, bei der man kaum entscheiden konnte, ob Fürstenberg, der Kaiser oder der Prinz zu Eulenburg der Gastgeber war.»²⁹

Mit dem Gefolge des Kaisers kam sie von Anfang an nicht zurecht. Stephanie Hohenlohe war eine Expertin darin, blitzschnell zu taxieren, mit wem sie es zu tun hatte, und so wusste sie sofort, wie sie die sechs Personen einzuschätzen hatte, mit denen der Kaiser den Raum betrat. Sie alle wirkten auf eine kalte Art höflich und ihr wurde klar, dass das Gespräch nicht erfolgreich verlaufen würde. Sie sollte Recht behalten. Hohenlohe hatte sich genau vorbereitet und wollte als «Vorspiel» ein paar Insider-Geschichten über Grossbritannien zum Besten geben, doch keiner der Anwesenden schien sich dafür zu interessieren. Das alles dominierende Gesprächsthema des kaiserlichen Gefolges waren die Wahlen in Deutschland ein paar Tage zuvor und ausge-rechnet über diese war Hohenlohe unzureichend informiert. Doch weitaus schlimmer war, dass sie mit ihrem Vorschlag – dem eigentlichen Grund für ihren Besuch – kläglich scheiterte:

«Ich legte Lord Rothermeres Ansichten zur politischen Situation in Europa dar und erklärte, so gut ich konnte, dass er es für unvermeidlich hielt, dass umgehend ein Hohenzollern auf den Thron zurückkehre [...]. Mit allem Nachdruck, den ich aufbringen konnte, versicherte ich Seiner Majestät der unbedingten und uneingeschränkten Unterstützung Lord Rothermeres und seiner einflussreichen Zeitungen. Der Mann, dessen Ideen ich vorbrachte, war einer der führenden Engländer, wahrscheinlich sogar der einflussreichste überhaupt. Ich vertrat nicht nur einen Presse-zar, sondern einen Staatsmann sonder Gleichen. Sein freiwilliges Angebot war nicht etwa der erste Schritt in Richtung einer x-beliebigen politischen Absprache, sondern eine Notfallmassnahme, um eine gesamteuropäische Katastrophe abzuwenden. Wenn ich eine begeisterte Reaktion erwartet hatte, einen enthusiastischen Ausbruch – und das hatte ich –, so wurde ich bitter enttäuscht.

Ruhig und höflich und klar wie eh und je bat mich der Kaiser, Lord Rothermere für seine freundliche Geste zu danken, und er dankte mir für die Mühe, die ich auf mich genommen hatte, um ihm Lord Rothermeres Angebot zu unterbreiten. Was die allgemeine politische Lage betraf, so war Seine Majestät nicht Lord Rothermeres Meinung; er hielt die Situation nicht für alarmierender, als sie es schon seit Jahren sei. Zwar sei es durchaus wünschenswert, das monarchische Prinzip im Herzen Europas wiederzubeleben, doch schienen ihm momentan die psychologischen Bedingungen für einen solchen Schritt äusserst ungünstig. Was ihn selbst betreffe, betonte der ehemalige Kaiser, so sei er kein Anwärter auf den deutschen Thron, und selbst wenn er es wäre, könne er sich unmöglich durch eine fremde Macht auf den Thron verhelfen lassen; das einzige Organ, das das vermöge, sei das deutsche Volk. Monarchie oder Republik – das sei eine deutsche Frage, die nur das deutsche Volk entscheiden könne. Es werde jedes Eingreifen durch fremde Elemente ablehnen und sich ihnen entschieden entgegenstellen. Er sei sich sicher, dass alle anderen Mitglieder seines Hauses seine Ansichten und Gefühle teilten.»

Hohenlohe wurde klar, dass es keine Hoffnung mehr gab: «Irgendwie hatte ich meine Aufgabe vermasselt. Und das bei meiner ersten diplomatische Mission [...]!»

Das war natürlich übertrieben. Es war weder ihre erste «diplomatische Mission», noch sollte es ihre letzte sein.

Stephanie Hohenlohe neigte nicht dazu, lange niedergeschlagen zu sein. Auch wenn sie sich nach diesem Ereignis kurzzeitig gedemütigt fühlte, ging sie schnell dazu über, die Schuld auf Wilhelm II. zu schieben:

«Der deutsche Kaiser und sein Gefolge [...] waren Geister eines bereits zu Grabe getragenen Zeitalters, und was noch schlimmer ist: Sie waren Geister, die nicht den Mut hatten, Wiedergänger zu werden.»³⁰

Sie beschloss, dass alles am schlechten Timing gelegen habe. Hätte sie nur ein paar Tage zuvor mit dem Kaiser gesprochen – vor Hitlers beeindruck-

ckendem Wahlsieg – hätte Wilhelm II. vielleicht ein wenig mehr Interesse für Rothermeres Angebot aufgebracht (bei der Wahl am 31. Juli 1932 wurde die NSDAP die mit Abstand stärkste Partei im Reichstag): «Ich erinnerte mich, dass ich einige Jahre zuvor gehört hatte, der Ex-Kaiser sei einer der wichtigsten Geldgeber Adolf Hitlers.»

In der Tat hatte der Kaiser nichts gegen den Aufstieg der Nationalsozialisten (eine Weile hoffte er, dass Hitler ihn wieder an die Macht bringen würde). Sein Interesse an Hitler hatte zudem familiäre Hintergründe. Wie bereits erwähnt, engagierten sich drei von Wilhelms Kindern besonders intensiv für den Nationalsozialismus: der Kronprinz, seine Tochter und sein Sohn August Wilhelm («Auwi»). Senfton Delmer beschreibt, dass der eifrige Auwi auf Wahlkampftour stets Pralinen dabei hatte, weil man sich mit Süßigkeiten beim Führer schnell beliebt machen konnte.³¹ Auch die zweite Ehefrau des Kaisers, Hermine, drängte den Kaiser in Richtung NSDAP. Sie hatte Hermann Görings Besuche in Doorn in den Jahren 1931 und 1932 organisiert. Ausserdem wurde Wilhelm von seinem engsten Freund Fürstenberg ebenfalls ermuntert, auf den «wunderbaren Hitler» zu hören. Ein Aspekt, der allen Beteiligten zusagte, war der Antisemitismus der Nazis. Der Kaiser hatte bereits in den 1920er Jahren gewettert, man müsse die Juden «auslöschen». Seine Frau Hermine hielt nicht einmal Pogrome für berichtenswert. Am Tag nach der Reichspogromnacht 1938 schrieb sie an ihren Freund Fürstenberg, wie empört sie sei: Ihr jüngster Sohn Ferdinand habe eine «Wahnsinnstat» begangen. Damit meinte sie nicht das verheerende Engagement ihres Sohnes in der SS, sondern wen er sich als Ehefrau ausgesucht hatte. Ferdinand hatte verkündet, die Kleindarstellerin Rose Rauch heiraten zu wollen – ein «irrsinniges» Vorhaben, das man vor seinem Stiefvater, dem Ex-Kaiser, unbedingt geheimhalten musste. Doch der war im November 1938 wie immer mit sich selbst beschäftigt. Während die Judenverfolgung im vollen Gange war, betrauerte der ehemalige deutsche Kaiser, egomanisch wie eh und je, am 9. November den zwanzigsten Jahrestag seiner Entmachtung. Auch Fürstenberg kümmerte die Reichspogromnacht nicht weiter. In seinem Antwortbrief an

Hermine erwähnt er sie nicht einmal, sondern verurteilt stattdessen das traurige Verhalten ihres libidinösen Sohnes.³² Hermine würde später Schlimmeres erleben als eine unpassende Schwiegertochter: Die «Ex-Kaiserin» starb 1947 unter sowjetischem Hausarrest,³³ nachdem ihr «missratener» Sohn Ferdinand keine Anstrengungen unternommen hatte, sie in den Westen zu holen.

Obwohl Stephanie Hohenlohes Besuch bei Wilhelm II. im Jahr 1932 alles andere als erfolgreich war, behielt Rothermere sie in seinen Diensten. Ein ungarischer Anwalt fasste später zusammen, was sie für Rothermere in Deutschland alles geleistet hatte:

«Rothermere verfolgte seine eigene Aussenpolitik. [Stephanie Hohenlohe] erhielt in diesem Sinne Instruktionen um die Hohenzollern Dynastie zu unterstützen und den Habsburgern eine Rückkehr auf den ungarischen Thron zu ermöglichen.

[Stephanie Hohenlohe] erhielt Instruktionen, die Kaiserin Zita zu treffen – seine Majestät den deutschen Kaiser und später nach einem plötzlichen Kurswechsel General Gömbös und ungarische und deutsche Politiker. Sehr viel später kam seine Lordschaft zu dem Schluss, dass die diplomatischen Beziehungen zwischen Grossbritannien und Deutschland nicht gut genug funktionierten und entschied sich, [Stephanie Hohenlohe] als Ersatz für die offiziellen Repräsentanten zu nutzen. Anfang 1938 kam er jedoch zu dem Schluss, dass die britisch-deutschen diplomatischen Beziehungen nun exzellent seien.»³⁴ Tatsächlich hatten Rothermere und Hohenlohe nach dem Fehlschlag mit Wilhelm II., angefangen, sich deutschen Politikern anzunähern. Hohenlohe hatte bereits in der Vergangenheit positive Erfahrungen mit autoritären Führern gemacht und nun wollte sie Hitler zu ihrer beeindruckenden Liste an Eroberungen hinzuzufügen. Gleiches galt für Rothermere: Seit einiger Zeit hatten seine Zeitungen den Aufstieg der Nazis äusserst wohlwollend begleitet und nun suchte er endlich den direkten Kontakt mit Hitler. Rothermeres Biographin scheint diese Entwicklung entgangen zu sein – sie bevorzugt eine andere Interpretation: Echtes Interesse an der Nazi-Ideologie habe Rothermere nicht gehabt, seine Strategie sei es stattdessen, Zeit zu gewinnen,

damit die Royal Air Force gegen Deutschland aufrüsten konnte.³⁵ Dies ist eine ziemlich grosszügige Auslegung. Wahrscheinlicher ist, dass Rothermere 1932 glaubte, Hitler wolle die Monarchie wiederherstellen. Vielleicht beabsichtigte der Zeitungsmagnat damals wirklich, dem Kronprinzen Wilhelm die Thronbesteigung zu ermöglichen. Das zumindest schienen Stephanie und der Kronprinz selbst vorübergehend zu glauben. «Little Willy» hatte bereits vor dem Ersten Weltkrieg den Alldeutschen nahegestanden und während des Krieges war er einer ihrer grössten Unterstützer gewesen.³⁶ Nach dem Krieg wechselte er vollständig ins rechtsradikale Lager über. Es war daher kein Problem für ihn, Stephanie ein Treffen mit seinem neuen Freund Adolf Hitler zu ermöglichen. Er hoffte, langfristig auch selbst von dem Kontakt mit Rothermere zu profitieren.

Auch wenn der Kronprinz ein wichtiges Mitglied von Hohenlohes aristokratischem Netzwerk war, verliess sie sich nie bloss auf einen einzigen Kontakt. Ihr wichtigster Weg zu Hitler wurde Fritz Wiedemann, der Adjutant des Führers. Zusammen mit Wiedemann sollte sie in den folgenden Jahren einige *Go-Between-Missionen* bewältigen.

Wiedemann war im Ersten Weltkrieg Hitlers Kommandant gewesen. Nach dem Krieg heiratete er vorteilhaft, doch seine neue Karriere als wohlhabender Landwirt befriedigte ihn nicht. Als er durch Zufall erfuhr, dass einer seiner ehemaligen Soldaten inzwischen ein erfolgreicher Politiker geworden war, trat er in die NSDAP ein. Dort stieg er bis zum Leiter von Hitlers Adjutantenbüro auf. Das war ein äusserst einflussreicher Posten: Wiedemann bestimmte, wer Zugang zum Führer erhielt und wer nicht. Martha Dodd, die Tochter des amerikanischen Botschafters in Berlin, die heimlich für die Sowjetunion arbeitete, beschrieb Wiedemann als «gross, dunkel, muskulös [...] mit der Schläue und Gerissenheit eines Tieres».³⁷ Charakterlich hatte er mit Stephanie Hohenlohe also einiges gemeinsam. Er eignete sich ideal für ihre Zwecke und da er attraktiv war, konnte sie Berufliches und Privates verbinden. Die beiden wurden – hinter Hitlers Rücken – ein Paar.

Wiedemann und der Kronprinz bürgten also für Hohenlohe, aber es gab noch einen anderen Grund, warum sie so schnell Zugang zu Hitler erhielt,

und das war Rothermeres «Treuebilanz». Sein Chefkorrespondent bei der *Daily Mail*, Ward Price, unterstützte die Nazi-Bewegung bereits seit 1920. Er berichtete ausschliesslich begeistert über Hitler und Mussolini und spielte bereitwillig den Fremdenführer, wenn britische Honorationen Deutschland besuchen wollten.³⁸ Von Ward Prices Berichterstattung abgesehen, wurde auch Rothermeres nazifreundlicher Artikel «Youth Triumphant» in der Parteizentrale mit Wohlwollen aufgenommen. Am 7. Dezember 1933 begann daher Hitlers langjähriger Briefwechsel mit den warmen Worten: «Sehr geehrter Lord Rothermere! Sie waren so freundlich, mir durch Prinzessin Hohenlohe eine Reihe von Vorschlägen zu übermitteln, für die ich Ihnen meinen aufrichtigen Dank ausdrücken will.»³⁹

Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne, und so entbehrte auch die erste Begegnung von Hohenlohe und Hitler nicht eines gewissen Zaubers. Sie waren beide voneinander angetan, auch wenn dies ein paar Jahre später keiner von ihnen mehr wahrhaben wollte. Nach Ausbruch des Krieges bezeichnete Hitler Hohenlohe als «Scheusal», und sie schlug mit Verve zurück. 1942 interviewte der Psychoanalytiker Walter C. Langer Hohenlohe für einen Bericht des amerikanischen Nachrichtendienstes OSS über Adolf Hitler. Neben anderen ehemaligen Bekannten Hitlers wie Putzi Hanfstaengl und einer abtrünnigen Enkelin Richard Wagners war Stephanie eine der wichtigsten Quellen für Langers Buch *Das Adolf-Hitler-Psychoogramm (The Mind of Adolf Hitler)*.⁴⁰ Stephanie wollte mit den Informationen, die sie für den Bericht beisteuerte, die amerikanischen Behörden für sich gewinnen und natürlich liess sie dabei alles aus, was ihr schaden konnte (unter anderem auch die Information, dass ihr 1938 das Goldene Parteiabzeichen der NSDAP verliehen worden war). Trotzdem ist Langers Bericht, zusammen mit Hohenlohes unveröffentlichten Memoiren, eine nützliche Quelle für ihre Beziehung zu Hitler. Sie zeigt sich darin als scharfsinnige Beobachterin, der vor allem viele kleine Details nicht entgehen. Über ihr erstes Treffen mit Hitler schrieb sie:

«Nur wenn man ihn aus nächster Nähe sieht, bekommt man den Eindruck dass es sich um einen übereifrigen und einfachen Mann handelt [...]. Er wirkt wie ein Vorortlehrer oder besser ein kleiner Angestellter,

genauso sah er aus. Ich bezweifle, dass mir irgendwer das Gegenteil beweisen kann.»⁴¹

Das war nicht unbedingt eine neue Betrachtungsweise. Die Journalistin Dorothy Thompson, die 1932 ein Interview mit Hitler führte, fand es geradezu lächerlich, dass ein einfacher Mann wie er bald «Diktator des Deutschen Reichs» sein könne: «Er ist formlos, fast gesichtslos, ein Mann mit karikaturhaftem Antlitz [...]. Er ist geradezu der Prototyp des kleinen Mannes von der Strasse.»⁴² Thompsons britischer Kollege Senfton Delmer pflichtete ihr bei: Er begleitete Hitler 1932 auf dessen Wahlkampftour und staunte über den Kontrast zwischen der öffentlichen Figur Hitler mit ihrer geradezu hypnotischen Wirkung und dem stumpfen Privatmann Hitler. Abseits der Massen ähnelte Hitler eher einem wenig erfolgreichen «Handelsvertreter»,⁴³ grau im Gesicht und ausgemergelt von endlosen Vertreterreisen. Aber es war genau dieser blasse Vertretertyp, den Stephanie Hohenlohe so gut verstehen konnte. Sie war selbst in einem Viertel aufgewachsen, in dem glücklose Kleinbürger lebten – die «kleinen Leute» ihrer Zeit. Bis heute ist Wien (wie so viele Grossstädte) in Bezirke unterteilt, in denen sehr unterschiedliche Gesellschaftsschichten leben. Stefanie zu Hohenlohe wuchs im 5. Wiener Gemeindebezirk auf, einem Stadtteil, in dem traditionell die untere Mittelschicht zuhause war. Ihr schillerndes Leben führte die Prinzessin später nach London, Monte Carlo, Paris und Palm Springs. Und doch war ihre weiteste Reise diejenige vom 5. in den 1. Wiener Bezirk. In geografischer Hinsicht war es nur ein Katzensprung, doch es brauchte enorme Energie und Ehrgeiz, diese Grenze zu überschreiten. Der 5. Bezirk war kein Ort, an den Hohenlohe jemals wieder zurückwollte. Doch sie erinnerte sich gut an die Mentalität der Bewohner des 5. Bezirks – inklusive ihres Antisemitismus und Chauvinismus. Vor allem bei Gesprächen mit Hitler kamen ihr diese Erinnerungen zugute. Dass Hohenlohe die «vertraute Sprache» der Kleinbürger sprach, obwohl sie doch mittlerweile eine «Prinzessin» war, trug dazu bei, dass Hitler sie sofort sympathisch fand. Hohenlohe war Wienerin und bekanntermassen hatte Hitler, der in Linz aufgewachsen war, für die Wiener wenig übrig. Trotzdem konnte Hohenlohe auch «wie ein Linzer reden», d.h. sie beherrschte auch die Sprache der Provinz. Später betonte sie, dass Hitler «unterhalb

der Mittelschicht» rangierte und «die niedrigste Sprache sprach». Sie wies mit Recht darauf hin, dass sein Hochdeutsch oft gestelzt klang, als spräche er eine Fremdsprache. Hohenlohe selbst war sprachbegabt und ihre Intonation beeindruckend (ihre Stimme wurde immer wieder als ihr grösster Pluspunkt beschrieben). Sie hatte ein ausgesprochen gutes Gehör und merkte schnell, wenn jemand mit einem aufgesetzten Akzent sprach. Allein aus Hitlers Intonation konnte sie viel ablesen:

«Vor allem 1933 sprach er wie ein Österreicher aus der Unterschicht, das heisst nicht einmal aus der Mittelschicht. Wie jemand, der versucht, eine Sprache zu sprechen, die besser ist als die, in die er hineingeboren wurde oder an die er gewöhnt ist [...]. Auch wenn der Unterschied zwischen ihm heute [1942] und damals, 1933, enorm ist: Seine Sprache klingt für mich noch immer furchtbar gestelzt und künstlich, in phonetischer wie auch in grammatikalischer Hinsicht. Was mich aber am meisten erstaunt: Niemandem fällt das auf! Überall wird er seit eh und je als hervorragender Redner gefeiert, und keiner scheint diesen auffälligen Makel zu bemerken. Er selbst am allerwenigsten. Als ich einmal meiner Verwunderung darüber Ausdruck verlieh, dass er kein Englisch lernen wolle, erzählte er mir, er werde schon deshalb nie in der Lage sein, eine andere Sprache als Deutsch zu lernen, weil die vollkommene Beherrschung der Letzteren für ihn die wichtigste Aufgabe sei [...]. Ich habe nie feststellen können, dass Adolf Hitler so gut Deutsch spricht oder schreibt, wie er es von sich behauptet oder glaubt. Ich habe viele Briefe aus seiner Feder gelesen, in denen er sich ununterbrochen in schweren, komplizierten teutonischen Sätzen auslässt. Ein einziger Satz ist oft acht oder zehn Zeilen lang [...]. Ich habe stets seinen Dolmetscher, Legationsrat Schmidt, [...] für dessen erstaunliches Gedächtnis bewundert. Er behält diese endlosen Sätze im Kopf, bei deren Ende ich jedes Mal den Anfang schon wieder vergessen habe.»⁴⁴

Hohenlohe erkannte schnell einen Schaumschläger wie Hitler, weil sie selbst auch nicht anders war. Sie stellte auch fest, dass das Habsburgerreich mit

seinen strengen gesellschaftlichen Hierarchien bei Hitler seine Spuren hinterlassen hatte. Was seinen sozialen Status anging, wirkte er tief verunsichert und zugleich wie ein Snob. Auch wenn er sich über den «degenerierten Adel» lustig machte, umgab er sich doch liebend gern mit Angehörigen der Aristokratie. Das hatte sich für ihn über die Jahre ausgezahlt. Nachdem er seinen Gangster-Look der 1920er Jahre (Trenchcoat und Reitpeitsche) aufgegeben hatte, durchlief er eine Phase der äusserlichen Domestizierung. Er begegnete seinen Gönnern aus der Oberschicht mit den bestmöglichen Manieren und verteilte dabei auch die obligatorischen Handküsse an verheiratete Damen. Wie die Journalistin Dorothy Thompson 1932 feststellte, hatte Hitler gelernt, sich in der feineren Gesellschaft zu benehmen: «Er pflegt Umgang mit Industriellen, er führt Prinzessinnen zum Tee aus.»⁴⁵ Alles für das Vorankommen der Partei. Eine der erwähnten Prinzessinnen war Stefanie Hohenlohe, die wohlwollend kommentierte:

«Er hat gute Manieren und ist äusserst zuvorkommend, vor allem Frauen gegenüber.»

Als guter Menschenfänger griff er auf alte Politikertricks zurück: «Er nahm mit beiden Händen [deine Hand] und schüttelte sie eine ganze Weile, um dir das Gefühl zu geben, er freue sich ganz besonders, dich zu sehen, und dabei sah er dir direkt in die Augen.»

Natürlich sollte Hohenlohe später behaupten, dass er sie nicht erobern konnte. Aus ihren begeisterten Briefen an Hitler kann man das keinesfalls herauslesen. Allerdings war ihr Umgang mit dem Führer tatsächlich immer zweckgebunden, sie musste sich in erster Linie auf ihren Auftrag konzentrieren. So attraktiv sie Hitlers Adjutant Wiedemann fand, so wenig fühlte sie sich zu seinem Chef hingezogen, zumindest in *physischer* Hinsicht. Ein attraktives Äusseres war für sie wichtig und im Falle von Hitler fiel es ihr leicht, detailliert all seine Defizite aufzulisten. Sie begann mit seinem Haar:

«Es ist so dünn wie das eines Kindes [...]. Seine hässlichsten Merkmale sind Nase, Schnurrbart, Füsse und Mund. Wenn er redet, sieht man so gut wie nie seine Zähne. Und wenn doch, merkt man, dass sie von unschöner Farbe und Form sind [...]. Der Mund ist klein, viel zu klein für ei-

nen Mann, und er öffnet ihn auf eine ganz unangenehme Weise.»
Was ihr positiv auffiel, waren die «sensiblen Hände eines Künstlers» und «seine Augen, die von einem sehr schönen Hellblau sind und die stets in die Ferne zu schauen scheinen; man könnte sie fast als schön bezeichnen, würden sie nicht ein wenig aus den Höhlen hervortreten. Zusammen mit seiner extrem empfindlichen Haut rief das bei mir immer den Eindruck hervor, er sei nicht ganz gesund. Er ist immer entweder sehr blass oder hat rosa Flecken auf den Wangen. Ich habe gehört, beides seien charakteristische Anzeichen einer Herz- oder Lungenkrankheit.»

Genau diese Details über Hitlers mögliche gesundheitliche Probleme machten Hohenlohes Bericht für das amerikanische Office for Strategic Services (OSS) so nützlich.

Laut ihrer Analyse war Hitlers einfache Kleidung ein Grund für seine Beliebtheit. Die Deutschen schienen dies als wahre Bescheidenheit zu interpretieren: «Üblicherweise trägt er eine nicht allzu gut passende beige Uniformjacke mit schwarzer Hose. Dazu ein weißes Hemd und eine beige Krawatte mit einer Krawattennadel mit Hakenkreuz-Emblem. Das Eiserne Kreuz erster Klasse, sonst nichts.»

Dieser Minimalismus schien eine maximale Wirkung zu erzielen, genau wie seine Ernsthaftigkeit: «Immer ist er entweder todernst oder verärgert; ich habe nie verstanden, warum. Er lächelt fast nie, ausser wenn er eine sarkastische Bemerkung fallen lässt. Er kann oft, nein, er ist oft sehr verbittert.»

Daneben erwähnte sie, wie viele andere auch, dass Hitler nicht in der Lage war, ein richtiges Gespräch zu führen. Er hielt entweder Monologe oder schmolte. Hohenlohe indes erklärte voller Stolz, ihr sei hin und wieder ein Dialog mit ihm gelungen:

«Ich bin eine der wenigen Personen, mit denen er normale Gespräche führte. Damit meine ich solche, bei denen beide Beteiligten abwechselnd reden. Ein Gespräch zwischen zwei Menschen. In der Regel ist dies nicht der Fall: Entweder hält er eine Rede, und man hat gefälligst zuzuhören,

oder er sitzt einfach da, mit toderntem Gesicht, und bekommt den Mund nicht auf.»⁴⁶

Während sich Hohenlohe über sein dünnes Haar beklagte, war Hitler, laut Ernst Hanfstaengl, «vollkommen hingerissen von ihr.»⁴⁷

Dafür gab es mehrere Gründe. Zuerst einmal waren Hohenlohe und Hitler fast gleich alt. Stephanie Hohenlohe verriet zwar niemandem ihr wahres Alter, doch Hitler war nur zwei Jahre älter als sie, und es war offensichtlich, dass sie Generationserfahrungen teilten. Zweitens mochte er ihren Typ. Sie muss ihn an eine andere patente Frau erinnert haben, die ihm in der Vergangenheit gute Dienste geleistet hatte – Winifred Wagner, die Matriarchin des Wagner-Clans. Die gebürtige Waliserin Winifred war, wie viele andere «mütterliche» Figuren der deutschen Oberschicht, massgeblich am Aufstieg Hitlers beteiligt. Da Hohenlohe ein ähnlich energischer Typ zu sein schien, nahm er ganz selbstverständlich an, dass auch sie ihm mit ihrer Energie und ihrem Netzwerk nützen würde. Es sollte Jahre dauern, bis Hitler erkannte, dass Hohenlohes Motive alles andere als altruistisch waren.

Hitlers Gefolgsleute erkannten dies sicherlich sehr viel schneller. Fast sieben Jahre lang mussten sie sich mit dem Eindringling Stephanie Hohenlohe herumschlagen und sie waren alles andere als erfreut darüber. Nicht nur die britischen MI5-Beobachter waren ob Hohenlohes gesellschaftlichen und sexuellen Erfolgen regelrecht perplex, sondern auch ihre deutschen Pendanten – zumal «die Prinzessin» alles andere als arisch aussah.

Zwei Männer fühlten sich von Hohenlohe am stärksten bedroht: Ribbentrop und Ernst Hanfstaengl (genannt «Putzi»), Hitlers «Experten» für Grossbritannien und Amerika. «Putzis» Fall ist vor allem deshalb interessant, weil er Parallelen zu Hohenlohes Geschichte aufweist: Auch er war zunächst ein Star an Hitlers Hof, fiel dann in Ungnade und endete wie Hohenlohe zeitweise in amerikanischer Haft.

Hanfstaengl hatte eine amerikanische Mutter und einen deutschen Vater. Die Hanfstaengls waren eine gut vernetzte Münchner Familie, die zwei Generationen lang den Hofrat des Herzogs von Sachsen-Coburg und Gotha gestellt hatte. Ernst «Putzi» kam im Jahr 1888 zur Welt und wurde nach Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg und Gotha benannt, dem Schwager der briti-

schen Queen Victoria. Daher kannte Putzi auch den Mann, der 1905 die Herzogtümer übernahm – Queen Victorias Enkel, Herzog Carl Eduard von Coburg. Beide hatten die gleichen politischen Ansichten, interessierten sich bereits in den 1920er Jahren für Hitler und gehörten gesellschaftlichen Kreisen an, die für die Nazis wichtig waren. Putzi Hanfstaengls grosses gesellschaftliches Netzwerk half Hitler, zahlreiche wichtige Wohltäter kennenzulernen. In seinen Memoiren beschrieb Putzi später, wie sie Anfang der 1920er Jahre immer wieder zusammen herumreisten, um Parteispenden zu sammeln.⁴⁸

Hanfstaengl spielte gern den Clown, aber gelegentlich betonte er auch seine illustre Herkunft, was nicht unbedingt vorteilhaft beim Gros der Nationalsozialisten ankam. Welche langfristigen Probleme daraus entstehen konnten, zeigt ein Vorfall vom April 1923. Hitlers Wagen musste an einer von den Kommunisten errichteten Strassensperre in Sachsen anhalten und Putzi rettete die Situation, indem er den argwöhnischen Wachen in schwerem amerikanischen Akzent erklärte, er sei US-Bürger und auf dem Weg zu einer Handelsmesse. Dann zeigte er auf Hitler und sagte: «Das ist mein Diener Johann. Ihn und den Chauffeur habe ich in Hamburg eingestellt.»⁴⁹

Der Trick funktionierte und Hitler schien durchaus dankbar dafür. Jahre später allerdings hatte Senfton Delmer den Eindruck, dass dieser kleine Vorfall Hanfstaengl auf lange Sicht geschadet habe. Jemand, der dermassen gesellschaftlich verunsichert war wie Hitler, konnte einfach nicht vergessen, dass man ihn einst als Dienstboten bezeichnet hatte.⁵⁰ Trotzdem war Putzi lange Zeit nützlich für die NS-Bewegung. Er hatte in Harvard studiert und dank seiner vielen internationalen Kontakte wurde er im September 1930 zum Auslands-Pressechef der NSDAP ernannt. Damals soll Hitler zu ihm gesagt haben: «Sie kennen England und Amerika. Beobachten Sie, was man dort über uns redet. Und sorgen Sie dafür, dass man dort versteht, was wir tun; vielleicht wird man dann aufwachen.»⁵¹ Hanfstaengl hatte sein Bestes gegeben, um diesen Auftrag zu erfüllen. Unter anderem konnte er eine Vereinbarung mit dem amerikanischen Zeitungsbaron William Randolph Hearst, einem Freund seiner Mutter, arrangieren: Hitler schrieb mehrere Artikel für

Hearst und Putzi erhielt 30 Prozent des Honorars.⁵² Auch andere Zeitungen machten Angebote, und Hanfstaengl und Hitler verdienten daran immer wieder gut. Aber Hanfstaengl verlangte zunehmend grössere Provisionen, was Hitler verärgerte. Als Stephanie Hohenlohe und Rothermere plötzlich auftauchten, konnte er dem «Snob» Hanfstaengel demonstrieren, dass er auch andere Pressekontakte im Ausland hatte. Insofern war Hitlers Interesse an Stephanie dreifacher Natur: politischer, finanzieller und persönlicher.

Besonders die letzte Dimension überstieg Hanfstaengls Vorstellungsvermögen. Er konnte Hohenlohes grosse Anziehungskraft nur bedingt nachvollziehen und hasste seine neue Rivalin aus vollem Herzen. Stephanie Hohenlohe wurde jetzt die Experte für die englischsprachige Welt und, sehr zu Hanfstaengls Missfallen, von Hitler ernstgenommen. Putzi sollte später behaupten, er habe den Führer vor der Prinzessin, dieser «Erpresserin und Jüdin», eindringlich gewarnt. Laut Hanfstaengl erwiderte Hitler, man habe ihren Stammbaum überprüft und er sei «rein» (was tatsächlich nicht der Fall war).⁵³ Als Hitler ihr im Juni 1938 das Goldene Parteiabzeichen der NSDAP verlieh, brachte er alle Kritiker zum Schweigen. Ein Ehrenmitglied der Partei konnte natürlich nur arischer Herkunft sein.

Hohenlohe merkte bald, dass Hanfstaengl nicht ihr einziges Problem war. In Ribbentrop hatte sie einen weitaus gefährlicheren Rivalen. Das lag vor allem daran, dass Ribbentrop und Hohenlohe viel gemeinsam hatten: Beide hatten sich einen Adelstitel mehr oder minder erschlichen und unermüdlich daran gearbeitet, einflussreiche Politiker zu umwerben. Ribbentrop hatte strategisch geheiratet und investierte das Geld seiner reichen Gattin in aufwendige Gesellschaften, genau wie Hohenlohe, die ebenfalls für ihre politischen Soireen bekannt war. Der entscheidende Grund für den Abscheu, den sie gegeneinander hegten, war, dass sich beide für Grossbritannien zuständig fühlten. Ribbentrop tat daher, was er konnte, um Hohenlohe Steine in den Weg zu legen. Sobald er Botschafter in London geworden war, erhielt sie in der deutschen Botschaft Hausverbot. Unter anderem wehrte sich Ribbentrop mit Händen und Füßen dagegen, sie 1937 zum Botschaftsfest anlässlich der Krönung Georgs VI. einzuladen. Die Gästeliste umfasste nicht weniger als

1'200 Personen, darunter Wiedemann, der einer deutschen Delegation angehörte, die extra zur Krönung nach England gereist war. Wiedemann versuchte alles, um seiner Geliebten Hohenlohe eine Einladung zu verschaffen, doch am Ende musste Hitler persönlich eingreifen und Ribbentrop anweisen, sie auf die Gästeliste zu setzen. Es war daher ein grosser Triumph für Stephanie, als sie am Arm Wiedemanns in die Botschaft segelte. Ribbentrop sollte es ihr nie verzeihen.

Auch der Rest von Hitlers Gefolge fühlte sich von Hohenlohe stark irritiert. Das Frauenbild dieser Männer kannte nur gehorsame Hausfrauen und Hohenlohe war das Gegenteil davon. Trotzdem gab es neben Hauptmann Wiedemann noch jemanden, der sich für die «Prinzessin» interessierte – Göring. Er erkannte ihr Potenzial und, wie wir sehen werden, wusste sofort, wie er dieses Potenzial für seine eigenen Zwecke nützen konnte.

Am Hof des Führers zu überleben, war demnach alles andere als leicht, und Hohenlohe erkannte schnell, dass man hier ununterbrochen Loyalität demonstrieren musste. Sogar die richtige Kleidung konnte wichtig sein:

«Diejenigen, die am meisten [im braunen Hemd] zu sehen sind, das sind der Stellvertreter des Führers, Rudolf Hess, und Herr von Ribbentrop, der sogar zu seiner Zivilkleidung ein braunes Hemd trägt, um zu beweisen, was für ein guter Parteigenosse er ist. Fast jeder, auch Ribbentrops eigener Stab, lässt sich darüber aus, weil es einfach fehl am Platz scheint und wirklich hässlich aussieht.»⁵⁴

Da Hitler nichts von Frauen hielt, die Kosmetik und Schminke benutzten, achtete Hohenlohe stets darauf, in Deutschland keinen Lippenstift zu tragen. Mittlerweile pendelte sie zwischen Berlin und London hin und her. Laut FBI-Berichten «beriet sie sich bei mindestens 50 verschiedenen Gelegenheiten im Auftrag Rothermeres mit Hitler».⁵⁵ Die vielen Briefe und Botschaften von Hitler, die Hohenlohe Rothermere überbrachte (und umgekehrt), zeigen die Bereitschaft des Pressemagnaten, alles zu tun, was in seiner Macht stand, um Hitler dabei zu helfen, den Vertrag von Versailles «umzukehren». Im April 1935 schrieb er:

«Die jüngsten Leserbriefe in der *Daily Mail* bezüglich der Forderungen Ihrer Regierung nach Änderungen am Versailles Vertrag zeigen, dass jeder siebte unserer Leserbriefler sich dafür ausspricht, dass die Forderungen des Deutschen Reichs zur Gänze erfüllt werden.⁵⁶

Und ein halbes Jahr später:

«Niemandem liegt die deutsch-britische Verständigung mehr am Herzen als mir, und wenn es irgendwelche Informationen gibt, die Eure Exzellenz mir mitteilen können, die diesem Zwecke dienlich sind, kann ich Eurer Exzellenz versichern, dass ich solche Informationen ausschliesslich so verwenden werde, wie Sie es wünschen und bestimmen. Es ist für mich eine grosse Ehre und ein Privileg, mit Eurer Exzellenz zu korrespondieren.

Es passiert nicht allzu oft, dass man die Chance hat, die Ansichten eines Mannes zu erfahren, der vielleicht den vordersten Platz in der Geschichte Europas einnehmen wird.»⁵⁷

Rothermere sah Hitler als «Bollwerk gegen den Bolschewismus» und damit genau jene Art von Führer, die Grossbritannien fehlte. Er versuchte aus diesem Grund, auch Oswald Mosley aufzubauen, den er zeitweise als eine britische Kopie von Hitler betrachtete.⁵⁸ 1934 hatte die *Daily Mail* mit ihrem berühmt gewordenen Artikel «Hurrah for the Blackshirts» Mosleys British Union of Fascists (BUF) aktiv unterstützt. Die Rothermere-Zeitung *Evening News* kaufte 500 Sitze für eine Versammlung der Blackshirts in der Royal Albert Hall und der *Sunday Dispatch* finanzierte eine Tombola für weibliche Blackshirts (ein Konzept, das nicht von Erfolg gekrönt war). Später informierte das FBI Präsident Roosevelt, Stephanie Hohenlohe habe «einen handschriftlichen Vermerk in ihrem Besitz, der vermutlich von Rothermere stamme und laute: ‚Ich glaube, binnen drei Jahren werden in Grossbritannien die Blackshirts regieren.‘»⁵⁹

Als die Bewegung an Dynamik verlor, liess Rothermere seinen Schützling Mosley jedoch fallen. Laut seiner Biographin verabscheute der Pressezar den Antisemitismus der Blackshirts und lehnte den Begriff «Faschist» ab. Tatsächlich war jedoch Rothermeres Antisemitismus so stark, dass er sogar Goebbels damit beeindruckte (in sein Tagebuch notierte er 1937: «Scharf antijüdisch»)⁶⁰.

Laut Mosley war der Grund für Rothermeres plötzlichen Ausstieg rein wirtschaftlicher Natur. Der Pressezar habe Angst gehabt, seine jüdischen Anzeigenkunden zu verlieren. (Diese Erklärung wurde auch von der Deutschen Botschaft an das Auswärtige Amt weitergegeben: «Lord Rothermere hat Mosley fallen gelassen, weil seine Leser gegen Mosley protestieren aber auch, weil die Werbekunden seiner Zeitung die jüdischen Firmen Lyon und Carrera Einspruch erhoben.»)⁶¹

Der Bruch mit Mosley bedeutete jedoch nicht, dass Rothermere sein Interesse an Hitler verlor. Was den Führer selbst betraf, so hatte dieser sowieso nie viel für Mosley übriggehabt. Er war von mehreren Seiten über den britischen Faschistenführer unterrichtet worden. Dass Unity Mitford ihn lobte, war zu erwarten – immerhin war Mosley ihr Schwager. Doch ansonsten erfuhr Hitler wenig Schmeichelhaftes über ihn. Schon im Oktober 1933 berichtete Günther Schmidt-Lorenz im Reichskanzleramt detailliert über die Spaltung unter den britischen Faschisten. Eine seiner Quellen waren Viscount Richard Downe und dessen Ehefrau.⁶² Lady Downe war eine aktive britische Faschistin und überzeugte Gegnerin Mosleys. Sie erklärte Schmidt-Lorenz, dass die Briten den Faschismus nach dem Krieg deshalb nicht mit offenen Armen empfangen hätten, weil sie von Grund auf konservativ seien und von der revolutionären Komponente des Faschismus abgeschreckt wären. Ein weiterer Grund wäre jedoch auch, dass es in England keinen geeigneten Führer geben würde. Für diese Rolle sei Oswald Mosley nach Lady Downes Ansicht aus zwei Gründen nicht geeignet: Erstens sei er ein Wendehals, der bereits mehrfach die Parteien gewechselt habe. Und zweitens sei er den Juden gegenüber zu nachgiebig – er lasse sich von ihnen finanziell unterstützen und pflege gesellschaftlichen Umgang mit Leuten wie Baron Rothschild und der Familie Sassoon. Solche Berichte stiessen in der Reichskanzlei auf grosse Irritation. Hier war man geradezu besessen davon, die «rassische Herkunft» aller britischen Gesprächspartner zu durchleuchten, Mosleys Stammbaum eingeschlossen. Diese Praxis sorgte über die Jahre für ständige Verwirrung. 1935 beispielsweise schrieb der deutsche Botschafter Hoesch nach Berlin, Sir

Samuel Hoare sei, trotz des Vornamens Samuel, kein Jude. Im Gegenteil, er sei «nicht antideutsch und offen für Gespräche».⁶³ Trotzdem blieb man misstrauisch. 1937 forderte der berühmte Gestapo-Chef Heinrich Müller von der Deutschen Botschaft eine Liste aller Juden an, die kürzlich zum Ritter geschlagen worden waren. Und er verlangte ganz genau zu erfahren, welche Angehörigen der britischen Aristokratie jüdisches Blut hatten. Als Reaktion auf diese Anfrage sandte ihm die Deutsche Botschaft ein Exemplar des Büchleins *Our Jewish Aristocracy*, das die Imperial Fascist League 1936 herausgebracht hatte.⁶⁴ Die Autoren hatten ihre «Studie» in mehrere Abschnitte unterteilt, unter anderem «*Mixed blood*» und «*Half-breeds in the making*». Bei Letzterem wurden Personen genannt, die möglicherweise bald Mischlings-Nachwuchs auf die Welt bringen würden, wie die Tochter des Marquess of Londonderry, die einen Juden geheiratet hatte. Hitler war überzeugt davon, dass seine grössten Kritiker in Grossbritannien irgendeine Verbindung zum Judentum haben mussten. Folglich erhielt die Deutsche Botschaft eine direkte Anfrage des Führers, ob die Ehefrauen der Hitlerkritiker Anthony Eden, Winston Churchill und Duff Cooper Jüdinnen oder Halbjüdinnen seien (was nicht der Fall war). Und doch erklärt diese Paranoia, warum der Bericht über Mosleys jüdische Kontakte so lange nachwirkte. Der Informant Schmidt-Lorenz stimmte Lady Downes Analyse in allen Punkten zu, obwohl er persönlich 1933 auch ein langes Gespräch mit Oswald Mosley führen konnte. Bei dieser Gelegenheit hatte Mosley ihm mitgeteilt, er habe ebenfalls den Eindruck, dass die Briten vor der revolutionären Seite des Faschismus zurückschreckten, dass jedoch die Weltwirtschaftskrise seiner Bewegung weiterhelfe. Er wies vehement die Gerüchte zurück, dass er sich von Juden finanzieren lasse, und betonte, sein Antisemitismus sei über jeden Zweifel erhaben. Hitler war trotzdem nie völlig von Mosley überzeugt, obwohl (oder gerade, weil) er Mosleys Frau Diana attraktiv fand. Diana war fast so begeistert vom Führer wie ihre Schwester Unity. Genau wie Unity ergriff sie jede Gelegenheit, sich mit Hitler zu treffen. Der schnellste Weg in den *inner circle* des Führers führte über seinen Adjutanten, und so schrieb sie Wiedemann 1937 auf Deutsch:

«Wissen Sie, ich habe Sie überall in Deutschland zu finden versucht, Berlin, Nürnberg, München, aber sie sind ganz und gar verschwunden. Ich fahre jetzt verzweifelt nach England zurück, und ich bitte Sie, wenn ich könnte, Sie am Tag vor dem Parteitag [zu] sprechen.» Sie freute sich auf den Parteitag: «wir sind so furchtbar aufgeregt.»⁶⁵ Auch Unity hatte versucht, Wiedemann zu finden. In einem Brief teilte sie ihm vorwurfsvoll mit:

«Diana sucht Sie seit einer Woche in ganz Deutschland, ich musste sie herumfahren, mit meinem Wagen, und habe dadurch zwischen hier und Nürnberg einen schweren Unfall gehabt und das Auto ist ganz kaputt.

Das ist alles Ihre Schuld, weil sie sich versteckt haben.»

In seinem recht kühlen Antwortschreiben bat Wiedemann die Mitford-Damen um Geduld.⁶⁶ Ein wenig mehr Verständnis demonstrierte er, als Dianas Mann Oswald Mosley im Oktober 1937 von «Roten» krankenhausreif geschlagen wurde. Wenn man Wiedemanns Briefe liest, merkt man schnell, dass er Diana absichtlich hinhielt. Er wusste, dass sie zweierlei von ihm wollte: Zugang zu Hitler und finanzielle Unterstützung für ihre «Angelegenheit» – eine geheime Propagandastation auf Helgoland. Natürlich konnte Diana den eigentlichen Grund für Wiedemanns Standhaftigkeit gegenüber ihren Reizen nicht kennen: Er arbeitete und schlief mit einer erbitterten Rivalin der beiden Mitford-Schwestern – Stephanie Hohenlohe.

Am Ende profitierte vor allem Stephanie Hohenlohe davon, dass Rothermere Mosley fallen liess. Sie blieb damit sein wichtigster Kanal zu Hitler.

Die Verbindung zu Rothermere und ihr illustrier Name halfen Hohenlohe auch, ihren britischen Freundeskreis immer weiter auszubauen. Dass sie streng genommen kein «blaues Blut» besass, nahm man in der Zwischenkriegszeit nicht mehr allzu ernst. Diverse Höfe waren 1918 untergegangen, und ein unüberschaubarer Zustrom vertriebener Adelliger aus Russland und den baltischen Staaten machte es sehr viel einfacher, sich als genuin adelig auszugeben. Niemand konnte die Details genau überprüfen. Dass sich Hohenlohe ihren Titel durch Heirat verschafft hatte, war darüber hinaus in

Grossbritannien ein geringeres Problem als in anderen Ländern: Hier zählte ein langer Stammbaum weniger als auf dem Kontinent. Der Name an sich, vorzugsweise verbunden mit einem grossen Vermögen, galt als entscheidend. Dass Hohenlohe in England Erfolge feiern konnte, lag also an ihrem Namen, aber es lag auch an ihrer Botschaft. Der Name öffnete ihr alle Türen und das, was sie zu sagen hatte, sorgte dafür, dass diese Türen offenblieben. Ihr Erfolg als *Go-Between* war in der englischen Gesellschaft nur möglich, weil sie hier auf Interesse für autoritäre und faschistische Regimes stiess.

Hohenlohe war ein «Menschenfänger» und ihren Fall genauer zu analysieren hilft auch, das verschlungene Netz der englischen Hitlerverehrer zu entwirren. Darunter befanden sich viele Angehörige der extremen Rechten, wie Lord Sempill, der Duke of Westminster und der Herzog von Alba, aber auch konservative britische Abgeordnete. MI5 beobachtete diese Entwicklung sehr genau:

«1933/34 lernte [Stephanie Hohenlohe] anscheinend Lady Margot Oxford [Margot Asquith, Countess of Oxford] und Lady Cunard kennen, und über diese beiden gelang es ihr, sich in die feine Londoner Gesellschaft einzuschleichen. Zu ihrem damaligen Freundeskreis zählten Lady Austen Chamberlain, Sir Horace Rumbold, Sir Barry Domville, Lord und Lady Londonderry [...]. Die Prinzessin zu Hohenlohe fungierte als Bindeglied zwischen den führenden Nationalsozialisten im Deutschen Reich und [der englischen] höheren Gesellschaft.»⁶⁷ Die Liste zeigt, dass sie sich nicht allein auf Männerbekanntschaften konzentrierte. Sie profitierte von der Tatsache, dass in Grossbritannien eine einflussreiche Gruppe von ambitionierten Damen existierte. Die meisten von ihnen waren in die Oberschicht hineingeboren worden, aber ein paar hatten sich, genau wie Hohenlohe, emporgearbeitet. Der Historiker Ross McKibbin beschreibt prägnant diese Aufsteigerinnen, die «einen aussergewöhnlichen Ehrgeiz hatten und von Natur aus intelligent waren. Sie wollten sich ‚beweisen‘, und zwar in der schwierigsten Disziplin überhaupt: Sie suchten die Gesellschaft derer, für die sie normalerweise Luft gewesen wären».⁶⁸ Hohenlohe hatte ihre ganz eigenen Erfahrungen damit gesammelt, solche Hindernisse zu überwinden. Oft genug war sie

in ihrem früheren Leben «Luft gewesen» – in der Schule, als sich ihre Klassenkameraden über ihren Vater, den ehemaligen Häftling, lustig gemacht hatten, oder später, als man ihr als Kurtisane den Zugang zu den Wiener Salons verwehrte. Aus diesem Grund hatten Frauen auch bisher nicht zu ihren engeren Verbündeten gezählt, aber in Grossbritannien, wo niemand von Hohenlohes Vergangenheit wusste, freundete sie sich mit zahlreichen einflussreichen Gastgeberinnen an. Sie hatte ihnen zwei «exotische» neue Gesprächsthemen zu bieten – Ungarn und das Dritte Reich.

Dass Damen der höheren Gesellschaft auf Hohenlohes Charme ansprachen, sorgte bei den Geheimdiensten für Verwunderung.

Natürlich waren nicht alle Frauen begeistert von ihr. Eine neue Generation junger Society-Ladys mischte mittlerweile in Londoner Salons mit, und Frauen wie Unity und Diana Mitford wurden Hohenlohes grösste gesellschaftliche Rivalinnen. Hohenlohe konzentrierte sich daher auf Frauen ihrer eigenen Generation. Sie spezialisierte sich auf Damen, die gerne noch eine Rolle spielen wollten und deren Eitelkeit sie verletzbar machte. Hohenlohe war eine Expertin darin, die Schwächen und Unsicherheiten anderer zu wittern. Durch ihre Kontakte innerhalb der weiblichen Gesellschaft sammelte sie Insider-Informationen, die für ihre ungarischen und deutschen Freunde von hohem Wert waren. Nach ihren eigenen Worten war sie perfekt informiert über «die City, Westminster, Downing Street, [die Herrenklubs] in St. James's, Buckingham Palace und Mayfair». Ihre Informationen verpackte sie auf verschiedenste Weise: «Ich war in der Lage ernst, sachlich, exakt, leichtfertig, oberflächlich, frivol und, wie ich hoffte, auch interessant und amüsant zu sein.»⁶⁹ Es kam auf die Zuhörerschaft an. Der wichtigste Zuhörer blieb natürlich Lord Rothermere.

Rothermere wollte eine deutsch-britische Allianz gegen die bolschewistische Gefahr und entlohnte Hohenlohe fürstlich, um die Kontakte nach Berlin am Laufen zu halten. Da sie auf ihre Honorare keine Einkommensteuer zahlte, ist unklar, wie viel sie tatsächlich von Rothermere im Laufe der Jahre erhielt, doch es scheint eine – für damalige Verhältnisse – astronomische Summe gewesen zu sein. Als sie 1939 vor Gericht stand, behauptete die Prin-

zessin, Rothermere habe ihr für den Rest ihres Lebens 20'000 Dollar pro Jahr versprochen. Laut dem Journalisten von *Time Magazine* polterte Rothermere daraufhin: «Das ist absurd!» Er gestand jedoch, ihr während sechs Jahren 250'000 Dollar dafür gezahlt zu haben, sich um seine Beziehungen zu Adolf Hitler und andere einflussreiche Politiker in Europa zu kümmern, Seine naive Erklärung hierfür war: «Ich wollte, dass sie wie eine Königin leben konnte.»⁷⁰

Laut ihrem Sohn investierte Hohenlohe den Grossteil dieses Geldes in den Londoner Immobilienmarkt. Allerdings wollte sie in ihren Häusern nicht wohnen und stieg lieber im gerade eröffneten Nobelhotel Dorchester ab. Der Hoteldirektor räumte ihr einen Vorzugsrabbatt ein, in der Hoffnung, dadurch die «richtige Klientel» anzuziehen. Bis 1939 war Hohenlohe durchaus die richtige Klientel. Das Gleiche galt auch für deutsche Hotels: Wenn sie Berlin besuchte, übernachtete sie stets im teuersten Haus, dem Adlon. Hierher schickte Wiedemann seine Rosenbouquets und hier planten sie auch gemeinsam die nächsten Schritte, um die deutsch-britischen Beziehungen zu «verbessern».

Ein besonders grosser Coup gelang den beiden als sie Rothermere eine Einladung in Hitlers Refugium in den Bergen verschafften. Die beiden Männer hatten sich bereits zuvor getroffen, aber auf den Obersalzberg eingeladen zu werden, galt als besondere Ehre. Vom 5. bis 8. Januar 1937 bewirtete Hitler den britischen Medienmogul und der Besuch wurde ein voller Erfolg. Stephanie war neben Magda Goebbels die einzige Frau auf dem Berghof (Eva Braun war nicht eingeladen) und genoss es enorm (*Abbildung 8*). Vor allem Goebbels zeigte sich von Rothermere angetan. Ihre Freundschaft hatte bereits 1934 begonnen und entwickelte sich zu immer grösseren Höhen. Goebbels notierte in seinem Tagebuch:

«Bei v. Ribbentrop. Lord Rothermere. Ein richtiger Engländer.

John Bull. Ganz grosszügige Ansichten. Wenn so alle Engländer dächten. Gegen Versailles. Für unsere Aufrüstung. Für Kolonien. Freundschaft zwischen Berlin und London. Scharf gegen Diplomatie. Phipps bekommt fast einen Ohnmachtsanfall [Sir Eric Phipps war britischer



Abbildung 8: Dienerin vieler Herren: Prinzessin Stephanie Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst (vorne links, neben Magda Goebbels). Hinter ihr (von links nach rechts): Lord Rothermere, Ward Price, Hitler, Fritz Wiedemann und Joseph Goebbels. Aufnahme vom Berghof, Januar 1937.

Botschafter in Berlin]. Ich rede feste auf ihn ein. Am Ende nennt er mich ‚den grössten Propagandisten der Welt.‘ Wenn es ihnen in Deutschland nicht mehr gefällt, ich engagiere Sie zum 10fachen Betrag,‘ sagt er lachend. ‚Nein, ich will mich nicht verändern.‘ Wir lachen beide. Ich glaube ich habe sein Herz gewonnen. Mit solchen Leuten lohnt es sich zu reden.»⁷¹

Der Führer teilte diese Meinung. Goebbels nahm daher einige Mühen auf sich, um Rothermere in Deutschland ein gutes Besuchsprogramm zu bieten: «Mit Führer Filme für Rothermere angesehen. Kommen alle nicht in Frage [...]. Zu Hause Arbeit. Abends beim Führer.

Gesellschaft für Rothermere. Glänzender Empfang. Führer ist fabelhaft zu Magda. Sie sieht entzückend aus [...]. Rothermere wird ganz für uns gewonnen. Das ist ein grosser Erfolg. Er sagt mir viel Schmeichelhaftes.»⁷²

Dennoch entbehrte diese neue Freundschaft nicht einer gewissen Ironie; Hitler hatte 1923 in einer Rede behauptet, Rothermeres Bruder, Lord Northcliffe, sei «ein Jude». (Dies war nicht nur eine von Hitlers fixen Ideen: Wilhelm II. und Fürst Wilhelm von Hohenzollern-Sigmaringen teilten ebenfalls diese Ansicht. Fürst Wilhelm glaubte, diese «schrecklichen» englischen Pressemagnaten entstammten ursprünglich «einer jüdischen Familie namens Stern».⁷³)

1937 wusste Hitler jedoch, woran er bei Rothermere wirklich war: Dieser Mann war alles andere als pro-jüdisch, er hasste die Kommunisten und ersehnte nichts mehr als eine deutsch-britische Allianz. Goebbels war besonders erpicht darauf, den Kontakt auszubauen; in seinem Tagebuch notierte er, dass Rothermere mit seinen sieben Millionen Lesern höchst «nützlich» sein werde. Der erste «nützliche» Abend auf dem Berghof begann daher mit Stephanies neuesten Klatschgeschichten über den Duke of Windsor. Dann sahen sich alle den Kriegsfilm *Stosstrupp 1917 an*, der Rothermere sichtlich bewegte. In seinem Tagebuch verzeichnete Goebbels: «Stosstrupp 1917. Tief ergreifend. Besonders für Rothermere der zwei Söhne im Kriege verlor. Die Prinzessin weint. Wir sind alle tief berührt.»⁷⁴

Als man sich schliesslich über Politik unterhielt, teilte Rothermere seinen deutschen Gastgebern mit, seiner Meinung nach unterstütze die britische Regierung in Spanien Franco, könne das aber aus innenpolitischen Gründen nicht öffentlich zugeben.⁷⁵ Er betonte, er sei in puncto Bolschewismus mit Hitler komplett auf einer Linie und bewundere Mussolini genauso sehr wie den Führer. Sein grosses Ziel sei es, Premierminister Baldwin und Hitler zusammenzubringen. Goebbels war zufrieden und schrieb in sein Tagebuch: «Rothermere ist ganz für uns gewonnen. Fest antibolschewistisch.»⁷⁶ Auch Rothermere war hochbeglückt; er lobte Goebbels noch einmal Hitler gegenüber als den «grössten Propagandisten der Welt.»⁷⁷ Der Pressemagnat war von seinem Besuch auf dem Berghof so angetan, dass er hinterher einen mar-

kigen Artikel verfasste, in dem er sich für den Führer und ein deutsch-britisches Bündnis aussprach. Besonders gut gefiel Goebbels, dass Rothermere in seinem Artikel den Aufenthalt auf dem Berghof erwähnte: «Rothermere schreibt guten und brauchbaren Artikel für deutsch-englisches Bündnis. Mit starkem Bekenntnis zum Führer. Zitiert dabei die Tage auf dem Obersalzberg. Sie haben also doch Zweck gehabt. Aber wie weit sind wir noch von unserem Ziel entfernt.»⁷⁸

Anschliessend unterstützte Rothermere auch die deutschen Interessen in Spanien, was Goebbels ebenfalls begeistert aufnahm: «Franco macht gute Fortschritte. Rothermere tritt fest für ihn [!]. Er ist ein anständiger Junge.»⁷⁹ Wie wir sehen werden, sollte Rothermere sich auch in der Frage der Sudeutschen als äusserst nützlich erweisen.

Alle waren mit dem Besuch auf dem Berghof zufrieden und Rothermere verteilte hinterher grosszügige Geschenke. Hohenlohe erhielt einen finanziellen Bonus und Wiedemann ein wertvolles Zigarettenetui mit persönlicher Gravur.⁸⁰

Auch Stephanie und Hitler tauschten Geschenke aus. Sie schickte dem «Architekten» Hitler Bücher über amerikanische Brücken, schliesslich war er ja ihrer Meinung nach ein «politischer Brückenbauer». Hitler wiederum bedankte sich dafür, dass sie «aufrecht und warmherzig [...] in ihren Kreisen für das neue Deutschland und seine Lebensnotwendigkeiten eingetreten sind.»⁸¹

Sein ganz besonderes Geschenk für sie war 1937 ein Hund. Hohenlohe gab sich davon überwältigt und sagte, dieser Hund werde ihr ganz persönlicher «Wolf» sein (damit bezog sie sich auf Hitlers Spitznamen). Angeblich vergötterte sie Hunde und alles, für was sie standen: «Freundschaft und Loyalität». «Leider», so schrieb Hohenlohe, müsse sie schon bald wieder auf Reisen gehen und werde den Hund später abholen.⁸² Man kann davon ausgehen, dass sie es nie tat.

Hitler hatte allen Grund, sie reich zu beschenken: Hohenlohe war eine ausgezeichnete Botschafterin für das «neue Deutschland». Nur ein Mal geriet die versierte Stephanie in Erklärungsnot: Ihre Freundin Lady Oxford sorgte sich um das Schicksal des deutschen Friedensnobelpreisträger Carl von Os-

sietzky. Um Lady Oxford zu besänftigen, verfasste Wiedemann 1937 eine «Bescheinigung», dass alle Befürchtungen Ossietzky betreffend grundlos wären:

«Hochverehrte Prinzessin!

Zur Weitergabe an Lady Oxford teile ich Ihnen mit, dass Herr Ossietzky sich nach wie vor in einem Sanatorium bei Berlin befindet. Er steht dort unter ärztlicher Betreuung, und trägt sich mit dem Gedanken, von dem ihm ausbezahlten Nobelpreis sich ein Häuschen bei Berlin zu kaufen.»⁸³

Der Brief stellte eine besonders perfide Lüge dar. Tatsächlich war Ossietzky schon 1933 von den Nazis inhaftiert worden und seitdem Insasse mehrerer Konzentrationslager. Dort bekam er Tuberkulose, die nicht behandelt wurde. 1938 starb er unter Polizeibewachung in einem Krankenhaus. Ob Stephanie Hohenlohe Ossietzkys wahres Schicksal kannte oder nicht, es hätte sie sicher kaum berührt. Ihr ging es allein darum, eine naive Engländerin wie Lady Oxford mit Wiedemanns Lügegebäude zu beschwichtigen.

Über die Jahre schrieb Wiedemann seiner Geliebten alle Briefe, die sie benötigte. Darunter war auch eine Art Blankoscheck mit dem beeindruckenden Briefkopf der «Adjutantur des Führers»:

«Prinzessin Stephanie Hohenlohe ist dem Führer persönlich bekannt. Sie hat sich jederzeit für das neue Deutschland im Ausland in anerkennenswerter Weise eingesetzt. Ich bitte daher deshalb alle deutschen Behörden des In- und Auslandes, ihr bei jeder Gelegenheit das besondere Entgegenkommen zu zeigen, das wir Ausländern [Hohenlohe hatte immer noch einen ungarischen Pass] schuldig sind, die in so betonter Weise für das heutige Deutschland eintreten.»⁸⁴

Doch nicht alle ihre Reisen waren von Erfolg gekrönt. Ihre Amerikareise im Frühjahr 1938 zum Beispiel wurde eine Katastrophe.

Da Hohenlohe mit ihrer erstaunlich erfolgreichen Pressekampagne für Ungarn bekannt geworden war, kam man auf die Idee, sie für weitere schwierige Projekte einzusetzen. Ein solches Projekt war die Marketingkampagne der Nazis in den USA. 1934 hatte dort bereits ein anderer *Go-Between*, Carl Eduard von Coburg, sein Bestes getan und wenig erreicht. Zu Beginn des

Jahres 1938 schickte man nun Hohenlohe nach New York. Sie konnte sich in den Staaten gut aus. Laut einem FBI-Bericht für Präsident Roosevelt war sie seit 1931 immer wieder nach Amerika gereist.⁸⁵ Ihre neue Aufgabe lautete nun, das *Time Magazine* davon zu überzeugen, einen positiven Artikel über Hitler zu veröffentlichen. Sie brachte einen gut ausgearbeiteten Entwurf über den «Brückenbauer» mit, doch *Time* zeigte kein Interesse daran, ihn zu veröffentlichen. Stattdessen sollte das Magazin am Jahresende Hitler als «Man of the Year 1938» sein Titelbild widmen. Diese Auszeichnung war nicht als Kompliment gemeint. Nach der Annexion Österreichs und des Sudetenlands hatte man begriffen, wie gefährlich er war.

Doch obwohl die Amerikareise Anfang 1938 erfolglos war, wurde Hohenlohe für ihr Scheitern nicht verantwortlich gemacht. Im Gegenteil: Laut FBI-Akten hatte sie den Rest des Jahres besonders viel zu tun. Sie reiste mit Wilhelm Fluegge, einem Ingenieur, der nach 1945 an der Stanford-Universität arbeiten sollte, nach Syrien und später auch nach Istanbul.⁸⁶ Was sie dort tat, bleibt im Dunkeln. In ihren unvollendeten Memoiren erwähnt sie diese Reisen mit keinem Wort.

Auch einen anderen lukrativen Job versuchte sie später zu verschweigen. Nach dem «Anschluss» Österreichs ans Deutsche Reich im März 1938 gab es neue Pfründe für verdiente Nazis zu verteilen und Stephanie Hohenlohe erhielt als «Spielwiese» Schloss Leopoldskron in der Nähe von Salzburg. Leopoldskron war nicht irgendein Schloss, sondern ein kulturelles Juwel. Seit 1919 hatte der berühmte Theater- und Filmregisseur Max Reinhardt das Schloss besessen. Reinhardt war inzwischen nach Amerika ausgewandert und hatte alle seine Gemälde und Möbel zurücklassen müssen. Er starb 1943, ohne Österreich je wiedergesehen zu haben.

Für die versierte Profiteurin Hohenlohe war das Schloss ideal. Später behauptete sie, sie habe lediglich Reinhardts «Habseligkeiten» retten wollen (tatsächlich wurden ein paar davon auf Hitlers – ungewöhnlich grosszügigen – Befehl hin in die USA geschickt). Doch das war ein so zynischer Vorwand, dass ihr niemand glaubte. In gewisser Weise war das Schloss ein weiteres von Reinhardts Kunstwerken gewesen, eine perfekte Theaterbühne. Seine

Frau erinnerte sich später, wie sie ganze Nächte damit zubrachten, Bilder, Bücher und Möbel umzuarrangieren. Umso mehr Chuzpe demonstrierte Stephanie Hohenlohe, als sie erklärte, sie habe «das ganze Haus neu herrichten» müssen.

Als Hohenlohe 1941 von den Amerikanern verhaftet wurde, fiel es ihr nicht leicht, die Zeit in Leopoldskron zu erklären. Ein alter Freund von ihr, der früher einmal Reinhardts Agent gewesen war, versuchte ihr zu helfen: Rudolf Kommer bescheinigte Hohenlohe ausschliesslich altruistische Beweggründe und behauptete, sie habe das Schloss «gerettet» – hätte sie es 1938 nicht übernommen, wäre irgendeine NS-Organisation dort eingezogen und hätte das prächtige Interieur ruiniert. Das war insofern ein recht befremdliches Argument, da Hohenlohe zu jener Zeit selbst so etwas wie eine «NS-Organisation» geworden war. Jahrzehnte später verteidigte auch Stephanies Sohn die Zeit in Leopoldskron; laut seinen Memoiren bezahlte seine Mutter dort sogar Miete. Die Vorwürfe, Hitler habe ihr das Schloss geschenkt, seien völlig aus der Luft gegriffen.⁸⁷ In Wirklichkeit bezahlte Hitlers Adjutant Wiedemann die exorbitanten Rechnungen für die «Sanierung» des Schlosses. Das Experiment «Leopoldskron» geriet trotzdem bald in finanzielle Schwierigkeiten. Auch in gesellschaftlicher Hinsicht wurde es kein Erfolg. Der ursprüngliche Plan war gewesen, hier die internationalen Besucher der Salzburger Festspiele zu beherbergen, aber unmittelbar nach dem Anschluss stellte sich dies als schwierig heraus. Im Sommer 1938 tauchten immerhin ein paar von Hohenlohes adligen Freunden auf, aber längst nicht so viele Briten, wie sie gehofft hatte. Ihr grösster «Fang» waren der Dirigent Leopold Stokowski und ein paar andere kulturbegeisterte Amerikaner sowie ein Freund des Duke of Windsor, der berühmte Charles Bedaux. (Windsor selbst spielte mit seiner Frau Wallis in der Nähe Golf.) Während Stephanies Gäste die schöne Landschaft bewunderten, wurden sie genau beobachtet.⁸⁸ Das Schloss war alles andere als das harmlose Feriendomizil einer unpolitischen Prinzessin. Wie Gauleiter Friedrich Rainer berichtete, betrieb Hohenlohe dort einen «politischen Salon».⁸⁹ Die dortigen Vorgänge wurden auch vom britischen Geheimdienst MI5 aufmerksam verfolgt:

«Im Juli [1938] mietete sie Schloss Leopoldskron in der Nähe von Salzburg, und es hiess, dass sie dort prominente Nazis unterhielt und ihren englischen Freunden vorstellte.»

Die Idee, rechtsgerichtete Politiker mit internationalen Aristokraten zusammenzubringen, war schon in den 1920er Jahren in Deutschland aufgekommen. Wie wir bereits gesehen haben, boten Adlige ihre Schlösser als diskrete Treffpunkte für politische Zusammenkünfte an.⁹⁰ Insofern stellte Leopoldskron eine klare Kontinuität dar. Wie die Akten des Auswärtigen Amtes zeigen, plante die NSDAP etwas ganz Ähnliches in Italien. Auch hier bediente man sich eines adligen Strohmannes, des begeisterten Nationalsozialisten Prinz Rohan. Ein Beamter des Auswärtigen Amtes berichtete über diese Verhandlungen:

«Ich [sprach] mit dem Prinzen Rohan darüber, ob er nicht zeitweilig oder ganz nach Rom übersiedeln könne, [...] um dort ein repräsentatives Haus zu machen in Fühlungnahme mit den ersten Kreisen der römischen Gesellschaft. Ich hielt es für nützlich, in diesen Kreisen, die auch mit dem Vatikan Zusammenhängen und englisch-franz. Einflüssen schon durch Verwandtenbeziehungen zugänglich sind, deutscherseits Auge und Ohr offen zu halten und einen anziehenden Mittelpunkt zwanglos mondäner Geselligkeit zu schaffen [...]. Es ist nicht uninteressant, dass manche Damen der römischen Gesellschaft über Vorgänge im Aussenministerium bestens unterrichtet sind.»⁹¹

Die Berliner Journalistin Bella Fromm vermutete sogar, dass das System der Spionage in der High Society von Frauen dominiert wurde.⁹² Als Beispiele nannte sie Edit von Coler (die in Rumänien arbeitete und genauso gefährlich war Stephanie), die Freifrau von der Heyden-Rynsch und Walli von Richtofen. Letztere stand definitiv auf der Gehaltsliste der Gestapo und die anderen hatten Verbindungen zu Geheimdiensten. Auch wenn Hohenlohe keinen Vertrag mit NS-Nachrichtendiensten unterschrieb, wurde Leopoldskron wahrscheinlich mit ihrem Wissen abgehört. Das würde auch erklären, warum so viele neue «Elektroinstallationen» vorgenommen werden mussten, als Stephanie das Schloss übernahm.⁹³

Für eine Profiteurin wie Hohenlohe gab es aber noch viele weitere Möglichkeiten, ihren Nutzen aus dem «Anschluss» Österreichs zu ziehen. Der Besitz österreichischer Juden war sofort beschlagnahmt worden und Stephanie Hohenlohe hatte keinerlei Skrupel, die Situation auszunutzen. Nachdem sie in Max Reinhardts Schloss eingezogen war, versuchte sie sich im Verkauf arisierter jüdischer Kunstsammlungen. Wie üblich war Wiedemann bereit, ihr dabei zu helfen. Er schrieb ans Preussische Staatsministerium in Berlin mit dem Vorschlag, einer Gruppe «ausländischer Investoren» österreichische «Kunstobjekte» zu verkaufen. Göring würde das Vorhaben unterstützen und die Prinzessin Hohenlohe die entsprechenden Vorbereitungen treffen. Wiedemann argumentierte, dass die Aktion dem Dritten Reich nur nützen könne, da dadurch eine beträchtliche Menge Devisen ins Land käme.⁹⁴ Das Ministerium konnte dieser Argumentation nicht folgen. Man hatte bereits einen Brief aus Ungarn erhalten, in dem Stephanie Hohenlohe in ein ähnliches Geschäft verwickelt gewesen war. Folglich wurde der Plan abgelehnt und betont, es wäre auch «nicht notwendig, Feldmarschall Göring einzubeziehen». Wiedemann sah dies verständlicherweise anders. Es bleibt unklar, wie die Sache am Ende ausging. Bisher sind keine weiteren Schreiben aufgetaucht, die erkennen lassen, ob Wiedemann, Hohenlohe und Göring ihre Pläne in die Tat umsetzten. Dass keiner der Beteiligten schriftliche Spuren hinterlassen wollte, ist mehr als verständlich. Wir können jedoch davon ausgehen, dass sich Göring und Hohenlohe in irgendeiner Form einigten. Die Prinzessin wusste, dass Göring ein grosses Interesse an Raubkunst hegte und dass ihm auch daran gelegen war, sich so viele Devisen wie möglich zu verschaffen. Sie konnte ihm zu beidem verhelfen, und was auch immer es genau war, das sie ihm lieferte, Göring zeigte sich äusserst dankbar. 1939 beglich er die letzten Rechnungen für Leopoldskron. Stephanie war mittlerweile fast überhastet aus dem Schloss ausgezogen. Sie überliess es Wiedemann, die Details abzuwickeln, und ganz pflichtgemäss schrieb er mehrere Briefe an den NSDAP-Gauleiter von Salzburg, in denen es hiess, Göring habe beschlossen, das Schloss ins Eigentum des Staates zu überführen; er habe darüber mit dem

Führer gesprochen.⁹⁵ Die Wertgegenstände der Prinzessin sollten nach London geschickt werden. All dies akzeptierte man, auch wenn Stephanie sich bald beschwerte, sie habe nur «Unterwäsche aus Leopoldskron» erhalten, während ihr Tafelsilber immer noch auf sich warten lasse.

Doch Hohenlohe profitierte nicht nur von Leopoldskron und österreichischen Kunstwerken: Wie die Akten des FBI zeigen, spielte sie auch bei den Verhandlungen über Baron Louis de Rothschild durch die Nazis eine Rolle. Rothschild war kurz nach dem «Anschluss» Österreichs in Wien verhaftet worden. Nach vierzehn Monaten Gefängnis zahlte seine Familie ein Lösegeld in bis heute unbekannter Höhe. Laut FBI-Bericht hatte sich Hohenlohe als Vermittlerin für die Familie Rothschild angeboten – natürlich gegen Bezahlung.⁹⁶ Dass die Rothschilds ihr einen Korb gaben, muss eine ungewöhnliche Erfahrung für sie gewesen sein.

Nach der erfolgreichen Annexion Österreichs im März 1938 wandte sich Hitler seinem nächsten Punkt auf der Tagesordnung zu: der Tschechoslowakei. Sein Ziel war es, den Unmut der Sudetendeutschen in der Tschechoslowakei zu instrumentalisieren, um das Land zu «zerschlagen». Die Frage war, wie die Franzosen und vor allem die Briten auf diese Zerschlagung reagieren würden. 1937 hatte Ribbentrop behauptet, dass Grossbritannien einen deutschen Angriff auf die Tschechoslowakei nicht hinnehmen würde. Es gab aber auch England-Experten, die anderer Meinung waren. Drei von Hitlers heimlichen Helfern – Carl Eduard Coburg, Max Hohenlohe und Stephanie Hohenlohe – kamen zu dem Schluss, dass es einen gewissen Handlungsspielraum gab. Und sie sollten Recht behalten. Ab Mai 1938 lautete ihr Auftrag, die Briten dazu zu bringen, Hitlers «Wünschen» entgegenzukommen.

Das Timing hierfür war vielversprechend. Neville Chamberlain war 1937 Premierminister geworden. Er sah sich als Experte für Aussenpolitik und diese restlos unbegründete Annahme sollte in den folgenden Jahren eine entscheidende Rolle spielen. Natürlich gab es zahlreiche stichhaltige Argumente für seine Appeasement-Politik: Im Rüstungswettlauf war Grossbritannien ins Hintertreffen geraten, die britische Wirtschaft benötigte dringend neue An-

reize und das Volk wollte keinen neuen Krieg. Aus diesem Grund plante Chamberlain, das «deutsche Problem» um jeden Preis unter Kontrolle zu bringen. Bereits 1937 gelangte er zur Überzeugung, dass sein Aussenministerium im Umgang mit dem Deutschen Reich gescheitert war und umstrukturiert werden müsse. Zunächst beschloss er, sich von Aussenminister Anthony Eden und vom Unterstaatssekretär im Aussenministerium, Sir Robert Vansittart, zu trennen. Chamberlain war der Auffassung, dass Vansittart Deutschland einfach nicht richtig verstand, während Eden nicht willens sei, eine «konsequente Führung zu demonstrieren».⁹⁷ Zu Beginn des Jahres 1938 wurde Vansittart von Sir Alexander Cadogan abgelöst, neuer Aussenminister wurde Lord Halifax. Beide waren Appeasement-Befürworter. Die neue Personalpolitik Chamberlains spielte Hitler absolut in die Hände. Goebbels notierte:

«Der Rücktritt Edens ist nun amtlich. Chamberlain hat ihn abgehalfert, weil mit ihm eine Verständigung mit den autoritären Staaten nicht möglich war. Die Rede des Führers hat ihm wohl den Gnadenstoss gegeben. Mit ihm geht unser fanatischster Gegner weg. Halifax soll sein Nachfolger sein. Das wäre eine sehr gute Lösung.»⁹⁸

Das war es in der Tat. Rothermere und Stephanies neues Projekt war es, die Nazis in der Sudetenkrise zu unterstützen. Goebbels durfte sich nun regelmässig über Rothermeres linientreue Artikel freuen. Im April 1938 notierte er: «Lord Rothermere schreibt wieder einen scharfen Artikel gegen Prag und für uns. Er ist wirklich ein aufrechter und brauchbarer Mann.»⁹⁹ Einen Monat später war Goebbels begeistert von Artikeln aus Rothermeres Feder, in dem Prag scharf attackiert wurde: «Rothermere schreibt wieder einen phantastischen Artikel über den Führer und schimpft sich aus über die Tschechoslowakei. Er ist wirklich unser Freund.»¹⁰⁰

Am Beispiel der Sudetenkrise kann man besonders gut mehrere *Go-Between-Missionen* illustrieren. Wie wir bereits gesehen haben, führte der Herzog von Coburg während dieser Zeit Gespräche in Grossbritannien, die unzureichend dokumentiert sind (der Grossteil des relevanten Materials befindet sich vermutlich in den Royal Archives). Über die Missionen von Stepha-

nie und Max Hohenlohe wissen wir glücklicherweise sehr viel mehr. Beide waren in der Sudetenkrise getrennt voneinander unterwegs, doch ihr Ziel war das gleiche. Und sie hatten dieselben Auftraggeber – Göring und Hitler.

Laut Stephanie Hohenlohe begann alles im Juni 1938, als Göring sie zu einem Tête-à-Tête nach Carinhall einlud. In ihren unveröffentlichten Memoiren notierte sie:

«Neben dem Führer ist, unser Hermann der Naziführer, der kontinuierlich die Fantasie des deutschen Volkes anregt. Er ist Held und Opfer unermüdlicher Geschichten und Witze. Er ist wirklich beliebt, und zwar in jeder Hinsicht. Ganz gleich, was das Schicksal für ihn bereithalten mag: Dieser theatralische, bombastische, falstaffische Pour-le-Mérite-Flieger ist eine der ganz grossen deutschen Persönlichkeiten und wird noch lange in der deutschen Erinnerung bleiben.»¹⁰¹

Göring spielte seit geraumer Zeit mit der Idee, England zu besuchen. Der ehemalige Luftfahrtminister, Lord Londonderry, hatte ihn in Carinhall aufgesucht, und anschliessend zum Gegenbesuch eingeladen. Göring wollte daher erst einmal von Hohenlohe alles über Londonderry wissen. Er hatte von dem Gerücht gehört, Lady Londonderry habe eine Affäre mit dem ehemaligen Premierminister Ramsay MacDonald gehabt. Glaubt man ihren Aufzeichnungen, reagierte ausgerechnet Stephanie prüde und zeigte sich empört ob der blossen Andeutung:

«Mit der ihm eigenen Derbheit [...] nahm er ganz selbstverständlich an, dass Lord Londonderry nur deshalb Luftfahrtminister geworden war, weil seine Frau mit dem Regierungschef befreundet war.

»Können Sie sich vorstellen, fragte er mich mit Nachdruck, ‚dass ich meine Frau dazu benutzen würde, mir persönliche Vorteile und irgendwelche Posten zu verschaffen?‘

Das konnte ich nicht, aber das sagte ich ihm nicht. Der *genius loci* von Carinhall jedoch veranlasste mich, an seine erste Ehefrau zu denken; Carin von Fock hatte seiner politischen Karriere ihr ganzes Vermögen und ihre Gesundheit geopfert und war sozusagen auf dem Schlachtfeld gestorben.»

In diesem Punkt hatte Hohenlohe Recht: Görings schwedische Gattin war nicht müde geworden, ihm bei seiner Karriere unter die Arme zu greifen. Göring hatte ihr auch seine Verbindungen zu einflussreichen schwedischen Kreisen zu verdanken, die ihm während des Krieges noch nützen sollten.

Göring erklärte dann, er sei ein ziemlich eifersüchtiger Mann (eine Feststellung, die seine Rivalen kaum überrascht haben wird). Sein Interesse am Liebesleben der Londonderrys betraf auch deren Kinder. Er wollte unter anderem wissen, ob es wahr sei, dass «eine der Töchter einen Juden geheiratet» habe. Hohenlohe konnte das bestätigen. Laut ihren Notizen brüllte Göring daraufhin:

„Das ist ja schrecklich! Grauenhaft! Ich habe einen schrecklichen Fehler begangen! Stellen Sie sich vor, ich habe mich mit Lord Londonderry über Rasse und Religion unterhalten, und ich wollte von ihm wissen, was er täte, wenn seine eigene Tochter einen Juden heiraten würde.“

„Und, was hat er geantwortet?“

„Nichts! Stellen Sie sich vor, er sagte kein Wort! Das war nicht fair! Er liess mich weiterreden und sagte kein Wort dazu! Er hätte mich unterbrechen müssen! Wie taktlos von ihm! Hätten Sie einem Lord Londonderry ein solches Verhalten zugetraut? Das war nicht fair!“

[In Hohenlohes Manuskript spricht Göring vorwiegend in Ausrufezeichen.]

Nachdem er sich beruhigt hatte, schien Göring sich wieder daran zu erinnern, warum er Hohenlohe nach Carinhall zitiert hatte. Er erzählte ihr, Lord Londonderry habe ihn nach England oder Irland eingeladen. «Natürlich konnte ich diese Einladung unmöglich akzeptieren. Es wäre undenkbar, dass ich bei meinem ersten Besuch in England in einem privaten Haus absteige. Wenn es eine Einladung von offizieller Seite gäbe, wäre das etwas anderes [...]»

Laut ihrem Manuskript begriff die Prinzessin nun endlich, warum er sie hatte zu sich kommen lassen. Sie tat ihr Bestes, ihn zu ermutigen, eine Einladung anzunehmen – um damit einer Verschlechterung der deutsch-britischen Beziehungen entgegenzuwirken.

«Mein Gastgeber wirkte zögerlich. Er räumte ein, dass die politische Situation mit jeder Krise schlimmer wurde, und er war mit mir einer Meinung, dass man schnell für ein besseres Verständnis zwischen England und dem Dritten Reich sorgen müsse, wollte man einen neuen Krieg in Europa noch abwenden. Er habe stets eine britisch-deutsche Kooperation befürwortet, und er habe genug vom Krieg miterlebt, dass er von der Aussicht auf eine weitere solche Katastrophe entsetzt sei.»¹⁰²

Nach diesen frommen Worten änderte er plötzlich seinen Ton und Hohenlohe war sich nicht ganz sicher, was für eine Vorstellung ihr als Nächstes geboten wurde. Da Göring drogenabhängig war, musste man immer mit Stimmungsschwankungen rechnen. Aus diesem Grund war jedoch auch nie ganz klar, ob seine Ausbrüche kalkuliert oder auf den Einfluss von Substanzen zurückzuführen waren. Auf jeden Fall begann er nun, gegen die Tschechoslowakei zu wettern und zitierte wörtlich aus Goebbels' Propagandaartikeln. Hohenlohe liess die Tirade über sich ergehen:

«Es war, als wäre eine charmante, angenehme Plauderei jäh von einem schrillen Grammophon unterbrochen worden. Glücklicherweise geht eine Schallplatte ebenso abrupt zu Ende, wie sie beginnt, und als die Goebbels-Platte abgespielt war, fragte ich den indignierten Feldmarschall, ob er denn bereit sei, Europa in einen Krieg zu stürzen.»

Er antwortete, das sei er nicht, und schliesslich einigten sie sich darauf, dass man eine Lösung finden müsse. Falls Göring sich in London mit einem Mitglied der britischen Regierung träfe, «könnte ein Krieg abgewendet werden».

Mit diesem Bericht wollte Stephanie Hohenlohe ihre Mission für die Nachwelt darstellen: Sie habe Göring auf die Idee gebracht, die deutsch-britischen Beziehungen zu retten. Wie üblich entsprach Hohenlohes Version der Ereignisse jedoch nicht der Wahrheit. Der Besuch in Carinhall muss auf jeden Fall anders verlaufen sein. Zuerst einmal gab Göring ihr einen klaren Auftrag – und wurde sicher nicht erst darauf gebracht. Darüber hinaus kann die Chronologie der Ereignisse nicht stimmen: Hohenlohe hatte bereits frü-

her im Jahr damit begonnen, in der Sudetenfrage tätig zu werden. Sie traf sich schon im Mai 1938 in London mit Konrad Henlein, dem Anführer der Sudetendeutschen, und sorgte dafür, dass seine Englandreise ein Erfolg wurde. Henlein sprach vor dem Royal Institute of International Affairs (Chatham House) und brachte den Zuhörern das Schicksal der Sudetendeutschen in der Tschechoslowakei nahe; zugleich appellierte er an die Angst der Briten vor dem Kommunismus und warnte, dass die Sowjetunion aus der Tschechoslowakei einen Luftwaffenstützpunkt machen würde.

Laut Hohenlohes Aufzeichnungen kontaktierte sie Lord Halifax erst *nach* dem Treffen mit Göring im Juni. Doch in Wirklichkeit scheint sie schon seit Mai mit ihm kommuniziert zu haben, wie Wiedemann in einem Brief an Lord Rothermere erwähnt: «Wie Sie sicherlich wissen, hat die Prinzessin im vergangenen Mai [1938] – ohne Ihre Hilfe – Verhandlungen mit Lord Halifax begonnen.»¹⁰³

Der Kontakt zu Halifax gelang ihr über Lady Snowden und dem jüngeren Bruder von Samuel Hoare, Oliver Hoare (der Hitler bereits persönlich kennengelernt hatte). Halifax war an einem geheimen Kanal zum Deutschen Reich sehr interessiert. Seit seinem Deutschlandbesuch im Jahr 1937 hatte er versucht, auf inoffiziellen Wegen mit Hitler in Kontakt zu treten. Jetzt, wo er Aussenminister war, hatte er kein Problem damit, seine eigenen Diplomaten zu umgehen. Er war sich auch der Tatsache bewusst, dass Hitler gerne und oft auf *Go-Between*-Methoden zurückgriff. Schon daher können wir davon ausgehen, dass Halifax und Stephanie Hohenlohe bereits lange vor Juli 1938 Kontakt hatten.

Im sorgfältig gereinigten Nachlass von Halifax findet sich über einen früheren Kontakt nichts; seine privaten Aufzeichnungen für 1938 wurden «verlegt». Es ist daher sehr wahrscheinlich, dass Halifax alles Missliebige «aus seinen Korrespondenzen und Notizen aussortierte».¹⁰⁴ Er versuchte später, sich von Stephanie Hohenlohe zu distanzieren, und klagte, sie sei «nicht der *Go-Between*, den man sich aussuchen würde».¹⁰⁵

1938 schien er damit jedoch kein Problem zu haben. Der offizielle Weg hätte über Aussenminister Ribbentrop geführt, doch alle, die an dem Hohen-

lohe-Geheimkanal beteiligt waren, wussten, dass Ribbentrop unter keinen Umständen auch nur von der Existenz dieses Kanals erfahren durfte. Tatsächlich war dieser Kanal nicht Görings Privatangelegenheit, sondern wurde auch vom Führer unterstützt. Hitler fand es im Sommer 1938 ausgesprochen «schwierig, die britische Situation richtig einzuschätzen».¹⁰⁶ Er plante bereits seit Mai 1938 einen Angriff auf die Tschechoslowakei. Doch es war ein riskantes Unterfangen, vor dem ihn seine Militärs warnten und das im Falle eines Misserfolgs ein Ende seines Regimes bedeuten könnte. Die Frage war, wie die Westmächte reagieren würden. Halifax hatte schon 1937, bevor er Aussenminister wurde, bei seiner Deutschlandreise signalisiert, dass er Verständnis für Deutschlands «schwierige Lage» bezüglich der Tschechoslowakei und Danzig habe. Auch wenn der Aristokrat Halifax damals von der Erscheinung des Führers alles andere als beeindruckt gewesen war, wollte er eine Zusammenarbeit. Da eine Annäherung an die Sowjetunion für die neue Regierung unter Chamberlain nicht infrage kam, beabsichtigte man die Appeasement-Politik neben dem Deutschen Reich auch auf Italien und Japan auszuweiten. Chamberlain hatte also nicht vor, einen Bruch mit Hitler über das Sudetenland zu riskieren – aber er musste das Gesicht wahren und konnte die Franzosen nicht brüskieren.

Hitler, Göring, Wiedemann und Stephanie Hohenlohe wollten ihm bei diesem Balanceakt «helfen». Hohenlohe hatte keine Probleme, damit die deutschen Aggressionen gegenüber der Tschechoslowakei zu unterstützen. Als Produkt der österreichisch-ungarischen Monarchie hatte sie die Existenz der Tschechoslowakei nie akzeptiert. Sie tat folglich alles, damit dieser Staat nicht überleben konnte.

Am 18. Juli trafen Wiedemann und Stephanie Hohenlohe in Halifax' Privathaus am Eaton Square ein. Wir wissen, dass dieses Treffen stattgefunden hat, doch niemand führte darüber Protokoll, und so gibt es von Halifax, Hohenlohe, Wiedemann und dem damaligen Botschafter in London, von Dirksen, jeweils widersprüchliche Versionen dessen, was genau geschah. Da die Gesprächspartner einander allesamt nicht über den Weg trauten, unterscheiden sich die Berichte erheblich.

Laut Halifax war das Ganze nur eine erste Vorbesprechung für einen geplanten Besuch Görings in Grossbritannien. Er gab später an, er habe sich bezüglich Görings Besuch jedoch auf nichts festgelegt, weil zuerst einmal das tschechoslowakische Problem friedlich gelöst werden musste.

Von Dirksen behauptet, er sei vorab von Wiedemann über das Treffen informiert worden. Er nahm sofort an, dass Hitler und Göring dahintersteckten. Nach dem Krieg beschrieb er die Mission als typisch für Hitlers bizarre Vorgehensweise.¹⁰⁷

Stephanie Hohenlohes Version der Ereignisse weicht stark davon ab. Sie sieht das Treffen als eine Art Friedensmission. Wiedemann habe zwei Punkte angesprochen: Erstens habe er versucht, von den Briten eine offizielle Einladung für Göring zu bekommen, und zweitens habe er auf die Tatsache hingewiesen, dass Hitler beschlossen habe, die Tschechoslowakei anzugreifen, und dass dies nur dadurch verhindert werden könne, wenn man seinen Forderungen nach dem Sudetenland nachgebe. Natürlich erwähnte sie mit keinem Wort, dass Wiedemann hierbei exakt Hitlers Anweisungen folgte. Stattdessen behauptete sie, das ganze Treffen sei eine allein von Göring unterstützte Friedensinitiative gewesen. Dagegen sprechen jedoch Wiedemanns Unterlagen über dieses Treffen, nicht zuletzt ein Bericht, den er für den empörten Ribbentrop verfasste. Als der Aussenminister von dem Geheimkanal erfahren hatte, fühlte er sich – mit Recht – übergangen und verlangte einen detaillierten Bericht.

Dieser Bericht ist in mehrerlei Hinsicht interessant. Erstens hat er etwas höchst Seltenes zu bieten: die genauen Anweisungen eines Auftraggebers (Hitler) an seine *Go-Betweens* (Wiedemann und Hohenlohe). Zweitens geht aus dem Bericht hervor, dass Wiedemann bereits zuvor mehrmals nach London gereist war, um mit seinen «britischen Freunden» zu sprechen, und dass das Treffen mit Halifax keine einmalige Angelegenheit war. Interessant ist ferner, was Wiedemann Ribbentrop verschwieg: nämlich dass dessen Erzfeind Göring ebenso an diesem Geheimkanal beteiligt war wie Hitler. Und auch Stephanie Hohenlohe erwähnt er mit keinem Wort (nur in seinen anderen Notizen findet sich der Satz: «Vorbereitungen durch Stephanie getätigt»).

Wiedemann erklärte unter der Überschrift «Unterredung mit Lord Halifax am 18.7.1938» in seinem Bericht an Ribbentrop:

«Veranlassung: Schon bei meinem vorletzten Besuch in London vor etwa 4 Wochen wurde von befreundeter englischer Seite die Absicht geäußert, mich mit massgebenden Leuten des Foreign Office zusammenzubringen. Unmittelbar vor meiner Abreise erhielt ich von meinen englischen Freunden in London die Nachricht, dass Lord Halifax den Wunsch geäußert habe, mich bei meinem nächsten Besuch in London zu sehen. Bevor ich deshalb meine Reise nach London antrat, holte ich am letzten Tage vor der Abreise [...] beim Führer die Erlaubnis ein, dem Wunsch Lord Halifax nachzukommen. Der Führer erklärte sich grundsätzlich damit einverstanden und gab mir folgende Richtlinien: Ich solle Lord Halifax ruhig sagen, dass ich derjenige Mann sei, der ihn [sic!] am längsten und deshalb am besten kenne. Durch Drohungen, Druck oder Gewalt sei bei ihm gar nichts zu erreichen, das bewirke mit Sicherheit nur das Gegenteil und mache ihn hart und unnachgiebig.»

Wiedemann lag viel daran, Halifax klarzumachen, was für ein Mensch Hitler war. Auf ein anderes Blatt Papier hatte er notiert, Hitler sei «ein Revolutionär», der nicht mit den Methoden der alten Diplomatie zu handhaben wäre. Das hatte Halifax allerdings ganz offensichtlich schon begriffen, sonst hätte er sich gar nicht erst zu diesem geheimen Treffen bereiterklärt.

In seinem Bericht an Ribbentrop nannte Wiedemann noch weitere Anweisungen von Hitler, die er Halifax klarmachen sollte:

«England hätte in der letzten Zeit immer auf der Seite unserer Feinde gestanden, es hätte immer wenig Verständnis für die deutschen Belange gehabt und müsse die deutschen Lebensnotwendigkeiten einsehen lernen. Eine Verständigung mit England werde noch einmal kommen, zuerst aber müssten die Mitteleuropäischen Probleme gelöst sein. Eine Trennung Deutschlands und Italiens wird nie möglich sein. Er, der Führer sei immer noch erbittert über das Verhalten am 21. Mai 38.»

Dies bezog sich auf die Maikrise 1938, einen Vorfall, den Hitler zu Propagandazwecken genutzt hatte: Zwei Sudetendeutsche waren an diesem Tag getötet worden und Hitler hatte dies als eine «unerträgliche Provokation» bezeichnet. Die tschechische Regierung reagierte mit einer Teilmobilmachung und es kamen Gerüchte auf, dass jeden Moment der Krieg ausbrechen könne. In seinem Bericht an Ribbentrop fuhr Wiedemann fort:

«Er [Hitler] habe damals dem englischen Botschafter zweimal erklärt, das kein deutscher Soldat in Bewegung gesetzt worden sei, und trotzdem hat man in den (britischen) Zeitungen die Sache so dargestellt, als wenn Deutschland nur dem englischen Druck nachgegeben habe. Er der Führer sei entrüstet über das Verhalten der englischen Presse.»

Als einzige positive Ausnahme erwähnte Hitler Rothermere, der viel für Deutschland geleistet habe. Was die Tschechoslowakei angeht, so hatte der Führer wörtlich zu Wiedemann gesagt:

«Warum geben die Tschechen den Sudetendeutschen nicht die Autonomie? England habe sie doch Irland gegeben, Frankreich hat das Saargebiet abstimmen lassen, warum tun das die Tschechen nicht auch? Die Sudetenfrage muss gelöst werden, so oder so.' Wenn die Tschechen nicht nachgeben, muss die Frage eines Tages mit Gewalt gelöst werden, dazu sei er fest entschlossen. England hat eindeutig erklärt, auf Seite der Tschechen zu stehen. Die Tschechen sabotieren eine vernünftige Regelung.»¹⁰⁸

Dann erwähnte Wiedemann den heikelsten Punkt seines Auftrags: die geplante Englandreise von Ribbentrops altem Rivalen Göring. Wiedemanns Version zufolge hatten ein paar englische Freunde ihn, Wiedemann, gefragt, ob er nicht einen Besuch Görings in England arrangieren könne. Er habe daher Hitler erzählt, Halifax könne bei ihrem Treffen auf diese Einladung zu sprechen kommen. Das war natürlich eine Verdrehung der Wahrheit: Schliesslich wollte Göring ja selbst eingeladen werden, und Halifax' Haltung dazu war völlig unklar. Der Göring-Besuch würde auch ein Jahr später noch immer ein Gesprächsthema sein und im August 1939 beinahe stattfinden.

Wiedemanns Bericht zufolge wollte Hitler jedoch 1938 von Görings Englandreise nichts wissen und sagte, von einer solchen Aktion könne man derzeit keine Ergebnisse erwarten. Erst müsse die englische Presse einen neuen Ton anschlagen. Auf jeden Fall würde man ihn, Hitler, zuerst um Erlaubnis bitten müssen.

Dies waren die Instruktionen, die Wiedemann in seinem Bericht aufführte, bevor er zur Beschreibung des eigentlichen Treffens kam. Diese fiel sehr viel kürzer aus als die lange Präambel. Das Treffen habe über zwei Stunden gedauert (von zehn Uhr morgens bis Viertel nach zwölf). Nur Halifax und Sir Alexander Cadogan seien anwesend gewesen und man habe keinen Dolmetscher benötigt. Erst als es um etwas komplexere Erklärungen gegangen sei, habe Cadogan für Wiedemann übersetzt. Um sich selbst zu schützen, versicherte Wiedemann Ribbentrop, er habe stets betont, dass er keine «offizielle Bestellungen hätte, meine Äusserungen deshalb weder offiziell noch halboffiziell wären. Sie könnten lediglich informatorischen Charakters sein. Von beiden Seiten wurde vereinbart, das absolute Vertraulichkeit über diese Unterredung herrschen solle.» Wiedemann behauptete dann, genau die Instruktionen des Führers wiederholt zu haben:

«Halifax fragte wiederholt, ob es nicht möglich sei, von Deutschland eine Erklärung zu erhalten, wonach Gewaltmassnahmen gegen die Tschechei nicht beabsichtigt sein. Ich antwortete rundheraus: „Diese Erklärung werden sie nicht bekommen/»

Dann behauptete Wiedemann, Halifax habe ihn gefragt, ob Göring denn nun vorhabe, England zu besuchen, und er, Wiedemann, habe ihm Hitlers Instruktionen zu diesem Thema gegeben. In seinem Bericht betonte Wiedemann immer wieder, dass das ganze Gespräch in einer sehr herzlichen Atmosphäre stattgefunden habe. Besonders faszinierend sind die letzten Sätze des Berichts. Laut Wiedemann sagte der englische Aussenminister: «dass er [Halifax] vor seinem Tode als Ziel seiner Arbeit noch sehen möchte, wie der Führer an der Seite des englischen Königs unter dem Jubel der englischen Bevölkerung in London einzieht.»¹⁰⁹

War hier Wiedemanns Phantasie mit ihm durchgegangen? War sein Englisch doch nicht so gut, wie er behauptete? Oder versuchte sich Halifax wirk-

lich so schamlos bei Hitler anzubiedern? Da er mit einem *Go-Between* sprach und nicht mit einem offiziellen Diplomaten, ist es durchaus denkbar, dass Halifax sich zu einer solchen Aussage hinreissen liess. Dass auch König Georg VI. bereit war, alles zu tun, was in seiner Macht stand, um die Sudektenkrise beizulegen, sollte sich wenige Monate später zeigen.

Wiedemann machte auch separate Notizen für Hitler. Seiner Meinung nach war es offensichtlich, dass die Briten zu einer Vereinbarung kommen wollten und befürchteten, die Deutschen könnten vorzeitig Massnahmen ergreifen, die eine solche Vereinbarung unmöglich machen würden.¹¹⁰

Niemand hätte jemals von Wiedemanns und Hohenlohes Besuch am Eaton Square erfahren, wenn nicht der findige Journalist Willi Frischauer «Steph» erkannt hätte. Frischauer war ein Österreicher, der aus seiner Heimat geflohen war und inzwischen für den *Daily Herald* arbeitete. Jemand am Flughafen Croydon hatte ihm einen Tipp gegeben, dass Wiedemann dort gelandet und sofort von einer enthusiastischen Stephanie Hohenlohe in Empfang genommen worden sei. Frischauer gelang es, dem Paar zu Hohenlohes Domizil zu folgen, und am nächsten Tag beobachtete er sie dabei, wie sie zum Haus von Halifax fuhren. Der Rest war einfach. Frischauers Meldung über das geheime Treffen wurde von der Weltpresse sofort aufgegriffen. In Artikeln über den «geheimnisvollsten Mann Europas»¹¹¹ rekonstruierten Journalisten Wiedemanns Vergangenheit als ehemaliger Vorgesetzter Hitlers und beschrieben genüsslich, wie Hitler während des Krieges Hauptmann Wiedemann gegenüber «die Hacken zusammenschlug, mit einer Nachricht zwischen den Bombenkratern hindurchlief, zurückkam, Bericht erstattete, salutierte und erneut die Hacken zusammenschlug»¹¹² Nun jedoch hätten sie die Rollen getauscht – Wiedemann sei jetzt der Bote, der vor Hitler salutierte: «Wiedemann wurde befördert zum Lauscher, zum Kontaktmann, zum Unterhändler, zum Späher – ein Mann mit einer Tätigkeit, die keinen Namen trägt und die es kein zweites Mal gibt. Niemand scheint zu verstehen, wie unerhört es ist, dass eine Art Privatsekretär mit einem Aussenminister verhandelt. Um zu verstehen, wie sich das alles zutrug, muss man versuchen,

Hitlers Gedankengängen zu folgen.» Im Folgenden stellte der Artikel die These auf, dass Hitler Wiedemann bereits mehrfach für ähnliche Einsätze im Ausland verwendet habe.

Eine derartig dekuvierende Berichterstattung in der Auslandspresse entsprach nicht Hitlers Vorstellungen von einem Erfolg. Und auch Goebbels war alles andere als begeistert. In seinem Tagebuch notierte er zum 23. Juli 1938: «Aber Wiedemanns Besuch bei Halifax im Auftrage des Führers beherrscht noch mehr die ganze Auslandspresse. Wust von Gerüchten.»¹¹³

Auch Halifax und Chamberlain waren nicht angetan von der Berichterstattung. Sie hatten vermeiden wollen, dass das Kabinett von dem geheimen Treffen erfuhr, doch nun sah sich der Premierminister gezwungen, die Minister zu informieren. Der Erste Lord der Admiralität, Duff Cooper, beschrieb, welche Version der Geschichte er fünf Tage später erhielt:

«Der Premierminister hat uns über Hauptmann Wiedemanns Besuch informiert, der eigentlich streng geheim bleiben sollte, der aber nun zur Presse durchgesickert ist. Wiedemann kam direkt von Hitler; Ribbentrop war nicht informiert worden. Das Hauptmotiv seiner Mission war es vorzuschlagen, die deutsch-britischen Gespräche fortzusetzen – dass jede denkbare Meinungsverschiedenheit diskutiert und beigelegt werden sollte und dass Göring hierherkommen sollte, um zu verhandeln. Halifax hat keine verbindliche Zusage abgegeben.»¹¹⁴

Glaubt man jedoch Wiedemanns Bericht, so waren Chamberlain und Halifax dem Kabinett gegenüber nicht ehrlich. Duff Cooper scheint dies geahnt zu haben. Er war der Ansicht, dass hier etwas Seltsames vor sich ging. Als Biograph von Talleyrand hatte er einen geübten Blick für machiavellistische Machenschaften:

«Oberflächlich betrachtet, ist Wiedemanns Auftauchen ein gutes Zeichen, scheint es doch zu zeigen, dass Hitler nach einer Übereinkunft mit England sucht und wirklich Frieden will. Andererseits sind alle Informationen, die uns aus geheimen und anderen Quellen erreichen, höchst besorgniserregend.

Es grassieren Gerüchte, dass im deutschen Heer sämtlicher Urlaub ge-

strichen wird und dass Experten der Luftwaffe aus Spanien zurückbeordert werden, und daneben deuten noch viele weitere Entwicklungen daraufhin, dass sich das Deutsche Reich auf einen Krieg im September vorbereitet. Gleichzeitig gibt es in Sachen Tschechoslowakei keinerlei Anzeichen einer Verbesserung. Die Tschechen sind langsam, eigensinnig und überhaupt nicht kooperativ. Es kann durchaus sein, dass die Wiedemann-Mission uns lediglich Sand in die Augen streuen soll, damit die deutsche Propaganda bei Ausbruch des Krieges darauf hinweisen kann, dass das Deutsche Reich bis zum letzten Augenblick Anstrengungen unternommen habe, zu einer friedlichen Lösung zu kommen, und dass England es versäumt habe, die gut gemeinten Angebote anzunehmen.»¹¹⁵

Duff Cooper verurteilte Chamberlains und Halifax' weiteres Vorgehen in der Sudetenfrage und würde nach Unterzeichnung des Münchner Abkommens von seinem Amt zurücktreten.

Sobald ihre Mission für Schlagzeilen gesorgt hatte, war Wiedemanns und Hohenlohes *Go-Between*-Arbeit beendet. Grelles Rampenlicht bedeutete das Ende eines jeden heimlichen Helfers. Vor allem Stephanie hatten die britischen Journalisten nun auf dem Radar. Der *Daily Herald* bezeichnete sie als führende Persönlichkeit der Londoner «Nazikolonie», eine Art Aussenstelle der Deutschen Botschaft.¹¹⁶ Schnell sprangen auch die konservativen Zeitungen auf diesen Zug auf. Die Journalisten schienen überraschend gut über Hohenlohes Rolle an Hitlers Hof informiert zu sein. Sie behaupteten, dass Eingeweihte sie als «Europas Geheimdiplomatin Nummer eins» und «Hitlers geheimnisvolle Botin» bezeichneten. Sie wäre eine Art «moderne Madame de Staël», die wie ihre grosse Vorgängerin eine finstere Rolle in der Welt der politischen Intrigen spiele. Sie wussten auch, dass sie zum Bekanntenkreis zweier Angehöriger der Deutschen Botschaft gehörte (Fürst Otto II. von Bismarck und v. Dirksen) und dass sie mit rechtsgerichteten Journalisten wie Ward Price sowie adligen Mitgliedern des Vereins The Link (einer antisemitischen englischen Organisation, die die Nazis unterstützte) wie Lord Elibank und Lord Sempill befreundet war. Ihre Tarnung als harmlose Dame der Ge-

sellschaft hatte schon vorher auf tönernen Füßen gestanden – nun war sie komplett zerstört.

Derweil war Ribbentrop in Berlin ausser sich, dass Hohenlohe und Wiedemann hinter seinem Rücken in England aktiv geworden waren. Wie immer, wenn es in seiner näheren Umgebung zu Machtkämpfen kam, vermied Hitler es, Partei zu ergreifen. Wiedemann war umgehend, nachdem die Presse das Treffen aufgedeckt hatte, nach Berchtesgaden gereist, doch Hitler unterhielt sich nur ein paar Minuten mit ihm und brach dann zu einem ausgedehnten Spaziergang mit Unity Mitford auf. Wäre Wiedemanns Mission nicht publik geworden, hätte er sicherlich einen anderen Empfang erhalten. Stattdessen distanzierte sich Hitler von der ganzen Affäre.¹¹⁷

Trotzdem würde er damit fortfahren, während der Sudetenkrise alle psychologischen Tricks anzuwenden, die ihm zur Verfügung standen. Nachdem Hohenlohe und Wiedemann ihre Nützlichkeit eingebüsst hatten, instrumentalisierte er im September 1938 sogar die irrlichternde Unity Mitford für seine psychologische Kriegsführung. Laut Stephanie Hohenlohe liess der Führer auf der Höhe der Sudetenkrise nach Unity schicken, und

«als sie eintraf, sagte er ihr, im Hinblick auf den Ernst der Lage solle sie Deutschland lieber verlassen. Dem Anschein nach trieb ihn dabei allein die wohlmeinende Sorge um eine seiner grössten Bewunderinnen und Anhängerinnen an. Doch er verfolgte damit eine ganz andere Absicht. Sein eigentlicher Hintergedanke war, Unity Mitford [...] dazu zu veranlassen, nach England zurückzukehren und ihren Freundeskreis sowie allen Leuten, mit denen sie darüber sprechen würde, vom Ernst der Lage zu überzeugen. Dies ist nur ein Beispiel für seine Durchtriebenheit und seine ausgeprägte Fähigkeit, aus den geringsten Zwischenfällen seinen Nutzen zu ziehen. Er ist ein Meister darin, die Psyche der Menschen zu verstehen und mit ihr zu spielen, und das betrachte ich persönlich als seine grösste Begabung.»¹¹⁸

Hier hatte die Psychologin Hohenlohe ganz offensichtlich ihren Meister gefunden. Die Geschichte mit Unity Mitford sollte sich ein Jahr später wieder-

holen, und dieses Mal funktionierte sie weniger erfolgreich. Als Unity klar wurde, dass ein Krieg zwischen Deutschland und Grossbritannien nicht mehr zu vermeiden war, versuchte sie sich unter einem Baum in der Münchner Königinstrasse zu erschiessen.¹¹⁹

Sogar diesen jämmerlichen Akt wusste Hitler für sich zu nutzen: Auf seinen Befehl hin wurde die verletzte Unity im Sonderzug über die Schweiz zurück nach England gebracht. Da Hitler nicht gerade als fürsorglicher Mensch bekannt war, sollte diese wohlkalkulierte «humanitäre» Geste seinen britischen Freunden wahrscheinlich auf subtile Art und Weise demonstrieren, dass die deutsch-britischen Beziehungen noch nicht unwiderruflich zerstört waren. Eine Hintertür für Verhandlungen blieb im Jahre 1940 weiterhin offen.

1938 hatte diese Hintertür auf jeden Fall gut funktioniert. Görings Plan, die Sudetenkrise mit einem Abkommen «friedlich» zu beenden, funktionierte perfekt. Göring, Wiedemann und Stephanie Hohenlohe waren nach dem Abschluss des Münchner Abkommens in Feierlaune. Im Bundesarchiv Koblenz befindet sich ein geradezu vor Freude übersprudelnder Brief von Stephanie Hohenlohe an Hitler vom Oktober 1938:

«Es gibt Momente im Leben die so gross sind – ich meine, wo man so viel und tief empfindet, dass es einem fast unmöglich wird, – die richtigen Worte zu finden, um seine Gefühle auszudrücken. Herr Reichskanzler, bitte glauben Sie mir, dass ich jede Phase der Vorgänge mitgelebt und mitempfunden habe. Was sich keiner ihrer Untertanen in seinen kühnsten Träumen zu hoffen wagte – haben Sie wahr gemacht. Das ist wohl das Schönste, was ein Staatsoberhaupt sich und seinem Volk geben kann. Ich gratuliere Ihnen von ganzem Herzen.»¹²⁰

Rothermere war ebenso ergriffen. Am 1. Oktober 1938 schickte er Hitler ein Telegramm, um ihm zum Einmarsch in das Sudetenland zu gratulieren, und pries ihn als «Adolf den Grossen».

Doch trotz dieses Erfolges hatte Rothermere beschlossen, Hohenlohe fallen zu lassen. Die Gründe dafür sind unklar – entweder war sie ihm zu gierig geworden, oder er glaubte, sie einfach nicht mehr zu brauchen. Was auch immer sein Motiv war: Sie nahm die Nachricht alles andere als gut auf. Wie

die Briefe ihres ungarischen Anwalts zeigen, begann Hohenlohe in dem Moment, in dem Rothermere sie entliess, eine Klage gegen ihn vorzubereiten. Sie verlangte eine Rente auf Lebenszeit und ihre Argumentation baute darauf auf, dass er ihren Ruf ruiniert habe. Dass sie ihren Ruf für verteidigungswürdig hielt, scheint erstaunlich, doch sie konnte es sich buchstäblich nicht leisten, ihn zu verlieren. Ihr Lebensunterhalt basierte auf ihrem «untadeligen» Namen. Ohne den Namen «Prinzessin zu Hohenlohe» und dem damit verbundenen gesellschaftlichen Netzwerk hätte sie vor dem Nichts gestanden, und tatsächlich stand jetzt ihr Name auf dem Spiel, wie ihr Rechtsanwalt bestätigte:

«Das königliche Budapester Gericht gab Ihnen bei Ihrer Scheidung das Recht, Ihren Titel weiterhin zu führen. Dieses Privileg wird nur Frauen zugesprochen, die bei Scheidungen nicht schuldig gesprochen worden sind. Daraus resultiert jedoch für die Ehefrau, dass sie auch in Zukunft ihrer Reputation keinen Schaden zufügt. Wenn sie dem Namen schadet, dann kann der geschiedene Ehemann ihr die Führung des Namens entziehen.»¹²¹ Ihr Ex-Mann hätte also eine negative Berichterstattung dazu nutzen können, ihr den Namen Hohenlohe aberkennen zu lassen. Die negative Presse die sie erdulden musste, war jedoch in Stephanie Hohenlohes Augen allein die Schuld von Rothermere. In mehreren Artikeln war sie immer wieder mit einer alten «ehrenrührigen» Geschichte in Verbindung gebracht worden: Angeblich hatte man sie 1933 in Biarritz als Spionin festgenommen. Damals hatte Rothermere ihr tatsächlich geraten, nicht juristisch gegen die französische Presse vorzugehen. Ihr ungarischer Anwalt fasste zusammen, was – laut Hohenlohe – im Jahr 1933 wirklich passiert war:

«1933 publizierten französische Zeitungen, dass ein Schuldeneintreiber bei Ihnen [Stephanie Hohenlohe] Briefe fand, die

1. Eine intime Beziehung zwischen Ihnen und Lord Rothermere belegten
2. Anzeichen auf Spionagetätigkeit [...] sowie einen Blankoscheck seiner Lordschaft.

Die Zeitungen behaupteten auch, dass Sie in Biarritz als internationale Agentin verhaftet worden seien. Diese Berichte waren reine Erfindungen. Am Tag ihrer angeblichen Verhaftung hielten Sie sich in Amerika auf. Lord Rothermere war in Biarritz. Die Briefe wie der Blankoscheck waren Fälschungen. Lord Rothermere schrieb Ihnen eine Bestätigung, dass Sie nichts mit all dem zu tun hatten.»¹²²

Hohenlohes Anwalt argumentierte, sie habe einen entscheidenden Fehler begangen, als sie gegen diese Geschichte nicht schon damals, 1933, juristisch vorgegangen sei. Hohenlohe behauptete, daran sei allein Rothermere schuld gewesen. Er habe ihr davon abgeraten und sie dann jahrelang als *Go-Between* benutzt, nur um sie jetzt fallen zu lassen. Sie laufe nun Gefahr, ihren adligen Namen zu verlieren, und Rothermere habe ihr jede Chance genommen, jemals wieder eine Beschäftigung zu finden.

Hohenlohe wies ihren Anwalt an, Rothermeres Ruf zu vernichten und ihn in der Öffentlichkeit als Antisemiten darzustellen. Sie hoffte, dass ihm dies finanziell schaden könne, da «Juden in der *Daily Mail* Werbung» schalten würden. In diesem Zusammenhang plante Hohenlohe auch, Rothermeres geheime Kommunikation mit Premierminister Gömbös publik zu machen. Um noch mehr Munition herbeizuschaffen, wies sie Wiedemann an, alle Briefe abzufotografieren, die Rothermere an Hitler geschrieben hatte. Sie hoffte noch immer, nicht gegen Rothermere vor Gericht ziehen zu müssen, sondern ihn mit den Briefen erpressen zu können. Wiedemann unterstützte sie in ihrer Strategie. In einem Brief an Rothermere legte er dar, dass Hitler, wenn man ihn über die Details informieren würde, entsetzt sein würde:

«Sie wissen, dass der F. [Führer] den Beitrag der Prinzessin zur Verbesserung der Beziehungen zwischen unseren beiden Ländern sehr zu schätzen weiss. Sie hat ihre Arbeit getan – und zwar, wie die Prinzessin nicht müde wird zu betonen, in Ihrem Auftrag und auf Ihre Anweisung hin. Und sie hat ihre Arbeit mit grossem Kenntnisreichtum, mit Fleiss und Takt erledigt [...] Bedenkt man den ritterlichen Charakter und den Grossmut des E, so hege ich keinen Zweifel, dass er sie in ihrem Kampf um

die Wiederherstellung ihrer persönlichen Ehre, die angegriffen wurde, während sie in Ihren Diensten stand, persönlich unterstützen wird. Er wird ihr die Erlaubnis erteilen, die oben erwähnte Korrespondenz als Beweis dafür zu verwenden, dass sie für Sie gearbeitet hat, denn er wird verstehen, dass dies für eine Frau, die gegen einen so mächtigen Mann kämpft, eine grosse Hilfe sein wird. Ich zweifle aber ebenso wenig daran, dass es ihm äusserst unangenehm sein wird, wenn seine Briefe vor Gericht verlesen werden müssen.»

Mit anderen Worten: Wiedemann drohte Rothermere damit, seine Beziehung zu Hitler zu zerstören, wenn man sich nicht «einigen» könne. Er bot sich selbst als Vermittler an: «Sollten Sie mein Angebot annehmen und mir entsprechende Instruktionen erteilen, dann werde ich von der Prinzessin verlangen, mir die gleichen Befugnisse zu gewähren, und angesichts ihrer Zuneigung zum F. habe ich keinen Zweifel, dass sie zustimmen wird.»¹²³

Höchstwahrscheinlich hat Stephanie Hohenlohe diesen (im Original englischen) Brief für Wiedemann formuliert. Sein Englisch war lückenhaft, und die Phrase «eine Frau, die gegen einen so mächtigen Mann kämpft» klang sehr nach Hohenlohe.

In den Akten findet sich auch ein undatiertes, ziemlich konfuser Brief Hohenlohes an Wiedemann, halb auf Englisch, halb auf Deutsch, in dem sie ihm schreibt, er solle einen beiliegenden Brief in seinem eigenen Namen an Rothermere schicken. Man merkt ihren Zeilen an, wie verärgert und wütend sie war: «R hat Angst und will mich diskreditieren [...] warum soll ich schweigen wenn alle mich mit Dreck bewerfen?» Sie wies Wiedemann an, Rothermeres Hitlerkorrespondenz, darunter auch ein ganz besonders wichtiges Schreiben, bestimmten Personen zu übergeben (wohlweislich nennt sie keine Namen). Er solle sich dann mit ihr in Paris treffen: «Bitte sag niemandem, wohin Du fährst.»¹²⁴

Wiedemann und Hohenlohe waren mittlerweile hochnervös. Sie hofften, Rothermere erpressen zu können, doch er gab nicht nach. Die beiden waren verwirrt: Hatte er wirklich nichts dagegen, dass sie seine überschwänglichen Briefe an Hitler veröffentlichten?

Oder glaubte er, dass sie es nicht wagen würden? Beide Parteien in diesem Drama unterschätzten einander, und beide verloren am Ende.

Selbstverständlich hatten Stephanie und Wiedemann nie ernsthaft vorgehabt, dem «ritterlichen Führer» von ihrem Problem mit Rothermere zu erzählen. In einem zweiten Brief versuchte Wiedemann es nun andersherum und erinnerte Rothermere mit blumigen Worten daran, welche «gute Freunde» er und Hohenlohe doch gewesen seien:

«Berücksichtigt man die innige Freundschaft zwischen Ihnen und der Prinzessin, die ich vor etwa einem Jahr zu beobachten Gelegenheit hatte, als wir gemeinsam zum Obersalzberg fuhren und gemeinsam von dort wieder abreisten, und auch später noch, in Ihrem Haus in London – lag ich denn da so falsch mit meiner Annahme, dass es mit ein klein wenig Hilfe und gutem Willen möglich sein müsste, die Missverständnisse zwischen Ihnen und der Prinzessin auszuräumen?»¹²⁵

Wiedemann insinuierte hier, dass Hohenlohe und Rothermere eine Affäre miteinander gehabt hätten. Den Pressezaren schien das jedoch nicht zu beunruhigen. Er wusste mittlerweile von der geheimen Liebesbeziehung Hohenlohes zu Wiedemann und dachte gar nicht daran einzulenken. Die Zeit arbeitete für ihn. Hitler war nun ebenfalls über das Liebespaar informiert. Im Januar 1939 verlor Wiedemann seinen einflussreichen Posten als Adjutant des Führers. In einer Hitler-Biographie wird die Entlassung Wiedemanns als ein typisches Beispiel dafür angeführt, wie schlecht der Führer seine treuen Mitarbeiter behandelte.¹²⁶ In der Tat war Hitler alles andere als ein vorbildlicher Arbeitgeber (man denke nur daran, wie er 1945 seinen Mitarbeitern den Selbstmord nahelegte), aber in Wiedemanns Fall hatte der Führer tatsächlich allen Grund, verärgert zu sein. Schliesslich hatte Wiedemann hinter seinem Rücken eine Erpressung angezettelt und seine private Korrespondenz mit Rothermere abfotografiert – so etwas hätte auch einen normalen Arbeitgeber empört. Wiedemann hatte darüber hinaus gegen ein ungeschriebenes Gesetz verstossen: An Hitlers Hof herrschte unter den Höflingen Rivalität und Eifersüchteleien. Dass zwei Höflinge tatsächlich zusammengearbeitet

(und konspiriert) hatten, versties gegen das System, und das war ein weiterer Grund, warum Hitler Wiedemann entliess und sich von Hohenlohe abwandte. Die beiden waren hinter seinem Rücken ein Paar geworden und hatten ihre eigenen Ziele verfolgt. Die endlosen Gerüchte über Hohenlohes jüdische Abstammung hatte Hitler immer ignoriert. Doch als man ihn über die Details ihrer Beziehung zu Wiedemann informierte, war er «ausser sich». Putzi Hanfstaengl hatte recht gehabt: Hitler hegte tatsächlich eine Schwäche für «seine Prinzessin». ¹²⁷

Niemand in Hitlers Gefolge sah sich jetzt veranlasst, Stephanie zu Hilfe zu kommen. Im Gegenteil: Hohenlohe und Wiedemann hatten sich zahlreiche Feinde gemacht. Der gefährlichste war Ribbentrop – nach der Halifax-Affäre befürchtete er zu Recht, Hohenlohe wolle Wiedemann zu einer Art alternativem Aussenminister aufbauen. Auch Göring entpuppte sich nun als ihr Gegner: Zwar hatte er mit den beiden zusammengearbeitet, doch er hatte vorsichtshalber immer ihre Gespräche abhören lassen. Als Wiedemann sich darüber beschweren wollte, dass sein Name auf der Abhörliste von Görings Nachrichtendienst (dem Forschungsamt) stand, fand er nirgends Gehör. Und wahrscheinlich sass auch nicht nur das Forschungsamt mit einem Ohr an der Leitung, wenn Wiedemann mit Hohenlohe telefonierte: Abwehrchef Wilhelm Canaris war, was die gemeinsamen Aktionen des Paares anging, ebenfalls im Bilde.

Es war fast eine Ironie der Geschichte, dass kurz bevor Stephanie Hohenlohes Verfahren gegen Rothermere begann, ein weiteres ehemaliges Mitglied von Hitlers *inner circle* die Londoner Gerichte beschäftigte. Es handelte sich ausgerechnet um Hohenlohes alten Rivalen Putzi Hanfstaengl. Sein Prozess sollte sich indirekt auch auf den von Stephanie auswirken, denn er zeigt dass die Geduld der Briten mit dem Dritten Reich ihrem Ende zugeht.

Wie Hohenlohe war auch Hanfstaengl den Rivalitäten innerhalb von Hitlers Hofstaat zum Opfer gefallen. 1937 floh er nach Grossbritannien, weil er ernsthaft befürchtete, Goebbels wolle ihn ermorden lassen. Ob das wirklich stimmte oder nicht, sei dahingestellt. ¹²⁸

Zunächst enthüllte Putzi nichts. Aber er sass ohne Geld in London fest. Genau wie Stephanie wurde ihm bald klar, dass es an der Zeit war, seine NS-

Vergangenheit zu versilbern. Um über die Runden zu kommen, wurde er ebenfalls zum Erpresser und drohte damit, in einem Verleumdungsprozess «alles zu enthüllen». Auch er gab vor, es gehe ihm um seine «Ehre» doch das war genauso wenig plausibel wie Hohenlohes Behauptung, ihr Ruf sei beschädigt worden. Während Hohenlohe Rothermere dafür verantwortlich machte, ihre Reputation zu ruinieren, ging Putzi gegen eine US-amerikanische Zeitschrift vor. In einem Artikel war er als «*Hitlers boyfriend*» bezeichnet worden, was eine homosexuelle Beziehung der beiden implizierte. Tatsächlich war Putzi heterosexuell, auch wenn er in seinem Brief an Hitler vom Februar 1939 eher wie ein gekränkter Geliebter klingt:

«Ich hatte gerade gehofft, ein Zeichen von Ihnen zu erhalten, aus dem ich hätte entnehmen können, dass mir endlich Gerechtigkeit [gegeben] würde. Ich habe ein solches Zeichen nicht erhalten. Im Herbst 1934 wurde ich eines Lüdecke [gemeint ist wahrscheinlich Kurt Lüdecke, ein Rivale von Hanfstaengel] halber von Ihnen, Herr Hitler, aus der Reichskanzlei verbannt. Zwei Jahre später wurde ich – es war 1937, dem Vorabend meines 50ten Geburtstages – von Ihnen, Herr Hitler, durch Vortäuschung einer Mission nach Salamanca in eine Lage gebracht, derenthalb ich Deutschland zu verlassen gezwungen war. Zwei weitere Jahre sind seither vergangen, während welcher ich trotz des Vorgefallenen, im Gegensatz mancher anderen, eine peinlich loyale Haltung eingenommen habe. Ich bin, wie Sie sehr wohl wissen, vor einiger Zeit der Homosexualität mit Ihnen bezichtigt worden. Da ich nicht willens bin, diese Beleidigung hinzunehmen, habe ich Klage erhoben. Der Termin zur mündlichen Verhandlung ist auf Mitte März festgesetzt [...]. Ich werde in diesem Prozess unter anderem Aufschluss zu geben haben:

1. Über meine früheren und derzeitigen Beziehungen zu Ihnen.
2. Über die Gründe meiner Verbannung aus der Reichskanzlei.
3. Über die Gründe meiner Abreise von Deutschland.

Mit Rücksicht hierauf muss ich Sie, Herr Hitler, nunmehr zum letzten Mal um eine unverzügliche Klärung meiner Angelegenheit bitten. Seit

vollen zwei Jahren haben mich verschiedene Persönlichkeiten der Partei mit allgemeinen Versicherungen abzuspeisen gesucht, um mich zur Heimkehr nach Deutschland zu bewegen; die erbetene Rehabilitation durch Sie, Herr Hitler, ist mir jedoch bis zur Stunde konsequent verweigert worden. Will ich nun im kommenden Prozess meine und dazu Ihre Ehre verteidigen, muss ich zum Mindesten wissen, ob ich als ein von Ihnen verleugneter Exilant oder als ein in seiner Ehre und seiner Stellung voll rehabilitierter Nationalsozialist vor Gericht stehe. Sollte ich daher bis Anfang März Ihre diesbezügliche, eindeutige Weisung samt umfassender Rehabilitation nicht in Händen haben, so müsste ich zu meinem Leidwesen daraus folgern, dass Sie noch immer nicht gesonnen sind, mir Gerechtigkeit werden zu lassen. Ich müsste aber daraus noch weiterhin den Schluss ziehen, dass Ihnen, Herr Hitler, nicht nur meine seit Jahren bewiesene Anhänglichkeit und Treue, sondern auch meine Ehre und Zukunft total gleichgültige Dinge sind. Sollte sich dies als Ihre Einstellung erweisen, so werde ich wissen, was ich zu tun habe.»¹²⁹

Putzis Gegner vor Gericht war das Kaufhaus Selfridges, das die Zeitschrift mit dem «unerhörten» Artikel verkauft hatte. Doch während des Prozesses stellte sich heraus, dass Hanfstaengl die ganze Sache fingiert hatte, um von Selfridges Schadensersatz fordern zu können. Das Kaufhaus hatte nur ein einziges Heft verkauft, und zwar an Hanfstaengls Sekretärin. Ausserdem wurde deutlich, dass die Toleranzgrenze der Londoner Gerichte überschritten war. Die Fehden ehemaliger Nazis fanden seit Beginn des Jahres 1939 kaum noch Sympathisanten. Das Gericht entschied zu Gunsten des Kaufhauses Selfridges.

Hanfstaengl war am Boden zerstört. Ihm war in einem früheren Fall Schadensersatz zugesprochen worden, und nun hatte er auf einen weiteren Geldsegen gehofft. Erstaunlicherweise versuchte er, das Gerichtsverfahren trotz allem als grossen Erfolg darzustellen. In einem Brief an einen deutschen Freund (der diesen an Hitler weitergeben sollte) schrieb Hanfstaengl:

«Die Ehre von Nr. 1 [Hitler] ebenso meine Ehre ist durch das Verfahren restlos hergestellt worden. Dieser Umstand wurde im Urteil besonders

hervorgehoben. Die Gesamtkosten des Verfahrens aber, d.h. meine Kosten sowohl die der Gegenseite wurden ungerechterweise mir aufgebürdet. Daran trägt wohl die zur Zeit herrschende deutschfeindliche Stimmung die Hauptschuld. Richter und Geschworene standen strammgeschlossen gegen mich, dem ehemaligen Hitlermann. Die mir aufgebürdete Geldsumme beträgt mehrere hundert Pfund [das ist bitter] wenn man bedenkt, dass dieser Prozess mir wohl wäre erspart geblieben, wenn nur No. 1 meine Ehre durch eine gerechte und ehrenhafte Zurückberufung hergestellt hätte [...] Wenn jetzt nicht noch in letzter Minute ein Wunder geschieht, d.h. wenn No. 1 nicht augenblicklich persönlich die Sache in die Hand nimmt und er mit mir offen und ehrlich in Ordnung bringt, werden die Dinge zwischen mir und der Heimat, um die ich seit Jahren kämpfe, zu einer unreparierbaren Trennung führen. Müssen denn die Pforten eines sinnlos-grausamen Schicksals ins Schloss fallen ehe dem Füh [...] die Augen aufgehen? [...] Möge Gott es darum auch fügen, dass sich alles doch noch zum Besten wende für die grosse Sache, der ich meine Existenz geopfert habe.»¹³⁰

Putzi wartete vergeblich auf Hitlers Versöhnungsangebot. Der Führer war viel zu sehr damit beschäftigt, den Angriff auf Polen zu planen.

Das Schicksal ihres alten Rivalen Putzi, der ebenfalls in London wohnte, hätte Hohenlohe eigentlich eine Warnung sein müssen. Stattdessen war sie im Sommer 1939 noch voller Hoffnung. Ähnlich hoffnungsvoll war der Geheimdienst MI5, der im Juni 1939 mit einem Informanten den Fall besprach:

«[Der Informant] glaubt, dass es eventuell gar nicht zur Verhandlung kommt; denn wenn doch, wäre es eine echte Sensation, und mehrere prominente Personen würden in einem sehr ungünstigen Licht erscheinen [...]. Es geht um Informationen, die Lord Rothermere in einem sehr indiskreten Brief an den Führer schickte, um ihm zum Einmarsch in Prag zu gratulieren; aus Deutschland hat man der Prinzessin ein Foto dieses Schreibens geschickt. Ein solcher Brief (vielleicht auch mehrere) wäre wahrlich eine Sensation.»¹³¹

Es schien, als könne nichts und niemand mehr Rothermeres Ruf retten:

«Die Prinzessin zu Hohenlohe wird eine Reihe von Briefen vorlegen, die ihre Behauptung stützen. Diese Schreiben sind von Lord Rothermere unterzeichnet, und sie sind an Personen wie Admiral Horthy, Hitler, Göring, Goebbels und Ribbentrop gegangen. Einer dieser Briefe, an Admiral Horthy, enthält den Vorschlag, dass Lord Rothermeres Sohn, Esmond Harmsworth, zum König von Ungarn ernannt werden sollte, und unter denjenigen an deutsche Empfänger befinden sich Briefe an Hitler, die sich für einen Einmarsch in Rumänien aussprechen und ihm zur Annexion der Tschechoslowakei gratulieren.»¹³²

Im Sommer 1939 änderte sich die Stimmung in London zu Stephanies Ungunsten. Mit dem sukzessiven Scheitern der Appeasementpolitik wurde sie nun von der britischen Gesellschaft gemieden. Am Tag bevor Grossbritannien dem Deutschen Reich den Krieg erklärte, erreichte die Atmosphäre ihren Gefrierpunkt. Als Hohenlohe an jenem Tag das Ritz betrat, wurde sie von der Duchess of Westminster und ihren adligen Begleitern komplett geschnitten (eine der Damen beschwerte sich sogar lautstark über die «üble Klientel» des Hotels). Gerade für die Duchess of Westminster war ein so plötzlicher Sinneswandel überraschend, denn immerhin war ihr Gatte Mitglied der nazifreundlichen Organisation The Link gewesen. Doch viele ehemalige Bewunderer Hitlers hatten über Nacht ihre Gefühle geändert, und dazu gehörte auch Rothermere. Vorsichtig geworden, fuhr er seit Anfang 1939 bereits «zweigleisig» und meldete seine nationalsozialistischen Brieffreundschaften auch dem Foreign Office. Er versuchte nun langsam, seine Begeisterung für Hitler als durchdachte Strategie zu verkaufen. Seine Intention sei es gewesen, das Deutsche Reich in Sicherheit zu wiegen, bis man in Grossbritannien die Luftstreitkräfte ausgebaut habe. Um seine Argumentation zu stützen, veröffentlichte er bei Kriegsausbruch eilends eine Broschüre mit dem Titel: «Mein Einsatz für die Wiederbewaffnung Grossbritanniens».

In eingeweihten Kreisen wusste man es besser. Guy Liddell, Leiter der Abteilung Abwehr bei MI5, notierte im Oktober 1939 in seinem Tagebuch:

«Die Prinzessin zu Hohenlohe und ihre Mutter haben einen Antrag auf Ausreise in die Vereinigten Staaten gestellt. Sie gibt an, dass ihr Sohn schwer krank sei. Der eigentliche Grund ist entweder, dass sie Hans Wiedemann¹³³ wiedersehen will, der inzwischen als Hitlers Gesandter in San Francisco arbeitet und mit dem sie früher ein Verhältnis hatte, oder dass sie sich in Amerika einen Rechtsanwalt suchen will, der ihre Forderungen gegenüber Lord Rothermere vertritt. Möglich ist auch, dass Rothermere sie dafür bezahlt, dass sie das Land verlässt. Sie hat von Rothermere ca.

5'000 Pfund pro Jahr erhalten, um sich für die Appeasementpolitik einzusetzen. Jetzt verklagt sie Rothermere auf Vertragsbruch, und im Gegenzug versuchen seine Anwälte das Innenministerium davon zu überzeugen, dass die Prinzessin eine gefährliche Nazi-Agentin ist und abgeschoben werden muss. Rothermere erwägt, sich an den Generalstaatsanwalt zu wenden und ihn zu bitten, sein Placet zu geben, den Prozess im nationalen Interesse einzustellen. Ich persönlich hingegen bin der Auffassung, dass es im nationalen Interesse wäre, den Prozess zu führen.»¹³⁴

Und dieser Wunsch wurde Liddell auch erfüllt. Trotz des Krieges berichteten im November 1939 alle britischen Zeitungen über das Gerichtsverfahren Hohenlohe vs. Rothermere, und sogar dem *Time Magazine* war der Prozess eine grosse Geschichte wert. In dem für das Magazin typischen Stil hiess es:

«Der ehrenwerte Richter, Mr. Tucker, die schwere Perücke auf dem Haupt, eröffnete in der ihm eigenen freundlich-trödeligen Manier den aufsehenerregendsten Prozess, den London seit Ausbruch des Weltkriegs erlebt hat: Ihre Durchlaucht Prinzessin Stephanie Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst gegen Viscount Rothermere [...]. In den vergangenen Jahren standen der passionierte Antisemit Adolf Hitler und sein grösster damaliger Bewunderer in Grossbritannien, der mächtige Pressemagnat Viscount Rothermere von der Londoner *Daily Mail* in einem etwas wirren und oft sogar skurrilen Kontakt miteinander, der über Prinzessin Steffi lief, der rätselhaftesten Frau Europas, wie die Boulevardblätter sie getauft haben.»¹³⁵

Viele dieser Briefe wurden vor Gericht erörtert und sie zeigten Rothermere als Speichellecker übelster Sorte. Gleiches galt für Hohenlohe. Sie wurde als eine besonders raffgierige Frau entlarvt, die über die Jahre erstaunliche Summen Geld aus Rothermere herausgepresst hatte. Am Ende verlor sie den Prozess. Wie Putzi Hanfstaengl fühlte sie sich als Opfer der antideutschen Stimmung. Doch anders als Putzi hatte sie noch finanzielle Reserven. Rothermere kam für die Gerichtskosten auf, und Hohenlohe konnte sich und ihrer Mutter eine standesgemässe Überfahrt nach Amerika finanzieren. Im Dezember 1939 verliessen sie England. Ihr Timing erwies sich als ausgesprochen gut, denn wäre sie länger im Land geblieben, hätte man Stephanie als feindliche Ausländerin inhaftiert. Vielleicht hätte sie dann im Gefängnis ihre alte Rivalin Diana Mosley wiedergetroffen, die dort seit Juni 1940 mit ihrem Mann Oswald einsass. Die Presse hätte sicher ihre Freude daran gehabt, über den Zusammenprall der beiden Bienenköniginnen ausführlich zu berichten.

Auch wenn Hohenlohe das Gerichtsverfahren verloren hatte, gewann sie doch immerhin ihren Rachefeldzug gegen Rothermere. Niemand in der Londoner Gesellschaft sollte diesen Prozess jemals vergessen, und Rothermeres Ruf war zerstört. Andere Anhänger der Appeasement-Politik würden sich später von ihrer politischen Verblendung erholen – nicht so Rothermere. Stephanie Hohenlohe sorgte dafür, dass man sich auch viele Jahre später noch an seine peinlichen Hitler-Briefe erinnern würde. Rothermeres Gesundheitszustand war nach dem Prozess so zerrüttet, dass er ein Jahr später starb. Niemals einer Erpressung nachzugeben war in seinem Fall ein schlechter Rat gewesen. Wenn es sich um Frauen wie Hohenlohe handelte, war es besser, zu zahlen, als die Konsequenzen in Kauf zu nehmen.

Dank Rothermeres unerwartetem Tod im Jahr 1940 gelang es seiner Familie und dem dazugehörigen Presseimperium, sich von dem Skandal zu erholen. Am Ende erhielten die Rothermeres sogar ein paar der kostspieligen Geschenke an Hitler zurück: In München fand man Ende 1945 «zwölf Gemälde aus der Sammlung Rothermere» und schickte sie ganz diskret an die Familie.¹³⁶

Aber obgleich Hohenlohe es geschafft hatte, Rothermeres Ruf zu ruinieren, blieb sie unzufrieden. Sie wollte ihr lukratives Leben als *Go-Between* auf keinen Fall aufgeben. Sobald sie in Amerika angekommen war, plante sie bereits eine neue Mission. Allerdings waren die Erfolgsaussichten dieses Mal gering. Als sie im Dezember 1939 in New York eintraf, fiel der Empfang relativ kühl aus. Bei ihren früheren Besuchen war Hohenlohe eine gesellschaftliche Trophäe gewesen, die man auf glamourösen Partys herumreichte. Jetzt war sie ihren alten Bekannten eher peinlich. Das war nicht überraschend, da die amerikanische Presse Hohenlohe während des Rothermere-Prozesses als «Nazi-Agentin» titulierte hatte. Und genau das führte noch zu einem weiteren Problem für Hohenlohe: Von dem Moment an, als sie amerikanischen Boden betrat, wurde sie vom FBI überwacht, und sie lief ständig Gefahr, ausgewiesen zu werden. Wie üblich versuchte sie ihr Bestes, diese Probleme aus der Welt zu schaffen. Dabei erwies sich ihre Kennerschaft der Medien als überaus nützlich. Während des Ersten Weltkriegs, als die Presse zensiert gewesen war, hatte sie einen wichtigen Satz der Propagandaarbeit verinnerlicht: «Will man eine Lüge verkaufen, muss man die Presse dazu bringen, sie zu verkaufen.» Also begann sie damit, leichtgläubigen amerikanischen Journalisten von ihrem riesigen Vermögen zu erzählen und erklärte ihnen, dass sie gerade ihre Memoiren schreibe, in denen sie von ihrem unermüdlichen Einsatz für Frieden in Europa berichten würde. Ihr Sohn Franz unterstützte sie bei diesem Interviewmarathon verbissen. In einem Gespräch mit einer US-Zeitung behauptete er, seine Mutter sei alles andere als eine gefährliche Frau, die sich an «politischen Spielen» beteilige. Das einzige Spiel, das sie gerne spiele, sei «Pingpong». In Wirklichkeit spielte sie zu jener Zeit gerade ein Pingpong-Spiel der besonderen Art. Es war ihr letzter Versuch, als *Go-Between* zu agieren, und alle Details dieser Aktion wurden vom FBI festgehalten.

Hohenlohe wusste genau, dass es der grösste *Go-Between-Erfolg* aller Zeiten wäre, einen Frieden zwischen Grossbritannien und dem Dritten Reich zu vermitteln. Sie war nicht die Einzige, die das 1940 versuchte, auch wenn sie das natürlich nicht wissen konnte. Mehrere Leute arbeiteten daran, unter ihnen auch Max zu Hohenlohe.

Stephanie wusste, dass es eine Fraktion in Grossbritannien gab, die den Frieden anstrebte und die mit Göring in Kontakt treten wollte. Diese Verbindung herzustellen, wäre ihr endgültiger Triumph gewesen (und hätte sie von mehreren persönlichen Problemen gleichzeitig befreit). Wiedemann erwies sich wie immer als ausgesprochen hilfreich. Nach seiner Entlassung als Adjutant hatte Hitler ihn als Generalkonsul nach San Francisco geschickt. Sein Auftrag lautete, einen Spionagering aufzubauen, aber gleichzeitig begann er damit, sich heimlich von Hitler zu distanzieren. Ihm war klar, dass die Briten nicht daran interessiert waren, mit dem Führer Frieden zu schliessen, sondern Gespräche mit der Opposition führen wollten. Wiedemann und Hohenlohe kontaktierten daher Sir William Wiseman und unterbreiteten ihm entsprechende Vorschläge. Wiseman war im Ersten Weltkrieg britischer Geheimdienstoffizier gewesen und hatte eng mit Präsident Wilsons Berater Colonel Edward House zusammengearbeitet. Offiziell befand Wiseman sich jetzt im Ruhestand und war Partner in einer Wall-Street-Firma. Inoffiziell jedoch stand er immer noch in Kontakt mit den britischen Nachrichtendiensten. Hohenlohe hatte ihn ausgesucht, weil er mit Lord Halifax befreundet war.

Das FBI verpasste das erste Treffen von Hohenlohe mit Wiseman, dafür zeichnete man im November 1940 gleich drei Gespräche auf. Sie fanden in einem Hotelzimmer in San Francisco statt. Hohenlohe, die stets die perfekte Gastgeberin war, hatte eine Flasche Château Mouton Rothschild mitgebracht. Beim ersten Glas Wein erzählte sie Wiseman, dass sie früher für Hitler tätig gewesen sei und bei einem Friedensabkommen mit Grossbritannien behilflich sein könne. Sie war sich sicher, dass Halifax (und andere Appeasement-Anhänger) Interesse an einem schnellen Friedensschluss hätten. Wiseman antwortete, er könne einen entsprechenden Friedensplan an seinen Freund Lord Halifax übermitteln, und zwar ganz direkt und unter Umgehung von Lord Lothian, dem britischen Botschafter in Washington.¹³⁷

Hohenlohe und Wiedemann antworteten, sie hätten ihre «konstruktiven» Gespräche mit Halifax im Jahr 1938 nicht vergessen. Doch Wiseman wollte jetzt erst einmal von den beiden wissen, mit wem genau «man im Dritten

Reich reden» könne. Natürlich ging es Wiseman bei diesen Gesprächen vor allem darum, Informationen zu sammeln: Wer in Deutschland wollte Frieden und wäre daher bereit, Hitler zu stürzen (*Abbildung 9*)?

Wiedemann kam nicht darum herum, Namen zu nennen. Er erwähnte zwei Männer, die Jahre später im deutschen Widerstand aktiv werden sollten: Wolf-Heinrich Graf von Helldorff, Polizeipräsident von Berlin, und Generalstabschef Franz Halder (der die Attentäter vom Juli 1944 am Ende jedoch nicht unterstützen würde). Wiedemann verkündete, dass man auch Hohenlohes alten Freund, den preussischen Kronprinz Wilhelm, für ihre Sache gewinnen könne. Wilhelm Begeisterung für Hitler hatte inzwischen stark nachgelassen – in einem larmoyanten Brief an Rothermere hatte er seiner Enttäuschung dargelegt.¹³⁸ Allein aus diesem Grund war Stephanie davon überzeugt, dass sich der Kronprinz im Widerstand gegen Hitler engagieren würde. Sie konnte nicht wissen dass er noch einmal seine Meinung geändert hatte. Im Juni 1940 hatte er ein enthusiastisches Telegramm an Hitler geschickt:

«Ihrer genialen Führung [...] ist es gelungen, in der unvorstellbar kurzen Zeit von knapp 5 Wochen Holland und Belgien zur Kapitulation zu zwingen, die Trümmer des englischen Expeditionscorps in das Meer zu treiben [...]. Der Weg ist frei für eine Abrechnung mit dem perfiden Albion.»¹³⁹

Wiedemann sprach mit Wiseman auch über Hitlers weitere Pläne und betonte, dass der Führer trotz des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt noch immer den Bolschewismus hasse. Hitler wäre auch den USA gegenüber äusserst kritisch eingestellt, auch wenn die deutschen Konsulate dort im Moment noch strikte Anweisung hätten, keine antideutschen Ressentiments zu provozieren. Wiedemann glaubte jedoch, dass es irgendwann zum Konflikt zwischen dem Nationalsozialismus und den Amerikanern kommen würde (und er musste es wissen, schliesslich bestand seine inoffizielle Mission darin, in den Vereinigten Staaten einen deutschen Spionagering aufzubauen).

Das war Material, mit dem Wiseman und das FBI etwas anfangen konnten. Hoover nahm die Informationen ernst und leitete Abschriften an Präsi-



*Abbildung 9: Auf ihrer letzten gemeinsamen Mission:
Prinzessin Stephanie und Hitlers Adjutant Fritz
Wiedemann in den USA*

dent Roosevelt weiter. Dass Lord Halifax an Friedensverhandlungen mit dem Dritten Reich interessiert sein könnte, war von besonderem Interesse. Doch auch diese Informationen galten inzwischen als veraltet. Politisch war Halifax bereits von Churchill an den Rand gedrängt worden. Im Januar des Jahres 1941, nur wenige Monate nach dem Treffen Wisemans mit Hohenlohe, wurde Halifax als neuer britischer Botschafter nach Washington versetzt.

Sobald Wiseman den Rückhalt der Halifaxgruppe verloren hatte, wurde auch er vorsichtig. Seine britischen und amerikanischen Freunde hatte ihm signalisiert, dass sie mit seinen Hotelgesprächen äusserst unzufrieden seien. Wiseman verstand den Wink und bat Stephanie Hohenlohe umgehend, alles, was sie besprochen hatten, zu vergessen. Für seine plötzliche Kehrtwende mag es aber noch einen weiteren Grund gegeben haben: Stephanie war, wie bereits erwähnt, nicht das einzige Mitglied des Hauses Hohenlohe, das auf Wiseman zugekommen war, um über mögliche Friedensverhandlungen zu sprechen. Er stand auch mit Prinz Max zu Hohenlohe in Kontakt; und vielleicht war Stephanies Angebot, als *Go-Between* tätig zu werden, deshalb inzwischen überflüssig geworden. Zwei Geheimkanäle zur gleichen Zeit zu aktivieren, hätte nicht nur für Verwirrung gesorgt, sondern auch die Verhandlungsposition geschwächt. Zudem hatten die Briten mit Sicherheit Vorbehalte gegen Stephanie Hohenlohe als *Go-Between*. Seit dem Rothermere-Skandal war sie nutzlos geworden – wer nicht unerkant bleiben konnte und sogar seinen Auftraggeber vor Gericht verklagte, hatte in diesem Metier nichts verloren. Der Leiter der Spionageabwehr bei MI5, Guy Liddell, hielt sie sogar mittlerweile für eine «tickende Zeitbombe». Als die britische Abteilung für Sabotage und Subversion (SO2) im April 1941 Hilfe brauchte, notierte Liddell:

«SO2 hat angefragt, ob wir ihnen die Briefe der Prinzessin zu Hohenlohe aushändigen können. Sie wollen diese in Amerika veröffentlichen [...] habe ihnen mitgeteilt, dass ich das für nicht sonderlich wünschenswert halte, da sich Hohenlohe möglicherweise rächt, indem sie ihrerseits die Briefe veröffentlicht, die Lord Rothermere an Hitler geschrieben hat, sowie Hitlers Antworten.»¹⁴⁰

Das Scheitern der Gespräche mit Wiseman brachte Hohenlohe in ernsthafte Schwierigkeiten. Ihr Visum war abgelaufen und ihr drohte die Abschiebung. Präsident Roosevelt höchstpersönlich schaltete sich ein. Nachdem er Hoover's Zusammenfassung der FBI-Aufzeichnungen gelesen hatte, verkündete er, man solle diese Hohenlohe auf ein Schiff nach «Japan oder Wladiwostok» verfrachten.¹⁴¹

Stephanie war Fehlschläge nicht gewohnt und nahm sie alles andere als sportlich auf. Ihre Wutanfälle häuften sich und sie stritt sich mit Wiedemann, dem sie vorwarf, ihr nicht genug zu helfen. Dabei hatte Wiedemann sein Bestes getan – er hatte ihr Geld gegeben und sie eingeladen, in die Residenz des deutschen Konsulats in San Francisco zu ziehen. Dass sie dieses Angebot schliesslich annahm, war allerdings kein besonders cleverer Schachzug. Die Amerikaner verdächtigten Wiedemann zu Recht der Spionage, und wenn Hohenlohe mit ihm zusammenlebte, verringerte das ihre Chance auf eine neue Aufenthaltsgenehmigung. Sobald sie das realisiert hatte, trennte sie sich über Nacht von Wiedemann. Die einst so fruchtbare Zusammenarbeit der beiden endete abrupt im Dezember 1940. Wie es bei ihr Tradition war, verlangte Stephanie ein finanzielles Abschiedsgeschenk. Wiedemann weigerte sich – im Gegenteil, er schickte ihr eine detaillierte Rechnung darüber, was sie ihn in letzter Zeit gekostet hatte. Offenbar war ihre Beziehung in mehrererlei Hinsicht kostspielig gewesen: Laut Wiedemanns Brief schuldete sie ihm genau 3'003 Dollar. Sein Abschiedsbrief samt Rechnung ist die klassische Mischung eines enttäuschten und verwirrten Liebhabers; einerseits drohte er ihr, andererseits schlug er auch versöhnlichere Töne an:

«Trotzdem kann ich unter die Jahre, die durch Dich zu den schönsten und reichsten gehören in meinem Leben, nicht einfach einen Strich machen. Ich weiss, Du wirst es heute mit kaltem Hohn aufnehmen, wenn ich Dir sage, wo immer ein Ruf von Dir mich erreichen wird, ich werde da sein, sofern und soweit es meine Kraft irgend zulässt. [...] Du hast mich um eine Summe gebeten, die ich nicht besitze [...] ich kann sie nicht aus der Kasse nehmen d.h. unterschlagen [...]. Dein Besitz an Wertpapieren und Schmuck ist heute noch ein Vielfaches von dem, was ich habe.»¹⁴²

Dieses Argument hatte durchaus seine Berechtigung. Hohenlohe hatte im Laufe der Jahre eine Unmenge Geld «verdient», schien aber trotzdem stets knapp bei Kasse zu sein. Wir wissen nicht, ob sie das Geld bei Glücksspielen verlor, oder ob sie grosse Summen für Notfälle zur Seite geschafft hatte. Wiedemann tippte auf Letzteres. Dennoch hätte er nach so vielen Jahren an

ihrer Seite eigentlich wissen müssen, dass sie nicht die Art von Mensch war, der seine Schulden beglich. Seine dreitausend Dollar bekam er nie zurück. Es war jedoch nicht so sehr die Einsamkeit, die Wiedemann nach Stephanies Abgang fürchten musste – schliesslich hatte er eine Ehefrau und noch dazu eine neue, sehr attraktive Geliebte. Sein Problem war vielmehr, dass Stephanie zu viel über ihn wusste und dass er sie insofern nie ganz loswerden würde.

In der Zwischenzeit hatte sich Hohenlohe eine neue Freundin gesucht, die sich um sie kümmerte. Sie hatte schon immer eine gewisse Begabung besessen, wenn es darum ging, sich mit einem ganz bestimmten Frauentyp anzufreunden. In Grossbritannien hatte Lady Snowden die Rolle ihrer treuen Begleiterin übernommen; jetzt war Hohenlohes neue Freundin eine gewisse Mrs. Oowler-Smith, die, so ein Bericht des FBI, «ein Individuum mit Nazi-freundlichen Tendenzen ist, Nazi-freundliche Literatur verteilte und die eng mit Fritz Wiedemann assoziiert war»¹⁴³

Smith war reich genug, um Stephanie einen guten Anwalt zu bezahlen, und später sollte sie auch noch für ihre Kautionsaufkommen (genau wie bei Snowden würde die Freundschaft mit Stephanie für sie ein kostspieliges Verlustgeschäft werden). Trotz dieser Unterstützung verhaftete die amerikanische Einwanderungsbehörde Hohenlohe im März 1941 und schickte sie in ein Gefängnis des Immigration and Naturalization Service (INS) in San Francisco. Ihre Mutter und ihr Sohn taten, was sie nur konnten, um sie freizubekommen, aber ohne Erfolg. Wie üblich nahm Hohenlohe die Dinge selbst in die Hand und ihr Charme funktionierte selbst noch aus einer Gefängniszelle. Obwohl sie mittlerweile 50 Jahre alt und relativ füllig war, gelang es ihr, den Chef der Einwanderungsbehörde, Major Lemuel B. Schofield, zu bezirzen. Schofields Ruf war bis zu diesem Zeitpunkt legendär gewesen. Er hatte in den 1930er Jahren Al Capone ins Gefängnis gebracht und galt schon deshalb nicht als jemand, den man leicht manipulieren konnte. Doch die Prinzessin Hohenlohe spielte in einer anderen Liga als Al Capone. Sie schaffte es, den einst so gesetzestreuem Familienvater Schofield zu korrumpieren. Nach langen Gesprächen traf Schofield im Mai 1941 mit ihr eine «Vereinbarung»: Sie

kam wieder auf freien Fuss, und im Gegenzug stellte sie sich in den Dienst der Propaganda gegen Hitler. Sehr zur Belustigung der FBI-Agenten, die Hohenlohe und Schofield von nun an überallhin folgten, begann das Paar eine heisse Affäre, bei der «viel Alkohol im Spiel» war.¹⁴⁴ Hoover hielt Roosevelt über alle unterhaltsamen Aspekte dieser Affäre auf dem Laufenden (der Präsident widmete dem Fall Hohenlohe überraschend viel Zeit) und behauptete sogar, er habe «gute Fotos» von dem ungleichen Paar.

Nach dem Angriff der Japaner auf Pearl Harbor war jedoch Schluss mit derart unterhaltsamen Geschichten. Jetzt befand sich Amerika im Krieg, und nicht einmal Schofield konnte verhindern, dass Stephanie interniert wurde. Einen Tag nach Pearl Harbor wurde sie auf dem Weg ins Kino verhaftet. Man steckte sie in einen Zellenblock mit anderen Deutschen, von denen sie alles andere als freundlich aufgenommen wurde. Sie galt als Wendehals und obendrein hielt man sie für eine Jüdin. Hohenlohe muss es als Ironie des Schicksals empfunden haben, mit einem Mal wieder von deutschen Nazis umgeben zu sein, doch ihren Sinn für Humor hatte sie mittlerweile verloren. Sie tat, was sie nur konnte, um aus der Haft freizukommen. Als Walter Langer sie im Sommer 1942 für seinen OSS-Bericht über Hitler verhörte, bot sie ihm im Gegenzug für ihre Freilassung «streng geheime Informationen» an. Er liess sich nicht darauf ein, und so «denunzierte» sie ihn schliesslich beim FBI, was ihm endlosen Ärger einbrachte. Sie behauptete nun, sie sei schon immer gegen die Nazis gewesen und bezeichnete Hitler als «Handlungsreisenden». Damit meinte sie nicht etwa, dass er es verstand, seine Ideologie unter die Leute zu bringen, sondern dass er aus der «Unterschicht» kam. Je länger sie im Gefängnis sass, desto mehr hatte sie Grund, den Tod ihres «Handlungsreisenden» herbeizuwünschen.

Ihre Wut richtete sich zu dieser Zeit auch gegen Schofield, der es nicht schaffte, sie freizubekommen. Folglich beschloss sie, Hoover brisantes Material über ihren nunmehr «nutzlosen» Liebhaber anzubieten. Im Gespräch mit einem von Hoovers Agenten erhob sie den Vorwurf, dass Schofield und seine Behörde jahrelang gegen das FBI gearbeitet hätten. Hoover nahm den Köder nicht an. Im Gegenteil, er sorgte dafür, dass sie bis zum bitteren Ende

in Haft blieb: Am 9. Mai 1945, einen Tag nach dem Kriegsende in Europa, war sie der letzte Häftling eines Feindstaates, der entlassen wurde.

Hohenlohe hatte Glück, dass Schofield niemals von ihrem Angebot an Hoover erfuhr. Kurz nachdem sich die Gefängnistore geöffnet hatten, war das Paar wieder vereint. Die folgenden zehn Jahre lebten sie von Schofields beträchtlichen Einnahmen. Sie bereisten die Welt und gaben glamouröse Partys. Als er 1955 an Herzversagen starb, hatte Schofield sichergestellt, dass Hohenlohe gut versorgt war. Seine Frau und Kinder erbten nichts.

Es erscheint bizarr, dass eine zwielichtige Figur wie Stephanie Hohenlohe in den 1930er Jahren ein erfolgreicher *Go-Between* werden konnte. Doch sie und der Herzog von Coburg waren nicht allein. Noch ein weiteres Mitglied der Familie Hohenlohe betätigte sich hinter den Kulissen als heimlicher Helfer Hitlers.

Von München nach Marbella: Prinz Max Egon zu Hohenlohe- Langenburg

Stephanie Hohenlohes Motivation, als *Go-Between* zu arbeiten, war gesellschaftlicher und finanzieller Natur gewesen. Ein anderes Motiv trieb ihren entfernten Verwandten, den österreichisch-ungarischen Adligen Max Egon zu Hohenlohe-Langenburg an.

In Büchern über Geheimdienste spielt Max Hohenlohe bisher immer eine kleine Nebenrolle. Man widmet ihm ein paar Zeilen, in denen lediglich darauf hingewiesen wird, er sei 1938 in der Tschechoslowakei aktiv gewesen und habe sich während des Krieges an Gesprächen mit den Alliierten in der Schweiz beteiligt. Dabei wird nie ganz klar, ob er wirklich als Privatmann unterwegs war (wie er behauptete) oder für jemanden arbeitete. Wenn er für jemanden arbeitete, dann stellt sich wiederum die Frage für *wen*: für Göring? Für Görings Rivalen Himmler? Oder vielleicht für den deutschen Abwehrchef Canaris?

Der britische Journalist Senfton Delmer, ein intimer Kenner von Hitlers Umgebung in den frühen 1930er Jahren, war überzeugt davon, dass Max Hohenlohe als «Amateur-Agent» für Ribbentrop tätig war.¹ Das britische Foreign Office hingegen teilte diese Interpretation lange Zeit nicht, dort galt Hohenlohe als eigener nützlicher Verbindungsmann. Dass niemandem so recht ersichtlich schien, wer Hohenlohes Dienstherr war, half ihm, turbulente Zeiten unbeschadet zu überstehen. Bis heute gehen Historiker daher überraschend wohlwollend mit ihm um und schildern seine «Friedensbemühungen».² Selbst die National Archives London vergleichen ihn mit «Scarlet Pimpernel»³ – dem romantischen Romanhelden, der Aristokraten aus dem revolutionären Frankreich rettete. Das ist eine ausgesprochen grosszügige

Interpretation, denn wenn man sich etwas eingehender mit seiner Biographie beschäftigt, wird deutlich, dass er bestimmt niemanden vor der Guillotine gerettet hat – ganz im Gegenteil.

Es gibt mehrere Gründe, warum Max Hohenlohe in ein so positives Licht getaucht wird. Zuerst einmal hält die Familie Hohenlohe seinen privaten Nachlass noch immer unter Verschluss; nur einige ausgewählte Teile durfte der Journalist Heinz Höhne in den 1960er Jahren einsehen.⁴ Höhne arbeitete für den *Spiegel* und war der erste Journalist, der mit Prinz Max Hohenlohe in Kontakt trat. Hohenlohe hatte damals ein Interesse daran, interviewt zu werden. Nach dem Krieg wollte er die Dinge «richtigstellen» und sich selbst als frühen Kritiker Hitlers stilisieren. Seine schriftlichen Antworten auf Hohnes Fragen sind geradezu faszinierend. So behauptete Hohenlohe, er habe niemals irgendwelche Verbindungen zum Sicherheitsdienst (SD) des Reichsführers SS gehabt – offenbar war ihm nicht klar, dass Höhne seine SD-Nummer ausgegraben hatte. Stattdessen behauptete Hohenlohe, er habe stets als Privatmann gehandelt:

«Ich bin nicht zum SD oder zur SD-Führung in Beziehungen getreten. In Wirklichkeit habe ich überhaupt zu keiner ‚Dienststelle‘ Beziehungen unterhalten, wohl aber mit einer Reihe von Persönlichkeiten in Deutschland und im Westen, auf gesellschaftlicher und freundschaftlicher Ebene Gespräche geführt, so weit sie mir dem Frieden dienlich schienen. In Deutschland habe ich mit Hitler anlässlich der Olympiade gesprochen und bin damals mit Ribbentrop, Göring, Himmler, Botschafter Hewel und anderen bekanntgeworden. Ob nun der eine oder andere der deutschen Gesprächspartner dem SD angehörte, kann ich nicht sagen. In Deutschland habe ich mit Hitler Gespräche geführt, so weit sie mir dem Frieden dienlich schienen.»⁵

Hohenlohe führte aus, ihm sei einzig und allein daran gelegen gewesen, ein Mitglied der NS-Führung dazu zu bringen, seine Friedenspläne zu unterstützen. Ausschliesslich zu diesem Zweck habe er vor und nach dem Ausbruch des Krieges mit den Nazis zusammengearbeitet. Max Hohenlohes Sohn Alfonso spann die Erzählungen seines Vaters später weiter und beschrieb ihn als einen «unabhängigen Vermittler» und «echten Europäer».⁶ Mit dem Be-

ginn der Europäischen Union klang diese Interpretation in jeder Hinsicht politisch korrekt.

Abgesehen von seinem Sohn gab es aber noch jemanden, der sicherstellte, dass Max in einem besonders günstigsten Licht erschien: sein alter Freund Reinhard Spitzzy. Der überzeugte Nazi Spitzzy adorierte Max Hohenlohe und stellte ihn in seinen Memoiren ebenfalls als einen Mann des Friedens dar. Spitzzys Bücher erlebten im Nachkriegsdeutschland hohe Auflagen und er war ein gern gesehener Gast in TV-Dokumentationen. Seine Anziehungskraft lag an einer Mischung aus österreichischem Charme, Witz und völliger Durchtriebenheit. Sein Spezialgebiet wurde unter anderem schlüpfrige Geschichten aus Hitlers Privatleben. Dank Spitzzys Beihilfe konnte aus Max Hohenlohe nach dem Krieg ein «guter Nazi» werden. Auch wenn man das Attribut «gut» schwerlich unterschreiben kann, so war er auf jeden Fall ein gerissener Nazi. Und es war genau diese Gerissenheit, die ihn in den 1930er Jahren zu einem heimlichen Helfer machte.

Hohenlohe kam im November 1897 auf dem Familiensitz Schloss Rothenhaus als drittes von sechs Kindern zur Welt.⁷ In jungen Jahren hätte er sich wohl als Deutschböhme bezeichnet. Anders als Stephanie Hohenlohe, die sich ihren Namen erheiratet hatte, war Max ein echter Grandseigneur mit einem langen Stammbaum. Doch auch wenn die beiden nicht blutsverwandt waren und noch nicht einmal demselben Zweig des Hauses Hohenlohe angehörten, hatten sie viel gemeinsam: Beide waren Produkte der supranationalen K.-u.-k.-Monarchie, beide hatten ein überbordendes Selbstbewusstsein und waren skrupellos. Pragmatisch und fern jeglicher Utopien profitierten sie von den politischen Konflikten der 1930er Jahre und spielten nach Bedarf mit ihren verschiedenen nationalen Identitäten. Beide hatten zwar unterschiedliche Beweggründe, sich als *Go-Betweens* zu verdingen, doch Altruismus gehörte auf keinen Fall dazu.

Wie bereits in Kapitel 5 gezeigt, war das Haus Hohenlohe in mehrere Zweige aufgeteilt. Wegen seiner Verbindungen zur britischen Königsfamilie genoss der protestantische Zweig der Hohenlohe-Langenburgs einen besonders hohen Status. Ein wohlhabender Zweig waren sie jedoch nicht und Queen Victoria musste ihnen mehrmals zur Hilfe kommen. Auch die katholi-

sche Linie der Hohenlohe-Langenburgs, der Max angehörte, war gelegentlichen finanziellen Schwankungen unterworfen. Bis 1918 stellte dies jedoch kein Problem dar. Max hatte in der österreichischen Armee gedient und konnte den sozialen Status genießen, den ihm sein Familienname verlieh. Nach dem Zusammenbruch der Habsburger Dynastie stand er allerdings vor dem sozialen und finanziellen Abgrund. Für einen ehrgeizigen Mann wie Hohenlohe war diese Situation nicht akzeptabel. Als drittgeborener Sohn schienen ihm jetzt nur noch wenige Möglichkeiten offenzustehen. Durch die tschechischen Agrarreformen⁸ war das Majorat seines Vaters verkleinert worden, und Hohenlohe, der in der österreichischen kaiserlichen Armee gedient hatte, lehnte es ab, tschechischer Staatsbürger zu werden. Aber das Familienmotto derer zu Hohenlohe lautete: «*exflammi orior*» – «ich werde mich aus den Flammen erheben» – und genau das tat Max Hohenlohe.

Wie Stephanie und so viele andere österreichisch-ungarische Adlige, musste er sich 1918 für einen neuen Pass entscheiden. Er wählte das kleine, sichere Fürstentum Liechtenstein, mit dessen Herrscherhaus die Hohenlohes verwandt waren. Sobald er sich diesen Pass gesichert hatte, kümmerte sich Hohenlohe um seine anderen akuten Probleme. Um den finanziellen Engpass zu beheben, heiratete er vorteilhaft. Er hatte keine Probleme, die passende Ehefrau zu finden, da er «gross, sportlich, ein guter Tennis- und Polospieler» war.⁹ 1921 heiratete er Piedita Iturbe, die Marquesa de Belvis. Ihr Vater war mexikanischer Botschafter in Sankt Petersburg und Madrid gewesen, ihre Mutter, Maria de la Trinidad von Scholtz-Hersmendorff y Caravaca, entstammte einer spanisch-mexikanischen Familie und herrschte über einen einflussreichen politischen Salon in Madrid. Hohenlohe eröffnete die Heirat mit Piedita Kontakte zur höchsten Sphäre der spanischen Gesellschaft. Er freundete sich unter anderem mit dem Herzog von Alba und König Alfons XIII. von Spanien an, der Taufpate von Max' erstgeborenen, Sohn Alfonso wurde. Der kleine Alfonso zu Hohenlohe-Langenburg wurde im spanischen Königspalast getauft und später ein genauso berühmter Playboy wie sein Patenonkel.

Den passenden Lebensstil finanzierte Piedita. Die Iturbes hatten 1766 das Baskenland verlassen und sich nach Mexiko aufgemacht, wo sie ein riesiges Vermögen in Gold, Juwelen und Gewürzen ansammelten.¹⁰ Gestärkt durch Pieditas Geld, konnte Max seinem älteren Bruder den Familienbesitz Rothernhaus in Böhmen abkaufen. Zusammen mit der spanischen Beszung seiner Frau baute er diese Schlösser zu politischen Einflusszentren aus. Sein Ziel war es, aus seinem böhmischen Schloss und dem spanischen Palast, El Quexigal, Zentren politischer Einflussnahme zu machen. Politik faszinierte ihn und aufgrund seiner Familientradition sah sich Max Hohenlohe als geborener Diplomat: «Gestützt auf seine Stellung, verzweigte internationale Verbindungen und finanzielle Unabhängigkeit, beschäftigte sich Max Hohenlohe gerne mit der Aussenpolitik», so Spitzzy, «wie dies seit dem Mittelalter in seiner Familie Tradition war.»¹¹

In Hohenlohes Augen bestand hier eine klare Kontinuität: Generationen seiner Familie hatten als Fürstenberater gedient, er würde dem neuen «Fürsten» Hitler dienen. Für Hitler entschied sich Hohenlohe aus rein opportunistischen Gründen. Wie bereits erwähnt, waren es drei Punkte, die Hitlers Aussenpolitik für den deutschen und den österreichischen Adel so attraktiv machten: Hitlers antitschechische Politik, seine Pläne für einen Anschluss Österreichs und seine Politik gegenüber Polen.

Die Polenpolitik interessierte vor allem die oberschlesischen Magnaten. Paradigmatisch kann man dies am Fall Pless sehen. Die reiche Fürstin Daisy Pless spielte schon in Kapitel 2 eine Rolle. In der Zwischenkriegszeit musste ihre Familie, wie auch andere oberschlesische Adelige, finanzielle Rückschläge hinnehmen. Durch die Teilung Oberschlesiens im Jahre 1922 waren 75 Prozent des Pless-Grundbesitzes, die Brauerei, die Gruben und alle anderen Betriebe polnisch geworden. Die Familie Pless hatte aus diesem Grund 1922 die polnische Staatsbürgerschaft angenommen. Sie lebten nicht mehr auf Schloss Pless (im polnischen Teil ihrer Besitzungen), sondern auf dem deutschen Schloss Fürstenstein und versuchten, von hier aus ihre polnischen Geschäfte zu betreiben. Das wurde jedoch immer schwieriger, da die polnische Regierung versuchte, durch Einschränkungen des Plesschen Kohle-

exports, durch Erhöhung der Steuern und durch eine «Mitverwaltung» polnische Interessen durchzusetzen. Ihr Ziel war es letztendlich, das Pless-Imperium preiswert aufzukaufen. Fürst Pless strengte deswegen 1932 eine Schadensersatzklage am Gerichtshof von Den Haag an. Seine Söhne erwarteten sich jedoch von juristischen Wegen wenig und hofften auf Hitler. Daisys Sohn Boiko Pless arbeitete eng mit der schlesischen und Berliner NSDAP zusammen. Die Nationalsozialisten hatten grosses Interesse daran, deutsche Adelige in Oberschlesien zu unterstützen. Die polnischen Besitzungen der Familie Pless wurden 1934 zur Chefsache gemacht: Neurath und sogar Goebbels unterstützten sie und verhandelten für sie in Warschau.¹²

Sie sorgten auch dafür, dass Fürst Pless deutsche Bankkredite erhielt, mit denen er seine Besitzungen halten konnte. Ziel war es, damit auch die deutsche Bevölkerung in Oberschlesien zu stärken.¹³ Für oberschlesische Adelige war eine derartige NS-Politik enorm attraktiv. Familien wie die Henckel-Donnersmarck revanchierten sich auch aus diesem Grund, indem sie Hitler unterstützten.

Max Hohenlohe-Langenburg hatte nur peripheres Interesse an Hitlers Polenpolitik, aber die beiden anderen aussenpolitischen Themen auf Hitlers Agenda waren ihm wichtig. Zuerst einmal der mögliche Anschluss Österreichs: Auch wenn der österreichische Ständestaat vom deutschen Hochadel anfangs als eine politische Verbesserung wahrgenommen wurde, so hatte man doch die Hoffnung auf eine grossdeutsche Lösung nie ganz aufgegeben. Mitglieder standesherrlicher Familien, wie etwa der junge Hubertus Löwenstein oder Albert von Thurn und Taxis, hofften nach Kriegsende weiterhin auf einen Anschluss. Hubertus schrieb über dieses Gefühl: «Da zogen wir Schuljungen aus, zusammen mit Studenten und jungen Arbeitern, um die Grenzpfähle zwischen Deutschland und Deutsch-Österreich niederzureissen. Selbst der Hunger war nun unwichtig geworden! Dann griffen die Alliierten ein, mit der Drohung die Blockade.»¹⁴ Auch Fürstenberg und Max Hohenlohe hatten diese Hoffnung gehabt und warteten jetzt darauf, dass Hitler ihnen den Traum erfüllen würde. Der Österreicher Reinhard Spitzky beschrieb, wie viel seinem Freund Hohenlohe das Ideal eines Grossdeutsches Reichs bedeutete: «[Max] war ein zäher und schlauer Grandseigneur von bestechen-

dem Charme und er war ein überzeugter Patriot im Sinne des Grossdeutschen Reiches alter und neuer Prägung.»¹⁵ Vor allem die neue Prägung schien für Max attraktiv zu sein.

Hitler bot noch etwas, das Max Hohenlohe anzog: eine aggressive Politik gegenüber der Tschechoslowakei. Seit dem Kauf des Familienbesitzes 1935 hatte Hohenlohe wirtschaftliche Interessen in Böhmen und hasste die tschechoslowakische Regierung, die versuchte, ihn zu behindern. Sein Freund Spitzky erklärte dies folgendermassen:

«Für ihn war die Schaffung des tschechoslowakischen Vielvölkerstaates ein sträflicher Unsinn, und er hielt es für eine ausgemachte Sache, dass die Sudetendeutschen in Böhmen ihre Autonomie bekommen oder wieder mit dem deutschen Reich vereint werden mussten. Dort hatten sie seit vielen Jahrhunderten ihren angestammten Platz.»¹⁶

Doch seine tschechischen Standesgenossen suchten andere Wege. Nach 1918 teilte sich der Adel in der Tschechoslowakei in zwei divergierende Gruppen: eine «deutsche Gruppe», der zwei Drittel aller dortigen Adligen angehörten, und eine «tschechische Gruppe», die etwa ein Drittel umfasste.¹⁷ Die «deutsche» Gruppe sah sich als unterdrückte sudetendeutsche Minderheit, während die «tschechische» Fraktion sich integrieren wollte und die tschechische Sprache und Kultur pflegte.¹⁸

In den 1920er Jahren hatte es auch in der tschechisch orientierten Adelsgruppe Sympathien für faschistische Ideologien gegeben. Man sah darin «die Opposition gegen den Bolschewismus, Liberalismus und Gleichheitsvorstellungen, die Idee eines modernen Korporatismus; und den Appell an traditionelle Werte, einschliesslich der Familie und paternalistischer Arbeitsbeziehungen.»¹⁹ Doch ab 1933 konnten für die «tschechische» Gruppierung diese ideologischen Affinitäten die politische Bedrohung durch Nazi-Deutschland nicht mehr ausgleichen. Die Angehörigen der «tschechischen» Gruppierung wurden zu kompromisslosen Kritikern Hitlers. So verbreiterte sich die Kluft zwischen den beiden adligen Fraktionen immer mehr. Diese Kluft ist bis heute spürbar, wenn sich die Abkömmlinge der beiden Fraktionen gegenseitig vorwerfen, ihre Vorfahren hätten sich auf die Seite der Nazis, der Tsche-

choslowakei oder (später) der Kommunisten geschlagen.²⁰ Für die «deutsche Gruppe» bot Hitler also in den 1930er Jahren ein Bollwerk gegen ihre zwei grössten Feinde – die Tschechoslowakei und die Sowjetunion, die seit 1935 Verbündete waren. Die Angst vor dem Kommunismus stellte für Hohenlohe und seine Freunde eine enorme Motivation dar. Frank Ashton-Gwatkin, Diplomat des britischen Aussenministerium und überzeugter Appeaser, fasste während der Sudetenkrise die Ängste dieser Gruppe zusammen:

«Sie fürchten sich vor Russland und dem Bolschewismus*.

Diesen halten sie für eine echte Gefahr für das, was von ihrem Besitz noch übrig ist, und für die Tradition, für die sie noch immer stehen.»²¹

Um ihren Besitz zu schützen, hielt sich die «deutsche Gruppe» der Adligen an Konrad Henlein, den Führer der sogenannten ‚Sudetendeutschen‘, der deutschen Minderheit in der Tschechoslowakei.

Wir haben bereits in Kapitel 5 gesehen, wie Stephanie Hohenlohe und Wiedemann 1938 versuchten, Halifax zugunsten der Sudetendeutschen zu beeinflussen. Max Hohenlohe hatte die gleiche Aufgabe und er führte sie mit grossem Aplomb aus. Noch lange nach dem Krieg kommentierte sein alter Freund Spitzzy diesen grossen Coup: «Eine entscheidende Rolle spielte damals unser späterer Freund und Gönner, Prinz Max von Hohenlohe-Langenburg, dem es durch hervorragende Beziehungen im Westen ein leichtes war, in London für die sudetendeutsche Sache zu werben.»²²

Nach dem Krieg behauptete Hohenlohe, er habe damals im Alleingang gearbeitet und lediglich verhindern wollen, dass über die Sudetendeutsche Frage ein Krieg ausbreche. Das gleiche Argument benutzte auch Stephanie Hohenlohe. Dass Göring ihr Auftraggeber gewesen war, wollten beide verständlicherweise nicht zugeben. Max Hohenlohe war auf jeden Fall überzeugend in seiner Rolle. 1938 glaubten sowohl die Tschechen als auch die Briten, der «Zwischenhändler» Max Hohenlohe spreche ausschliesslich in ihrem Auftrag mit Henlein – ein verhängnisvolles Missverständnis.²³

Max Hohenlohes tatsächliche Rolle war es, in Grossbritannien als mässigend aufzutreten, er sollte die Stimme der Vernunft darstellen. Er gab vor,

den Briten bei der Lösung des heiklen Sudetenlandproblems «helfen» zu wollen. Es mag zunächst überraschen, dass man ihm in London Gehör schenkte, aber im britischen Aussenministerium hatten Kontakte zu böhmischen Hochadelsfamilien durchaus Tradition. Schon 1919 wurde dem Foreign Office vorgeworfen, Adelige in der Tschechoslowakei gegen das Regime zu unterstützen. In der Zeitschrift *Ceske Slovo* erschien ein Artikel, der die Briten und die böhmischen Adligen beschuldigte, sie hätten sich «verschworen, um einen König auf den böhmischen Thron zu setzen, und in diesem Zusammenhang wird immer wieder der Prinz Arthur of Connaught genannt [...]. Diplomatische und militärische Gesandte aus Grossbritannien, Frankreich und Italien sieht man allzu oft in den Häusern der Adligen, insbesondere bei Fürst Bedfich von Lobkowitz.»²⁴

Auch wenn diese Idee eines Königtums abstrus war, so kamen derartige Besuche tatsächlich häufiger vor. Hohenlohe konnte auf diesen alten Kontakten für seine eigenen Zwecke aufbauen. Er und Göring wussten nur allzu gut, wie sehr man in einer statusbesessenen Gesellschaft wie Grossbritannien einen *Go-Between* mit beeindruckendem Stammbaum schätzte. Chamberlain und Halifax zogen es vor, mit jemandem zu reden, der über einen makellosen gesellschaftlichen Hintergrund verfügte, und Hohenlohe war in ihren Augen ein Grandseigneur der alten Schule, dessen Landsitz sich nur rein zufällig in Böhmen und nicht in Oxfordshire befand. Darüber hinaus war er als internationaler Aristokrat ebenso sehr in Grossbritannien zuhause wie in Paris, Wien oder Madrid. Er war vermögend und jovial, kannte Churchill sowie hohe Beamte im britischen Aussenministerium und zahlreiche ausländische Diplomaten – nicht zuletzt den Herzog von Alba und die Nummer zwei in der deutschen Botschaft, Fürst Otto II. von Bismarck.

Im Nachhinein kommentierte das britische Foreign Office Hohenlohes Arbeit im Sudetenland mit den Worten: «Vor dem Münchner Abkommen war er aktiv als Vermittler für Göring und andere sogenannte moderate Deutsche tätig.»²⁵ Zu diesem Zeitpunkt schwante es dem Foreign Office bereits, dass es diese «moderaten Deutschen» unter Görings Leitung gar nicht gab. Doch im Jahr 1938 schien Hohenlohe der ideale «Vermittler» zu sein, der

helfen konnte, die Probleme in der Tschechoslowakei beizulegen.

Gegen den Anschluss Österreichs im März 1938 war die britische Regierung nicht eingeschritten, und was das Problemfeld Sudetenland betraf, hofften die Appeaser, dass sich die Lage nicht weiter verschlechtern würde. Chamberlain schrieb in diesem Sinne an seine Schwester:

«Wenn wir einen weiteren gewaltsamen Coup in der Tschechoslowakei vermeiden können, was durchaus möglich sein dürfte, dann kann es sein, dass sich Europa wieder beruhigt und dass wir eines Tages in Friedensgespräche mit den Deutschen eintreten können.»²⁶ Der Premierminister hatte sich, was die Tschechoslowakei betraf, bereits ein festes Bild gemacht. Dem tschechischen Präsidenten Benes misstraute er völlig. Seiner Meinung nach sollten die Tschechen das Sudetenproblem schnell lösen, damit den Franzosen erspart werden würde, die Garantien einzulösen, die sie der Tschechoslowakei für den Kriegsfall gegeben hatten. Dass die Sudetenfrage für Hitler lediglich ein Vorwand war, um sich die gesamte Tschechoslowakei einzuverleiben, konnte und wollte Chamberlain genausowenig wahrhaben wie die Tatsache, dass Henlein, der Anführer der Sudetendeutschen, von Anfang an eine Marionette Hitlers war.

Nach einem Treffen mit dem Führer im März 1938 fasste Henlein die Anweisungen, die er erhalten hatte, folgendermassen zusammen: «Wir müssen immer so zu viel verlangen, dass sie uns nicht zufriedenstellen können.» Zara Steiner hat mit Recht darauf hingewiesen, dass «diese Anweisungen, von denen man in London, Paris und Prag nichts wusste, allen nachfolgenden Bemühungen der Tschechen um eine akzeptable Lösung für das Sudetenproblem Hohn sprachen».²⁷ Was daher im Sommer 1938 stattfand, war ein Theaterstück mit einer ausgezeichneten Besetzung inklusiver deutscher *Go-Betweens*. Max Hohenlohe spielte die brillante Charakterrolle des wohlmeinenden Freundes der Briten, der «doch nur helfen wollte». Aber auch Stephanie Hohenlohe gab eine hervorragende Darbietung. Genau wie Max verkaufte sie Henlein den Briten als einen vernünftigen Mann, dessen sympathisches Ringen um Autonomie nachvollziehbar war. Wie wir in Kapitel 5 gesehen haben, umsorgte Stephanie Henlein «gesellschaftlich» im Mai 1938

in London – einen Monat, nachdem er in Karlsbad in einer grossen Rede die politische Autonomie für die Sudetendeutschen gefordert hatte. Seine Forderungen zielten mehr oder weniger auf die Desintegration der Tschechoslowakei ab, doch trotz allem bereitete man ihm in London einen wohlwollenden Empfang.

Während Wiedemann und Stephanie in London aktiv waren, versorgte der andere *Go-Between* Max Hohenlohe Sir Robert Vansittart, den ehemaligen Unterstaatssekretär des britischen Aussenministeriums, mit seiner Version des Sudetenproblems. Obgleich Vansittart für seine antideutsche Haltung bekannt war, hatte er sich mit Henlein angefreundet und strebte eine friedliche Lösung der Sudetenkrise an. Er vertraute auch Max Hohenlohe und schickte einen seiner besten Männer, um mit ihm in Verbindung zu bleiben: den Geheimdienstoffizier Captain Malcolm Christie. Sowohl Vansittart als auch Christie hielten Max Hohenlohe für einen zuverlässigen Mann. Um ihre Gespräche vertraulich zu halten, erfanden sie Codenamen für den Ernstfall. Christies Codenamen waren «Graham» und «Gordon», Max Hohenlohe hiess «Smiler» (vielleicht aufgrund seines sonnigen Gemüts), und Henlein nannten sie «Chicken» (eine etwas zu offensichtliche Übersetzung seines Nachnamens). Im Juli 1938 berichtete Christie von seinen Gesprächen:

«Fürst Hohenlohe rief an, äusserte Besorgnis über tschechische Taktik. Hohenlohe ist absolut davon überzeugt (und ich ebenso), dass die Sudetendeutschen auf jeden Fall ein vertretbares Mass an kultureller Autonomie brauchen. Hohenlohe glaubt, ein solches Angebot sei das Mindeste, um dem Deutschen Reich den Wind aus den Segeln zu nehmen und ihren Vorwand zur Intervention zu verhindern.»²⁸

Das klang ganz so, als wolle Hohenlohe die Briten gegen den Kriegstreiber Hitler unterstützen. Dabei muss er gewusst haben, dass es Hitler langfristig nicht nur um «Autonomie» für das Sudetenland ging, er wollte es annectieren. Hohenlohe ahnte, dass man die Briten nach und nach von dieser Notwendigkeit überzeugen konnte, und vor allem musste man ihnen dabei helfen, vor den Franzosen das Gesicht zu wahren.

Es gab mindestens zwei Gründe, warum Göring und sein heimlicher Helfer Hohenlohe so hart daran arbeiteten, dass die Briten am Ende die «friedliche» Annexion des Sudetenlandes hinnahmen. Zunächst einmal fürchtete Göring die Reaktion der Westmächte, wenn Hitler einfach ins Sudetenland einmarschierte. Neben dieser Bedrohung von aussen gab es jedoch auch noch die von innen: Göring wusste, dass die Kriegspläne des Führers für die Tschechoslowakei (Deckname: «Fall Grün») von einigen seiner eigenen Generale kritisiert worden waren – sie befürchteten ein politisches und militärisches Desaster. Die tschechische Armee war im Laufe der Jahre zahlenmässig erheblich aufgestockt worden und damit nicht zu unterschätzen. Vor allem aber befanden sich die meisten tschechischen Befestigungsanlagen ausgerechnet im Sudetenland.

Wie wir im Kapitel über Stephanie Hohenlohe gesehen haben, hoffte Göring, dass die Tschechoslowakei die meisten seiner Grenzanlagen verlieren würde, wenn das Sudetenland dem Dritten Reich mit friedlichen Mitteln übergeben würde. Deutsche Soldaten könnten dann die Befestigungsanlagen kurzerhand übernehmen, ohne dass auch nur ein Schuss fallen müsste. Anschliessend wäre es nur noch ein Kinderspiel, den Rest der Tschechoslowakei zu besetzen.

Hitler hatte den Geheimkanal Wiedemann/Stephanie zu Halifax persönlich mitunterstützt; und ihm war wohl auch klar, dass Göring in der Tschechoslowakei einen anderen *Go-Between* im Einsatz hatte. Bis heute ist Hitlers Verhalten im Sommer 1938 umstritten. Er schien entschlossen, seinen «Fall Grün» durchzuführen und die Tschechoslowakei anzugreifen. Zeitweise befielen ihn jedoch auch Zweifel. Er war sich nicht sicher, wie die Briten reagieren würden, und umso wichtiger war es ihm, dass heimliche Helfer an so viele Hintergrundinformationen wie möglich gelangten. Leute wie Max Hohenlohe waren daher äusserst nützlich.

Im Juli 1938 kam der «moderate» Hohenlohe aus diesem Grund nach London und erklärte seinem Kontaktmann im Aussenministerium, Hitler stehe kurz davor, wegen der Tschechoslowakei einen Krieg zu beginnen. Nur wenn Henleins Forderungen nach Autonomie für das Sudetenland erfüllt würden, könnte das zur Deeskalation der Situation beitragen. In diesem Zu-

sammenhang stellte Hohenlohe Göring als denjenigen Mann in Hitlers Umgebung dar, der an einer friedlichen Lösung interessiert sei.

Die Briten hörten ihm aufmerksam zu. Sie waren mittlerweile zu dem Entschluss gekommen, einen britischen Vermittler einzuschalten. Chamberlain und Halifax hatten den geeigneten Kandidaten dafür parat, den 68-jährigen Lord Runciman. Bei Runciman glaubte man die Angelegenheit in sicheren Händen: «Man durfte darauf vertrauen, dass er die erwarteten Ergebnisse erzielen würde. Sein Hintergrund, seine politische Karriere und gesellschaftliche Stellung innerhalb des Establishments sorgten dafür, dass er ganz genau wusste, was London von ihm erwartete.»²⁹ Der Öffentlichkeit verkaufte man Runciman als einen «unabhängigen» Vermittler.

Runcimans Reise in die Tschechoslowakei dauerte vom 3. August bis zum 16. September. Während seines Besuches sprach er mit dem tschechischen Präsidenten Benes, mit Premierminister Hodza und mit dem Anführer der Sudetendeutschen, Henlein.³⁰ Auf seiner «Sondierungsmission» wurde Runciman von Max Hohenlohe voll und ganz unterstützt. Hohenlohe erschien ihm als ehrlicher Makler, denn sowohl Hodza als auch Henlein vertrauten ihm. So war es auch Hohenlohe, der Runciman und Henlein auf seinem Schloss zu Gesprächen zusammenbrachte und sich als Dolmetscher anbot. Nach dem Treffen blieben die beiden Männer über Hohenlohe in Kontakt.

Runciman war bei seiner «Erkundungsreise» nicht allein unterwegs, Frank Ashton-Gwatkin vom britischen Ausenministerium begleitete ihn. Der überzeugte Appeaser Ashton-Gwatkin kam zu der (offensichtlichen) Schlussfolgerung, dass Hohenlohe und die anderen sudetendeutschen Adligen bedeutende Unterstützer der SdP (Sudetendeutsche Partei) waren und Henlein auch «persönlich sehr mochten».³¹ Im Idealfall hätte diese Erkenntnis Ashton-Gwatkin und Runciman dazu veranlassen müssen, sich etwas eingehender mit der Gegenseite zu beschäftigen. Hohenlohe sorgte jedoch dafür, dass es dazu gar nicht kommen konnte, wie der Historiker Eagle Glassheim gezeigt hat:

«Während seines sechswöchigen Aufenthalts in der Tschechoslowakei verbrachte [Runciman] bis auf eines all seine Wochenenden als Gast böhmischer Adliger. Dort nahm er an üppigen Abendgesellschaften teil,

schoß mit ihnen Rebhühner und erkundete mit seinen Gastgebern im Automobil die Landschaft.»³²

Hohenlohe schaffte es also perfekt, Runciman während seines Besuches «gesellschaftlich» zu umsorgen und ihm, gemeinsam mit den «richtigen», d.h. sudetendeutschen Gesprächspartnern, auf seinem Schloss ein Unterhaltungsprogramm im englischen Country-House-Stil zu bieten. Sudetendeutsche Adelige wichen folglich nicht von Runcimans Seite – und die Familien Kinsky, Alfons Clary-Aldringen und Josef und Friedrich Westphalen gaben ihr Bestes, gute Stimmung zu verbreiten.³³ Die Beweggründe dahinter waren so offensichtlich, dass sie bereits von Zeitgenossen kritisiert wurden.

Der *Daily Express* fand Runcimans Nähe zu Hohenlohe und seinen Freunden unangemessen, vor allem da die Sudetendeutschen weiterhin alle Angebote der Tschechen ablehnten:

«Bis jetzt hat Lord Runciman in seinen Gesprächen nur mit Henleins Gehilfen zu tun gehabt. Während heute Morgen alle tschechischen Zeitungen die Sudetendeutschen dafür verurteilten, dass sie das gestrige Angebot der Regierung einer Teilselbstverwaltung abgelehnt haben, setzten er und Lady Runciman sich ins Auto und fuhren zum Schloss [von Hohenlohe]. Dort wurden sie bereits von Prinz Max Hohenlohe, Einwohner Liechtensteins und Sympathisant der Nazis, erwartet.»³⁴

Die *Times* behauptete, Stephanie Hohenlohe habe sich ebenfalls in der Tschechoslowakei mit Max und Runciman getroffen.³⁵ Stephanie stritt jedoch ab, Teil der Gruppe gewesen zu sein, die damals für Runcimans Unterhaltung sorgte. Vielleicht sagte sie hier sogar zur Abwechslung einmal die Wahrheit. Nachdem die Presse sie im Juli dabei beobachtet hatte, wie sie zusammen mit Wiedemann Halifax' Haus verlassen hatte, scheute sie eine Weile das Rampenlicht.³⁶

Dass Max Hohenlohe so erfolgreich Runciman bearbeiten konnte, lag zu einem gewissen Grad auch an der tschechischen Regierung, die schlichtweg nicht die Chance ergriff, Runciman ihre Sichtweise näherzubringen. Dies überrascht umso mehr, da tschechisch gesinnte Adelige Präsident Benes ihre Hilfe angeboten hatten und Runciman zu sich einladen wollten. Benes ging auf diese Angebote nicht ein und verlor das Rennen um die Gunst des hohen

das Rennen um die Gunst des hohen Gastes aus Grossbritannien. Er versuchte jedoch alles, um die Sudetenfrage zu lösen. Am 4. September erklärte Benes schliesslich, alle Forderungen Henleins erfüllen zu wollen. Hitler zeigte kein Interesse daran. Stattdessen befahl er, «Zwischenfälle» zu organisieren, die sich gegen die «unterdrückten» Sudetendeutschen richteten, damit er weitere, drastischere Forderungen stellen konnte.

In der Zwischenzeit fuhr Hohenlohe fort, Runciman zu bearbeiten. Um ihm auf drastische Weise zu zeigen, wie sehr die Sudetendeutschen unter dem tschechischen Regime litten, machte Hohenlohes Freund Graf Kinsky mit Runciman eine Fahrt durch die heruntergekommenen Regionen des Sudetenlands. In einem geheimen Bericht an das britische Aussenministerium schrieb ein Informant, diese Rundreise mit Kinsky habe bei Runciman einen völlig falschen Eindruck von den realen Bedingungen hervorgerufen. Man habe ihm absichtlich «die dreckigsten Hütten» und «die übelsten Häuser» der Gegend vorgeführt.³⁷ Vielleicht merkte Runciman, dass er manipuliert wurde – seine Frau jedoch merkte es mit Sicherheit nicht. Hilda Runciman, die ebenfalls Politikerin war, begleitete ihren Mann auf seiner Mission und wurde ihrerseits von sudetendeutschen Aristokratinnen «umsorgt». Eine ihrer Gastgeberinnen schwärmte davon, was der Führer alles erreicht habe, und zeigte Hilda ihren grössten Schatz: ein Foto mit Autogramm von Hitler. Hilda Runciman notierte in ihrem Tagebuch: «Das klingt alles nicht nach jemandem, der sich ganz Europa einverleiben will, wie so viele beharrlich behaupten.»³⁸

Chamberlain hätte ihrer Analyse sicher zugestimmt, auch wenn ihn inzwischen auf geheimen Wegen Aufrufe erreichten, Hitler auf keinen Fall nachzugeben. Deutsche Antinazis flehten die Briten regelrecht an, den Tschechen beizustehen. Sie hatten Informationen darüber, dass die deutschen Generäle grosse Zweifel hegten, ob man einen Krieg gegen die Tschechoslowakei tatsächlich gewinnen könne, und diese Angst müsse genutzt werden, um Hitler zu stürzen. Der Premier ignorierte diese Bitten und zeigte einen gewissen Ekel gegenüber solchen Vaterlandsverrätern.³⁹ Stattdessen kündigte er jetzt an, er werde in Deutschland mit Hitler verhandeln. Runciman wurde ange-

wiesen, Prag zu verlassen und nach London zurückzukehren. Als er in der Downing Street eintraf, gab er jedoch nicht den eindeutigen Bericht ab, den Chamberlain sich erhofft hatte. Chamberlain ignorierte das und gab am 28. September dem House of Commons seine Version der Geschichte:

«Das Kabinett trat zusammen, und Lord Runciman war anwesend, der an jenem Tag auf meine Bitte hin aus Prag angereist war. Er informierte uns, dass auch wenn seiner Ansicht nach die letztendliche Verantwortung für den Abbruch der Prager Verhandlungen auf Seiten der sudetischen Extremisten lag [...], die Grenzgebiete zwischen der Tschechoslowakei und Deutschland, in denen die sudetendeutsche Bevölkerung eine wichtige Mehrheit darstellt, sofort das Recht auf volle Selbstbestimmung erhalten sollten. Er halte die Gebietsabtretung für unvermeidlich und sie solle möglichst schnell über die Bühne gehen.»⁴⁰

Das war jedoch nicht, was Runciman dem Kabinett gesagt hatte. Trotz des grossen Drucks, den Max Hohenlohe und seine Standesgenossen auf ihn ausgeübt hatten, scheint Runciman immer noch seine Zweifel gehabt zu haben. Am Ende jedoch manipulierte Chamberlain Runciman, ihm genau den Bericht zu schreiben, den er haben wollte. Die amerikanische Journalistin Dorothy Thompson nannte ihn bereits damals einen «getürkten Bericht», und tatsächlich scheint man Runcimans ersten Entwurf noch einmal zurechtgestutzt und so umgeschrieben zu haben, dass er Chamberlain passte. Der Runciman-Bericht hätte daher eigentlich «Chamberlain-Bericht» heissen müssen. Abgehörte tschechische Telefongespräche zeigen, dass Runciman überstimmt worden war.⁴¹ Am Ende aber trägt er die Verantwortung, denn er machte seine Zweifel nie öffentlich. Seine Loyalität gegenüber Chamberlain (und möglicherweise auch gegenüber seinen sudetendeutschen Gastgebern) blieb grösser.

In der Zwischenzeit hatte auch die tschechische Regierung bemerkt, welche wichtige Rolle Max Hohenlohe hinter den Kulissen spielte, und das blieb nicht ohne Folgen für ihn: Während Hitler und Chamberlain das Münchner Abkommen ausarbeiteten, das das Schicksal der Tschechoslowakei besiegeln sollte, wurde Hohenlohes Schloss überfallen und geplündert. Hohenlo-

hes britischer Beschützer, Sir Robert Vansittart, versuchte ihm zu helfen:

«Prinz Max Hohenlohe hat mir gerade mitgeteilt, ihm sei gemeldet worden, dass sein Schloss gebrandschatzt und ausgeplündert wird. Angesichts all dessen, was er kürzlich hinsichtlich der Mediation in der tschechisch-sudentendeutschen Frage geleistet hat, ist wohl das Mindeste, das ich tun kann, Sie zu bitten, an die tschechischen Behörden zu appellieren, dies zu unterbinden, und ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie für Hohenlohe alsbald ein gutes Wort einlegten.»⁴²

Am Ende brauchte Hohenlohe keine Hilfe mehr: Bereits am Tag nach Vansittarts Schreiben, am 30. September, war es mit den Repressalien seitens der Tschechen ein für alle Mal vorbei – dank dem Münchener Abkommen gehörte das Sudetenland nun zum Deutschen Reich und damit stand auch Hohenlohes Schloss auf «sicherem» Boden. Die Wehrmacht marschierte im Sudetenland ein und übernahm alle tschechischen Befestigungsanlagen. Von diesem Zeitpunkt an war es nur eine Frage der Zeit, bis Hitler die gesamte Tschechoslowakei besetzen würde.

Auch nach dem Münchner Abkommen blieben Runciman und Hohenlohe miteinander befreundet.⁴³ Wahrscheinlich wurde Runciman nie klar, dass seine charmanten Freunde Göring und Hohenlohe ihn während der Sudetenkrise nur benutzt hatten.

Das Münchner Abkommen war nicht nur ein grosser Sieg für Göring und Hitler, es war auch ein grosser Sieg für *Go-Betweens*. Wir haben bereits gesehen, wie enthusiastisch Stephanie Hohenlohe Hitler zur Unterzeichnung des Abkommens gratulierte und sich damit auch ein Stück weit selbst feierte. Für ihren Kollegen Max Hohenlohe war es ein ebenso grosser Sieg, und er wurde in mehrerlei Hinsicht für seine Mühen entlohnt – nicht zuletzt finanziell.

Laut den Akten der britischen Nachrichtendienste wurde Max Hohenlohe «für seinen verdeckten Einsatz für die Nazis mit einem Sitz im Vorstand des tschechischen Munitionsherstellers Skoda Brünn belohnt, jenes Unternehmens, das er später in Spanien vertrat».⁴⁴

Die Skodawerke und die Brüner Waffen AG waren Teil der «Waffenunion», die einen gewaltigen Industrieblock darstellte.

Hohenlohe war als Repräsentant für Skoda auch in Madrid tätig. Laut Spitzky erklärte Hohenlohe, Spanien sei gut fürs Geschäft und «eine hervorragende, reale Tarnung für unsere Friedensarbeit nach dem Westen hin».⁴⁵

Hohenlohe war aus der Sudetenkrise als Sieger hervorgegangen. Ähnlich erging es den anderen «Sudetenadeligen». Obwohl ihr Held Henlein von Hitler später fallengelassen wurde, profitierten sie letztendlich gesellschaftlich und wirtschaftlich von ihrer Zusammenarbeit mit den Nazis, während ihre Standesgenossen, die sich mit der Tschechoslowakei solidarisch gezeigt hatten, in den Jahren von 1939 bis 1945 unter Druck gerieten, sich zwangsweise «anzupassen». Nur wenige gingen diesen Weg. Nach dem Krieg wurden sie für ihre Standfestigkeit nicht belohnt – die neuen kommunistischen Machthaber sorgten dafür, dass sie 1948 endgültig enteignet wurden.

Nach dem erfolgreichen Abschluss seiner geheimen Mission im Sudetenland war Hohenlohe ständig unterwegs und es ist schwierig, seine Aktivitäten zu rekonstruieren. Er hielt sich eine Zeitlang in den USA auf, um sich um die geschäftlichen Interessen seiner Frau zu kümmern, doch da seine FBI-Akte noch nicht freigegeben ist, wissen wir nicht, was er dort sonst noch erledigte (*Abbildung 10*). Im Sommer 1939 tauchte er wieder in London auf, aber seine «Gespräche» mit britischen Politikern müssen sich mittlerweile um einiges schwieriger gestaltet haben. Das Dritte Reich hatte im März 1939 die «restliche» Tschechoslowakei überfallen und dementsprechend misstrauisch begegnete man im Foreign Office Repräsentanten der Nazis. Zugleich geriet Chamberlains Appeasement-Politik zunehmend unter Beschuss seitens der Opposition und durch Churchill.

Da Hohenlohe für Göring arbeitete, war er im Sommer 1939 höchstwahrscheinlich an den Vorbereitungen zum geplanten Besuch Görings in Grossbritannien beteiligt. Die Reise sollte im August 1939 stattfinden, doch dazu kam es nicht mehr. Ob man auf deutscher Seite ernsthaft an diesen Besuch geglaubt hat, bleibt unklar. Wahrscheinlich wollte Hitler sich damit einfach nur eine weitere Option offenhalten. Doch war Görings angekündigte England-Reise einer von mehreren Gründen, warum die britische Regierung den

Hitler-Stalin-Pakt nicht kommen sah. Das Foreign Office war fest überzeugt, dass Hitler aufgrund seiner tiefen ideologischen Überzeugungen niemals ernsthaft mit der Sowjetunion verhandeln würde. Als der Pakt auf einmal unterzeichnet wurde, ging ein regelrechtes Erdbeben durch Whitehall. Und nicht nur dort: Auch Max Hohenlohe muss irritiert gewesen sein. Er war in

*Abbildung 10: Der zwielichtige Go-Between:
Prinz Max Egon zu Hohenlohe-Langenburg*



die geheimen Verhandlungen nicht eingeweiht gewesen und konnte davon nur verwirrt sein. Hohenlohe hatte nicht viele Prinzipien, doch an einem Prinzip hielt er fest: Er war ein überzeugter Antibolschewist. Und als solcher war der deutsch-sowjetische Nichtangriffspakt für ihn ein Schock. Aber es sollte noch schlimmer kommen. Nachdem Hitler im September 1939 Polen überfallen hatte, erklärte Grossbritannien Deutschland den Krieg. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Hohenlohe stets die Meinung vertreten, eine Einigung mit den Briten sei möglich.⁴⁶ Im September 1939 musste er quasi über Nacht umdenken. Er gab nun vor, immer schon gehaut zu haben, dass die Briten für Polens Souveränität kämpfen würden. In diesem Sinne schrieb er ein Memorandum an Göring.⁴⁷ Der Journalist Heinz Höhne hielt dieses Dokument für echt. Immerhin weist es auf das hin, was Hohenlohe als Nächstes tat. Er wollte wieder als *Go-Between* arbeiten, um jetzt ein Friedensabkommen mit Grossbritannien zu erreichen. Und er war nicht der einzige heimliche Helfer, der von so einem Coup träumte. Wie wir bereits gesehen haben, hoffte Stephanie Hohenlohe, dass ihr mit dem britischen Geheimdienstmann Wiseman von einem amerikanischen Hotelzimmer aus ein ähnlicher Coup gelingen könnte. Bei beiden Hohenlohes war dies nicht unbedingt überzogener Ehrgeiz – sie hatten schliesslich beide eine gute Erfolgsbilanz aufzuweisen und sie hielten sich selbst für weitaus effektiver als offizielle Diplomaten. Die ganzen 1930er Jahre hindurch waren Geheimkanäle äusserst nützlich gewesen – warum sollte sich das nun auf einmal ändern?

Tatsächlich wurden Personen wie Max Hohenlohe mit Ausbruch des Krieges wieder wichtig. Wie schon bei den geheimen Friedensmissionen der Adligen im Ersten Weltkrieg brauchte man nach dem Abbruch der offiziellen diplomatischen Beziehungen wieder vertrauenswürdige heimliche Helfer, um miteinander zu reden.

Ein weiterer Grund, warum *Go-Betweens* wieder Gehör fanden, war die grosse Unsicherheit innerhalb der britischen Regierung. Die Hoffnung, dass man mit Deutschland zu irgendeiner Art von Verständigung kommen könne (wenn auch nicht notwendigerweise mit Hitler), verschwand nicht über Nacht. Hohenlohe wusste das. Er kannte Chamberlains engsten Zirkel und

verstand sehr gut, wie die Appeaser dachten: Sie wollten mit jemandem sprechen, der sie verstand, einem moderaten «konservativen» Deutschen, und genau diese Möglichkeit schien er zu bieten. Sein Konzept war es jetzt, die Gesprächsbereitschaft der Briten weiterhin zu sichern, indem er ihnen die Illusion eines alternativen Deutschlands verkaufte: Bei seinen ersten Gesprächen nach Kriegsausbruch betonte er, dass es eine Opposition gegen Hitler gebe und dass diese Opposition möglicherweise in der Lage sei, den Krieg zu beenden. Laut Hohenlohe könnte Göring die neue Führerrolle übernehmen.

Heute wissen wir, dass es damals eine Opposition gegen Hitler gab und dass sie sich später noch einmal neu formieren sollte. Doch Göring war nur ein Köder. Auch wenn er vor dem Krieg für einen vorsichtigeren Weg plädiert hatte, kam ihm jetzt, nach den überwältigenden Erfolgen Hitlers, nicht mehr ernsthaft in den Sinn, ihn herauszufordern.

Das bedeutet allerdings nicht, dass Göring nicht an Friedensverhandlungen interessiert gewesen wäre. Aber sie fanden mit grösster Wahrscheinlichkeit mit Hitlers Wissen und Zustimmung statt – und hatten niemals die Absicht, ihn zu stürzen. Stattdessen tat Göring für Hitler, was er schon früher getan hatte: Er liess seine heimlichen Helfer ausschwärmen. Der bekannteste *Go-Between*, dessen Dienste er nach Ausbruch des Krieges in Anspruch nahm, war der schwedische Geschäftsmann Birger Dahlerus, der die Briten unablässig mit Besuchen belästigte. Daneben war für Göring aber auch Max Hohenlohe tätig, dem die Briten zu diesem Zeitpunkt immer noch vertrauten.⁴⁸

Görings Vorstellung, mit Friedensfühlern Erfolg zu haben, war nicht völlig unrealistisch. Auch wenn die Regierung Chamberlain mit ihrer Appeasement-Politik versagt hatte, befanden sich Grossbritannien und Deutschland noch in der Phase des «Sitzkriegs». Zwischen Ausbruch des Krieges im September 1939 und Sommer 1940 gab es mehrere britische Appeasement-Politiker, Halifax eingeschlossen, die den Krieg so schnell wie möglich beenden wollten. Ein Informant über diese Gruppe war der Herzog von Alba. Im Fe-

bruar 1940 hatte Alba eine Unterredung mit Halifax. Sein Bericht darüber ging nach Spanien und von dort an die Deutsche Botschaft in Madrid. Der deutsche Botschafter meldete:

«Herzog Alba stellt in seinem Telegramm fest, dass in England Neigung, Russland Krieg zu erklären, dauernd wachse, dass Regierung aber Bruch mit Russland angesichts starken kommunistischen Einflusses innerhalb der Labour Party sehr vorsichtig vorbereite [...]. Botschafter [Alba] meldet dann, dass er aus Äusserungen britischen Aussenministers [Halifax] Eindruck gewonnen habe, dass die Englische Regierung hoffe, über Russland militärische Erfolge erringen zu können, wie sie die englische Eigenliebe fordere und wie sie für einen Kompromissfrieden mit Deutschland nötig seien.»⁴⁹

Die Sowjetunion befand sich zu diesem Zeitpunkt im Krieg mit Finnland und Chamberlain trug sich mit dem Gedanken, die Finnen militärisch zu unterstützen.

Sein perfekter Stammbaum verschaffte Alba nicht nur leichten Zugang zur Chamberlain-Regierung, sondern zum gesamten britischen Establishment. Darunter waren auch wichtige Angehörigen, des House of Lords. Auch sie hofften, dass Grossbritannien sich doch noch mit Hitler einigen könne, und hatten beschlossen, Chamberlain entsprechend unter Druck zu setzen.

Zu diesen Adligen gehörten der Duke of Buccleuch-Queensberry sowie die Lords Brocket, Buxton, Elibank, Darnley und Holden.

Ihre Briefe⁵⁰ zeigen, dass das *Go-Between-Konzept* mittlerweile gut bekannt war. Einer, der diese Methode unbedingt befürwortete, war der Earl of Darnley. Bereits am 10. November 1939 riet er Chamberlain, «über den König der Belgier einen konstruktiven Schritt nach vorn» zu tun, also in Richtung Friedensverhandlungen. Am 9. Februar 1940 sprach sich auch der Duke of Buccleuch für ein solche Methode aus:

«[wir sollten] unseren Militäreinsatz durch eine Diplomatie hinter den Kulissen unterstützen [...]. Es wäre ganz natürlich, dass Verhandlungen mit den offiziellen Regierenden der deutschen Nation stattfinden, aber wenn sich unsere führenden Politiker weigern, mit Hitler zu verhandeln, sind sie dann überhaupt bereit, mit irgendwem über die Zukunft

Deutschlands zu sprechen? Und wenn ja, mit wem? Die Bevölkerung hat ein Recht darauf, dass der Krieg nicht unnötigerweise auf unbestimmte Zeit fortgesetzt wird, wenn stattdessen die Gelegenheit zu Friedensgesprächen besteht. Ich muss davon ausgehen, dass die Regierung sich die Möglichkeit offenhält, diese Frage mit anderen Personen als Hitler zu besprechen. Dürfen wir nicht darauf hoffen, dass man zu aktiven Schritten bereit ist, um dies in die Wege zu leiten?»

Natürlich hatte der Herzog dabei jemand ganz Speziellen im Auge:

«Würde die Regierung mit Göring verhandeln [...] und wenn nicht mit Göring, mit wem dann? [...] Aus gutunterrichteten Kreisen gab es deutliche Hinweise darauf, dass Göring und andere wahrscheinlich in der Lage waren und vielleicht noch immer in der Lage sind, über Friedensbedingungen zu sprechen, vorausgesetzt, Deutschland werden faire Vorschläge unterbreitet [...]. Zu Beginn des Krieges haben Sie [Chamberlain] uns versichert, dass Grossbritannien gegen Hitler und die Nazis kämpft und nicht gegen die deutsche Nation. Inzwischen herrscht bei den Deutschen wie bei den Briten die Überzeugung vor, dass wir alle um [unsere] Existenz kämpfen.»⁵¹

Dem Herzog schwebte eine andere Art Krieg vor: «Wenn die britische Regierung die Absicht hat, Finnland zu retten [das sich im Krieg mit der Sowjetunion befand], dann geht das nur, indem der Krieg mit dem Deutschen Reich beendet wird.»⁵²

Lord Brocket glaubte ebenfalls, dass man den falschen Krieg führe und gegen Russland vorgehen solle. Er war ein klassischer Appeasement-Anhänger und hatte das Münchner Abkommen unterstützt. Wie wir in Kapitel 4 gesehen haben, wollte er 1939 auch die Anglo-German Fellowship übernehmen und war mit führenden Mitgliedern der NS-Elite befreundet. Er tat daher sein Bestes, um auf Neville Chamberlain Druck auszuüben; am 27. Januar 1940 schrieb er: «Ein besiegttes Deutsches Reich und ein Diktatfrieden können zu Bolschewismus im Land führen, der sich dann nach Frankreich und Grossbritannien ausbreitet.»

Zudem war Brocket der Meinung, dass die Briten einen Krieg mit Deutschland nicht wirklich wollten: «Allerorten herrscht ein Gefühl der Unruhe und Unzufriedenheit und Hoffnungslosigkeit.» Er forderte Chamberlain auf, den Deutschen ein positives Signal zu senden:

«Hat das Deutsche Reich überhaupt irgendwelche Zeichen erhalten, das Sie mit ihm Frieden schliessen würden? [...] Aufgrund meiner umfassenden Erfahrungen mit diesem Land und seiner Direktheit [...] weiss ich, dass steifes Gerede die Deutschen nur noch steifer werden lässt [...] Tatsächlich ist die Reaktion dort: ‚England hat uns den Krieg erklärt und will uns vernichten.¹ [...] Deutschland sollte versichert werden, dass es ein zweites Versailles [nicht geben wird] und dass man einen vernünftigen Frieden erreichen kann.»

Brocket bot Chamberlain sogar einen *Go-Between* an:

«Ein Freund von mir, der kürzlich aus Italien zurückgekehrt ist und den ich danach zu Halifax geschickt habe, gibt mir Grund zur Annahme, dass die Göring-Fraktion (die laut dem Dokument, das mein Freund mitgebracht hat und das aus der Feder eines Italieners stammt, der mit der Tochter eines führenden Nazis verheiratet ist, schätzungsweise 70% der Partei umfasst) zu den folgenden Bedingungen bereit wäre, Frieden zu schliessen (zitiert aus dem Dokument, das nun Halifax hat):

1. Österreich bleibt Teil des Deutschen Reichs.
2. Die Tschechoslowakei wird wiederhergestellt, mit Ausnahme des Sudetenlands.
3. Polen wird wiederhergestellt, mit Ausnahme von Danzig, dem Korridor, Schlesien und einigen Dörfern an der Grenze.
4. Vorschlag für eine Abrüstungskonferenz
5. Keine Forderungen nach Kolonien.

Halifax könnte Ihnen weitere Informationen zu diesem Dokument und seiner Quelle geben. [...] Sie erinnern sich vielleicht, dass ich Ihnen schon vor einem Jahr und dann noch einmal kurz vor dem Krieg mitgeteilt habe, dass Göring zu mir sagte, er werde im Falle eines Kriegs mit dem Westen keine eine einzige Bombe auf Grossbritannien oder Frank-

reich fallen lassen, bevor nicht wir das Deutsche Reich bombardierten. Er hat sich darangehalten, und ich bin der Meinung, man darf ihm glauben, dass er an einem dauerhaften Frieden interessiert ist.»⁵³

Chamberlains Antwort an Brocket vom 6. Februar 1940 scheint nicht die Erwartungen erfüllt zu haben (der Brief ist verschollen). Brocket reagierte darauf entrüstet, ein Frieden um jeden Preis sei «nicht meine Politik. Man muss einen letzten Versuch unternehmen, um zu einem dauerhaften Frieden zu gelangen, und Deutschland darüber informieren, dass es nicht zerstückelt werden würde.»

Brocket glaubte, dass man in Deutschland die britische Politik gründlich missverstand:

«Als ich Ende April [1939 in Deutschland] war, wurde mir gesagt, dass man unsere Garantie an Polen und die Bekräftigung, dass wir für die Erfüllung dieser Garantie kämpfen würden, so verstehe, dass Grossbritannien in jedem Fall entschlossen sei, einen Präventivschlag zu führen und Deutschland zu zerstören. Von dieser Annahme ausgehend argumentierten sie, dass sie in jedem Fall kämpfen müssten. Die Eroberung Polens und der Vertrag mit den Russen wäre für sie notwendig als erster Schritt in einem Krieg, den sie als unvermeidlich ansehen.»⁵⁴

Hier log Brocket ganz offensichtlich. Im April 1939 waren die deutsch-sowjetischen Verhandlungen noch streng geheim – dass er trotzdem von ihnen wusste, ist höchst unwahrscheinlich.

Dennoch war Brokets Behauptung, Halifax sei kontaktiert worden, durchaus korrekt. Mehrere Personen wussten, dass Halifax seine Verbindungen zu Deutschland noch nicht abgebrochen hatte. Diese Tatsache gab auch Stephanie und Max Hohenlohe noch weit ins Jahr 1940 hinein Anlass zur Hoffnung, dass man über Halifax Friedensverhandlungen zustande bringen könnte. Allerdings hatte Stephanie keine Chance, sich als Vermittlerin einzuschalten – Halifax achtete darauf, dass man ihn nicht mehr mit ihr in Verbindung brachte. Er hatte jetzt andere Optionen. Wie wir den Tagebüchern von Guy Liddell, dem Leiter der Abteilung Gegenspionage bei MI5, entnehmen können, boten sich ihm mehrere Leute als *Go-Betweens* an:

«Stewart Menzies erzählte mir, Halifax sei gebeten worden, sich bezüglich Friedensvorschläge mit Lord Darnley und dem Marquess of Tavistock zu treffen. Ich glaube, man ist auf diese Weise bereits sechs oder sieben Mal an ihn herangetreten. Das weist auf eine bestimmte Haltung der Deutschen hin, aber momentan sind ihre Bedingungen einfach unmöglich. Es scheint auch, als gehörten diese Offerten zu etwas, das die Deutschen «Zermürbungstaktik» nennen und das dazu dient, unser Land möglichst lange hinzuhalten. Tavistock gehört übrigens einem ganz üblen Verein an: dem British Council for Christian Settlement in Europe, einer Mischung aus The Link, Nordic League und BUF [British Union of Fascists].»⁵⁵

Halifax' Besucher Tavistock hatte tatsächlich eine Zeitlang für die Nazis gearbeitet. Im Jahr 1933 hatte die deutsche Botschaft ihn als «nützlich» eingestuft, da er sich immer «mutig» gegen anti-deutsche Propaganda einsetzen würde. Er wollte unbedingt den Kontakt mit den Nazis aufrechterhalten, und nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs gelang ihm das, über den Umweg Dublin. Halifax half Tavistock dabei nicht, aber er unterstützte Lord Brocket und organisierte die Reisen für Brockets heimlichen Helfer Jim Lonsdale Bryans. Lonsdale Bryans hatte zunächst mit dem deutschen Widerstand in Verbindung gestanden, dann aber die Seiten gewechselt. Er wollte direkten Kontakt mit Hitler. Wie weit dieser ging, konnte lange nicht verifiziert werden, doch im Jahr 2008 wurde öffentlich, welche Rolle Halifax bei all dem spielte: Im Laufe der Jahre haben Historiker Halifax entweder als «klugen Fuchs» (Andrew Roberts) dargestellt, dem es gelang, die Deutschen besonders lange hinzuhalten, oder als unbeirrten Appeasement-Anhänger, der hoffte, doch noch ein Friedensabkommen mit dem Deutschen Reich vermitteln zu können. Für beide Varianten gibt es überzeugende Indizien, doch die Wahrheit ist vermutlich viel banaler: Anfang 1940 war Halifax mit seinem Latein am Ende. Wie viele seiner adligen Freunde war er der Meinung, dass dieser Krieg so schnell wie möglich beendet werden sollte, und deshalb unterstützte er ihre Arbeit inoffiziell. Dass er Lonsdale Bryans half, war den britischen Geheimdiensten nicht verborgen geblieben.

Sie hatten einen Kompagnon von Lonsdale Bryans namens Anderson aufgetan, der bereitwillig aussagte:

«Vor allem kam bei dem Verhör heraus, dass Lonsdale Bryans [...] eng mit Lord Brocket befreundet war und zudem behauptete, so etwas wie ein inoffizieller Gesandter für Lord Halifax zu sein. Er wollte sich mit Hitler treffen, und dazu hatte er Anderson gebeten, den Kontakt zu einem bestimmten Stahmer für ihn herzustellen.»

Den Rest des Krieges über befürchtete das Foreign Office (und vor allem Halifax), dass Lonsdale Bryans und Anderson ihre Geschichten an die Presse verkaufen würden.⁵⁶ Stattdessen war es nicht Lonsdale Bryans, sondern Göring, der Halifax nach Kriegsende ein letztes Mal in Verlegenheit brachte. Göring erinnerte sich während seiner Nürnberger Haft plötzlich wieder an die alten Verbindungen mit Halifax. Der war davon nicht begeistert. Seiner guten Bekannten, der Duchess of Portland, schrieb er:

«Meine liebste Ivy,

ich habe mich sehr über deine Worte amüsiert, dass einige Mitglieder des Oberhauses besorgt sind, in Nürnberg auszusagen.» Ganz so amüsiert fand er es dann aber wohl doch nicht, denn er fügte hinzu:

«Göring hat mich und Alex Cadogan gebeten, für ihn auszusagen, wie sehr er bis Kriegsausbruch nach einer friedlichen Lösung gesucht hat.»⁵⁷

Halifax zog es vor, die letzte Einladung Görings zu ignorieren.

Während Chamberlain und Halifax 1940 Leute wie Brocket, Buccleuch-Queensberry und Darnley durchaus ernst nahm, machte Churchill bereits im September 1939 klar, dass er das auf keinen Fall tun würde. Einer seiner alten Freunde war der Duke of Westminster. Westminster war mit der Familie Pless verwandt und hatte durch sie ein Interesse an Nazideutschland und vor allem Göring entwickelt.⁵⁸ Seit Kriegsausbruch unterstützte er die deutschen Friedensfühler und verfasste eine entsprechende Denkschrift, die er einer auserwählten Gruppe britischer Appeaser vorlas. Die Denkschrift ist nicht mehr aufzufinden, aber Churchills Antwort macht deutlich, worum es

darin ging. Obwohl Churchill zu diesem Zeitpunkt noch nicht Premierminister war, fand er deutliche Worte dafür, was er von Westminsters prodeutscher Einmischung in die Politik hielt:

«Lieber Benny,
jetzt, wo ich sie [Deine Denkschrift] lese, scheint es mir, als enthalte sie ein paar ziemlich ernste und üble Dinge, deren volle Auswirkung Dir, meines Erachtens, gar nicht richtig klar sind. Ich bin mir sicher, wenn Du diese Linie weiter verfolgst, dann führt das zu masslosem Hass [...]. Wer Defätismus predigt und sich über den Willen der ganzen Nation hinwegsetzt, dem stehen harte Zeiten bevor.»⁵⁹

Da Churchill eigentlich mit Westminster befreundet war, können wir an der Vehemenz seiner Worte ablesen, wie entschieden er bei diesem Thema reagierte. Doch nachdem er an der Macht war, musste er die konservative Partei hinter sich sammeln und verzichtete daher auf einen Rachefeldzug gegen Halifax und andere Appeasement-Anhänger. Er hatte seinen Standpunkt klargemacht und sie hatten verstanden.

Psychologische Kriegsführung ist ein integraler Bestandteil der Arbeit von Geheimdiensten, und häufig setzt man dafür auch *Go-Betweens* als Waffe ein. Nicht einmal den *Go-Betweens* selbst ist mitunter klar, ob ihre Mission echt ist oder nur vorgeschoben. Sie erhalten gerade so viele Instruktionen, wie sie brauchen. Idealerweise glauben sie an die Echtheit ihrer Instruktionen, denn nur so können sie sie auch besonders überzeugend vertreten. Dennoch ist ihnen in vielen Fällen nicht klar, ob ihre Auftraggeber lediglich testen wollen, wie entschlossen die Gegenseite ist. Und das ist genau das Dilemma, wenn wir Max Hohenlohes Tätigkeit als *Go-Between* nach Ausbruch des Krieges betrachten. Er selbst sollte bis an sein Lebensende behaupten, dass die Friedensangebote, die er den Briten unterbreitete, echt waren. Natürlich kann es sein, dass er das glaubte; allerdings war er ein hochintelligenter Mann und schon im Jahr 1938 hatte er bereitwillig ein doppeltes Spiel mitgespielt. Seit der Sudetenkrise war Hohenlohe nicht müde geworden, Göring als Stimme des Friedens zu präsentieren – als den «moderaten Nazi», mit dem die Briten reden konnten. Heute wissen wir, dass Göring tat-

sächlich seine Zweifel hatte, was einige Entscheidungen Hitlers betraf. Doch am Ende tat er immer, was der Führer wollte.

Wäre es Hohenlohe gelungen, mit den Briten zu einem Arrangement zu kommen, hätte Göring dadurch seine Position bei Hitler gestärkt und zugleich seinen alten Rivalen Ribbentrop verdrängt. Göring hatte einen Traum, den auch Rudolf Hess träumte – einen Traum, der mit Hess' katastrophalem Flug nach Schottland ein jähes Ende fand. Hohenlohes und Görings Traum endete jedoch, lange bevor Hess sein Flugzeug bestieg.

Im Oktober 1939 begann Max Hohenlohe mit seinen Annäherungsversuchen an die Briten. Allen Beteiligten war klar, dass die ersten Monate des Krieges für eine deutsch-britische Übereinkunft ausschlaggebend waren. In emotionaler und finanzieller Hinsicht hatte der Krieg noch nicht allzu viel gekostet und Hohenlohe wollte dieses Zeitfenster ausnutzen.

Während der Runciman-Mission hatte Hohenlohe eine besonders enge Beziehung zu Colonel Christie aufgebaut, und sie hatten sich auf alle Eventualitäten, Geheimsprache inklusive, vorbereitet. Henlein, das «Chicken», spielte jetzt keine Rolle mehr, aber sie dachten weiterhin in Landschaftsbildern: Ihr Codename für Deutschland war *chicken farm*. Nach Kriegsausbruch lagen auf der «Hühnerfarm» die Nerven blank – zumindest war das der Eindruck, den Hohenlohe bei Christie hervorrufen wollte. Im Oktober 1939 bat er seinen britischen Freund, sich mit ihm zu treffen.

Er schickte von Bern aus drei Telegramme an Christie, die jener sofort an seine Vorgesetzten weiterleitete:

«Ich habe Grund zur Annahme, dass das beigegefügte Telegramm aus Bern von Max Hohenlohe stammt: Er ist ein Freund von mir, der sich in vielen Gesprächen zwischen Henlein und mir in den Jahren 1937-1938 als hilfreich erwiesen hat. VAN [Vansittart] kennt ihn ebenfalls gut [...]. Wenn es keine Falle ist, dann bedeutet es, dass Hohenlohe von Deutschland in die Schweiz gereist ist und andeutet, dass es gewisse Möglichkeiten gibt, in Deutschland eine neue Regierung zu installieren.»⁶⁰

Dies war von nun an die Frage aller Fragen: Gab es tatsächlich solche Möglichkeiten?

In den Monaten von Oktober 1939 bis August 1940 reiste Hohenlohe mehrmals in die Schweiz. In den Churchill Archives gibt es detaillierte Aufzeichnungen über Hohenlohes Gespräche mit Colonel Christie. Was Hohenlohe Christie mitteilte, war ziemlich gewagt. Er behauptete, er habe mit Göring gesprochen und Göring sei bereit, Hitler und die radikaleren Elemente in der NSDAP kaltzustellen, wenn die ausgehandelten Friedensbedingungen stimmten. Selbstverständlich sprang Christie sofort darauf an. Er war sich nur nicht ganz sicher, ob Göring eine gute Alternative war. Immerhin kannte er ihn persönlich, und auch wenn Göring einen gewissen verwegenen Charme besass, hielt er ihn für genauso eiskalt wie Hitler. Dennoch schickten die Briten Christie zu weiteren Treffen mit Hohenlohe.⁶¹ Treffen in der neutralen Schweiz sind uns bereits aus Kapitel 2 über den Ersten Weltkrieg vertraut. Schon damals hatte man sich in eleganten Schweizer Hotels eingemietet und nach Möglichkeiten für einen Friedensschluss gesucht; Hohenlohe und Christie setzten diese Tradition nun fort. Die Briten mussten das auch tun, weil sie an der Geheimdienstfront ins Hintertreffen geraten waren.

Da MI6 in den 1920er und 30er Jahren seine ganze Energie auf die Sowjetunion gerichtet und Hitler unterschätzt hatte, waren die Agentennetzwerke des MI6 in Deutschland minimal ausgebildet. Aus diesem Grund konnte eine deutsche Kontaktaufnahme von grossem nachrichtendienstlichem Nutzen sein, weil sie Rückschlüsse auf die Fraktionen innerhalb des NS-Regimes und auf den Einfluss potentieller Regimegegner zuließ. Zum nächsten Treffen in einem Lausanner Hotel brachte Christie daher einen weiteren Fachmann für Deutschland mit, der Hitler auch persönlich gut kannte: Thomas Conwell-Evans. Conwell-Evans war Geschäftsführer der Anglo-German Fellowship gewesen und hatte 1936 Lloyd Georges Besuch bei Hitler organisiert. Für die Deutschen war Conwell-Evans eine bekannte Grösse, ein Appeasement-Politiker, den man zu manipulieren hoffte. Bei seinem Verhör durch die Russen im Jahr 1947 behauptete Wilhelm Rodde (ehemaliger Re-

ferent von Ribbentrop und SS-Oberführer) sogar, dass Conwell-Evans einer von Ribbentrops Agenten gewesen sei:

«[Prof. Conwell-Evans] besuchte des Öfteren das Deutsche Reich und traf sich mit Ribbentrop, und das nicht nur in dessen Büro, sondern auch in dessen Wohnung in Dahlem. Ich erinnere mich an einen Fall im Jahr 1935, einem Samstag, bevor das Büro geschlossen wurde: Ribbentrop kam zu mir in mein Büro und wollte wissen, wie viel englische und amerikanische Währung mir zur Verfügung stünde. Ich gab ihm 300 Pfund Sterling und eine Menge Dollars. Ich sage Ihnen: Ribbentrop gab Evans dieses Geld, und der reiste am nächsten Tag nach London ab und hielt in England Reden, in denen er die NSDAP verteidigte.»⁶²

Bis heute ist nicht klar, *was* Conwell-Evans eigentlich war. Er gab sich als Wissenschaftler aus, stand aber, wie Christie, den britischen Geheimdiensten nahe. Ob seine Arbeit in der Anglo-German Fellowship nur Tarnung oder seine Bewunderung für Hitler echt war, bleibt schwer zu rekonstruieren. Auf jeden Fall war er ein enger Freund von Christie und begleitete ihn oft auf Reisen. In Lausanne teilte Christie nun Hohenlohe mit, die Briten bestünden darauf, dass Hitler abtreten müsse – andernfalls könne es keine Friedensgespräche geben. Hohenlohe deutete an, dass dies vielleicht möglich sei, und beschrieb detailliert, wie gespalten die deutsche Führung sei. Er wollte die Briten davon überzeugen, dass es eine Gruppe von Hitler-Kritikern gab, die einen Regimewechsel herbeiführen könnten. Nach weiteren Details über diese Oppositionellen gefragt, verlor er sich jedoch in vagen Andeutungen. Doch es ging nicht nur darum, den Führer zu stürzen: Christie wollte ausserdem wissen, was im Falle eines Friedensabkommens mit der Tschechoslowakei und Polen passieren würde. Hohenlohe signalisierte, dass man auch hier zu Zugeständnissen bereit sei. Ausserdem betonte er, es gebe noch einen weiteren Geheimkanal, den Göring für Verhandlungen via Stockholm verwendete (gemeint war Birger Dahlerus), und dass es mehrere Personen gebe, die man ständig kontaktieren könne, unter anderem den pro-deutschen König von Schweden und den ehemaligen britischen Geheimdienstoffizier William Wiseman – eben jenen Wiseman, mit dem Stephanie Hohenlohe in Amerika Kontakt hatte.

Es wurde vereinbart, dass Christie und Conwell-Evans nach Den Haag gehen und dort abwarten sollten, bis Hohenlohe sie über weitere Fortschritte informieren konnte. Doch dann geschah etwas, das ihre weitere Zusammenarbeit gefährdete: Am 9. November 1939, noch während der Hohenlohe-Christie-Kanal aktiv war, ereignete sich der sogenannte Venlo-Zwischenfall. Zwei britischen MI6-Agenten, die in der niederländischen Stadt Venlo arbeiteten, wurde signalisiert, sie könnten deutsche Oppositionsführer treffen. Es war eine Falle – die britischen Agenten wurden gefangen genommen und gaben während der anschließenden Verhöre wichtige Informationen über MI6 preis. Organisiert wurde die Aktion in Venlo von Walter Schellenberg, der später mit Hohenlohe zusammenarbeitete (Hohenlohe behauptete, er habe ihn vor 1942 nicht gekannt).

Der Venlo-Zwischenfall war für MI6 ein Desaster und Christi wurde der weitere Kontakt zu Hohenlohe untersagt. Die Briten kamen langsam zu der Erkenntnis, dass Hohenlohe womöglich gar keine Verbindungen zu irgendwelchen Oppositionellen hatte, sondern vielmehr selbst eine Falle darstellen könnte. Hohenlohes Behauptung, Göring würde Hitler entmachten können, schien reine Desinformation zu sein. Nachdem die Gespräche langsam wieder einsetzten, begann Hohenlohe jetzt auch, plötzlich zurückzurudern und behauptete, Göring habe ihm Hitlers Sturz nie ausdrücklich versprochen. Stattdessen habe er ihn, Hohenlohe, zu Hitler geschickt, um den Führer darum zu bitten, Göring Friedensverhandlungen mit den Briten aufnehmen zu lassen – so zumindest lautete Hohenlohes neue Version der Ereignisse. Dann behauptete er, Hitler habe ihn tatsächlich empfangen, doch sei der Führer nicht bereit gewesen, sich in irgendeiner Form festzulegen.⁶³ Was an dieser neuen Version tatsächlich korrekt ist, lässt sich nicht mehr überprüfen. Man kann wohl davon ausgehen, dass Hohenlohe sich die ganze Geschichte für Christie ausdachte. Es war nicht gerade das, worauf Christie gehofft hatte. Trotzdem tauschten sie sich weiter über eine künftige deutsche Verfassung sowie über die Zukunft Polens aus. Am Ende verlangte Hohenlohe von den Briten, sie sollten signalisieren, ob sie nun zu ernsthaften Verhandlungen bereit seien oder nicht. Aber da er selbst wenig anzubieten hatte, konnte er kaum erwarten, im Gegenzug viel zurückzubekommen. Die Briten

waren vorsichtig geworden. Ein «zweites Münchner» war nicht in Sicht.

Neben Hohenlohe sprach Christie im Februar 1940 noch mit ein paar anderen Deutschen: Mit dem früheren Reichskanzler Joseph Wirth, mit dem Industriellen Fritz Thyssen und mit Johnny Ritter, seinem wichtigsten Informanten, dessen allzu offensichtlicher Codename «Knight» lautete. (Ritter war ein Fliegerass aus dem Ersten Weltkrieg, hatte für Junkers gearbeitet und war 1935-38 deutscher Luftwaffenattaché in Paris gewesen.)⁶⁴ Auch wenn der Erfolg in Polen Hitler im Deutschen Reich unantastbar gemacht zu haben schien, stimmten diese drei Männer Hohenlohes Analyse doch in einigen Punkten zu: Sie erzählten Christie, dass Teile der Wehrmacht dem Führer gegenüber kritisch eingestellt seien und nicht an weiteren Feldzügen interessiert wäre. Und sie berichteten davon, dass Wehrmachtsführer und NSDAP schon mehrfach aneinandergeraten seien. Am 12. März 1940 traf sich Christie in Lausanne mit Wirth und Ritter.⁶⁵ Beide behaupteten, dem deutschen Widerstand gehörten auch Generäle an. Ritter jedoch war sich «persönlich nicht ganz sicher, ob die Generäle, selbst wenn sie durch die Rede des Premierministers [Chamberlain] ermutigt und bestärkt würden, [...] genügend Courage aufbrächten».⁶⁶ Die Signale, die die Briten erreichten, waren demnach verwirrend. Hohenlohe selbst schien ständig zwischen zwei Polen zu wechseln: Einmal gab er den Intimus der Oppositionsgruppe, dann wieder den direkten Kanal zu Hitler. Schliesslich teilte Christie Hohenlohe per Telegramm mit, dass seine Vorgesetzten alles andere als beeindruckt davon seien, wie wenig er ihnen bislang geboten hatte. Er verwendete dazu ihre Codesprache: er informierte Hohenlohe darüber, seine «Aktionäre» (= die britische Regierung) seien von dem «Angebot» nicht überzeugt. Sie hätten kein Vertrauen «in die Geschäftspraktiken des Managements und der meisten Angehörigen der Geschäftsleitung» (= Göring). Mit anderen Worten: Sie hatten ernsthafte Zweifel daran, dass Göring und andere «moderate» Deutsche eine wirkliche Alternative darstellten.

Inzwischen verzeichneten die Schweizer eine ständig wachsende Zahl an Hotelbuchungen. Ein besonders häufiger Hotelgast war MI6 – die britischen Agenten wollten so viele Informationen über den Feind sammeln, wie nur ir-

gend möglich. Ziel von Sir Stuart Menzies, Chef des MI6, blieb es zu erfahren, ob es nicht doch noch eine Opposition gebe, die in der Lage wäre, Hitler zu stürzen. Dusko Popow, der für Menzies arbeitete, beschreibt in seinen Memoiren, dass Menzies mehrere Personen als potenzielle Hitlerkritiker identifiziert hatte: Max Hohenlohe, Admiral Wilhelm Canaris, den Chef der Abwehr, sowie mit Oberst Hans Oster und Hans von Dohnanyi zwei weitere Offiziere der Abwehr.⁶⁷ Menzies war der Auffassung, Canaris könne im Widerstand gegen Hitler durchaus eine führende Rolle einnehmen. Nach 1941 gefährdete Menzies' Interesse an dieser Gruppe allerdings die Zusammenarbeit der Briten mit den Russen. Einer von Menzies Spionen, Kim Philby, war als Maulwurf auch für die Sowjetunion tätig. Er berichtete Moskau von Menzies' Interesse an Canaris. Philby hatte dieses wohlwollende Interesse entdeckt, nachdem er Menzies vorgeschlagen hatte, Admiral Canaris auf einer Spanienreise zu liquidieren. Menzies war dagegen und antwortete: «Ich war immer der Meinung, wir könnten mit dem Admiral noch etwas unternehmen.» Philby war alarmiert: «Erst später erfuhr ich, dass er mit Canaris über jemanden in Schweden in Kontakt stand.»⁶⁸

Derartige Informationen bestätigten die Russen in ihrer Befürchtung, Grossbritannien könnte Frieden mit Deutschland schliessen. Es lag im Interesse der Sowjetunion, solche Kontakte zu unterbinden. Tatsächlich hatten diese Kontakte abgenommen, nachdem Churchill im Mai 1940 Premierminister geworden war. Die Appeasement-Anhänger wurden von Churchill auf elegante Weise abserviert. Wie im Staatsdienst üblich, räumte er sie durch vermeintliche Beförderung aus dem Weg: Seinen alten Rivalen Halifax schickte er als Botschafter nach Washington, Samuel Hoare wurde Botschafter in Spanien. Das waren zwar wichtige Posten, doch konnten ihre Inhaber einem Premierminister kaum mehr gefährlich werden. Die Appeasement-Politiker hatten ihre Machtbasis eingebüsst und der weitere Verlauf des Krieges machte Kontakte zu den Deutschen immer unwahrscheinlicher. Je mehr Tote der Krieg forderte, desto schwieriger wurde es, Friedensfühler zu diskutieren.

Nachdem Christie das Interesse an ihm verloren hatte, versuchte Hohenlohe, mit dem neuen britischen Botschafter in der Schweiz, Sir David Kelly,

Kontakt aufzunehmen. Hohenlohe behauptete, eine direkte Botschaft von Hitler zu überbringen. Kelly berichtete darüber an das Foreign Office: «[Hitler] möchte weder Grossbritannien noch das britische Empire antasten (lediglich ein Abkommen über die alten deutschen Kolonien wäre hilfreich); und er will auch keine Reparationen.» Kellys Reaktion: «Da ich wusste, wie wichtig es war, Zeit zu gewinnen, zeigte ich mich interessiert.»⁶⁹

Hohenlohe verzichtete inzwischen darauf, Göring als angebliche Alternative zu Hitler ins Spiel zu bringen. Es war ihm nicht verborgen geblieben, dass Göring in Hitlers Hofstaat stark an Einfluss eingebüsst hatte. Nach dem Krieg behauptete Hohenlohe, er sei deshalb von Göring abgerückt, weil ihm sein alter Freund nicht genug bei seiner «Friedensarbeit» geholfen habe. Tatsächlich hatte er einflussreichere Nazifreunde gefunden.

Auch wenn nun Churchill an der Macht war, hegte Hohenlohe noch immer die Hoffnung, dass man Friedensgespräche initiieren könne. Senfton Delmer behauptet in seinen Memoiren, dass Hohenlohes «hoffnungsvolle» Berichte in Deutschland Wirkung zeigten. Delmer gehörte seit Kriegsausbruch einer Abteilung des britischen Geheimdienstes an, die auf Schwarze Propaganda spezialisiert war.⁷⁰ Er war für diese Aufgabe ausgezeichnet geeignet, da er fast die gesamte NS-Führung seit den 1930er Jahren persönlich kannte. Wie bereits erwähnt, war er auch Hohenlohe begegnet, den er für einen Agenten Ribbentrops hielt. In diesem Punkt irrte sich Delmer, doch über Hohenlohes Berichte an seine deutschen Auftraggeber war er gut informiert. Darin äusserte Hohenlohe die Überzeugung, dass es in Grossbritannien auch nach Chamberlains Rücktritt eine Fraktion gebe, die Frieden schliessen wolle und die man ermutigen solle. Einer seiner Quellen hierfür war der Aga Khan. Tatsächlich hatte der Aga Khan Hohenlohe bei einer Unterredung in der Schweiz mitgeteilt, der Zeitungszar Lord Beaverbrook habe sich für ein Friedensabkommen mit Hitler ausgesprochen. Am 25. Juli 1940 zitiert Hohenlohe dies in einem Memorandum:

«Beaverbrook ist der einzige Mann, der den Mut, die Kraft und das Ansehen hat, um in England auch gegen Churchills Widerstand etwas zu

verändern; schliesslich hat Churchill lange Zeit bei Beaverbrook in Lohn und Brot gestanden.»⁷¹

Mit dieser Bemerkung spielte er darauf an, dass der Pressezar Beaverbrook Churchill eine Zeitlang finanziell über Wasser gehalten hatte, indem er ihm fürstliche Honorare für seine Artikel zahlte. Während seiner Jahre in der politischen Isolation war Churchill auf diese Weise in der Lage gewesen, nicht nur finanziell zu überleben, sondern auch seinen Landsitz Chartwell zu erhalten.

Beaverbrook hatte in der Tat lange auf eine friedliche Lösung des Konflikts mit Deutschland gehofft, doch diese Information war veraltet – Churchill hatte ihn mittlerweile «stillgelegt». Delmer ging davon aus, dass Rudolf Hess den Bericht über Beaverbrook kannte. Für Hess muss es durchaus Sinn ergeben haben, dass Beaverbrook eine Friedenspartei unterstützte. Zwischen 1935 und 1939 hatten Hess und Hitler Beaverbrook mehrfach in Berlin getroffen. Wie wir heute wissen, gab es für Hess neben den Informationen über Beaverbrook noch weitere Indizien, die ihn an die Existenz einer Friedensfraktion in Grossbritannien glauben liessen. Entsprechend enttäuschend fiel sein «Empfang» in Schottland aus. Doch auch der britische Nachrichtendienst enttäuschte in seiner Reaktion auf Hess. Senfton Delmer war der Ansicht, seine Kollegen reagierten auf Hess ausgesprochen unprofessionell. Er kannte ihn noch von seinen Jahren als Reporter in Berlin her und hielt ihn für einen grössenwahnsinnigen Neurotiker, den man bei seiner Eitelkeit hätte packen müssen. Wäre man geschickter vorgegangen, so hätte der britische Nachrichtendienst aus Hess eine ausgezeichnete Informationsquelle machen können. Stattdessen konfrontierte man ihn sofort damit, dass seine Mission komplett aussichtslos war, woraufhin er nur noch mauerte. Es gab nur einen Moment, an dem er sich kurz öffnete, als Beaverbrook ihn in der Haft besuchte. Hess wusste nicht, dass Beaverbrook kein Interesse mehr an Friedensverhandlungen hatte. Sie hatten sich früher oft über die Bedrohung durch die Sowjets unterhalten, und genau dieses Thema griff Hess nun wieder auf: Er wollte Frieden mit Grossbritannien, falls Grossbritannien Deutschland helfen würde, Russland anzugreifen. Es war ein alter Wunschtraum, zu dem auch Hohenlohe seinen Teil beigetragen hatte.

Nach dem Krieg benutzte Max Hohenlohe seine Treffen mit den Briten 1939/40 dazu, zu «beweisen», wie sehr er sich für den Frieden eingesetzt hatte. Er erklärte 1967 auch dem *Spiegel*-Journalisten Heinz Höhne, er habe «über einen Kanal im Vatikan Warnmeldungen ans Reich» geschickt. Tatsächlich blieb er ein Meister des «Spins» – der Gabe, Ereignisse so zurechtzubiegen, dass er am Ende immer seine Vorteile daraus ziehen konnte.

Die National Archives London kommen zu dem Schluss, dass Hohenlohe nach 1941 von Abwehrchef Canaris als Agent eingesetzt wurde. Nach Canaris Sturz «beschäftigte ihn Walter Schellenberg, der nach Auflösung der Abwehr Leiter der Auslandsgeheimdienstes wurde, als ‚Spezial-Informanten‘ weiter». Wie eine untreue Geliebte hatte sich Hohenlohe von Göring entfernt und ein paar neue einflussreichere Nazi-Freunde gefunden. Nach dem Krieg sollte Hohenlohe behaupten, Schellenberg habe ihn beeindruckt, weil er ihm Hoffnung auf einen Regimewechsel gemacht habe. An Höhne schrieb er:

«Schellenberg machte mir gegenüber heftige Angriffe auf Ribbentrops Aussenpolitik und ging [1942] dabei so weit, mir zu erklären, dass er wisse, dass der Westen keinen Frieden mit Hitler unterzeichnen würde und deshalb seien innerpolitische Veränderungen in Deutschland notwendig [...]. Er hoffe, Hitler würde genug Patriotismus haben, um seine Person hinter das Interesse des deutschen Volkes zurückzustellen. Wenn das nicht geschehe, so müsse er mit Gewalt ausgeschaltet werden. Als voraussichtlichen Termin solcher Veränderungen bezeichnete Schellenberg im Sommer 1943 den März 1944.»⁷²

Hohenlohe behauptete, er habe darauf gehofft. Wer in Schellenbergs Diensten stand, arbeitete jedoch zugleich für Himmler. Für Max Hohenlohe gab es mehrere Gründe, sich für Himmler und den SD (als SD-Agent führte er die Nummer 144/7957) zu engagieren. Ein Grund war, dass er so seinen Besitz im Sudetenland besser schützen konnte. Auf lange Sicht war es auch vorteilhafter, für Himmler tätig zu sein, da dieser inzwischen statt Göring als Nachfolger Hitlers gehandelt wurde. Dass er für Himmler arbeitete, gab Hohenlohe natürlich nicht zu. Er behauptete lediglich, als Folge seines Gesprächs über einen möglichen Sturz Hitlers habe er den Kontakt zwischen

Schellenberg und den Amerikanern hergestellt. Tatsächlich fand im Dezember 1942 in Lissabon ein Treffen zwischen einem Abgesandten Schellenbergs und amerikanischen Geheimdienstlern statt. Doch ob dieses Treffen auf Hohenlohes Initiative zurückging, lässt sich nicht mehr feststellen. Zumindest steht fest, dass Schellenberg es nicht aus eigener Initiative in die Wege geleitet hätte. Ganz offensichtlich hatte Himmler ihn aufgefordert, geheime Kanäle zu den Amerikanern herzustellen, was wiederum bedeutet, dass Himmler bereits zu diesem frühen Zeitpunkt, 1942/43, bezweifelte, dass Hitler den Krieg noch gewinnen könne. Trotzdem hatte er sich noch nicht entschieden, wie er vorgehen sollte. Eine Option war, Hitler abzusetzen und dann selbst die Macht zu übernehmen. Himmlers Biograph Peter Longerich jedoch glaubt, Himmler habe mit seinen Annäherungsversuchen an die Alliierten erst viel später begonnen, «Mitte 1944».⁷³ Er bot Juden im Tausch gegen Bargeld oder bestimmte Waren an. Doch dies war, so Longerich, nicht sein eigentliches Anliegen: Himmler habe wahrscheinlich versucht, auf diesem Weg mit den Alliierten in Kontakt zu treten, um den Krieg zu beenden. Des Weiteren ist Longerich der Ansicht, dass Himmler diese Verhandlungen auch dazu nutzen wollte, die Russen gegen die Amerikaner auszuspielen. Wie John E Waller gezeigt hat, wurden 1944 mehrere Kanäle aktiv:

«Himmler zeigte sich seltsam unempfindlich gegenüber der Ablehnung, mit der ihm der Westen aufgrund seiner vielen bekannten Gräueltaten begegnete. Da er genau wusste, welches Schicksal ihm blühte, wenn ihn nach der endgültigen Kapitulation des Deutschen Reichs die Russen zu fassen bekämen, nahm er mittels diverser *Go-Betweens* Kontakt zu den Amerikanern in Schweden und anderen neutralen Staaten auf.»⁷⁴

In Wirklichkeit hatte Himmler schon viel früher damit begonnen, diese Kanäle einzurichten – als eine Art Sicherheitspolice. Für seinen schwedischen Geheimkanal benutzte er Jacob Wallenberg, einen Onkel des berühmten Judenretters Raoul Wallenberg. Jacob Wallenberg teilte einem amerikanischen OSS-Offizier mit, dass sich «im Deutschen Reich Zellen formierten, die den Sturz Hitlers zum Ziel hatten».⁷⁵ Laut Jacob Wallenberg war Himmler die

einzigste Alternative zu Hitler. Schellenberg stellte für Himmler ausserdem Kontakte über das Schwedische Rote Kreuz und Graf Bernadotte her – damit benutzte er, neben Hohenlohe, traditionelle aristokratische Kanäle. Adelige einzusetzen war jedoch mittlerweile aus der Mode gekommen. Die Abwendung der Nationalsozialisten vom Hochadel war keine abrupte Entscheidung. Sie war von Anfang an der Beziehung inhärent gewesen. Seit den 1920er und 30er Jahren durchlief der nationalsozialistische Blick auf den Adel unterschiedliche Wahrnehmungsphasen und war personenabhängig. In der Aufbauphase der NSDAP hatte ein starkes anti-adeliges Element existiert, das Adelige als «jüdisch versippt», «international» und Teil der «Reaktion» sah. In einer nächsten Phase brauchte und nutzte man den Adel gesellschaftlich und politisch. Nach Kriegsausbruch war er obsolet geworden und wurde sukzessive «entsorgt». Auch die Einstellung führender Nationalsozialisten zum deutschen Adel war immer höchst heterogen gewesen. Sie reichte von Affinität (Göring), über Ambivalenz (Himmler) bis hin zur Ablehnung (Goebbels). Für die NSDAP-Basis waren Adelige Kreaturen aus einer versunkenen Welt, für die es keine Existenzberechtigung mehr gab. Tatsächlich hatte die NS-Führung nicht ernsthaft die Absicht verfolgt, mit dem Hochadel langfristig das gesellschaftliche Rampenlicht zu teilen. Waren Adelige noch während des Aufstiegs der Bewegung nützliche Katalysatoren, um die eigene Bedeutung voranzutreiben, so wurde nicht vergessen, dass sie zu gesellschaftlichen Rivalen werden konnten. Die adelige Sichtbarkeit in der Öffentlichkeit nahm daher mit der Festigung des NS-Regimes sukzessive ab. Welchen geringen Stellenwert man dem Adel bereits Ende der 1930er Jahre in der Öffentlichkeit noch zubilligte, zeigt ein Blick auf die bunten Blätter. Hier sind – kaum überraschend – enorme Unterschiede zwischen Grossbritannien und dem Dritten Reich festzustellen. In England ist der «Tatler» der 1930er und 40er Jahre angefüllt mit Bildern aus dem Leben der britischen (und gelegentlich auch kontinentalen) Oberschicht. Ihre Hochzeiten, Taufen und Jagdpartien bilden den Mittelpunkt des gesellschaftlichen britischen Lebens. In Deutschland dominierte in den wenigen Gesellschaftsmagazinen eine andere Klientel. Goebbels unterstützte von 1933 bis 1944 die Publikation der

Postille «Deutschland», in der Lifestylethemen im Vordergrund standen. Da die Aristokratie nicht mehr als gesellschaftliche Elite fungieren durfte, boten hier Filmstars den Glamourfaktor. Auch die neue braune Elite zeigte in diesen Zeitschriften ihre private Seite – das Arbeitszimmer des Führers war genauso einen Fotobericht wert wie die fotogene Familie Goebbels.⁷⁶ Home-stories über ihre hübschen Kinder ersetzten die Berichte über adelige Kinderscharen.

Mit der zunehmenden Verschlechterung des Kriegsverlaufs wurden adelige *Go-Betweens* aufgrund ihrer internationalen Kontakte jetzt auch von ihren alten Auftraggebern misstrauisch überwacht. Die Ironie war offensichtlich: Man hatte diese internationalen Kontakte einst so gewinnbringend genutzt und jetzt befürchtete man, dass sie sich gegen das Regime wenden könnten. Trotz all seiner Verdienste für die NSDAP fiel als Erstes das Haus Hessen in Ungnade. Die Hessenprinzen durften u.a. keine Flugeinsätze mehr absolvieren. Ein weiterer Vermittlungsversuch a la «Hess» wäre für die Nationalsozialisten ein Propagandadesaster gewesen. Auch Himmler, der mehrmals mit Adelligen zusammengearbeitet hatte, änderte jetzt seine Meinung. Bei einem Treffen mit Mussolini 1943 verlor er die Fassung: «Er wurde wütend und sprach über korrupte internationale, jüdische gesinnte Monarchien und Adelige. Über Philipp von Hessen sagte er, ohne Zweifel habe der dem Nationalsozialismus grosse Dienste erwiesen, aber seine ‚doppelte Natur‘ wäre schon in seiner doppelten Identität* angelegt – als SA-General und Schwiegersohn der antifaschistischen Monarchie.»⁷⁷ Himmler war nicht immer kritisch gegenüber dem Hochadel gewesen. Doch die Lage hatte sich geändert. Bereits im August 1942 ordnete er an, dass nur mit seiner persönlichen Zustimmung Prinzen in die SS aufgenommen werden durften. 1943 kam es dann zum «Erlass des Führers über die Fernhaltung international gebundener Männer in Staat, Partei und Wehrmacht.» Hitler sah die Liste persönlich durch und entschied über Ausnahmeregelungen.⁷⁸ Auch wenn er zu diesem Zeitpunkt noch Konzessionen machte, änderte sich mit dem Stauffenberg-Attentat Hitlers Einstellung gegenüber dem Adel endgültig. Goebbels hatte intern schon immer gegen adelige Reaktionäre gewettert und konnte dies nun auch öffentlich zum Ausdruck bringen.

Der Fall Einsiedel kam ihm hierbei entgegen. Heinrich Graf von Einsiedel, Bismarcks Urenkel und hochdekorierter Jagdflieger, wurde in russischer Gefangenschaft zum Mitbegründer des «Nationalkomitees Freies Deutschland». Goebbels sah sich damit in seinem Misstrauen gegen die «Aristokratenclique» bestätigt.

Dass seine Standesgenossen in Ungnade gefallen waren, tangierte Hohenlohe kaum. Er hatte sich sowieso bereits nach allen Seiten abgesichert. Ob er sich an die Amerikaner wandte, um seine Haut zu retten, oder ob er es in Himmlers Auftrag tat, ist nach wie vor unklar – wahrscheinlich war es ein wenig von beidem. Die Amerikaner hatten nichts dagegen, sich mit Hohenlohe zu unterhalten. Sie hatten vor allem grosses Interesse daran, mehr über die Kluft zu erfahren, die sich innerhalb der Nazi-Hierarchie auftat. OSS-Chef Allen Dulles machte die Gespräche zur Chefsache. Hohenlohe kannte «Allen» seit den 1920er Jahren (Dulles war Partner in der amerikanischen Anwaltskanzlei gewesen, die die geschäftlichen Interessen von Hohenlohes Frau vertrat) und hatte daher keine Probleme, den Kontakt wiederherzustellen. Schellenberg gegenüber beschrieb er Dulles als einen «grossen, stämmigen, sportlichen Mann von 45, sieht gesund aus, hat gute Zähne und eine erfrischend einfache, aufgeschlossene Art».⁷⁹ Doch Dulles' Charakter war um einiges komplexer, als es seine «einfache, aufgeschlossene Art» vermuten liess.

Hohenlohe traf sich zwischen Januar und April 1943 insgesamt drei Mal mit Dulles, und jedes Mal hatte er einen Mitarbeiter aus Himmlers Abteilung dabei. Auf Hohnes Nachfrage stellt er das nach Kriegsende etwas anders dar: «Mit Dulles selbst sprach ich erstmals über Veranlassung des ehemaligen Schweizer Botschafters in London, Herrn Paravicini, und zwar während des Krieges. Mit Dulles verbindet mich bis heute eine persönliche Freundschaft.» Seine Begleitung erwähnt er nicht. Auch Dulles machte nach dem Krieg nur kryptische Angaben:

«Ich kenne Hohenlohe seit Kriegstagen, als er mit mir an ein paar ausgesprochen schwierigen und sensiblen Problemen arbeitete [...]. [Ich kenne seine Probleme mit] seinen Besitzungen in der Tschechoslowakei, die ihm seit unseren gemeinsamen Tagen in den 40er Jahren Schwierigkeiten verursachten.»⁸⁰

Dulles brachte zu den Treffen mit Hohenlohe US-Botschafter Leland Harrison und Oberstleutnant Duncan Lee mit. Wie Jonathan Haslam in seinem Buch über den sowjetischen Geheimdienst zeigt, lag darin eine gewisse Ironie, denn Duncan Lee arbeitete heimlich für die Russen. Er war als Rhodes-Stipendiat in Oxford gewesen und wurde wahrscheinlich bereits dort als Student rekrutiert (anders als beim Cambridge-Spionagering sind die meisten Mitglieder des Oxford-Spionagerings bis heute nicht identifiziert worden). Lee hatte einen ziemlich seltsamen russischen Codenamen: «Koch». Doch dieser Koch fand sicherlich wenig Geschmack daran, was der alte Antibolschewist Hohenlohe bei diesen Treffen so zusammenbraute. Hohenlohe empfahl «einen Riegel gegen den Bolschewismus und den Panslawismus» durch eine «Osterweiterung Polens, Beibehaltung der Monarchie in Rumänien und ein starkes Ungarn». Dulles schien von alledem sehr angetan.⁸¹ Seine grösste Sorge war, dass grosse Teile Europas in die Hände der Russen fallen würden.

So spielte Hohenlohe bei den Amerikanern seine alte Trumpfkarte aus: Deutschland sollte das Bollwerk gegen die Russen werden. Als Stalin – über seinen Agenten Koch – davon erfuhr, förderte dies bei ihm nicht gerade das Vertrauen in seine amerikanischen Verbündeten.

Den Briten war wiederum nicht verborgen geblieben, dass Hohenlohe mittlerweile für die Amerikaner arbeitete. Immer wenn sich Hohenlohe «auf Verwandtenbesuch» in Spanien befand, wurde Sir Samuel Hoare angewiesen, ihn im Auge zu behalten. Hoare war bis 1939 Appeasement-Politiker gewesen und in Gesprächen mit spanischen Diplomaten im Jahr 1940 hatte der Duke of Windsor Hoare ganz besonders gelobt. Doch Hoare wusste mittlerweile, wohin der neue Wind wehte. Sobald Churchill als Premier fest installiert war, wandte Hoare sich von seinen alten Appeasement-Freunden ab. Sein Auftrag lautete jetzt, zu verhindern, dass Spanien in den Krieg eintrat. Dadurch änderte er auch seine Meinung über Hohenlohe. Hoares Berichte über Max wendeten sich jetzt von positiv zu negativ. 1942 schrieb er an Ausenminister Eden:

«Max Hohenlohe tauchte auf. Er lernte John [einen Kollegen von Hoare] auf einer Party kennen und behauptete, die Lage im Deutschen Reich sei

unerträglich. Hitlers Beziehung zu seinen Generälen sei nicht hinnehmbar. John machte ihm deutlich, dass niemand hier an irgendwelchen Friedensvorschlägen interessiert sei. Wir wollen Hitler vernichten. Das schien Max zu akzeptieren.»⁸²

Im Jahr 1943 schrieb Hoare, Hohenlohe wolle seine Familie endgültig nach Spanien bringen:

«Max und die Seinen werden immer nervöser in Deutschland, und er hält sich [in Spanien] auf, um festzustellen, ob es eine Chance auf Friedensgespräche gibt [...]. John hätte in puncto Frieden nicht entschlossener auftreten können. Max hatte sich grosse Mühe gegeben, sich als Vertrauter von Göring und der Anti-Hitler-Fraktion im Land darzustellen.»⁸³

Hoare hatte es nicht leicht, die immer komplexere Geheimdienstszene in Madrid zu überblicken. Während des Zweiten Weltkriegs tummelten sich im neutralen Spanien unzählige Geheimagenten. Madrid war auch der ideale Ort, um Fehlinformationen zu verbreiten, und Hoare verbrachte den Grossteil seiner Zeit damit, herauszufinden, wer hinter welchem Gerücht steckte. Er besass viele verschiedene «Kontakte», die ihn auf dem Laufenden hielten, und er achtete darauf, dass er sich dabei nicht nur auf Madrid konzentrierte, sondern ganz Spanien abdeckte. Auch Kontakte in Katalonien waren wichtig für ihn, und ebendort, in Barcelona, erfuhr er von neuen «Friedensbemühungen». Ein einflussreicher Geschäftsmann hatte ihm mitgeteilt, dass

«ein bedeutender deutscher Industrieller in Barcelona eingetroffen sei und vorhabe, Friedensverhandlungen in die Wege zu leiten. Er behauptete, im Auftrag von Himmler und Speer unterwegs zu sein, [...] die, wie er erklärte, sich von Hitler und Goebbels distanziert hätten [...]. Himmler und seine Leute seien zu dem definitiven Schluss gekommen, dass allen Kriegsparteien angeraten sei, Frieden zu schliessen, da – wie sie glauben – niemand den Krieg gewinnen könne. Ich teilte [ihm] umgehend mit, dass wir keinen Moment lang von einer Pattsituation ausgehen und nicht einmal im Traum daran denken, mit irgendwem Friedensgespräche zu führen.»

Für Hoare klang der Begriff «Himmler und seine Leute» nur allzu vertraut. Er musste an ein Gespräch denken, das er jüngst mit Max Hohenlohe geführt hatte. An Anthony Eden schrieb er daher weiter:

«Wie Du Dich bestimmt erinnerst, schrieb ich Dir vor einigen Monaten von einem ganz ähnlichen Vorschlag, den mir Max Hohenlohe unterbreitete. Der Vorschlag des deutschen [Industriellen] scheint mir vor allem interessant zu sein, weil er identisch mit dem ist, was Max Hohenlohe sagt.»⁸⁴

Samuel Hoare schloss daraus, dass Max auf jeden Fall ein deutscher Agent sein musste.

Offiziell befand sich Hohenlohe als Repräsentant des Automobilherstellers Skoda in Spanien. Er öffnete sein Haus für Nazi-Freunde und besorgte seinem Kumpel Reinhard Spitzzy einen guten Posten bei Skoda. Das war eine nützliche Tarnung und Spitzzys tatsächlicher Chef blieb weiterhin Walter Schellenberg. Natürlich freute sich Spitzzy über das Arrangement und in seinen Memoiren behauptete er sogar, bei einigen Gesprächen von Max mit dem amerikanischen OSS dabei gewesen zu sein.

Seine Kontakte zu den Amerikanern waren Hohenlohe sehr wichtig, schliesslich wollte er nach dem Krieg auf der Seite der Sieger stehen. Um absolut sicherzugehen, dass er dazu mit der richtigen Seite assoziiert wurde, gründete er im Januar 1945 eine «österreichische Unabhängigkeitsgruppe». Er schien sich plötzlich daran zu erinnern, dass er in einem früheren Leben einmal österreichisch-ungarischer Untertan gewesen war. Dass er nun einen Liechtensteiner Pass und eine SD-Nummer besass, hinderte ihn nicht daran, sich kurzerhand in einen österreichischen Patrioten zurückzuverwandeln. Der britische Geheimdienst liess sich von dieser Wandlung jedoch nicht täuschen. Am 8. Januar 1945 berichtete ein britischer Agent:

«Die Quelle besagt, dass [ein Agent mit] Graf Seefried und Prinz Hohenlohe [in Kontakt steht], und zwar über eine neue Gruppierung von Österreichern, die sich in Madrid gebildet haben soll. Die Quelle glaubt, Hohenlohe sei der Sekretär dieser neuen österreichischen Gruppe, die nach aussen hin so tut, als sei sie allein dazu gegründet worden, um für die

Unabhängigkeit Österreichs zu plädieren; doch wie der Informant angibt, ist diese Gruppe in Wirklichkeit eine deutsche Tarnorganisation, die man beobachten sollte.»⁸⁵

Weiter hiess es in diesem Geheimdienstbericht, Hohenlohe habe «viele einflussreiche Freunde, darunter Lord Templewood [Samuel Hoare] und den Herzog von Alba»; ausserdem sei er «sehr vermögend». Was sein Aussehen betraf, war der Bericht nicht sehr schmeichelhaft: «Kräftig gebaut, grosser Kopf, aufgedunsenes Gesicht, helles Haar mit Ansatz zur Glatze, blaue Augen, grosse, fette Hände, dominante Erscheinung, spricht Spanisch, Französisch, Englisch und Tschechisch. Hat einen deutschen und einen Liechtensteiner Pass.»⁸⁶

Es scheint, als hätten die Anstrengungen des Krieges bei dem einst so attraktiven Hohenlohe auch optisch ihre Spuren hinterlassen. Wenn er, wie die Romanfigur Dorian Grey, ein geheimes Porträt von sich im Speicher aufbewahrt hätte, wäre der Anblick bei Kriegsende sicher erschreckend gewesen.

Prinz Max Hohenlohe-Langenburg hatte seine Karriere als heimlicher Helfer im Sudetenland begonnen und war spätestens 1940 ein Geheimagent geworden. Mit seiner Arbeit richtete er immensen Schaden an: Seine Desinformation über Göring als angeblichen Anführer einer oppositionellen Bewegung und seine Übertreibungen über kritische Stimmen innerhalb der NS-Führung führten dazu, dass die Briten am Ende nicht mehr an die Existenz eines deutschen Widerstands glaubten. Als dann tatsächlich die Oppositionellen rund um Graf Stauffenberg auf den Plan traten, war man in Grossbritannien äusserst skeptisch. Zu diesem Zeitpunkt befand man sich darüber hinaus in einem Bündnis mit den Russen, die sämtliche derartige Kontakte zwischen Grossbritannien und Deutschland mit Argusaugen beobachteten.

Am Ende hatte Hohenlohe alle hereingelegt. Doch sein grösster Coup ist es, als «guter Nazi» in Erinnerung zu bleiben – bis heute.

Das Nachleben der heimlichen Helfer

Als Carl Eduard Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha im April 1945 von den Amerikanern verhaftet wurde, verwandelte er sich über Nacht in einen Engländer zurück. Er hatte es genossen, Hitlers Uniformen zu tragen, jetzt musste er sie so schnell wie möglich entsorgen. Stattdessen zog er seine alte Jagduniform wieder hervor und gab sich als *country gentleman*.

Nicht jeder liess sich von diesen Äusserlichkeiten täuschen. Seinen amerikanischen Verhöroffizieren war der Herzog auf Anhieb unsympathisch, sie nannten ihn «schlecht informiert und arrogant». Der Herzog pries den Nationalsozialismus und betonte, eine Demokratie komme für Deutschland nicht infrage, denn «das deutsche Volk kann sich nicht selbst regieren».¹ Nach den Konzentrationslagern befragt, behauptete Carl Eduard, für diese trage er keine Verantwortung: «Ich bin nur ein kleiner Mann.»

Der deutsche Emigrant und Schriftsteller Stefan Heym erkannte sofort das propagandistische Potenzial dieser Aussagen. Heym gehörte einem Team der amerikanischen Armee an, das für psychologische Kriegsführung zuständig war. Coburgs Kommentaren mass er einen solchen Propagandawert bei, dass er sie für eine am 17. April 1945 ausgestrahlte Rundfunksendung verwendete:

«Bis vor Kurzem glaubte der Herzog, Deutschland würde den Krieg gewinnen. Er ist der Ansicht, dass Hitler in Deutschland hervorragende Arbeit geleistet hat. Das Problem sei lediglich, dass er ‚über das Ziel hinausgeschossen‘ sei. Hitler hätte seinen«Drang nach Osten» anders stillen

sollen als durch einen Krieg. Die Art und Weise, wie man die Juden beseitigt habe, sei zwar brutal gewesen, aber er glaubt, dass man das deutsche Theater, die Bildende Kunst, Zeitungen usw. vom jüdischen Einfluss habe befreien müssen. Auf die Frage, was er glaube, wie hoch der Anteil der Juden in Deutschland war, antwortete er: ‚etwa zehn Prozent‘.»²

Als Heym und die anderen Verhöroffiziere den Herzog daraufhin fragten, ob er bereit sei, im künftigen Deutschland Regierungsverantwortung zu übernehmen, wirkte Coburg nur einen Moment lang überrascht:

«Der Herzog sah seine Frau an, und als sie lebhaft nickte, sagte er: ‚Ja, selbstverständlich.‘ Er wies jedoch darauf hin, dass er 24 Stunden brauchen würde, um seine Amtskollegen zu benennen. Auf die Frage, aus welcher Gruppe er sie rekrutieren würde, antwortete Carl Eduard: ‚Aus der NSDAP‘.»

Dieser Satz bildete den Höhepunkt von Stefan Heyms Rundfunksendung. Zum grossen Amüsement des Interviewers präsentierte der Herzog sogar noch eine Liste mit «Forderungen»:

«Die Vereinten Nationen sollten Deutschland mit Rohstoffen versorgen, damit es seine Industrie wiederaufbauen könne, wieder eine grosse Nation werden könne und somit in der Lage sei, Reparationen zu zahlen. Niemand in Deutschland solle für Kriegsverbrechen bestraft werden, denn kein Deutscher habe, laut dem Herzog, Kriegsverbrechen begangen.»³

Diese Rundfunksendung sorgte dafür, dass ernsthaft an Carl Eduards Geisteszustand gezweifelt wurde. Dabei hatte er nur wiederholt, woran er seit Jahren glaubte. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass Coburg immer noch Hitler verteidigte – einen Mann, der die Anweisung gegeben hatte, ihn zu ermorden. Als Hitler im April 1945 die geheime Order ausgab, der Herzog von Coburg dürfe auf keinen Fall in die Hände des Feindes fallen, war dies alles andere als fürsorglich gemeint. Hitler erteilte zu diesem Zeitpunkt auch den sogenannten «Nerobefehl», der die Zerstörung deutscher Infrastruktur vorsah. Weitere Zerstörungsbefehle dienten dazu, Geheimnisse zu vernich-

ten – ganz gleich, ob sie sich in Akten oder in den Köpfen von Personen befanden. Doch derartige Auslöschungen funktionierten in den letzten Kriegswochen nur noch bedingt. Die Akten des Auswärtigen Amtes zum Beispiel waren bereits nach Marburg gebracht worden, um dort vernichtet zu werden, bevor sie dem Feind in die Hände fallen konnten. Sie wurden jedoch rechtzeitig von den Amerikaner gefunden, darunter auch kompromittierende Unterlagen über den Duke of Windsor.⁴ Neben der Aktenvernichtung stellte sich für Hitler auch die «Entsorgung» seiner alten Weggefährten als schwierig heraus. Seine Sekretärin Traudl Junge hat beschrieben, wie der Führer alle, die mit ihm im Bunker ausharrten, dazu drängte, sich umzubringen. Auch wenn die Angst vor den Russen gross war, hielt sich die Bereitschaft zum Selbstmord bei einigen dann doch in Grenzen. In dem Chaos der letzten Tage fand darüber hinaus auch niemand Zeit, den Herzog von Coburg auszuschalten.

Carl Eduard konnte natürlich nicht wissen, dass Hitler seine Ermordung angeordnet hatte. Er blieb ihm bis zuletzt treu ergeben und gab Heym das Interview eines überzeugten Nationalsozialisten. Seine «Nibelungentreue» schwankte erst, als er in ein Internierungslager überführt wurde. Er hoffte nun darauf, dass ihn die britische Königsfamilie aus seiner misslichen Lage befreien würde. Coburg war nicht der einzige Verwandte der Royal Family, der mittlerweile Schwierigkeiten mit den Alliierten hatte. Mehrere seiner Standesgenossen wurden im Sommer 1945 mit ihrer Nazi-Vergangenheit konfrontiert und überschwemmten die Royal Family geradezu mit Hilfsge-suchen. Nicht alle wurden erhört. Unter anderem baten die Grossherzogin von Sachsen-Weimar und Hermine, die zweite Ehefrau Kaiser Wilhelms II., die englischen Königin-Witwe Mary und ihren Sohn Georg VI. um Beistand. Der britische Aussenminister Ernest Bevin riet von einer Hilfeleistung jedoch ab:

«Es ist nicht wünschenswert, dass die Regierung Seiner Majestät in dieser Angelegenheit irgendwelche Massnahmen ergreift. Jeder Anschein der Kungelei mit der deutschen Königsfamilie würde umgehend von den

Russen oder von sonst jemandem, der uns gerne als reaktionär bezeichnet, für deren eigene Zwecke genutzt.»⁵

Das wurde von der Royal Family zwar akzeptiert, aber am Ende machte man – wie immer – für Carl Eduard eine Ausnahme. Und wie immer war es seine treue Schwester Alice, die alles tat, um ihm aus der Bredouille zu helfen. Sie bombardierte das britische Aussenministerium mit Briefen, die Carl Eduards sofortige Freilassung aus einem amerikanischen Internierungslager forderten. Ein überarbeiteter Beamter beschrieb, wie ihn Alices Ehemann, der Earl of Athlone, um Hilfe anging:

«Athlone bat mich um eine Unterredung bezüglich seines Schwagers.

Sie wollen ihn aus dem Internierungslager herausholen, damit er mit seiner Frau in Coburg oder Schweden leben kann. Natürlich habe ich nicht die geringste Ahnung, was der Mann getan hat oder ob es möglich ist, ja ob es überhaupt wünschenswert wäre, ihm sein Los zu erleichtern.»⁶

Alice mobilisierte auch einflussreiche Höflinge, die versuchten, «sanften» Druck im Foreign Office auszuüben. Ihre Schreiben trugen Briefköpfe von Balmoral oder Buckingham Palace. Doch trotz der in Diplomatenkreisen weitverbreiteten Ehrerbietung gegenüber der Königsfamilie liess man sich von eindrucksvollen Briefköpfen nicht einschüchtern. Alice verlegte sich nun auf die Behauptung, ihr Bruder leide an Augenkrebs und Arthritis und müsse daher aus humanitären Gründen freigelassen werden. In ihren Memoiren zeigte sie sich empört darüber, wie man ihren «unschuldigen» Bruder behandelte:

«Weil Charlie zur *partee* gehört hatte und Präsident des Roten Kreuzes und der Vereinigung alter Kameraden gewesen war (auch wenn er im Krieg nicht gekämpft hatte), steckten die Amerikaner ihn in ein Lager [...]. Er fand die Bedingungen nahezu unerträglich.»⁸

Alice sprach mit den deutschen und amerikanischen Behörden, die «allesamt voller Hass» waren. In ihren Memoiren erklärte sie ihren Enkelkindern:

«Bei unseren Bemühungen, etwas für Onkel Charlie zu tun, mussten Opa [Alices Ehemann Athlone] und ich uns erniedrigen, indem wir mit

dem US-Gouverneur von Coburg dinierten, einem gebürtigen Syrer. Auch mit seinem Nachfolger trafen wir uns, [...] einem jüdisch-französischen Amerikaner, der unserer Meinung nach weder ein geeigneter Vertreter seines grossartigen Landes noch die Art von Person war, die man aussuchen würde, um den Deutschen Lektionen in Demokratie zu erteilen!»⁹

Alice hatte nie Probleme damit, ihren Antisemitismus öffentlich zu machen. Der Erfolg gab ihr Recht: 1946 wurde ihr Bruder aus dem Lager entlassen. Vor allem aber gelang es ihr, seine NS-Karriere umzuschreiben. Ein britischer Diplomat berichtete über ihren unerschütterlichen Lobbyismus:

«Prinzessin Alice sprach mit mir neulich über den Herzog. Sie sagte, Letzterer habe in der Zwischenkriegszeit – so zumindest nach seiner eigenen Einschätzung – eine Menge dafür getan, die Beziehungen zwischen Deutschland und England zu verbessern, und zwar als Vorsitzender der Deutsch-Britischen Gesellschaft, des Deutschen Roten Kreuzes und verschiedener Veteranenverbände. Weil das Foreign Office über Dr. Dirksen gesagt hat, er habe in seiner Eigenschaft als Botschafter sein Bestes getan, um die deutsch-britischen Beziehungen zu verbessern, hofft der Herzog meiner Ansicht nach, dass man etwas in diesem Sinne auch über ihn sagen könnte.»¹⁰

Doch das Foreign Office war nicht bereit, so weit zu gehen. Im August 1947 hatte die hauseigene Forschungsabteilung Hintergrundinformationen über den Herzog gesammelt, die – trotz einiger Lücken – verheerend für ihn waren:

«[Er] war einer der frühesten Förderer der nationalistischen Bewegung. Im Jahr 1919 gehörte er einem Freikorps an, [...] und er war bis 1926 bei der Brigade Erhardf Bezirksführer für Thüringen. Er hatte 1926-1932 eine führende Position beim Stahlhelm inne und wurde dort im Jahr 1930 Mitglied ihres Exekutivorgans. Während dieser Zeit war er bereits für die Nazis tätig, und 1932 wurde ihm aufgrund seiner Nazi-Aktivitäten die Mitgliedschaft im Stahlhelm entzogen [...]. Im Jahr 1933 wurde

er SA-Gruppenführer. Seine Rolle bei den Aufmärschen der Nazis an der Seite des örtlichen Nazi-Führers Schwede [Vorarbeiter in den örtlichen Gaswerken, später Gauleiter der NSDAP und Oberpräsident in Pommern] wurde von der Nazi-Propaganda als Symbol der ‚Volksgemeinschaft‘ ausgeschlachtet. Nachdem er 1929 zum Vorsitzenden des Nationalsozialistischen Kraftfahrkorps ernannt worden war, wurde der Herzog Reichskommissar der freiwilligen Krankenpflege und Präsident des Deutschen Roten Kreuzes.»¹¹

Es folgte eine Liste seiner zahlreichen Ehrungen und Auszeichnungen. Doch obwohl sein Besuch in Japan aufgeführt wurde, blieben seine Reisen nach Grossbritannien und in die USA unerwähnt – die eigenen Leute wollte man dann doch schützen.

Alice hatte nie grosses Interesse an der Faktenlage gezeigt. Sie sorgte dafür, dass zahlreiche Freunde und Helfer des Herzogs schriftlich seine «Friedensarbeit» belegten.¹² Coburgs alter Verbündeter Ribbentrop war bereits hingerichtet worden, aber sein Nachfolger in der deutschen Botschaft in London, von Dirksen, bescheinigte Carl Eduard gerne die besten Absichten. Da viele deutsche Diplomaten genauso viel zu verbergen hatten wie der Herzog, unterstützten sie einander, wo sie nur konnten. Carl Eduard kam als Mitläufer mit einer Geldstrafe davon. Die Zeit der Lügen hatte begonnen und Karrieren wurden neu geschrieben. Dank Alices Hilfe entwickelten die Coburgs eine regelrechte Meisterschaft auf diesem Gebiet. Carl Eduards Frau behauptete unter anderem in einem Interview, während der zwölf Jahre des Nationalsozialismus habe sie bei sich zuhause nur sehr selten prominente Nazis bewirtet, schliesslich sei ihr Gatte ein «sehr bescheidener und schüchterner Mann».¹³ Und der Herzog selbst führte aus, er habe auf seinen «Auslandsreisen nie Propaganda für die NSDAP oder den Nationalsozialismus gemacht».¹⁴

Coburg war nicht der einzige von Hitlers heimlichen Helfern, der seiner Strafe entging: Auch Stephanie Hohenlohe blieb unbehelligt. Nachdem ihr amerikanischer Geliebter 1955 starb, war sie zwar wohlhabend, aber das befriedigte sie nur bedingt. Sie hatte sich selbst einmal als «Botschafterin» bezeichnet, und es war eine Rolle gewesen, die sie genossen hatte. Zu einer

Zeit, in der Frauen nicht einmal davon träumen konnten, eine diplomatische Karriere einzuschlagen, war es ihr gelungen, in Ungarn, Deutschland und Grossbritannien wie eine Diplomatin behandelt zu werden. Ihre «schillernde» Vergangenheit verhinderte zwar, dass sie erneut als *Go-Between* arbeiten konnte, aber sie nutzte ihre alten Kontakte für etwas Ähnliches: Sie wurde, was man in der Mediensprache einen «Fixer» nennt, d.h. sie arrangierte für deutsche Journalisten Interviews mit internationalen Prominenten. Die Idee war ihr durch Zufall gekommen. Stephanie Hohenlohe las zwar nur selten Bücher, dafür aber viele Illustrierte. Dabei fiel ihr auf, dass die deutschen Medien dringend bessere Kontakte nach Amerika brauchten. Niemand konnte solche Kontakte besser herstellen als Stephanie. Zunächst vermittelte sie Interviews an Karl-Heinz Hagen, der für die Zeitschrift *Quick* arbeitete und später für Henri Nannens *stern*. Ihr Netzwerk an potenziellen Interviewpartnern reichte von Altnazis bis hin zu US-Präsidenten. Vor allem ihre Methode, Kontakte ins Weisse Haus aufzubauen, stellte sich als ausgesprochen erfindungsreich heraus.

In einem früheren Leben, im Wien der Habsburger, war Stephanie die minderjährige Geliebte des Grafen Josef Gizycki gewesen. Gizycki hatte eine turbulente Ehe mit der Journalistin Eleanor Cissy Patterson geführt, deren Familie ein amerikanisches Medienimperium besass. Gizycki war mittlerweile tot, doch seine amerikanische Tochter umso lebendiger. Stephanie nahm Kontakt mit ihr auf und stellte sich als alte Freundin ihres Vaters vor. Die Tochter war deshalb so nützlich für Hohenlohe, weil sie mit dem amerikanischen Kolumnisten Drew Pearson verheiratet war. Pearson wiederum war ein äusserst einflussreicher Journalist: Seine Klatschkolumne «The Washington Merry-Go-Round» erschien in über 600 Zeitungen in den USA, und aus diesem Grund suchten auch US-Präsidenten seine Gunst. Darüber hinaus schuldeten ihm zahlreiche Personen sehr viele Gefallen. Pearson hatte Stephanie Hohenlohe bereits in den 1930er Jahren kennengelernt, und nun öffnete er ihr bereitwillig die Türen zu Washingtons *inner circles*.¹⁵ Ihr gemeinsames Geschäftsmodell beruhte auf den Prinzipien des Scheckbuchjour-

nalismus: Pearson besorgte Stephanie Interviewpartner für zahlungsfreudige deutsche Journalisten und sie teilte im Gegenzug die Provision mit ihm. Ihr erster gemeinsamer Erfolg war ein von Pearson vermitteltes Interview mit Präsident John E Kennedy im September 1963 (die Zeitschrift *Quick* zahlte Pearson 5'000 Dollar für das Interview und verlängerte ihren grosszügigen Vertrag mit Hohenlohe). Das Kennedy-Interview war eine bemerkenswerte Leistung und zeigte, wie kurz doch das menschliche Gedächtnis ist: Stephanie Hohenlohe, die von Präsident Roosevelt und FBI-Chef Hoover 1941 noch als «sehr gefährlich» eingestuft wurde, konnte sich zwanzig Jahre später guter Kontakte zum Weissen Haus rühmen.

Pearson und Hohenlohe griffen sich in allen Lebenslagen gerne unter die Arme. Als Hohenlohe beispielsweise ein Interview mit Schah Reza Pahlavi brauchte, schrieb Pearson ihr ein euphorisches Empfehlungsschreiben:

«Die Prinzessin zu Hohenlohe [...] war für Präsident Kennedy auf dessen letzter Reise nach Deutschland eine grosse Hilfe. Sie war inoffiziell damit betraut, in den verschiedenen Teilen der Welt für bessere Beziehungen zu den Vereinigten Staaten zu werben.»¹⁶

Pearson half Hohenlohe auch dabei, ein Interview mit Kennedys Nachfolger, Lyndon B. Johnson, zu vermitteln. Ein Jahr später erzielte Stephanie einen noch besseren Deal mit dem *stern*. Dessen Herausgeber zahlte ihr und Pearson für ein weiteres Interview mit Lyndon B. Johnson 20'000 Dollar. Anschliessend begann Hohenlohe eine äusserst lukrative Zusammenarbeit mit Axel Springer, dem Gründer der *ssz/d*-Zeitung.

Stephanie war auf dem Weg zu einer Party, als sie 1972 der Tod ereilte. Sie war 80 Jahre alt, auch wenn sie laut ihrem Grabstein nur 67 wurde.¹⁷

Ihr *Go-Between-Kouége* Max Hohenlohe verpasste nach Kriegsende ebenfalls selten eine Party. Seine guten Kontakte zu den Amerikanern bewahrten ihn vor unangenehmen Repressalien. Sein getreuer Handlanger Spitzzy hatte ebenfalls rechtzeitig die Seiten gewechselt, doch sein Wechsel verlief komplizierter und er musste für ein paar Jahre untertauchen. In den

1950er Jahren liess er sich in Österreich nieder, schrieb seine Memoiren und wurde ein gefragter Zeitzeuge in Fernsehsendungen.

Max Hohenlohe zog es vor, vorwiegend in Spanien zu leben, wo ihm Franco weiterhin Sicherheit bot. Da eine politische Betätigung nicht mehr infrage kam, konzentrierte er sich darauf, Geld zu verdienen. Nach dem Krieg gab es jede Menge Schwarzgeld, das gewaschen werden musste, und alte Nazis investierten gerne in sichere Häfen wie Franco-Spanien. Besonders beliebt waren Hotelprojekte in Marbella und Hohenlohe erwies sich als äusserst «hilfreich» beim Vermitteln von Investoren. Bis zum heutigen Tag nennen ihn Touristenbroschüren als Entdecker eines der schönsten Küstenstriche von Marbella – der Goldenen Meile:

«Sonne, Meer und jugendliche Energie: Das sind die drei Dinge, die man an der gesamten Südküste Spaniens in Hülle und Fülle finden kann. Marbellas Goldene Meile, die Küstenlinie, die sich vom Westen der Stadt Marbella bis Puerto Banus erstreckt, ist eine exklusiv-luxuriöse Siedlung, die in vollem Umfang alle Vorteile nutzt, die den andalusischen Ort zum Favoriten aller machen, die [...] nach Schönheit und nach tadelloser Gastlichkeit suchen. Ursprünglich wurde die Goldene Meile von Fürst Max Egon zu Hohenlohe-Langenburg als Refugium für europäische Adlige entwickelt. Er hatte den unbestreitbaren Reiz dieser Gegend während einer Reise entlang der Mittelmeerküste entdeckt, als ihn eine Autopanne zwang, einen Zwischenstopp im damals noch winzigen Städtchen Marbella einzulegen. Und noch heute faszinieren die warmen und sauberen Sandstrände der Goldenen Meile Aristokraten, Geschäftsleute und andere Prominente.»¹⁸

Lediglich britische Diplomaten mieden Max Hohenlohe. Nach dem Krieg wollte das Foreign Office um keinen Preis mehr an seine früheren Verbindungen zu «Max» erinnert werden. Als ein britischer Diplomat berichtete, er sei ihm 1953 in Spanien auf einer Party begegnet, reagierte man in London gereizt. Jeder weitere Kontakt zu Hohenlohe solle vermieden werden, schliesslich habe er während des Kriegs eine «finstere Rolle gespielt».¹⁹

Go-Betweens wie Coburg, Max Hohenlohe und Fürstenberg hatten der alten Elite angehört, die die neue Elite werden wollte. In einer Zeit tiefgreifender Veränderungen hatten sie ihre traditionellen Netzwerke genutzt – auf regionaler, auf nationaler, vor allem aber auf internationaler Ebene. Allesamt waren sie von opportunistischen Motiven geleitet.

Doch nicht alle hier beschriebenen *Go-Betweens* waren in moralischer Hinsicht fragwürdige Figuren. Vor allem während des Ersten Weltkriegs gab es einige, denen ernsthaft daran lag, den Krieg zu beenden. Lady Paget und Lady Barton beispielsweise hatten durchaus altruistische Absichten. Andere *Go-Betweens* wurden von einer Mischung aus Motiven angetrieben. General Paget, Ernst zu Hohenlohe-Langenburg, die verwitwete Herzogin von Coburg, Max von Baden, Hohenzollern-Sigmaringen und die Brüder Bourbon-Parma versuchten sowohl im Interesse ihres jeweiligen Hauses wie auch im Interesse ihres Landes zu handeln.

Doch waren sie am Ende mehr als eine blossе Fussnote der Geschichte? Oder hat ihre Arbeit wirklich etwas bewirkt?

In seiner Farce *Der nackte Wahnsinn (Noises Off)* zeigt Michael Frayn eine Theatergruppe bei der Aufführung eines mittelmässigen Stücks. Von dem Stück selbst bekommt der Zuschauer nicht viel zu sehen, stattdessen erlebt er, was hinter den Kulissen vor sich geht. Hier versuchen die Schauspieler unter chaotischen Umständen, das Geschehen vorn auf der Bühne in Gang zu halten. Dabei müssen sie leise agieren – *'noises off'* – um die Vorstellung nicht zu stören. Was im Backstagebereich passiert, erweist sich als sehr viel dramatischer (und komischer) als das Geschehen auf der Vorderbühne.

Internationale Beziehungen haben leider nur selten komische Momente zu bieten. Doch wenn man sie besser verstehen will, reicht es nicht, den Blick allein auf die Bühne zu richten. Offizielle Dokumente zeigen nie das ganze Bild. Man muss hinter die Kulissen blicken, sonst läuft man Gefahr, wichtige Aspekte zu verpassen. Wie dieses Buch gezeigt hat, birgt der politische «Backstagebereich» viele streng gehütete Geheimnisse. Politiker haben je-

doch kein Interesse daran, dass die Methoden, die sie im Backstagebereich anwenden, publik werden. Sie ziehen es vor, derartige Betriebsgeheimnisse für sich zu behalten, inklusive der Namen ihrer *Go-Betweens* und derer Aufgaben. Der Grund hierfür liegt auf der Hand:

Go-Between-Missionen bedeuteten, dass sie fernab von Presse, parlamentarischer Kontrolle oder Judikative stattfanden. Sobald jedoch diese, jedem demokratischen Verständnis widersprechenden Aktivitäten öffentlich werden, kann es zu erheblichen innen- wie aussenpolitischen Komplikationen kommen.

Wie wir gesehen haben, fielen Enthüllungen über Personen wie Fürstenberg (von dem man munkelte, er «kontrolliere» Kaiser Wilhelm II.) oder Sixtus von Bourbon-Parma (dessen fehlgeschlagene Mission 1917 den Ruf des Hauses Habsburg schädigte) am Ende auf ihre Auftraggeber zurück. Aufgedeckte *Go-Between-Missionen* konnten Karrieren über Nacht beenden.

Da diese Missionen geheim gehalten werden, kann die Quellensuche für Historiker zu einem Alptraum werden. Rekonstruktionen von Missionen bleiben äusserst schwer. Wenn zum Beispiel der ungarische Premierminister Gömbös 1932 in einem Brief an Lord Rothermere schreibt: «Alles andere, was ich zu sagen habe, wird Ihnen die Prinzessin [Stephanie Hohenlohe] persönlich mitteilen,» könnte man an dieser Diskretion schier verzweifeln. Und selbst wenn Dinge verschriftlicht werden, scheinen diese Briefe extrem leicht «verloren» zu gehen – wie z.B. der Brief Horthys an Chamberlain, den er Stephanie Hohenlohe mit den Worten übergab, er wolle das nicht über «offizielle Kanäle übermitteln».

Die Suche nach Quellen war folglich eine grosse Herausforderung für dieses Buch, und vor allem die königlichen Archive stellen ein schweres Hindernis dar. Nicht nur die Royal Archives, Windsor, betreiben mit ihrer Weigerung, Nachlässe aus den 1930er Jahren einsehbar zu machen, eine manipulative Geschichtspolitik. Auch andere europäische Königshäuser sperren bis heute brisantes Archivmaterial. Das liegt vor allem daran, dass alle königlichen Archive Gefangene ihres internationalen Materials sind. Sie arbeiten miteinander, damit sie die Kontrolle über die eigenen und die Briefe der

internationalen Briefpartner behalten können. Nur so kann verhindert werden, dass politisch Brisantes an die Öffentlichkeit gelangt. Es ist daher so gut wie unmöglich, die Briefe einzusehen, die Mitglieder der deutschen, schwedischen oder spanischen Königsfamilien in den 1930er-Jahren an ihre englischen Verwandten schrieben (sie wären in den Royal Archives), und umgekehrt werden wir nie die englische Korrespondenz in deutschen, schwedischen oder spanischen königlichen Archiven einsehen dürfen. Es erinnert an die Spielsituation des Gefangenendilemmas. Würde ein Spieler (d.h. ein königliches Archiv) seinen Giftschränk öffnen, könnte er zwar Transparenz und gute Öffentlichkeitsarbeit demonstrieren, hätte damit aber die anderen Spieler verraten. Keiner der königlichen Spieler ist bis heute zu diesem Schritt bereit.²⁰

In diesem Buch mussten daher Hintertüren in einen streng bewachten Hochsicherheitstrakt gefunden werden.

Vom schwierigen Zugang zu den Quellen abgesehen, war ein weiterer Grund, warum Fragen nach *Go-Betweens* bisher nie gestellt wurden, die schlichte Tatsache, dass man sie nicht als Akteure wahrgenommen hat. Dass es sich bei ihnen um Adlige und nicht etwa um Politiker handelte, machte die Identifizierung noch schwieriger. Es galt lange als unzeitgemäss, über die Aristokratie zu forschen (und entsprechend düster war die Drittmittellage für Historiker).

Darüber hinaus ignorierten Diplomatiehistoriker das Phänomen der heimlichen Helfer per se. Das lag unter anderem daran, dass die Existenz von *Go-Betweens* als Alternative zur offiziellen Diplomatie es noch komplizierter macht, Diplomatiegeschichte zu schreiben. *Go-Betweens* stellen eine weitere Dimension in einer komplexen Geschichte dar und können damit für zusätzliche Verwirrung sorgen. Folglich haben Diplomatiehistoriker sich nicht mit ihnen beschäftigt oder sie im Zweifelsfall in ein paar Fussnoten begraben. Wie wir gesehen haben, ist es jedoch wichtig, sie zu untersuchen, auch wenn wir bislang nur die Spitze eines grossen Eisbergs freilegen können. Es gibt noch viele Missionen, die eine wichtige Rolle gespielt haben, vor allem in der Zeit des Kalten Krieges, als *Go-Betweens* offenbar häufig eingesetzt wurden.

Welche Schlussfolgerungen können wir nun aus den hier untersuchten Fällen ziehen?

Erstens: Heimliche Helfer wurden von Regierungen jeglicher Art eingesetzt – von konstitutionellen und semi-autoritären Monarchien, von Diktaturen und von Demokratien.

Zweitens: Für lange Zeit hatte der Adel ein Monopol auf *Go-Between-Missionen*. Das lag vor allem an der grossen Landkarte seiner Beziehungen (d.h. seinen internationalen Netzwerken), aber auch an dem «Glamour-Faktor» altherwürdiger Namen, den schon Marcel Proust beschrieben hat. Er sah den grossen gesellschaftlichen Einfluss des Adels in der Autorität begründet, die alten Namen zugeschrieben wurde. Mit den Adelsnamen verband man vermeintlich historische Grösse, sie erweckten Erinnerungen an versunkenen Glanz. Dieser Glanz verschaffte auch noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Zugang zu den Vorzimmern der Macht.

Drittens: Adlige Frauen wurden als *Go-Betweens* ebenso geschätzt wie ihre männlichen Pendanten. Man nahm Aristokratinnen wie die verwitwete Herzogin von Coburg, Lady Barton, Lady Paget und (in der Zwischenkriegszeit) Stephanie Hohenlohe ernst, weil sie etwas ganz Einzigartiges zu bieten hatten. Während Institutionen wie die UNO heute mit dem Problem ringen, ob und wo sie Frauen einsetzen können und welche «Schlichter zu welchen Schlichtungsparteien passen», verstanden frühere Generationen diesen Punkt sehr viel besser. Frauen für *Go-Between-Missionen* einzusetzen, galt als äusserst effektiv. Zuerst einmal waren sie im Gegensatz zu Männern «unauffällig», d.h. bei ihren Auslandsreisen erschienen sie nicht sofort auf dem Radar von Journalisten oder Geheimdiensten. Darüber hinaus sorgten die Etiketteregeln der Zeit dafür, dass weibliche *Go-Betweens* besonders schnell Zugang zu hochstehenden Verhandlungspartnern bekommen konnten. Es galt in Oberschichtskreisen als Tabu, einer adligen Dame die Audienz zu verweigern. Im Falle einer Absage musste man mit gesellschaftlichen Repressalien rechnen – die verärgerte Damen konnten ihr Netzwerk schnell über eine schlechte Behandlung informieren. Wenn man sie jedoch empfing, konnte es für beide Seiten nützlich sein.

In der Regel übten weibliche *Go-Betweens* eine beruhigende Wirkung auf ihr männliches Gegenüber aus. Sie wurden nicht als Rivalen wahrgenommen (wie das bei einem männlichen Gesprächspartner der Fall sein konnte) und konnten stattdessen die weise, mütterliche Rolle übernehmen.

Viertens: Man verwendete *Go-Betweens* oft dazu, neue Ideen oder sogar Alternativen zur offiziellen Rhetorik ins Spiel zu bringen. Sie waren der Traum eines jeden Politikers, denn alles, was sie sagten, blieb immer «off the record» und konnte im Zweifelsfall dementiert werden.

Fünftens: Die hier untersuchten *Go-Between-Missionen* zwischen 1900 und 1940 waren in Friedenszeiten erfolgreicher als in Kriegszeiten. Während des Kriegs scheiterten Missionen (mit Ausnahme von Rumänien im Ersten Weltkrieg). Daher erscheint es auf den ersten Blick überflüssig, sie überhaupt zu untersuchen. Dennoch bieten sie uns wichtige Einblicke in politische Entscheidungsprozesse.

Mit dem Kriegsausbruch 1914 war es zu einem diplomatischen «Black-out» zwischen den Gegnern gekommen – Botschaftspersonal wurde aus Feindstaaten abberufen, und man musste mühsam über Vertreter neutraler Staaten miteinander kommunizieren. In einer Zeit, in der Diplomaten feindlicher Nationen nur eingeschränkt miteinander verkehrten, waren daher erst recht zuverlässige *Go-Betweens* gefragt. In Deutschland zum Beispiel waren gestandene Diplomaten, die sonst ein geringes Interesse an dieser Art von «Konkurrenzdiplomatie» hatten, der Benutzung von *Go-Betweens* nicht abgeneigt, auch wenn sie offiziell mit ihnen nicht in Verbindung gebracht werden wollten.

Go-Betweens waren jetzt auch wichtig, da sich die öffentliche Rhetorik im Krieg besonders stark von dem unterschied, was hinter verschlossenen Türen vor sich ging.

Im Falle der Fürstenberg-Gruppe kann man zum Beispiel sehen, dass bereits 1916, lange vor den offiziellen Friedensappellen des Papstes, ein Weg gesucht wurde, den Krieg mit Hilfe von *Go-Betweens* zu beenden.

Die Päpstliche Friedensinitiative von 1917 war zwar offizieller Natur, aber selbst hierbei zog hinter den Kulissen ein führendes Mitglied des belgi-

schen Klerus die Strippen (Kardinal Mercier, Erzbischof von Mecheln und Primas von Belgien). Der Fall Mercier zeigt, dass *Go-Between-Missionen* nicht ausschliesslich Adligen vorbehalten waren. Der Klerus konnte auch eine Rolle spielen, ebenso wie Bankiers: Schon vor dem Ersten Weltkrieg hatten sich Geschäftsleute wie Albert Ballin und Ernest Cassel als *Go-Betweens* für eine Verbesserung der britisch-deutschen Beziehungen eingesetzt. Auch als während des Krieges der österreichische Graf Ludwig Széchenyi und der Brite Sir Walter Townley nach Den Haag geschickt wurden und nicht direkt miteinander kommunizieren konnten, benutzten sie einen Journalisten als *Go-Between*.²¹ Hier deutet sich bereits an, in welche Richtung die Entwicklung später laufen würde: Nach dem Zweiten Weltkrieg würden international vernetzte Geschäftsleute, Journalisten und Wissenschaftler regelmässig als *Go-Betweens* tätig werden.

Dass die heimlichen Helfer im Ersten Weltkrieg scheiterten, lag sicherlich nicht an ihnen selbst. Letztlich kämpften sie gegen Windmühlen. Zu viele Akteure mit zu vielen divergierenden Interessen waren während des Krieges am Werk – von militärischen Führern, die ihre eigene Karriereziele verfolgten, bis hin zu den eigenen Verbündeten, die sich weigerten, Zugeständnisse zu machen.

Nach 1918 forderte die Öffentlichkeit mehr Transparenz. Doch auch wenn Präsident Wilson ein Ende der Geheimdiplomatie postulierte, spielten in der Zwischenkriegszeit *Go-Betweens* wieder eine Rolle. Tatsächlich kam es weder auf der Bühne noch hinter den Kulissen zu einer nennenswerten Veränderung. Während sich die offiziellen Diplomaten mit einer neuen Art von Politikern auseinandersetzen mussten, deren Handeln von Ideologien bestimmt war, erlebte die Geheimdiplomatie eine neue Blüte. Die Zahl der Geheimkanäle scheint in der Zwischenkriegszeit deutlich zugenommen zu haben. Demokratisch gewählte Staatsmänner verwendeten *Go-Betweens* dabei genauso häufig wie Diktatoren. Präsident Roosevelt beispielsweise umging regelmässig das State Department (seine Beziehung zu Aussenminister Cordell Hull war oft angespannt) und schickte stattdessen junge Offiziere für geheime Verhandlungen nach China. In Grossbritannien benutzten Chamberlain und Halifax 1938 Max Hohenlohe als *Go-Between* zu Henlein (und

erkannten nicht, dass er in Wirklichkeit für Göring arbeitete). Und als Chamberlain 1939 seine Verhandlungen mit der Sowjetunion begann, signalisierte er den Nazis hinter den Kulissen über einen *Go-Between*, dass sie nur vorgetäuscht waren, um die Opposition zu beruhigen. Als dann der Krieg ausbrach, sandten die Briten und Deutschen ihre *Go-Betweens* aus, um die gegnerische Friedensbereitschaft zu erkunden. Chamberlain wurde 1939/40 von zahlreichen eifrigen Vertretern des Establishments regelrecht belagert, die hierfür ihre Dienste anboten. Auch wenn es Halifax auf beeindruckende Weise gelungen ist, seine Spuren bis zum heutigen Tag zu verwischen, weisen umfangreiche Indizien darauf hin, dass er solche Missionen unterstützte. Auch hier unterschied sich das, was auf offizieller Ebene besprochen wurde, erheblich von dem, was im «Backstagebereich» vor sich ging.

Die wahren Meister der *Go-Between-Methode* waren jedoch Hitler und Göring. Hitler misstraute anfangs dem Auswärtigen Amt (völlig zu Unrecht, wie sich herausstellte, die Diplomaten wurden schnell linientreu) und suchte seine eigenen Kanäle ins Ausland. Dies wurde bereits von seinen Zeitgenossen erwähnt, ist aber bisher noch nicht als Methode erkannt und im Kontext analysiert worden. Anfangs hatten die regulären Diplomaten wenig für ihre inoffiziellen Rivalen übrig. Die Nummer zwei in der deutschen Botschaft in London, Fürst Otto II. von Bismarck, beschwerte sich zunächst über die geheimen Besuche des Herzogs von Coburg in London. Später lernte er, diese Methode zu akzeptieren. Immerhin mischte hier auch einer seiner persönlichen Freunde mit: der *Go-Between* Max Hohenlohe. Der Botschafter in London, von Dirksen, beschrieb in seinen Nachkriegsmemoiren die geheime Wiedemann-Mission von 1938 als Hitlers «übliches» Chaos und gab vor, diese Methode zu verachten. In Wahrheit war Dirksen wie seinem Kollegen Bismarck klar, wie nützlich es sein konnte, mit *Go-Betweens* vernetzt zu sein. Zu Dirksens besten Freunden gehörte unter anderem Stephanie Hohenlohe.

Die heimlichen Helfer unterstützten Hitler dabei, die Rheinland- und die Sudetenkrise reibungslos zu überstehen. Und sie taten ihr Bestes, das Dritte Reich in ihren geheimen Gesprächen als vertrauenswürdigen Verhandlungs-

partner darzustellen. Ihre persönlichen Kontakte zu einflussreichen Persönlichkeiten und ihr ständiges Umwerben der Appeasement-Politiker trugen dazu bei, dass Hitler zwischen 1936 und 1939 mit seinen Verletzungen des internationalen Rechts ungeschoren davonkam.

Vor allem in den Jahren 1938 bis 1940 führte Hitler bei zwei Theaterstücken gleichzeitig Regie – das eine wurde vor Publikum aufgeführt, das andere fand hinter der Bühne statt und wurde aus den Akten herausgehalten. Wie in Michael Frayns Theaterstück, agierten dabei alle Beteiligten hinter der Bühne so leise wie möglich – noises off.

Das setzte sich auch nach Kriegsausbruch fort. Bernd Martin, der die deutschen Geheimdienstaktivitäten während des Zweiten Weltkriegs untersucht hat, erkannte bereits, dass Hitler zu Beginn des Krieges besondere Emissäre benutzte.²² Martin fiel auf, dass diese Emissäre nicht den offiziellen Geheimdiensten angehörten und insbesondere während des «Sitzkriegs» aktiv waren. Tatsächlich kam es in dieser Zeit vor, dass deutsche *Go-Betweens* Signale in eine ganz andere Richtung gaben, als sie der Öffentlichkeit vermittelt wurde. Beispielsweise erwähnte Hitler in seiner ersten Kriegssrede am 19. September 1939 keine konkreten Friedensangebote. Dabei hatte Göring hinter den Kulissen bereits seinen schwedischen Verbindungsmann Dahlerus beauftragt, Kontakt mit London aufzunehmen. Wenig später schloss sich Max Hohenlohe Dahlerus an und arbeitete für Göring in der Schweiz. Dies ohne Zustimmung des Führers zu tun, hätte Göring kaum gewagt.

Die geheimen *Go-Between-Missionen*, die Hitler und Göring in Auftrag gaben, zeigen, dass sie eine Aussenpolitik verfolgten, die sich auf mehreren Ebenen abspielte und von der öffentlichen Rhetorik unterscheiden konnte.

Dass Hitler solche *Go-Between-Missionen* unterstützte, erklärt auch Hess' Flug nach Schottland. Auch wenn Hess' Timing sich als ausserordentlich schlecht erwies, so war sein Vorhaben doch keineswegs abwegig. Er wusste, dass Hitler schon früher Geheimkanäle verwendet hatte. Wenn sie gut funktionierten, wie in der Sudetenkrise, wurden die erfolgreichen *Go-Betweens* reichlich belohnt.

Für Hess, der an Hitlers Hof zur Randfigur geworden war, hätte eine erfolgreiche Friedensmission die Rückkehr in Hitlers Gunst bedeutet.

Nach 1945 brauchte man für geheime Missionen keine Adligen mehr. Die neuen Gegner, die USA und die Sowjetunion, setzten andere Eliten für derartige Missionen ein. Es trat nun eine neue Generation von *Go-Betweens* auf den Plan, bei denen nicht mehr der adlige Stammbaum, sondern andere Kunstfertigkeiten zählten.

Heute kommen die heimlichen Helfer aus allen Bereichen des Lebens. Doch auch wenn sie nicht mehr dem Adel angehören: Die Arbeit selbst hat sich nicht geändert. Sie ist keinesfalls ein Relikt der Vergangenheit – im Gegenteil.

Wir werden nie genau wissen, wie viele geheime Kanäle im 20. Jahrhundert existierten, ganz zu Schweigen davon, wie viele es heute sind. Aber *Go-Betweens* sind wieder in Mode.

In einer Zeit, in der alles – E-Mails, SMS und Reisedaten – überwacht werden kann, ist es schwer, Besprechungen vertraulich zu halten. Nicht aufgezeichnet zu werden, ist mittlerweile ein Luxus geworden. Wenn Politiker ihre Äusserungen geheim halten wollen, brauchen sie eine «harmlose» Privatperson mit guten Kontakten und einem guten Gedächtnis, die diskret verhandeln kann. Dies gibt *Go-Betweens* eine neue Rolle.

Allen Forderungen nach mehr Transparenz zum Trotz werden die «heimlichen Helfer» uns auch in Zukunft beschäftigen.

Dank

Seit dem Erscheinen dieses Buches in Grossbritannien und den USA habe ich das Glück gehabt, mehrere Menschen kennenzulernen, die nach 1945 als «heimliche Helfer» gearbeitet haben. Darunter ist auch der Physiker Freeman Dyson. Falls es eines Tages eine Fortsetzung der *Go-Betweens* im Kalten Krieg geben sollte, gebührt Dyson und seinen mutigen Kollegen das erste Kapitel.

Der amerikanische Schriftsteller Jonathan Franzen hat vor einigen Jahren den modernen Roman in zwei Gruppen aufgeteilt – in Status- und Kontraktromane. Erstere sind schwer lesbare Kunstwerke, «wer sie nicht schätzt, gehört verachtet», während die zweite Gruppe einen Kontrakt mit dem Leser eingegangen ist, ihm zu einer anspruchsvollen, aber «angenehmen Lektüre» zu verhelfen. Ein Historiker sollte zwar alles andere als ein Romanautor sein, aber auch er steht vor der Frage, welche Art von Buch er schreiben möchte. Eine Statusmonographie für die Kollegen oder ein Buch für den «idealen Leser», von dem man hofft, dass er existiert. Es führt zu einer Gradwanderung, wenn man beiden Gruppen gerecht werden will. Niemals zu langweilen, war ein Motto der europäischen Hocharistokratie und ich habe versucht, diesen Lebensrhythmus zumindest ansatzweise wiederzugeben. Ermöglicht wurde dies unter anderem durch zahlreiche, bisher unveröffentlichte Privatbriefe. Es war ein langer Weg, sie aus über dreissig Archiven in Europa und den USA zusammenzutragen, und viele Menschen haben mir dabei geholfen.

Ohne ihre Klugheit, Hilfe und in vielen Fällen Freundschaft wäre mein

bisheriges Leben um einiges langweiliger verlaufen. Für Aussenstehende ist es verständlicherweise ermüdend, eine Dankesliste zu lesen, doch meine Liste ist deshalb so lang geworden, weil ich – wie viele Historiker meiner Generation – ein wanderndes Wissenschaftlerleben geführt habe, von München, Cambridge, Bayreuth und London nach Princeton. Mein Dank geht daher an Menschen aus all diesen Welten:

An allererster Stelle steht Paul Hoser, der die deutsche Fassung dieses Manuskript mit seiner grossen Fachkenntnis bereichert hat.

Ich danke darüber hinaus: Tamara Al Oudat, Franz Bosbach, Christopher Clark, Matthew Cotton, Jesko Graf zu Dohna, Andreas Fahrmeir, Otto Feldbauer, Annegret und Peter Friedberg, Götz Fuchs, Lothar Gall, Lawrence Goldman, Ulrike Grunewald, Prinz Rainer von Hessen, Klaus Hildebrand, Eva Klesse, Richard Overy, Jeremy Noakes, Jörg Schüttler, Stephen Schuker, Harald und Ursula Stolzenberg, Natascha Stöber, Miles Taylor, Pini und Gerard Unholzer.

Thomas Bernhard hat den Begriff des Lebensmenschen geprägt. In meinem Leben hat es drei solcher Menschen gegeben: meine Mutter Wera Frydberg († 2008), die nicht nur eine hinreissende Schauspielerin, sondern auch ein wunderbarer Mensch war, meinen Sohn Timothy und meinen Mann, Jonathan Haslam.

*Institute for Advanced Study,
Princeton
Mai 2016*

Abkürzungen

AOBS	Archiv der Otto-von-Bismarck-Stiftung, Friedrichsruh	NSDAP/AO	Auslandsorganisation der NSDAP
BAB	Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde	OC	Organisation Consul
BAK	Bundesarchiv Koblenz	OSA	Office of Strategie Services
CCAC	Churchill Archives	PAAA	Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes
DNVP	Deutschnationale Volkspartei	RA	Royal Archives Windsor Castle
FAS	Hausarchiv Hohenzollern-Sigmaringen	SA	Sturmabteilung
FCAC	Fürstlich Castell'sches Archiv, Castell	SD	Sicherheitsdienst
FFAD	Fürstlich Fürstenbergisches Archiv, Donaueschingen	SPD	Sozialdemokratische Partei Deutschlands
FÖWA	Fürstlich Oettingen-Wallersteirisches Archiv, Oettingen	SS	Schutz-Staffel
GStAPK	Geheimes Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz, Berlin	STAWKB	Staatsarchiv Wertheim, Kloster Brombach
HZA	Hohenlohe Zentralarchiv	ULC	University Library, Cambridge
NA	National Archives London	USPD	Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands

Anmerkungen

EINFÜHRUNG

- ¹ Die schwangere Prinzessin Marie José war mit dem italienischen Kronprinzen Umberto verheiratet.
- ² 27. Juli 1940, Mackensen an das Auswärtige Amt, Berlin. Deutsche Botschaft, Rom (Quirinal), Geheim: Visa für Mitglieder der deutschen Königs- und Adelshäuser, GFM33/791, NA. (791).
- ³ 22. April 1942, GFM 33 2165.
- ⁴ HW 1/3709, NA.

KAPITEL I

- ¹ Martin Kilduff und Wenpin Tsai, *Social Networks and Organizations*, London, 2003, S. 5. Siehe auch Karina Urbach, «Netzwerk», in Gerrit Walther und Michael Maaser (Hrsg.), *Bildung: Ziele und Formen, Traditionen und Systeme, Medien und Akteure*, Stuttgart, 2010.
- ² Der Ausdruck «track II Diplomatie» wurde von Joseph V. Montville geprägt, einem ehemaligen Diplomaten des amerikanischen Außenministeriums.
- ³ Vgl. hierzu Verena Steller, *Diplomatie von Angesicht zu Angesicht. Diplomatische Handlungsformen in den deutsch-französischen Beziehungen 1870-1919*, Paderborn, 2011.
- ⁴ Wladimir Putin am 10. Februar 2007 auf der Münchner Sicherheitskonferenz.
- ⁵ Walter Demel, «Der europäische Adel vor der Revolution: Sieben Thesen», in Ronald G. Asch (Hrsg.), *Der europäische Adel im Anden Regime. Von der Krise der ständischen Monarchien bis zur Revolution 1688-1789*, Köln, 2001, 420.

- ⁶ Zitiert in Heinz Höhne, *The Order of the Deaths Head: The Story of Hitler's SS*, London, 2001.
- ⁷ Thomas Mann, *Pariser Rechenschaftsbericht*, Berlin, 1926, zitiert in Anita Ziegerhofer-Prententhaler, *Botschafter Europas. Richard Nikolaus Coudenhove-Kalergi und die Paneuropa-Bewegung in den zwanziger und dreissiger Jahren*, Wien, 2003, 31.
- ⁸ Viscount Lymington, *A Knot of Roots: An Autobiography*, London, 1965, 146.
- ⁹ Siehe auch Georg Simmel, «Zur Soziologie des Adels. Fragment aus einer Formenlehre der Gesellschaft», in Alessandro Cavalli und Volker Krech (Hrsg.), *Georg Simmel, Aufsätze und Abhandlungen, 1901-1908*, Frankfurt a. M., 1993, 10 Ebd.
- ¹¹ Lord Hardinge an Sir Ralph Paget, 29. November 1917. Privatpapiere von Lord Charles Hardinge of Penshurst, Bd. 35, fos. 203 f. University Library Cambridge (ULC).
- ¹² Czernin an Baernreither 1916, siehe *Der Verfall des Habsburgerreiches und die Deutschen. Fragmente eines politischen Tagebuchs 1897-1917*, hrsg. v. Oskar Mitis, Wien, 1939, 267.
- ¹³ Vgl. hierzu: Bernd Martin, *Friedensinitiativen und Machtpolitik im Zweiten Weltkrieg 1939-1942*, Düsseldorf, 1974, 27.
- ¹⁴ Oliver Bange über Willy Brandts Verhandlungen: «The Stasi Confronts Western Strategies for Transformation 1966-1975», in J. Haslam und K. Urbach (Hrsg.), *Secret Intelligence in the European States System 1918-1989*, Stanford, 2013, 187.
- ¹⁵ Anna Keay, «The Shadow King», in Philip Mansel und Torsten Rottke (Hrsg.), *Monarchy and Exile: The Politics of Legitimacy from Marie de Médicis to Wilhelm II*, London, 2011, 116.

- ¹⁶ Antonia Potter, „In Search of the Textbook Mediator“, in H. Martin, *Kings of Peace. Pawns of War*, New York, 2006, 100.
- ¹⁷ Ebd. 161.
- ¹⁸ Arno Mayer, *The Persistence of the Old Regime: Europe to the Great War*, New York, 1981.
- ¹⁹ Vansittart zitiert in Patricia Meehan, *The Unnecessary War: Whitehall and the German Resistance to Hitler*, London, 1992.
- ²⁰ Vgl. Angelika Linke, *Sprachkultur und Bürger-tum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahr-hunderts*, Stuttgart, 1996, 3. Bo Strath (Hrsg.), *Language and Construction of Class Identities*, Göteborg, 1990.
- ²¹ H. G. V. Studnitz, zitiert in *Der Monat. Zeit-schrift für Politik und geistiges Leben*, 9/100, Berlin, 1956, 43 ff.
- ²² Ross McKibbin, *Classes and Cultures: England 1918–1951*, Oxford, 1998, 37.
- ²³ Siehe auch James N. Retallack, *Germany in the Age of Kaiser Wilhelm II*, London, 1996.
- ²⁴ Volker Stalman, *Fürst Chlodwig zu Hohen-lohe-Schillingsfürst 1819–1901. Ein deutscher Reichskanzler*, Paderborn, 2009.
- ²⁵ Notiz von Hohenzollern-Sigmaringens Gespräch mit Außenminister Kühlmann, 4. Oktober 1917, Fürstlich Hohenzollernsches Haus- und Domäne-archiv, FAS, (Dep. 39), HS T18, Staatsarchiv Sigmaringen, FAS.
- ²⁶ Monique de Saint Martin, *Der Adel. Soziologie eines Standes*, Konstanz, 2003, 35.
- ²⁷ Julian Fellowes, *Snobs*, London, 2005, 57.
- ²⁸ Zitiert in Alan S. C. Ross, *Linguistic Class-Indi-cators in Present-Day English*, London, 1953, 46.
- ²⁹ Ebd.
- ³⁰ P. G. Wodehouse, *Blandings Castle*, London, 1935.
- ³¹ Fürst Friedrich Castell-Castell an seine Frau, 31. 1. 1918. Castell'sches Hausarchiv, Castell
- ³² Wolfgang Frühwald, „Büchmann und die Fol-gen. Zur sozialen Funktion des Bildungszitates in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts“, in Reinhart Koselleck (Hrsg.), *Bildungsbürger-tum im 19. Jahrhundert. Teil II. Bildungsgüter und Bildungswissen*, Stuttgart, 1990, 197–220.
- ³³ Aldous Huxley, „The Tilloston Banquet“, in *Mortal Coils*, London, 1922.
- ³⁴ Zitiert in Karina Urbach, „Adel versus Bürger-tum. Überlebens- und Aufstiegsstrategien im deutsch-britischen Vergleich“, in Franz Bosbach, Keith Robbins und Karina Urbach (Hrsg.), *Ge-burt oder Leistung? Birth or Talent? The Forma-tion of Elites in a British-German Comparison*, München, 2003, 25.
- ³⁵ Michael Luke, *Hansel Pless: Prisoner of History*, London, 2002, 28.
- ³⁶ Ebd.
- ³⁷ Tagebuch Victoria Bentinck, Bentinck-Frivatar-chiv, Delden. Schloss Twickel T W 2012 ff.
- ³⁸ Daisy Pless, *Tanz auf dem Vulkan. Erinnerungen an Deutschland und Englands Schicksalswende*, Dresden, 1931, 14.
- ³⁹ Aufzeichnungen des Schlossverwalters Ebert, «Lebenslauf des Fürsten bis 1912», Nachlass von Karl Oettingen-Wallerstein, VIII, 19. Ib, Nr. 24, im Archiv der Fürsten Oettingen-Wallerstein, Harburg (FÖ W AH).
- ⁴⁰ Hans von Tresckow, *Von Fürsten und anderen Sterblichen. Erinnerungen eines Kriminalkommissars*, Berlin, 1922, 171.
- ⁴¹ HRH Prince Philip, Duke of Edinburgh, zitiert in Jonathan Petropoulos, *Royals and the Reich: The Princes von Hessen in Nazi Germany*, Oxford, 2006, xix.
- ⁴² Vgl. hierzu Rudolf Muhs, «Geisteswehen: Rah-menbedingungen des deutsch-britischen Kul-turaustausches im 19. Jahrhundert», in Rudolf Muhs, J. Paulmann und W. Steinmetz (Hrsg.), *Aneignung und Abwehr. Arbeitskreis Deutsche England-Forschung*, Bodenheim, 1998, 44 ff.
- ⁴³ Nachlass Ernst II, LA A 7206, Staatsarchiv Coburg.
- ⁴⁴ Pierre Bourdieu, «Ökonomisches Kapital, kul-turelles Kapital, soziales Kapital», in Reinhard Kreckel (Hrsg.), *Soziale Ungleichheiten*, Göttingen, 1983. Siehe auch Monique de Saint Martin, *Der Adel: Soziologie eines Standes*, Konstanz, 2003.
- ⁴⁵ F. Scott Fitzgerald, *The Great Gatsby*, Kap. 9.
- ⁴⁶ Randolph Trumbach, *The Rise of the Egalitar-ian Family: Aristocratic Kinship and Domestic Relations in 18th Century England*, New York, 1978, 7.
- ⁴⁷ Peter N. Stearns und Carol Z. Stearns, «Emotion-ology: Clarifying the History of Emotions and Emotional Standards», *American Histori-cal Review*, 90/4 (Oktober 1985), 828.
- ⁴⁸ Vgl. zu dieser Technik Eva Giloi, *Monarchy, Myth, and Material Culture in Germany 1750–1950*, Cambridge, 2014 und Ewald Frie, *Fried-rich August Ludwig von der Marwitz 1777–1837: Biographien eines Preussen*, Paderborn, 2001.
- ⁴⁹ *Leipziger Neueste Nachrichten*, 22. April 1899. Zitiert in Rainer Hambrecht, «Eine Dynastie – zwei Namen. Haus Sachsen-Coburg und Gotha und Haus Windsor. Ein Beitrag zur Nationali-sierung der Monarchien in Europa», in Wolf-ram Pyta und Ludwig Richter (Hrsg.), *Gestal-tungskraft des Politischen. Festschrift für Eberhard Kolb*, Berlin, 1998, 291.
- ⁵⁰ *Berliner Tageblatt*, zitiert ebd.
- ⁵¹ *Kölnische Zeitung*, zitiert ebd.
- ⁵² Alice, Countess of Athlone, *For my Grandchild-ren: Some Reminiscences of Her Royal High-ness Princess Alice*, London, 1967, 84.
- ⁵³ N. F. Hayward und D. S. Morris, *The First Nazi Town*, Aidershot, 1988.
- ⁵⁴ Alice, Countess of Athlone, *Grandchildren*, 90.
- ⁵⁵ Ebd.
- ⁵⁶ Robert Graf Zedlitz-Trützschler, *Zwölf Jahre*, 130.
- ⁵⁷ Herzog Carl Eduard von Sachsen-Coburg und Gotha an seine Schwester Alice, Countess of

- Athlone, August 1902, RA AC A/10, Royal Archives Windsor.
- ⁵⁸ 9. November 1903. Ebd.
- ⁵⁹ Glücksburg. 23. Februar 1905. Carl Eduard an Alice. RA AC A/10.
- ⁶⁰ Vgl. hierzu Ulrike Grunewald, *Luise von Sachsen-Coburg-Saalfeld (1800–1831): Lebensräume einer unangepassten Herzogin*, Köln, 2013.
- ⁶¹ Siehe zu seinem britischen Akzent auch Fritz Hesse, *Das Vorspiel zum Kriege Leoni am Starnberger See*, 1979, 28.
- ⁶² Robert Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften*, 1930–41.
- ⁶³ Holger Aflerbach, *Der Dreibund. Europäische Großmacht und Allianzpolitik vor dem Ersten Weltkrieg*, Köln, 2002. Holger Aflerbach, „Der Dreibund als Instrument der europäischen Friedenssicherung vor 1914“, in Helmut Rumpfer und Jan Paul Niederkorn (Hrsg.), *Der Zweibund 1879. Das deutsch-österreichisch-ungarische Bündnis und die europäische Diplomatie*, Wien, 1996. Jürgen Angelow, *Kalkül und Prestige: Der Zweibund am Vorabend des Ersten Weltkrieges*, Köln, 2000.
- ⁶⁴ Peter Katzenstein, *Disjointed Partners: Austria and Germany since 1815*, Berkeley, 1976, zitiert in Angelow, *Zweibund*, 331.
- ⁶⁵ Vgl. hierzu Heinz Gollwitzer, *Die Standesherrn. Die politische Stellung der Mediatisierten 1815–1918. Ein Beitrag zur deutschen Sozialgeschichte*, Göttingen, 2. Aufl. 1964.
- ⁶⁶ Aufzeichnungen des Schlossverwalters Ebert, „Lebenslauf des Fürsten bis 1912“, Nachlass von Karl Oettingen-Wallerstein, VIII, 19. 1b, Nr. 24, in: Fürstlich Oettingen-Wallersteinsches Archiv der Fürsten Oettingen-Wallerstein und der Fürsten Oettingen-Spielberg, FÖ W A.
- ⁶⁷ Fürstin Therese Waldburg-Zeil an ihren Ehemann, 24. November 1916, Nachlass Georg Waldburg-Zeil, Nr. 17 III, Archiv Waldburg-Zeil.
- ⁶⁸ Um Fürstenbergs Einfluss zu rekonstruieren, wurden Archivbestände aus dem Fürstenbergischen Privatarchiv Donaueschingen, dem Hohenzollern-Archiv Hechingen, dem Generallandesarchiv Karlsruhe, dem Staatsarchiv Sigmaringen und der Mikrofilmsammlung des Staatsarchivs München verwendet.
- ⁶⁹ Fred Wille, *Rings um den Kaiser*, Berlin, 1913, 45.
- ⁷⁰ R1273, Königlich Preußische Gesandtschaft für Baden, Karlsruhe, 4. Oktober 1909, vertraulich: an Bethmann Hollweg, Auswärtiges Amt, PA AA. Siehe auch Kathy Lerman, „The Decisive Relationship: Kaiser Wilhelm II and Chancellor Bernhard von Bülow, 1900–1905“, in John Röhl und Nicolaus Sombart, *Kaiser Wilhelm II. New Interpretations. The Corfu Papers*, Cambridge, 1982.
- ⁷¹ Bernhard Fürst von Bülow, hrsg. v. F. von Stockhammer, Berlin 1930/31, Bd. 1, 153.
- ⁷² Volker Press, „Das Haus Fürstenberg in der deutschen Geschichte“, in Franz Brendle und Anton Schindling (Hrsg.), *Adel im Alten Reich. Gesammelte Vorträge und Aufsätze*, Tübingen, 1998, 165.
- ⁷³ Heinrich Prinz von Schönburg-Waldenburg, *Erinnerungen aus kaiserlicher Zeit*, Leipzig, 1929, 173.
- ⁷⁴ Isabel V. Hull, *The Entourage of Kaiser Wilhelm II 1888–1918*, Cambridge, 1982. Ebd. „Kaiser Wilhelm and the Liebenberg Circle“, in John Röhl und Nicolaus Sombart (Hrsg.), *Kaiser Wilhelm II: New Interpretations. The Corfu Papers*, Cambridge, 1982.
- ⁷⁵ Fürstenberg an Wilhelm II., 8. Dezember 1906, Geheimes Staatsarchiv, BPH Rep. 53 J, Lit F Nr. 3.
- ⁷⁶ 24. November 1908. Ebd.
- ⁷⁷ Fürstenberg an seine Ehefrau Irma, 31. März 1912, Fürstenbergarchiv, FFAD.
- ⁷⁸ Fürstenberg an Irma, 6. April 1908. Ebd.
- ⁷⁹ Fürstenberg an Irma, 4. April 1912. Ebd.
- ⁸⁰ 6. April 1912. Ebd.
- ⁸¹ 18. April 1908. Ebd.
- ⁸² Fürstenberg an Irma, 2. September 1909, Ebd.
- ⁸³ Viktoria Luise, Herzogin von Braunschweig, *Im Strom der Zeit*, Göttingen, 1974, 227.
- ⁸⁴ Fürstenberg an Oberamtsmann Dr. Strauss, 16. März 1911 (Kopie, Fürstenbergarchiv, Donaueschingen).
- ⁸⁵ Telegramm, 24. November 1907, Großherzogliches Familienarchiv: Nachlass Friedrich Großherzog und Großherzogin von Baden, F A, Generallandesarchiv Karlsruhe.
- ⁸⁶ Fürstenberg-Tagebuch, 17. April 1909, 10. Fürstenbergarchiv, Donaueschingen.
- ⁸⁷ William D. Godsey, *Aristocratic Redoubt: The Austro-Hungarian Foreign Office on the Eve of the First World War*, West Lafayette, Ind., 1999, 185 und 210f.
- ⁸⁸ Magy Apponyi an Fürst Fürstenberg, Donaueschingen, 15. 10. 1912. Fürstenbergarchiv, Donaueschingen.
- ⁸⁹ Friedrich Wille, *Rings um den Kaiser*, Berlin 1913, 38.
- ⁹⁰ John C. G. Röhl, *Kaiser, Hof und Staat. Wilhelm II. und die deutsche Politik*, München, 1987, 93.
- ⁹¹ Christopher Clark, *Wilhelm II: Die Herrschaft des letzten deutschen Kaisers*, München 2009 und Wolfgang Mommsen, *War der Kaiser an allem schuld? Wilhelm II. und die preußisch-deutschen Machteliten*, Berlin, 2002.
- ⁹² 15. 4. 1908, Tagebuch Fürstenberg, Archiv Donaueschingen.
- ⁹³ Robert Scheu, zitiert in Gilbert Carr, „Ein Heiratsbureau der Gedanken in der Wiener Jahrhundertwende. Zum kulturpolitischen Versuch Robert Scheus um 1900“, in Jürgen Barkhoff, Hartmut Böhme und Jeanne Riou (Hrsg.), *Netzwerke. Eine Kulturtechnik der Moderne*, Köln, 2004, 198.
- ⁹⁴ Vgl. hierzu z. B. Norbert Elias, *Die Höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königiums und der höfischen Aristokratie*, Frankfurt a. M., 1983.

- ⁹⁵ Hull, *Entourage*, 153.
- ⁹⁶ Joseph Maria Baernreither, *Der Verfall des Habsburgerreiches und die Deutschen. Fragmente eines politischen Tagebuchs 1897-1917*, hrsg. v. Oskar Mitis, Wien, 1939, 119.
- ⁹⁷ Fürstenberg an Wilhelm II., BHP Rep. 53 J. Lit F Nr. 3.
- ⁹⁸ Ebd. 17. September 1907.
- ⁹⁹ Fürstenberg an Jagow, 12. März 1913 (Kopie, Fürstenbergarchiv, Donaueschingen).
- ¹⁰⁰ Baernreither, Tagebucheintrag vom 22. Januar 1913, Fragmente eines politischen Tagebuchs von Joseph M. Baernreither, hrsg. v. Joseph Redlich, London, 1930, 169f.
- ¹⁰¹ Fürstenberg an Paul Graf Almeida, 13. März 1913, FFAD.
- ¹⁰² Kaiserliche Deutsche Botschaft in Wien, 10. April 1913, Bericht an Bethmann Hollweg; R 14303, PA AA.
- ¹⁰³ 15. April 1908, Tagebuch Fürstenberg, Donaueschingen.
- ¹⁰⁴ 17. April 1908. Ebd.
- ¹⁰⁶ 22. April 1909. Ebd.
- Siehe auch Lawrence Sondhaus, *The Naval Policy of Austria-Hungary 1867-1918: Navalism, Industrial Development, and the Politics of Dualism*, West Lafayette, 1994. Ivo Lambi, *The Navy and German Power Politics 1862-1914*, London, 1984, 25.
- ¹⁰⁷ 25. März 1911. Fürstenberg-Tagebuch, Donaueschingen.
- ¹⁰⁸ Ebd.
- ¹⁰⁹ Ebd.
- ¹¹⁰ 13. April 1908, ebd.
- Peter Winzen, *Das Kaiserreich am Abgrund. Die Daily Telegraph-Affäre und das Hale-Interview von 1908*, Stuttgart, 2002.
- ¹¹¹ In seinen Memoiren beschreibt Bülow dies als besonders frivol und beklagt, wie geschockt er gewesen sei, dass Wilhelm II. zu Krisenzeiten eine solche Reise unternahm. Dabei war er es gewesen, der den Kaiser zur Erholung nach Donaueschingen geschickt hatte. Bernhard Fürst von Bülow, *Denkwürdigkeiten*, hrsg. v. F. von Stockhammer, Berlin, 1930/31, II. 358.
- ¹¹² Wilhelm II. an Max Egon zu Fürstenberg, 23. Dezember 1908, Fürstenberg-Nachlass, Donaueschingen.
- ¹¹³ Max Egon zu Fürstenberg an seine Ehefrau, 1. April 1909, ebd.
- ¹¹⁴ Fürst Bernhard von Bülow, III. 25. Bülow war der festen Überzeugung, dass Fürstenberg stets gegen ihn intrigiert hatte. Siehe auch Bülow, II. 457 und 467.
- ¹¹⁵ Fürstenberg-Tagebuch, 31. März 1912, Donaueschingen.
- ¹¹⁶ Briefe an Max Egon Fürstenberg. Kuvert Politisches 1912, FFAD.
- ¹¹⁷ Fürstenberg an Dr. Rudolf Sieghan, 5. Juni 1913 (Kopie, Donaueschingen).
- ¹¹⁸ Baernreither, Tagebucheintrag vom 31. Januar 1913, Fragmente eines politischen Tagebuchs

- von Joseph M. Baernreither, hrsg. v. Joseph Redlich, London, 1930, 169f.
- ¹¹⁹ Tschirschky an Jagow, 22. Mai 1914, zitiert in Mommsen, *War der Kaiser*, 384.
- ¹²⁰ Dumby in Oscar Wildes *Lady Windermere's Fan* (1892).

KAPITEL 2

- 1 Aloys Löwenstein an seine Frau, 14. September 1914, LitD 761d., Staatsarchiv Wertheim.
- 2 Juli 1915, der Duke of Portland an seinen niederländischen Verwandten Godard Bentinck, vgl. Bentinck-Nachlass, Haus Amerongen, Reichsarchiv Utrecht, Niederlande.
- 3 Prinz Alain Rohan, Archiv für Sippenforschung, 6. Jg., Nr. 2, February 1929, 63.
- 4 Marie von Bunsen, *Die Welt in der ich lebte. Erinnerungen aus glücklichen Jahren 1860-1912*, Leipzig, 1929, 16.
- 5 Zitiert in Diana Fotescu (Hrsg.), *Americans and Queen Marie of Romania: A Selection of Documents*, Oxford, 1998, 121.
- 6 Siehe hierzu den Kommentar in *Hitler. Mein Kampf Eine kritische Edition*, hrsg. Von Christian Hartman, Thomas Vordermayer, Othmar Plöckinger, Roman Töppel. München/ Berlin 2016, Bd. 1, 624.
- 7 Karl Kraus, *Die letzten Tage der Menschheit*, Teill.
- 8 Nachlass von Sir Francis Bertie (nicht katalogisiert), im Welbeck Archive (Ivy, Duchess of Portland Papers).
- 9 Grossherzog Ernst Ludwig von Hessen, *Erinnerungen. Aufzeichnungen des letzten Grossherzogs Ernst Ludwig von Hessen und bei Rhein*, hrsg. v. Eckhart G. Franz, Darmstadt, 1983, 146 f.
- 10 Zitiert in: Fürstin von Pless, *Tanz auf dem Vulkan. Erinnerungen an Deutschland und Englands Schicksalswende*, Dresden, 1930, 34.
- 11 Ebd. 171.
- 12 Max von Baden an Daisy Pless, 31. März 1916, Pless, *Vulkan*, 223.
- 13 Ebd. 80.
- 14 Tagebucheintrag 1. September 1914, Nachlass Fürst Ernich Leiningen, Karton 7, Tagebücher 1910-1913, Leiningen – Archiv Amorbach.
- 15 6. November 1917, Leiningen an seinen ältesten Sohn. Ebd.
- 16 Siehe z.B. die Vorwürfe an Fürst Ernst Hohenlohe-Leiningen vom 7.10.1914. Hohenlohe Zentralarchiv Neuenstein, Büschel: Briefe und Berichte von den Langenburger Beamten während des Feldzuges 1914-16.
- 17 Zitiert in Fotescu (Hrsg.), *Americans and Queen Marie of Romania*, HO.
- 18 Brief vom 29. Januar 1936, Tod von Georg V. Ebd.
- 19 Prinz Pless an seine Ehefrau, 21. Juli 1916. Zitiert in Pless, *Vulkan*, 244.

- ²⁰ Carl Eduard an Alice, 27. November 1923, Athlone Papers, RA AC A/10.
- ²¹ Alice, Countess of Athlone, *Grandchildren*, 105.
- ²² Großherzog Ernst Ludwig von Hessen, *Erinner-tes*, 147.
- ²³ Zitiert in Angelika Püschel *Herzog Carl Eduard von Sachsen-Coburg und Gotha in der Zeit der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus*, Zulassungsarbeit im Staatsarchiv Coburg, März 2001, 25.
- ²⁴ Alice, Countess of Athlone, *Grandchildren*, 160.
- ²⁵ 3. August 1914, Tagebucheintrag, Fürstenberg-Nachlass, FFAD.
- ²⁶ Wilhelm II. an Max Egon zu Fürstenberg, 14. August 1914, Ebd.
- ²⁷ Briefe von Baernreither an Fürstenberg, 20. November 1915, FFAD.
- ²⁸ Telegramm an die deutsche Botschaft in Wien, 30. Juni 1917, Auswärtiges Amt, R 8825, PA AA.
- ²⁹ Brief von der deutschen Botschaft in Wien, 9. November 1916, R 20107, Ebd.
- ³⁰ Memorandum eines Treffens am 24. Oktober 1916 bei Fürst Max Egon II. zu Fürstenberg in Wien. Zehnteilige Denkschrift von Baernreither. Umschlag *Parlamentarisches Leben*, Juli-Dezember 1916, privater Nachlass Max Egon zu Fürstenberg, FFAD. Eine längere Fassung findet sich auch in Baernreithers Unterlagen: Joseph Maria Baernreither, *Der Verfall des Habsburgerreiches und die Deutschen. Fragmente eines politischen Tagebuchs 1897–1917*, hrsg. v. Oskar Mitis, Wien, 1939, 263 ff.
- ³¹ Alfons XIII. war von 1902 bis 1931 König von Spanien und starb 1941 im Exil.
- ³² Aktennotiz zu einem Treffen am 24. Oktober 1916 bei Fürst Max Egon II. zu Fürstenberg in Wien, FFAD.
- ³³ Ebd.
- ³⁴ Doch nicht an alle wurde das Gen weitervererbt – König Felipe VI. von Spanien (geb. 1968) ist der Urenkel von Alfons XIII.
- ³⁵ José Maria Arin Arce, „Alfons XIII“, in Paul Hoser, Walter Bernecker und Carlos Collado Seidel (Hrsg.), *Die spanischen Könige*, München, 1997, 269 ff.
- ³⁶ Vgl. hierzu: Javier Tusell und Genoveva G. Queipo de Llano, *Alfonso XIII: El rey polémico*, Madrid, 2001, 285.
- ³⁷ Ebd. 288.
- ³⁸ 8. April 1918, Fürstenberg an Clam-Martinic (Kopie), Fürstenberg-Nachlass, FFAD.
- ³⁹ Telegramm von Wedel an AA, Wien, 18. February 1918, R 9004.
- ⁴⁰ Wolfgang Steglich, *Die Friedenspolitik der Mittelmächte 1917/18*, Wiesbaden, 1964 (Habilitationsschrift 1963), 15.
- ⁴¹ Donna Françoise Aldobrandini de Sarsina, geb. Comtesse de La Rochefoucauld 1844–1921.
- ⁴² Notiz von Sir Hugh Whittall, Genf, 14. April 1918, zitiert in Steglich, *Die Friedensversuche der kriegführenden Mächte im Sommer und Herbst 1917. Quellenkritische Untersuchungen, Akten und Vernehmungsprotokolle*, Stuttgart, 1984, 77.
- ⁴³ Zitiert in: Joseph Maria Baernreither, *Der Verfall des Habsburgerreiches und die Deutschen. Fragmente eines politischen Tagebuchs 1897–1917*, hrsg. v. Oskar Mitis, Wien, 1939, 192.
- ⁴⁴ Ebd. 196.
- ⁴⁵ Steglich, *Die Friedenspolitik*, 19.
- ⁴⁶ Ebd. 49.
- ⁴⁷ Zitiert ebd. 49.
- ⁴⁸ Ebd. 54.
- ⁴⁹ 2008 wurde daraus das Graduate Institute of International and Development Studies.
- ⁵⁰ Milan Babik, «George D. Herron and the Eschatological Foundations of Woodrow Wilsons Foreign Policy, 1917–1919», *Diplomatic History*, 35/5 (November 2011), 846.
- ⁵¹ 31. Oktober 1918, Telegramm vom deutschen Botschafter Wedel. PA AA.
- ⁵² Fürstenberg Tagebucheintrag, 7.11.1918. FFAD
- ⁵³ Max zu Fürstenberg, Bd. bb II/4 Brief an Kaiser Wilhelm, 17. August 1921 (Kopie), FFAD.
- ⁵⁴ Königin von Rumänien an Georg V., 30. August 1916, Königin Maria von Rumänien, *The Story of my Life*, Bd. III London, 1935, 57.
- ⁵⁵ Ebd. III, 424.
- ⁵⁶ Brief an seinen Vater Hermann Hohenlohe-Langenburg, 6. April 1894. Nachlass Ernst zu Hohenlohe-Langenburg, Hohenlohe-Nachlass, HZA.
- ⁵⁷ Siehe hierzu Barbara Jelavich, «Romania in the First World War: The Pre-War Crisis, 1912–1914», *International History Review*, 14/3 (August 1992). Der Vertrag sollte in Kraft treten, falls Russland einen der Unterzeichner angriff.
- ⁵⁸ Ursprünglich hätte Wilhelm als der ältere Sohn Kronprinz von Rumänien werden sollen, aber er verzichtete zugunsten seines jüngeren Bruders Ferdinand.
- ⁵⁹ Siehe hierzu Jagow an Hohenlohe, 11. Juni 1915, HZA Neuenstein.
- ⁶⁰ Ankunft in Rumänien am 14. Juli 1915. PA AA 6259. R 1872.
- ⁶¹ Lamar Cecil, «Der diplomatische Dienst im kaiserlichen Deutschland», in Klaus Schwabe (Hrsg.), *Das Diplomatische Korps 1871–1945*, Boppard, 1945, 23. Siehe auch Ralf Forsbach, «Adel und Bürgertum im deutschen auswärtigen Dienst 1867–1950», in Franz Bosbach, Keith Robbins und Karina Urbach (Hrsg.), *Geburt oder Leistung? Birth or Talent? The Formation of Elites in a British-German Comparison*, München, 2003.
- ⁶² Auf die überraschend grosse Anzahl an Adligen, die während des Ersten Weltkriegs an solchen Aktivitäten beteiligt waren, hat bislang nur Wolfgang Steglich hingewiesen. In den 1960er Jahren forschte Steglich über die Friedensmissionen des Ersten Weltkriegs. Zwischen offiziellen und inoffiziellen Kontakten unterschied er dabei allerdings nicht. Steglich, *Die Friedenspolitik*. Ebd. *Die Friedensversuche*.

Anmerkungen

- ⁶³ Hierzu siehe Karina Urbach, «Diplomat, Höfling und Verbandsfunktionär. Süddeutsche Standesherrn 1880-1945», in Günther Schulz und Markus A. Denzel (Hrsg.), *Deutscher Adel im 19. und 20. Jahrhundert*, St. Katharinen, 2004, 360 f.
- ⁶⁴ Alois an seine Ehefrau, 1916, Löwenstein-Nachlass, Wertheim.
- ⁶⁵ Bericht Busche, Auswärtiges Amt, PA AA Vol. 6 259.
- ⁶⁶ Königin Maria von Rumänien, *The Story of my Life*, 22.
- ⁶⁷ Zitiert in Hannah Pakula, *The Last Romantic: A Biography of Queen Marie of Roumania*, New York, 176.
- ⁶⁸ Königin Maria von Rumänien, *The Story of my Life*, III. 7.
- ⁶⁹ Jagow an Hohenlohe-Langenburg 10. Juni 1916, Nachlass Ernst II Hohenlohe-Langenburg, Zentralarchiv Neuenstein.
- ⁷⁰ Fürst Wilhelm zu Hohenzollern-Sigmaringen, Dep 39, HS 1-80, Hausarchiv Hohenzollern-Sigmaringen, FAS.
- ⁷¹ Ebd.
- ⁷² Ebd.
- ⁷³ Jagow an Hohenlohe, 11. Juni 1915, im Nachlass Ernst II., Botschafter in Konstantinopel, HZA.
- ⁷⁴ Ebd.
- ⁷⁵ Königin Maria von Rumänien, *The Story of my Life*, III. 25.
- ⁷⁶ Königin Maria von Rumänien, *The Story of my Life*, II. 323.
- ⁷⁷ Königin Maria von Rumänien, *Later Chapters of my Life: The Lost Memoirs of Queen Marie of Romania*, hrsg. v. Diana Mandache, London, 2004, XXV.
- ⁷⁸ Vgl. Fotescu (Hrsg.), *Americans and Queen Marie of Romania*.
- ⁷⁹ Ebd.
- ⁸⁰ Königin Maria von Rumänien, *The Story of my Life*, III. 26.
- ⁸¹ Ebd. 30.
- ⁸² Ebd. 26.
- ⁸³ «Ich wusste, dass Alix diese Krankheit an ihre Kinder weitergegeben hatte, und ich wollte ein solches Risiko für unsere Familie nicht eingehen», Königin Maria von Rumänien, *The Story of my Life*, II. 323.
- ⁸⁴ Königin Maria von Rumänien, *The Story of my Life*, II. 327.
- ⁸⁵ Ebd. III. 31.
- ⁸⁶ Ebd. 30.
- ⁸⁷ Laut der Grossherzogin war das ganz einfach: «Ich habe gerade den beigelegten Brief von Nicky erhalten, der deinen beantwortet, den ich ihm gegeben habe.» Ebd. III. 36.
- ⁸⁸ Zitiert ebd.
- ⁸⁹ Jagow an Hohenlohe-Langenburg, 10. Juni 1916, Hohenlohe-Nachlass, HZA.
- ⁹⁰ HS 1 T9,53, Nr. 176. Fürstlich Hohenzollerisches Haus und Domänearchiv, Depositium 39, HS T 10, Nummer 23, FAS.
- ⁹¹ HS 1 T9,53, Nr. 176. Ebd.
- ⁹² Ebd.
- ⁹³ Sophie Ruppel, «Geschwisterbeziehungen im Adel und Norbert Elias' Figurationssoziologie – ein Anwendungsversuch», in Claudia Opitz (Hrsg.), *Höfische Gesellschaft und Zivilisationsprozess. Norbert Elias' Werk in kulturwissenschaftlicher Perspektive*, Köln/Weimar, 2005, 220.
- ⁹⁴ Pakula, *Marie*, 197.
- ⁹⁵ Tagebuch Hohenlohe, 3. September 1916, Hohenlohe-Langeburg, HZA.
- ⁹⁶ Luise war die Tochter von Kaiser Wilhelm I.
- ⁹⁷ 18. September 1916, Hohenlohe an Luise von Baden (Kopie), HZA.
- ⁹⁸ 30. Oktober 1916. Ebd.
- ⁹⁹ 27. Dezember 1916. Ebd.
- ¹⁰⁰ Bethmann Hollweg an Wilhelm von Hohenzollern-Sigmaringen, 3.9.1916, Staatsarchiv Sigmaringen Dep. 39 HS T9 (KW) 53 138 Hohenzollern-Sigmaringen-Nachlass, HS T 10 23.
- ¹⁰² Memo, 6.11.1916, Ebd.
- ¹⁰³ 24. September 1916, Marie an Nicky. Zitiert in Königin Maria von Rumänien, *The Story of my Life*, III. 66.
- ¹⁰⁴ Königin Maria von Rumänien, *The Story of my Life*, III. 150.
- ¹⁰⁵ Ebd. 155.
- ¹⁰⁶ Ebd. 151 f.
- ¹⁰⁷ Marie Dorothea Radziwill, *Briefe vom deutschen Kaiserhof, 1889-1915*, Berlin, 1936, 120.
- ¹⁰⁸ Zitiert ebd.
- ¹⁰⁹ Grossherzog Ernst Ludwig von Hessen, *Erinneretes*, 68.
- ¹¹⁰ Ebd., 97 f.
- ¹¹¹ Ebd. 98.
- ¹¹² Mansel und Riotte, *Monarchy and Exile*, 6.
- ¹¹³ Antonio Nino, «El rey embajador. Alfonso XIII en la política internacional», in Javier Moreno Luzón (Hrsg.), *Alfonso XIII. Un político en el trono*, Madrid, 2003, 267.
- ¹¹⁴ Zitiert in «The Diary of George Huntingtons Visit with Queen Marie at Cotroceni Palace, Bucharest 1925», in Fotescu (Hrsg.), *Americans and Queen Marie of Romania*.
- ¹¹⁵ Zitiert in Ernst von Hohenlohes und Luise von Badens (der Mutter Königin Viktorias von Schweden) Briefwechsel. 9. Mai 1918, Hohenlohe-Nachlass, HZA.
- ¹¹⁶ Karina Urbach und Bernd Buchner, «Houston Stewart Chamberlain und Prinz Max von Baden», *Vierteljahrhefte für Zeitgeschichte* (2004).
- ¹¹⁷ Siehe für positivere Interpretationen: Erich Matthias und Rudolf Morsey (Hrsg.), *Die Regierung des Prinzen Max von Baden*, Düsseldorf, 1962, xxix. Ausgewogen: Lothar Gall, «Max von Baden (1867-1929)», in Wilhelm von Sternburg (Hrsg.), *Die deutschen Kanzler. Von Bismarck bis Schmidt*, Frankfurt am Main, 1985, 137-43.
- ¹¹⁸ Zitiert in Urbach und Buchner, «Chamberlain», 123.

- ¹¹⁹ Zitiert in Lothar Machtan, *Prinz Max von Baden. Der letzte Kanzler des Kaisers*, Berlin, 2013, 263.
- ¹²⁰ W. N. Carlgren, *Neutralität oder Allianz. Deutschlands Beziehungen zu Schweden in den Anfangsjahren des Ersten Weltkrieges*, Stockholm Studies in History, Bd. 6, Stockholm, 1962, 213 f.
- ¹²¹ Machtan, *Prinz Max von Baden*, 265.
- ¹²² Carlgren, *Neutral*, 214.
- ¹²³ Vgl. Patrick Vonderau, *Schweden und das nationalsozialistische Deutschland. Eine annotierte Bibliographie der deutschsprachigen Forschungsliteratur*, Stockholm, 2003.
- ¹²⁴ Siehe auch Golo Mann, *Einführung zu Prinz Max von Baden, Erinnerungen und Gedanken*, Stuttgart, 1968, 76.
- ¹²⁵ Zitiert ebd.
- ¹²⁶ Matthew Rendle, „The Symbolic Revolution: The Russian Nobility and February 1917“, *Revolutionary Russia*, 18/1 (Juni 2005), 23 ff.
- ¹²⁷ Es ging das Gerücht um, er würde einen Plan des deutschen Außenministeriums befürwortete, den Zaren zu retten.
- ¹²⁸ Siehe Golo Mann, *Einführung zu Prinz Max von Baden, Erinnerungen und Gedanken*, 85.
- ¹²⁹ Zitiert ebd.
- ¹³⁰ Vgl. hierzu einen Bericht von Wilhelm von Hohenzollern-Sigmaringen über seinen Besuch im Hause Doorn vom 10. bis 17. August 1922. Staatsarchiv Sigmaringen Dep. 39 HS T 9 (K W) 53, FAS.
- ¹³¹ Zu Eheverträgen siehe Daniel Schonpflug, *Die Heiraten der Hohenzollern. Verwandtschaft, Politik und Ritual in Europa 1640–1918*, Göttingen, 2013.
- ¹³² Monika Kubrova, *Vom guten Leben. Adelige Frauen im 19. Jahrhundert*, Berlin, 2011.
- ¹³³ Potter, „In Search of the Textbook Mediator“, 167.
- ¹³⁴ Paget an ihren Sohn, 7. November 1917, zitiert in Steglich, *Die Friedenspolitik*, 109.
- ¹³⁵ Lady Walburga Paget an Königin Maria Christina von Spanien, 1. Oktober 1917, privater Nachlass von Sir Ralph Spencer Paget, zusätzliche Manuskripte 51253, zitiert in Steglich, *Die Friedenspolitik*, 103.
- ¹³⁶ In ihren Memoiren erwähnt sie ihre Mission nicht. Lady Walburga Paget, *Scenes and Memories*, London, 1923.
- ¹³⁷ Sir Ralph Paget an Lord Hardinge of Penshurst, 26. Oktober 1917, Steglich, *Die Friedenspolitik*, 105.
- ¹³⁸ Christopher Clark, *The Sleepwalkers. How Europe Went to War in 1914*, London, 2013, 202.
- ¹³⁹ Paget an ihren Sohn, 7. November 1917, zitiert in Steglich, *Die Friedenspolitik*, 108.
- ¹⁴⁰ Ebd.
- ¹⁴¹ Ebd.
- ¹⁴² Ebd.
- ¹⁴³ Ebd.
- ¹⁴⁴ Steglich, *Die Friedenspolitik*, xlvii.
- ¹⁴⁵ Paget an die Königin von Spanien, 1. Oktober 1917, Steglich, *Die Friedenspolitik*, 103.
- ¹⁴⁶ Ebd.
- ¹⁴⁷ Steglich, *Die Friedenspolitik*, xlvii.
- ¹⁴⁸ Hardinge an Lady Paget, 6. November 1917, zitiert in Steglich, *Die Friedenspolitik*, 110.
- ¹⁴⁹ Hardinge an Paget, 29. November 1917, Cambridge University Library, privater Nachlass von Lord Charles Hardinge of Penshurst, Bd. 35, fos. 203-4, auch zitiert in Steglich, *Die Friedenspolitik*, 112.

KAPITEL 3

- ¹ Zitiert in: Staffan Thorsell, *Mein lieber Reichskanzler! Schwedens kontakter med Hitlers rikskansli*, Stockholm, 2006, 210.
- ² 6. Januar 1918, Waffenstillstandsverhandlungen, Hohenlohe an Luise von Baden, HZA.
- ³ Ebd.
- ⁴ Ebd.
- ⁵ Zitiert in Jonathan Haslam, «„Humint“ by Default and the Problem of Trust: Soviet Intelligence 1917 to 1941», in Haslam und Urbach (Hrsg.), *Secret Intelligence in the European States System*, 12.
- ⁶ Zitiert in Douglas Smith, *Former People: The Final Days of the Russian Aristocracy*, New York, 2012.
- ⁷ Margarete (Mossy) von Hessen, 24. März 1917, an Daisy Pless, *Vulkan*, 288.
- ⁸ Löwenstein an seine Ehefrau, Mai 1917, Löwenstein-Nachlass, StAWt.
- ⁹ Ebd. 15. Februar 1918.
- ¹⁰ Prinzessin zu Löwenstein-Wertheim an ihren Ehemann, Nr. 28, Familiennachlass in Klatovy, Tschechische Republik.
- ¹¹ Ebd. 25. Juli 1918.
- ¹² Privatarchiv Oettingen Spielberg, Harburg, FÖWA.
- ¹³ Fürstenberg an seine Ehefrau, Wien, 19. Januar 1918, FFAD.
- ¹⁴ 7. Oktober 1918, Schachtel 27, Prinzessin zu Löwenstein-Wertheim an ihren Ehemann. Archiv Klattau, Tschechische Republik.
- ¹⁵ Glasheim, *Noble Nationalists: The Transformation of the Bohemian Aristocracy*, Cambridge, Mass, and London, 76.
- ¹⁶ Max Egon Fürstenberg an Hofrat Hoheness, 3. Januar 1920 (Kopie), Donaueschingen. Einen ähnlichen Brief schrieb er an Josefine Sauter, 27. März 1919: «Ich kann nicht nach Böhmen zurück, da ich auf einer Schwarzen Liste stehe.» ACTA. Briefe seiner Durchlaucht, 1916-1922, Bd. bbII/4, FFAD.
- ¹⁷ Fürstenberg an Wilhelm II., 17 August 1921. Ebd.
- ¹⁸ August 1921, Fürstenberg an Wilhelm II. Ebd.
- ¹⁹ Nachlass Ernst Löwenstein-Wertheim-Freudenberg (ungeordnet), 23.4.1919, Privatarchiv Kreuzwertheim.

- ²⁰ Fürstenberg an einen Freund („Lieber Alter!“), 21. Mai 1919 (Kopie), Nachlass Max Egon zu Fürstenberg, ACTA, Briefe seiner Durchlaucht 1916–1922, Bd. bb II/4. FFAD.
- ²¹ Brief Gustav Scanzoni von Lichtenfels an Max Egon, Nachlass Max Egon zu Fürstenberg, ACTA, Briefe seiner Durchlaucht 1916–1922, Bd. bb II/4. Ebd.
- ²² Fürstenberg gab Lichtenfels 6000 Mark als Anzahlung, um einen Skandal zu vermeiden. Brief von Fürstenberg an Lichtenfels, ebd.
- ²³ Emich Leiningen an Ernst Löwenstein, 4. April 1919, Staatsarchiv Wertheim, Rep. 218 DK 12 Fasz 50, StAWT.
- ²⁴ Leiningen-Nachlass, Karton 7, 1. Januar 1919, Fürstlich Leining'sches Archiv Amorbach. Zitiert in Luke, *Hansel Pless*, 66.
- ²⁵ Wilhelm II. an Max Egon zu Fürstenberg, Amerogen, 27. Januar 1920. FFAD.
- ²⁷ Castell an seine Ehefrau, 24. October 1918, Nachlass Friedrich Castell, Castell'sches Hausarchiv, Castell, FCAC.
- ²⁸ 17. April 1919, Hohenlohe an Luise von Baden, HZA.
- ²⁹ Hohenlohe an Luise von Baden, 29. 6. 18, ebd.
- ³⁰ Prinz Heinrich Reuss XXXIII., jüngere Linie, an Ernst zu Hohenlohe-Langenburg, 23. Juni 1918. HZA.
- ³¹ 4. Oktober 1924, Ducky an ihre Schwester Alexandra (Sandra), ebd.
- ³² John J. Stephan, *The Russian Fascists: Tragedy and Farce in Exile, 1925–1945*, London, 1978, 2.
- ³³ S. J. Taylor, *The Great Outsiders: Northcliffe, Rothermere and the Daily Mail*, London, 1996, 257.
- ³⁴ Stephan, *Russian Fascists*, 3.
- ³⁵ Haslam, Jonathan, *Near and Distant Neighbors: A New History of Soviet Intelligence, 1917–1989*, Oxford, 2015, 18–21.
- ³⁶ Andrew Barros, „A Window on the ‚Trust‘: The Case of Ado Birk“, *Intelligence and National Security*, 10/2 (April 1995), 273–93.
- ³⁷ Großherzog Ernst Ludwig von Hessen, *Erinneretes*, 88.
- ³⁸ Ernst zu Hohenlohe-Langenburg erwähnt dies in einem Brief: „Wie mir bekannt geworden ist, hat der König von England im Herbst vorigen Jahres [1917], versprochen durch die großbritannische Regierung Schritte unternehmen zu lassen, um für die Herzogin die Auszahlung der ihr aus ihrem Ehevertrag zustehende Geldsumme zu erwirken.“ Angelegenheiten meiner Schwiegermutter, Ernst Hohenlohe. 5.1.1918 an den Minister des Herzöglichen Hauses, Coburg. HZA.
- ³⁹ Den Brief verfasste Marija Alexandrowna zusammen mit ihrem Schwiegersohn, Prinz Ernst II. zu Hohenlohe-Langenburg. 19. Mai 1919, Nachlass Ernst zu Hohenlohe, Briefe meiner Schwiegermutter nach England, Friedensvertrag betreffend. HZA.
- ⁴⁰ Königin Maria von Rumänien, *Later Chapters of my Life: The Lost Memoirs of Queen Marie of Romania*, hrsg. v. Diana Mandache, London, 2004, 53.
- ⁴¹ Tagebucheintrag 29. Januar 1936,1. Maiskii, *Dnevnik diplomata*, I, Moscow, 2006, 136.
- ⁴² Winston Churchill, «Zionism versus Bolshevism», *Illustrated Sunday Herald*, 8. Februar 1920.
- ⁴³ Ebd.
- ⁴⁴ Jonathan Haslam, *Russia's Cold War*, New Haven, 2011, 1 Off.
- ⁴⁵ *Morning Post*, 13. Januar 1927. *The Times* nannte dies einen «Versuch, den Orient gegen die kapitalistische Zivilisation des Westens zu organisieren». *The Times*, 4. Februar 1925.
- ⁴⁶ Kabinettsitzung am 14. November 1920, zitiert in Richard H. Ullman, *The Anglo-Soviet Accord: Anglo-Soviet Relations 1917-1921*, London, 1972, III, 412.
- ⁴⁷ «Wir wollen auch weiterhin die Welt [vom Kommunismus] desinifizieren. Es wäre ein grossartiger Kreuzzug, jeder Mühe wert, und einer der positiven Effekte wäre, dass sich Europa zwecks gemeinsamer Sicherheit vereint.»: «The Russian Epidemie», *Morning Post*, 3. März 1927.
- ⁴⁸ 1924 sprach Northumberland im britischen Oberhaus über «The Labour and Socialist Internationals». Vgl. die Debatten im Parlament, House of Lords, Bd. 56, Sp. 160-80 und 316-19; Lord Sydenham of Combe beteiligte sich. Vgl. Sydenhams Reden 1921: «Bolshevik Propaganda – Legal Position to Cope with», Bd. 45, Sp. 104-42; 1922: «Bolshevik Propaganda – Position of Organized Associations», Bd. 51, Sp. 258-68; 1923: «Russia – Persecution of Church Dignitaries», Bd. 53, Sp. 454-5; 1924/25: «Russia – Soviet Missions (centres of disturbances throughout the world)»; «Hostile Propaganda, Centres of Attack on British Empire», Bd. 60, Sp. 114-38.
- ⁴⁹ Taylor, *The Great Outsiders*, 272 ff.
- ⁵⁰ Ebd. 275.
- ⁵¹ Der Vorsitzender des Rates der Volkskommis-sare, Rykow, verteidigte die Position der Sowjetunion: «Soviet Relations with Britain», *Morning Post*, 20 April 1927, 11.
- ⁵² *Manchester Guardian*, 21. Januar 1927.
- ⁵³ Notiz von Hohenzollern-Sigmaringen, Depositum 39 HS T 10 Nr. 25, FAS.
- ⁵⁴ Grossherzog Ernst Ludwig von Hessen, *Erinneretes*, 8.
- ⁵⁵ Königin Maria von Rumänien, *The Story of my Life*, IV, 431.
- ⁵⁶ Carl Eduard an seine Schwester Alice, 15.12.1919, Athlone Papers, Royal Archives.
- ⁵⁷ Horn, Michael, «Zwischen Abdankung und Absetzung. Das Ende der Herrschaft der Bundesfürsten des Deutschen Reiches im November 1918», in Susan Richter und Dirk Dirbach (Hrsg.), *Thronverzicht: Die Abdankung in Monarchien vom Mittelalter bis in die Neuzeit*, Wien und Köln, 2014, 273.

- ⁵⁹ Ich danke Prinz Hubertus von Sachsen-Coburg und Gotha für den Zugang zu Carl Eduard Coburgs Nachlass. Auch Harald Sandners Biographie über Carl Eduard bot eine gute Grundlage für meine weiteren Forschungen. Im Mittelpunkt steht hier meine Auswertung des Nachlasses von Herzog Carl Eduard im Privatarchiv der Herzöge von Sachsen-Coburg und Gotha sowie die von mir seit 2005 ausgewerteten Nachlässe in den Royal Archives Windsor. Leider können Carl Eduards Briefe an seine Schwester Alice in den Royal Archives Windsor bis heute nicht komplett eingesehen werden. Der Nachlass von Alice, Countess of Athlone, besteht aus 41 Schriftstücken, von denen 26 weiterhin gesperrt sind.
- ⁶¹ Oktober 1919, Carl Eduard an seine Schwester Alice, Countess of Athlone, RA AC A/10.
- ⁶² Ebd. 15. Dezember 1919, Royal Archives, Windsor. 15.11.1928. Carl Eduard an seine Schwester Alice, RA AC A/10.
- ⁶³ Ebd.
- ⁶⁴ Zitiert in: Harald Sandner, *Hitlers Herzog. Carl Eduard von Sachsen-Coburg und Gotha*, Maastricht, 2010, 249.
- ⁶⁵ Luke, *Hansel Pless*, 68. Siehe auch Marcus Funck, «Schock und Chance. Der preussische Militäradel in der Weimarer Republik zwischen Stand und Profession», in Forsbach (Hrsg.), *Adel und Bürgertum*, 127-71; Marcus Funck, «The Meaning of Dying: East Elbian Noble Families as War Tribes in the 19th and 20th Centuries», in Matt Berg und Greg Eghigian (Hrsg.), *Sacrifice and National Belonging in 20th Century Germany*, Arlington, Tex., 2001, 26-63. Marcus Funck, «Ehre», in Eckart Conze (Hrsg.), *Kleines Lexikon des Adels. Titel, Throne, Traditionen*, München, 2005.
- ⁶⁷ Siehe hierzu Sandner, *Hitlers Herzog*, 181 f. basierend auf den Erinnerungen von Carl Eduards Sohn Friedrich Josias.
- ⁶⁸ Ebd. 182.
- ⁶⁹ Ebd. 183.
- ⁷⁰ Markus Josef Klein, *Ernst von Salomon. Eine politische Biographie*, Limburg, 1994, 97. Sandner, *Hitlers Herzog*, 187.
- ⁷¹ Ludendorff in einer Zeugenaussage während des Prozesses in Giessen 1927. Vgl. Klein, *Ernst von Salomon*, 120.
- ⁷² Klein, *Ernst von Salomon*, 131.
- ⁷³ Dreizehn Personen wurden als Komplizen der Rathenau-Mörder verurteilt. Zur Beteiligung der Ehrhardt-Offiziere siehe Martin Sabrow, *Der Rathenau-Mord. Rekonstruktion einer Verschwörung gegen die Republik von Weimar*, München, 1994, 116.
- ⁷⁴ Sandner, *Hitlers Herzog*, 187.
- ⁷⁵ Hohenlohe an seine Tante Luise von Baden, 3. September 1921, HZA.
- ⁷⁶ Hohenlohe an seine Tante Luise von Baden, 11. Juli 1922, ebd.
- ⁷⁷ Siehe zu Hitlers Beschreibungen der Ereignisse: *Hitler, Mein Kampf. Eine kritische Edition*, hrsg. von Christian Hartmann, Thomas Vordermayer, Othmar Plöckinger, Roman Töppel, München/Berlin 2016, Band II, 1383.
- ⁷⁸ Ebd., 1382.
- ⁷⁹ Obwohl Coburg seit 1920 mit C geschrieben wurde, hielt Hitler an der alten Schreibweise bewusst fest. Ebd.
- ⁸⁰ Rede zitiert in Sandner, *Hitlers Herzog*, 280.
- ⁸¹ Ebd. 184.
- ⁸² *Goebbels-Tagebücher*, Bd. III, München, 2001, 8. Januar 1937, 321.
- ⁸³ Zitiert in Sandner, *Hitlers Herzog*, 324.
- ⁸⁴ Ebd.
- ⁸⁵ Carl Eduard an seine Schwester Alice, 1. September 1923, RA AC A/10.
- ⁸⁶ Ebd. 27. November 1923 (Carl Eduards Brief über die Ereignisse des Oktobers 23).
- ⁸⁷ Zitiert in Sandner, *Hitlers Herzog*, 193.
- ⁸⁸ Auch wenn die Brigade Ehrhardt 1920 offiziell aufgelöst wurde, bestand sie unter dem Namen «Wikingbund» weiter fort. Für Carl Eduard von Coburg blieb sie offenbar weiterhin die Brigade Ehrhardt.
- ⁸⁹ Carl Eduard an seine Schwester Alice, 27. November 1923, RA AC A/10.
- ⁹⁰ Sandner, *Hitlers Herzog*, 193.
- ⁹¹ Hayward und Morris, *The First Nazi Town*, 62.
- ⁹² Anke Schmeling, *Josias Erbprinz zu Waldeck und Pyrmont. Der politische Weg eines hohen SS-Führers*, Kassel, 1993, 17.
- ⁹³ Ebd. 29.
- ⁹⁴ Ebd. 48.
- ⁹⁵ Conze et al. (Hrsg.), *Das Amt und die Vergangenheit. Deutsche Diplomaten im Dritten Reich*, München, 2010, 57.
- ⁹⁶ Herzog von Coburg, Berlin, 3. Dezember 1935. NS 10 149, BAB.

KAPITEL 4

- ¹ Paul Sharp, «Who Needs Diplomats? The Problem of Diplomatic Representation», *International Journal*, 52 (1997), 609-34.
- ² Ein Beispiel für dieses Problem ist: Gerhard Weinberg, *The Foreign Policy of Hitlers Germany: Diplomatic Revolution in Europe 1933-36*, Chicago, 1970, 65.
- ³ Hans-Günther Seraphim, *Das politische Tagebuch Alfred Rosenbergs aus den Jahren 1934/35 und 1939/40*, Göttingen, 1956, 28.
- ⁴ Zara Steiner, *The Triumph of the Dark: European International History 1933-1939*, Oxford, 2011, 328.
- ⁵ Herbert von Dirksen, *Moskau, Tokio, London. Zwanzig Jahre deutscher Aussenpolitik*, Stuttgart, 1949, 215 ff.
- ⁶ Rainer von Hessen, *Die Hessens. Geschichte einer europäischen Familie*, Eichenzell 2016,

- 122ff. Jonathan Petropoulos, *Royals and the Reich*, Oxford, 2006. Siehe zur Rolle der Hesse-Prinzen ausserdem: Joathan Steinberg, *All or Nothing: The Axis and the Holocaust 1941-43*, London, 2002.
- ⁷ Ein Anfang wurde bei einer Konferenz des DHI London 2005 gemacht. Siehe: Karina Urbach (Hrsg.), *European Aristocracies and the Radical Right*, Oxford, 2007.
- ⁸ Ausgenommen der Zeitraum vor 1914 siehe u.a.: Dominic Lieven, *The Aristocracy in Europe 1815-1914*, London, 1992 und Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.), *Europäischer Adel 1750-1950*, Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 13, Göttingen, 1990.
- ⁹ Vgl. hierzu Reisen und Staatsbesuche führender Persönlichkeiten, Sitzpläne vom 30. April 1939, 21. Mai und 6. Juli 1939, R 27159, PA AA
- ¹⁰ Viktoria Luise, Herzogin von Braunschweig, *Im Strom der Zeit*, Göttingen, 1974, 162.
- ¹¹ Ebd.
- ¹² Richard Overy, *Goering: Hitler's Iron Knight*, London, 2011.
- ¹³ Vgl. hierzu David Irving, *Göring*, München, 1987, 795.
- ¹⁴ Bella Fromm, *Blood and Banquets: A Berlin Social Diary*, London, 1942, 45.
- ¹⁵ Besuch Görings in Doorn, 18.1.1931, Irving, Göring, 132. Siehe über den schwedischen Adel und seine engen Beziehungen zu Nazideutschland, ebd., 795.
- ¹⁶ Carin Göring an ihre Mutter, 28. Februar 1930, zitiert in Irving, *Göring*, 132.
- ¹⁷ Berlin 27. März 1934, v. Plessen an Bismarck in London. Politische und kulturelle Propaganda in England Pol. 26 R 77171, Auswärtiges Amt Archiv, Berlin.
- ¹⁸ 1. Februar 1933, *Goebbels-Tagebücher*. S. 121. Siehe auch 31. März 1933, S. 159 und 16. März 1933, («Bis in die tiefe Nacht. Lange mit Fürstin Bismarck und Winifried Wagner palavert.») 148, *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, hrsg. v. Elke Fröhlich, Bd. 2/III: *Oktober 1932 bis März 1934*, München, 2006.
- ¹⁹ Politische und kulturelle Propaganda in England. Pol. 26 R 77171, PA AA.
- ²⁰ Berlin 20.6.1934 Kronprinz Wilhelm an Lord Rothmere, Brief zitiert in Franz Hohenlohe, *Stepahnje*, 105.
- ²¹ 11.3.1939, Dienststelle Ribbentrop, R 27159 Reisen und Staatsbesuche führender Persönlichkeiten.
- ²² Diana Fotescu (Hrsg.), *Americans and Queen Marie of Romania: A Selection of Documents*, Oxford, 1998, 130.
- ²³ 10. Dezember 1923, Unterlagen Hohenzollern-Sigmaringen, FAS.
- ²⁴ Fromm, *Blood*, 34.
- ²⁵ *Hitler. Mein Kampf. Eine kritische Edition*, hrsg. von Christian Hartmann, Thomas Vordermayer, Othmar Plöckinger, Roman Töppel, München, Berlin 2016, Band 1, 653 und 807.
- ²⁶ Sandner, *Hitlers Herzog*, 249.
- ²⁷ Fromm, *Blood*, 137.
- ²⁸ Jens Petersen, «The Italian Aristocracy, the Savoy Monarchy, and Fascism», in Karina Urbach (Hrsg.), *European Aristocracies and the Radical Right*, Oxford, 2007, 94.
- ²⁹ Churchills Rede, 20. Januar 1927, in Rom. Zitiert in HO 45/24893, NA.
- ³⁰ Interview des Ex-Kaisers mit dem *Evening Standard*. «What Life is like at Doorn», *Evening Standard*, 19. Dezember 1929, Nr. 32.872.
- ³¹ Brief vom 16. Mai 1938, Dienststelle Ribbentrop R 27157, PA AA.
- ³² Otto II. von Bismarck an seine Mutter, Fürstin Herbert, Bismarck-Archiv, Friedrichsruh, AOBs.
- ³³ Vgl. hierzu Marie-Luise Recker, *England und der Donauraum 1919-1929. Probleme einer europäischen Nachkriegsordnung*, Stuttgart, 1976.
- ³⁴ Baernreither an Fürstenberg, 25. Februar 1920, Fürstenberg-Nachlass, FFAD.
- ³⁵ Sigurd von Ilsemann, *Der Kaiser in Holland. Aufzeichnungen des letzten Flügeladjutanten Kaiser Wilhelms II.*, I, München, 1968, 279.
- ³⁶ Jeremy Noakes und G. Pridham, *Nazism 1919-1945*, ii: *Foreign Policy, Economy and Society – A Documentary Reader*, Exeter, 1984, 316.
- ³⁷ Kopie des Berichts im Archiv Donaueschingen. Nachlass Max Egon Fürstenberg.
- ³⁸ Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und der angrenzenden Landesteile in Donaueschingen. XXI Heft 1940.
- ³⁹ Fürstenberg an Bentheim-Tecklenburg, 6. Juli 1933. Donaueschingen, Sonstige Vereine. Acta. Verein der deutschen Standesherrn, 1897-1939, Hofverwaltung, Bd. CX, Fasz. 1, FFAD.
- ⁴⁰ Vgl. hierzu Stephan Malinowski, *Vom König zum Führer. Sozialer Niedergang und politische Radikalisierung im deutschen Adel zwischen Kaiserreich und NS-Staat*, Berlin, 2003 sowie Heinz Reif, «Adel im 19. und 20. Jahrhundert», *Enzyklopädie deutscher Geschichte*, Bd. LV, München, 1999.
- ⁴¹ 2. März 1939, Carl Eduard an seine Schwester Alice, Athlone Papers, RA AC A/10.
- ⁴² Pauline Fürstin zu Wied, *Vom Leben gelernt*, Ludwigsburg, 1953. Sie war eine geborene Prinzessin von Württemberg und besuchte mehrere Reichsparteitage.
- ⁴³ Sandner, *Hitlers Herzog*, 291.
- ⁴⁴ Ebd. 220.
- ⁴⁵ Hitler verwendete Carl Eduard als Vermittler für Hugenberg noch einmal im November 1932.
- ⁴⁶ Sandner, *Hitlers Herzog*, 233.
- ⁴⁷ Ihr Mann starb vor seinem Vater und Grossvater. Ihr Sohn Carl Gustav ist heute König von Schweden.
- ⁴⁸ *Coburger Zeitung Sondernummer!*, Mittwoh, 19. Oktober 1932, 3. Im Staatsarchiv Coburg, Bestand LA A, Nr. 13582.

- ⁴⁹ Sandner, 439.
- ⁵⁰ Sandner, *Hitlers Herzog*, 274.
- ⁵¹ Ebd. 272 oder 280.
- ⁵² Reinhard Spitzky, *So haben wir das Reich verspielt: Bekenntnisse eines Illegalen*, München und Wien, 1986, 408.
- ⁵³ Peregrine Worsthorne, *In Defence of Aristocracy*, London, 2004.
- ⁵⁴ Gregory D. Phillips, *The Diehards: Aristocratic Society and Politics in Edwardian England*, Cambridge, Mass., 1979.
- ⁵⁵ Maurice Cowling, *The Impact of Hitler: British Politics and British Policy 1933–40*, Chicago, 1977, 265f.
- ⁵⁶ Teilnachlass Fürst Alois Löwenstein-Wertheim Nr. 27 und Nr. 28. Klatovy, Tschechische Republik.
- ⁵⁷ Cowling, *The Impact of Hitler*, 266.
- ⁵⁸ Otto II Bismarck an Dieckhoff, 31. August 1936, Nachlass Friedrichsruh.
- ⁵⁹ Karina Urbach, „Age of No Extremes? The British Aristocracy torn between the House of Lords and the Mosley Movement“, in Karina Urbach (Hrsg.), *European Aristocracies and the Radical Right 1918–1939*, Oxford, 2007, 63.
- ⁶⁰ Churchill, 26. 4. 1943, CHAR 20 138B 227.
- ⁶¹ Michael Bloch, *Operation Willi: The Plot to Kidnap the Duke of Windsor July 1940*, London, 1984, 54.
- ⁶² Brief von Prinzessin Löwenstein, 30. Januar 1936. Teilnachlass Fürst Alois Löwenstein Wertheim, Klatovy, Tschechische Republik.
- ⁶³ Zitiert in Philip Knightley, *Philly: KGB Masterspy*, London, 1988, 35.
- ⁶⁴ 15. 1. 1933, Taschenkalender, Nachlass Carl Eduard, Privatarchiv der Herzöge von Sachsen-Coburg und Gotha.
- ⁶⁵ Alice, Countess of Athlone, *Grandchildren*, 223.
- ⁶⁶ Verhör des deutschen Diplomaten Carl August Clodius (1897–1952), 21. Mai 1946, Dokument 54 in V. Khristoforov et al. (Hrsg.), *Rossiya. XXVek. Dokumenty. Tainy diplomatii tret'ego reikha. Germanskie diplomaty, rukovoditeli zarubezhnykh voennykh missii, voennyyi i politseiskie attashe v sovetskom plenu. Dokumenty iz sledstvennykh del 1944/1945*, Moskau, 2011.
- ⁶⁷ Zitiert in: Nigel West und Oleg Tsarev, *Triplex: Secrets from the Cambridge Spies*, New Haven, 2009, 74.
- ⁶⁸ Protokoll des Verhörs von Wilhelm Rodde, Oberführer SS, Dokument 129, 31. März 1947, Khristoforov, *Rossiya*.
- ⁶⁹ Alice, Countess of Athlone, *Grandchildren*, 209.
- ⁷⁰ Ebd. 210.
- ⁷¹ Coburg an Alice, 15. April 1936. RA AC A/10.
- ⁷² John Julius Norwich (Hrsg.), *The Duff Cooper Diaries 1915–1951*, London, 2005, 218.
- ⁷³ Coburg hatte von dem Treffen mit Duff Cooper einen positiveren Eindruck. Von Duff Coopers Sohn wurde dies, in einem Brief an die *Times* am 8. Januar 1963, vehement bestritten.
- ⁷⁴ Debatte im Chatham House, April 1933. Christie und Bismarck, Christie Papers, CHRS 1/28 CCAC.
- ⁷⁵ 23. August 1934, Nr. 31, Otto II. von Bismarck an Ministerialdirektor Dr. Dieckhoff, Nachlass von Otto II. Bismarck, Bismarckarchiv Friedrichsruh, AOBs.
- ⁷⁶ Im Jahr 1928 beispielsweise nutzte Prinzessin Alice die deutsche Botschaft kurzerhand als Poststelle – sie wies die Diplomaten an, «die zwei beigefügten Päckchen in der [Diplomaten-] Tasche nach Deutschland zu bringen,... lederne Feuerzeuge für ihre beiden Neffen, die Söhne des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha». Solche Anfragen waren keine Seltenheit. 4. September 1928, Früher regierende Familie, Pol. 11, Nr. 2,77116, PA AA.
- ⁷⁷ Otto II. Bismarck an Dieckhoff, 16. März 1934. AA-Bericht an Plessen, 4. April 1934, Bismarckarchiv Friedrichsruh, AOBs.
- ⁷⁸ Brief Carl Eduards an seine Schwester Alice, 15.12.1919, Athlone papers RA.
- ⁷⁹ 2.5.1934, An das Auswärtige Amt, Pol. 29 77175.
- ⁸⁰ Lord Ronald Graham an German Embassy, November 1934, Politische und kulturelle Propaganda in England, Pol. 26, R 77171, PA AA.
- ⁸¹ 13.11.1934 Gesandtschaftsrat Rüter ans AA. Pol. 26, R 77171, PA AA.
- ⁸² Ebd.
- ⁸³ Dieckhoff an Bismarck, 25. September 1935. R 77171, PA AA.
- ⁸⁴ Vgl. hierzu einen Brief von Ann Marie Bismarck an Charles Higham. Charles Higham, *Mrs Simpsons: Secret Lives of the Duchess of Windsor*, London, 2004, 93.
- ⁸⁵ Fritz Hesse, *Das Vorspiel zum Kriege. England-berichte und Erlebnisse eines Tatzeugen. 1935–1945*, Starnberg, 1979, 28 und 43.
- ⁸⁶ Ansprache an die Royal British Legion am 11. Juni 1935. Vgl. *The Times*, 12. Juni 1935.
- ⁸⁷ Weinberg liegt falsch mit der Annahme, dass es Max Hohenlohe war, der ihn zu der Rede ermunterte. Weinberg, *The Foreign Policy of Hitlers Germany*, 215 n. 45.
- ⁸⁸ Petropoulos, *Royals and the Reich*, 339.
- ⁸⁹ Brief von Königin Maria von Rumänien an Ray Baker, in Fotescu (Hrsg.), *Americans and Queen Marie of Romania*, 109.
- ⁹⁰ Philip Ziegler, *King Edward VIII*, London, 2001, 179.
- ⁹¹ Zitiert ebd. 179.
- ⁹² Ebd. 180.
- ⁹³ Von Aussenminister Oberst Juan Beigbeder an Franco, 25. Juni 1940. Aufzeichnung des Gesprächs zwischen Bermejillo und Duke of Windsor, 25. Juni 1940, Dokument 56, *Fundación nacional Francisco Franco, Documentos inéditos para la Historia del generalísimo Franco*, Bd. II-1, Madrid, 1993.
- ⁹⁴ Astrid M. Eckert, *The Struggle for the Files: The Western Allies and the Return of German*

- ⁹⁵ Siehe ebd. Churchill hatte von Anfang an alles getan, um Schaden von der Monarchie abzuwenden. Siehe: Aktennotiz vom WSC an die Premierminister von Kanada, Australien, Neuseeland, Südafrika „zu den Peinlichkeiten die der Duke of Windsor mit seinen pro-Nazi-Aktivitäten auf dem Kontinent dem König Georg VI. verursacht hat.“ CHAR 20/9 A/34-8, CC AC.
- ⁹⁶ Zitiert in Petropoulos, *Royals and the Reich*, 201 Ebd.
- ⁹⁷ Ziegler, *Edward VIII*, 231 f.
- ⁹⁹ Ebd. 474.
- ¹⁰⁰ Telegramm von der deutschen Botschaft, Washington Luther, Bericht über Dunn, 21. Januar 1936. Das Telegramm wurde abgezeichnet: „Gesehen vom Führer und Reichskanzler, 21. 1. 36“. R 4311 1435, BAB.
- ¹⁰¹ Hoesch-Bericht (Kopie), Adjutantur des Führers, NS 10, BAB.
- ¹⁰² Bericht von Hoesch an AA (Kopie) 21. Januar 1936, R 43 II, 435, BAB.
- ¹⁰³ Ebd.
- ¹⁰⁴ Zitiert in Fotescu (Hrsg.), *Americans and Queen Marie of Romania*, 113.
- ¹⁰⁵ Steiner, *The Triumph of the Dark*, 141.
- ¹⁰⁶ Ebd. 142.
- ¹⁰⁷ Ebd.
- ¹⁰⁸ Duke of Windsor, *A King's Story: The Memoirs of HRH the Duke of Windsor*, London, 1951, 286f.
- ¹⁰⁹ Hesse, *Das Vorspiel*, 43.
- ¹¹⁰ 15. April 1936, Brief von Carl Eduard an Alice, Athlone-Nachlass, RA AC A/A.
- ¹¹¹ Ebd.
- ¹¹² Zitiert in Fotescu (Hrsg.), *Americans and Queen Marie of Romania*, 128.
- ¹¹³ Vertraulicher Bericht an Ribbentrop, R 27090–27091, PA AA.
- ¹¹⁴ Sandner, *Hitlers Herzog*, 325.
- ¹¹⁵ Zu den Beziehungen der britischen und deutschen Presseorgane vor dem Ersten Weltkrieg siehe: Dominik Geppert, *Pressefehden und Zeitungskriege: Öffentlichkeit und Diplomatie in den deutsch-britischen Beziehungen 1896–1912*, München, 2007.
- ¹¹⁶ Oktober 1937, vertrauliche Berichte an Ribbentrop, R 27090–27091, PA AA.
- ¹¹⁷ Taschenkalender 30.11.1937, Hausarchiv Sachsen-Coburg und Gotha.
- ¹¹⁸ Yuri Modin, *My Five Cambridge Friends*, London, 1994, 65.
- ¹¹⁹ Webseite der National Archives London, Zusammenfassung der Aktivitäten der AGF <<http://www.nationalarchives.gov.uk/releases/2003/may22/organisation.htm>.
- ¹²⁰ Bericht unseres Vertrauensmannes in London, 11. Dezember 1935, R 43 II 1434, BAB.
- ¹²¹ Hoesch-Bericht, R 43 II 1434, BAB.
- ¹²² Staatssekretär und Chef der Reichskanzlei an Joachim von Ribbentrop, 11. Dezember 1935, R 43 II 1434, BAB.
- ¹²³ Hinter den Kulissen versuchte man also die AGF mit einem deutschen Äquivalent zu paaren,

- ren, um die Beziehungen zwischen Grossbritannien und Nazi-Deutschland zu verbessern. Die DEG wurde 1935 in Berlin von Ribbentrop gegründet. Hitler unterstützte das Projekt, und Goebbels wurde Ehrenmitglied der DEG. Ein Vorläufer der DEG war die Deutsch-Britische Gesellschaft, Zur DEG vgl. Ernst Ritter, Die erste deutschenglische Gesellschaft (1935-1939), in Friedrich Kahlenberg (Hrsg.), Aus der Arbeit der Archive, Boppard am Rhein 1989, 811 ff. Die Russen übersetzen «Britisch» immer als «Englisch» wie man an diesem hier erstmals ausgewerteten Verhör sehen kann.
- ¹²⁴ Wilhelm Rodde (1893-1949) absolvierte vor dem Ersten Weltkrieg in New York eine kaufmännische Ausbildung. Im Jahr 1914 trat er ins deutsche Heer ein und wurde mit dem Eisernen Kreuz I. und 2. Klasse ausgezeichnet. 1919 schloss er sich dem Freikorps Raben an. Im Jahr 1923 gründete er ein Unternehmen, das bereits 1924 Konkurs anmeldete. Rodde wanderte nach Brasilien aus und kehrte 1931 zurück. Im Februar 1932 trat er in die NSDAP ein, für das Büro Ribbentrop arbeitete er ab 1. Oktober 1934. Von 1935 bis 1937 zeichnete er dort für die Pressearbeit verantwortlich. Juli 1937 kam er zum deutschen Ausussenministerium und wurde zunächst Generalkonsul in Winnipeg, Kanada, und später, im Jahr 1939, Gauwart im Gau Hamburg. 1949 starb er in russischer Kriegsgefangenschaft.
- ¹²⁵ Ich danke Jonathan Haslam für die Auffindung und Übersetzung dieser Quelle. Dokument 129, 31. März 1947, in Christoforov et al. (Hrsg.), *Rossiya*.
- ¹²⁶ Ernest W. D. Tennant, *True Account*, London, 1957, 201.
- ¹²⁷ Dokument 129, 31. März 1947, in Christoforov et al. (Hrsg.), *Rossiya*.
- ¹²⁸ Bericht aus Weimar, 21 August 1936, NS 10 70.
- ¹²⁹ Dokument 129, 31. März 1947, in Christoforov et al. (Hrsg.), *Rossiya*.
- ¹³⁰ «Germany in May by Sir Arnold Wilson MP», *English Review* (Juni 1934). Sonderdruck, an das Auswärtige Amt geschickt, R 71128, PA AA.
- ¹³¹ *None so Blind: A Study of the Crisis Years 1930-39. Based on the private papers of Group captain M. G. Christie*, by T.P. Conwell-Evans, London, 1947, XL
- ¹³² Protokoll des Verhörs von Wilhelm Rodde, Oberführer SS, Dokument 129, in Christoforov et al. (Hrsg.), *Rossiya*.
- ¹³³ Ernest Tennant, *True Account*, London, 1957.
- ¹³⁴ Carl Eduard an Alice, 2. März 1939. RA AC A/10.
- ¹³⁵ Lawrence James, *Aristocrats: Power, Grace and Decadence*, London, 2009, 372.
- ¹³⁶ Steiner, *The Triumph of the Dark*, 324.
- ¹³⁷ Taschenkalender für 1938, Archiv der Herzöge von Sachsen-Coburg und Gotha. Siehe auch Sandner, *Hitlers Herzog*, 337.
- ¹³⁸ Zitiert in David Faber, *München: The 1938 Appeasement Crisis*, London, 2008, 420.

- ¹³⁹ 2. März 1939, Carl Eduard an seine Schwester Alice, Athlone Papers, RA AC A/10.
- ¹⁴⁰ R 43 ii 428, BAB.
- ¹⁴¹ Taschenkalender 17. April 1939, Archiv der Herzöge von Sachsen-Coburg und Gotha.
- ¹⁴² Eine Kopie von Rosenbergs Aktennotiz über den Besuch, datiert 25. Juli 1939, befindet sich merkwürdigerweise im Nachlass von Stephanie zu Hohenlohe, Hoover Archives.
- ¹⁴³ Notiz von v. Dirksen, 2. August 1939, zitiert in Elizabeth Wiskemann, *The Spectator*, 15. September 1949, 15.
- ¹⁴⁴ Zitiert in Haslam, *Near and Distant Neighbors: A New History of Soviet Intelligence, 1917–1989*, New York und Oxford, 2015, 103.
- ¹⁴⁵ Conwall-Evans, *None So Blind*, 70.
- ¹⁴⁶ Ebd. 199
- ¹⁴⁷ Zitiert in Haslam, *Near and Distant Neighbours*, 103.
- ¹⁴⁸ Vgl. hierzu Sandner, *Hitlers Herzog*, 375.
- ¹⁴⁹ Taschenkalender, 18.3.1940, Archiv der Herzöge von Sachsen-Coburg und Gotha.
- ¹⁵⁰ Ebd. Sandner zitiert hier eine Kopie eines Berichts vom russischen Außenministerium vom 31. Mai 1940.
- ¹⁵¹ Duško Popov, *Superspion*, 80 und 117.
- ¹⁵² Alexander Shirokorod, *Sekretы svergnutogo korolya in: Nezavisimoe voennoe obozrenie* 8. Februar 2002. Shirokorod bezieht sich auf die geheime Notiz Nr. K5/8175.
- ¹⁵³ Interview mit Gennadii Sokolov, veröffentlicht am 6. Juni 2014 in *Komsomolskaya Pravda*, mit der Überschrift „Charl’z, natsistskogo rodstva ne ponyashchi!“.
- ¹⁵⁴ Petropoulos, *Royals and the Reich*, 350.
- ¹⁵⁵ V. Popov, *Sovetnik Korolevy-Superagent Kremlya*, Moskau, 1995, 127.
- ¹⁵⁶ Peter Wright, *Spycatcher: The Candid Autobiography of a Senior Intelligence Officer*, Toronto, 1987, 223.
- ¹⁵⁷ „Robert Huntington, ein Bruder der früheren Mrs. Vincent Astor, erzählte ihr [der nicht identifizierten Quelle] einmal, dass er den definitiven Beweis besitze, dass Göring und der Duke of Windsor eine Art Vereinbarung getroffen hatten, die besagte, dass Göring, nachdem Deutschland den Krieg gewonnen hätte, Hitler mithilfe der Armee stürzen würde und dann den Duke of Windsor als König von England installieren würde [...]. Sie teilte mir noch einmal mit, dass sie keinen Zweifel daran hatte, dass die Duchess of Windsor eine Affäre mit Ribbentrop gehabt habe und dass sie natürlich die Engländer abgrundtief hasse, seit sie sie aus England vertrieben hatten.“ 2. Mai 1941, FBI-Notiz für den Direktor. Vgl. FBI Files, The Vault (FOIP A), HQ 65-31113-22; HQ 65-31113-22.
- ¹⁵⁸ Die FBI- Akten wurden 2003 veröffentlicht und für eine Dokumentation über den Duke of Windsor auf Channel 4 verwendet. Zu den Franco-Papieren siehe Dokument 56, 25. Juni

1940. *Fundación nacional Francisco Franco, Documentas in inéditas para la Historia del generalísimo Franco*, Bd. II-1, Madrid, 1993.

- ¹⁵⁹ Franco-Papiere, Ebd.
- ¹⁶⁰ Staffan Thorsell, *Mein lieber Reichskanzler! Sveriges kontakter med Hitlers rikskansli*, Stockholm, 2006, 181-6.
- ¹⁶¹ Ebd.
- ¹⁶² Zitiert in Petropoulos, *Royals and the Reich*, 205.
- ¹⁶³ Daniel B. Roth, *Hitlers Brückenkopf in Schweden. Die deutsche Gesandtschaft in Stockholm 1933-1945*, Berlin, 2009, 56.
- ¹⁶⁴ Zitiert ebd. 55.
- ¹⁶⁵ Zitiert ebd. 262.
- ¹⁶⁶ Gerd R. Ueberschär und Winfried Vogel, *Dienen und Verdienen. Hitlers Geschenke an seine Eliten*, Frankfurt, 1999, 109 und 247.
- ¹⁶⁷ Herzog von Coburg, NS 10 149. BAB
- ¹⁶⁸ Rudolf Stoiber und Boris Celovsky, *Stephanie von Hohenlohe: Sie liebte die Mächtigen der Welt*, München, 1988, 141.

KAPITEL 5

- ¹ KV 1696,30. August 1939, National Archives London.
- ² 15. November 1939, *Goebbels-Tagebücher*, Bd. VII, 195, Elke Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher des Joseph Goebbels*, München, 1998.
- ³ Franz zu Hohenlohe, *Stephanie: Das Leben meiner Mutter*, Wien, 1991.
- ⁴ Rudolf Stoiber und Boris Celovsky kamen der Wahrheit in ihrer Version der Ereignisse am nächsten. Im Jahr 1988 veröffentlichten sie eine Biographie von Hohenlohe, die weitgehend unbeachtet blieb, später jedoch als Grundlage für Martha Schads (etwas verwirrendes) Buch «Hitlers geheime Diplomatin» diente. Martha Schad, *Hitlers geheime Diplomatin. Das Leben der Stephanie Hohenlohe*, München, 2002.
- ⁵ *Prager Monatsblatt*, 31. Januar 1938, Kopie im Nachlass von Stephanie zu Hohenlohe, Hoover Archives.
- ⁶ Marcel Proust, *The Captive & The Fugitive*, New York, 1913/1927.
- ⁷ 8. Dezember 1933, *Goebbels-Tagebücher*, 2/III, München, 2006, 332.
- ⁸ Stoiber und Celovsky, *Stephanie von Hohenlohe*, 55.
- ⁹ Vgl. hierzu Andreas Fahrmeir, *Citizenship: The Rise and Fall of a Modern Concept*, New Haven, 2008.
- ¹⁰ Vgl. Robert Evans, «The Successor States», in Robert Gerwarth (Hrsg.), *Twisted Paths: Europe 1914-1945*, Oxford, 2007.
- ¹¹ Robert Gerwarth und John Horne, «Fighting the Red Beast: Counter Revolutionary Violence in the Defeated States of Central Europe», in Robert Gerwarth und John Horne (Hrsg.), *War in Peace: Paramilitary Violence in Europe after the Great War*, Oxford, 2012, 67.

Anmerkungen

- ¹² Vgl. Andreas Oplatka, *Graf Stephan Szechenyi. Der Mann, der Ungarn schuf*, Wien, 2004.
- ¹³ Vgl. Ignác Romsics, «The Hungarian Aristocracy and its Political Attitudes in the Interwar Years», in Urbach (Hrsg.), *Radical Right*, 187ff.
- ¹⁴ Aus dieser Partei gingen die berechtigten Pfeilkreuzler hervor. Szechenyi arbeitete später für den Parteiführer Ferenc Szálasi, und 1939 erhielt er einen Sitz im Parlament. Ebd. 187 ff.
- ¹⁵ Gerard Vernon Wallop Viscount Lymington (1898-1984) war konservativer Abgeordneter für Basingstoke von 1929 bis 1934. 1943 wurde er 9th Earl of Portsmouth.
- ¹⁶ Lymington, *Knot of Roots*, 160.
- ¹⁷ Count Pal Teleki, zitiert in Judith Listowel, *This I have Seen*, London, 1943,45.
- ¹⁸ Jim Wilson, *Nazi Princess: Hitler, Lord Rothermere and Princess Stephanie von Hohenlohe*, London, 2011.
- ¹⁹ Taylor, *The Great Outsiders*, 259. Siehe auch S. J. Taylor, *Reluctant Presslord: Esmond Rothermere and the Daily Mail*, London, 1999.
- ²⁰ Hohenlohe, *Das Leben*, 77.
- ²¹ Zitiert in Ebd.
- ²² 4-5. November 1932, Nachlass von Stephanie zu Hohenlohe, Hoover Archives, Stanford.
- ²³ Memoiren-Entwurf, Stephanie zu Hohenlohe, Hoover Archives, Stanford.
- ²⁴ Siehe zu diesen Versionen Gordon Brook-Shepherd, *The Last Empress: Life and Times of Zita of Austria-Hungary, 1892-1989*, London, 1991.
- ²⁵ Hohenlohe, *Das Leben*, 188.
- ²⁶ Hohenlohe-Memoiren, Entwurf, Hoover Archives.
- ²⁷ Rothermere an Hohenlohe, 29. Juli 1932. Hoover Archives.
- ²⁸ Vgl. hierzu einen Bericht von Wilhelm von Hohenzollern-Sigmaringen über seinen Besuch im Hause Doorn, 10.-17. August 1922. Dep. 39 HS T 9 (K W) 53 (Princely House), Staatsarchiv Sigmaringen, FAS.
- ²⁹ Hohenlohe-Memoiren, Entwurf, 17, Hoover Archives.
- ³⁰ Ebd.
- ³¹ Senfton Delmer, *Die Deutschen und ich*, Hannover, 1962,146.
- ³² Korrespondenz von Max Egon mit dem Haus Doorn, 1929-39, FFAD.
- ³³ Schlag auf Schlag, in *Spiegel*, 33 und 34, 23. August 1947.
- ³⁴ Hohenlohe-Nachlass, Hoover Archives.
- ³⁵ Taylor, *The Great Outsiders*, 299 ff.
- ³⁶ Bericht von Hohenzollern-Sigmaringen, Depositem 39 HS T10 Nr. 25. Staatsarchiv Sigmaringen, FAS.
- ³⁷ Faber, *München*, 196.
- ³⁸ Notiz an den Führer, Ribbentrop, 31. Oktober 1936, NS 10 91, BAB.
- ³⁹ Zitiert in: Hohenlohe, *Das Leben*, 95.
- ⁴⁰ Der OSS-Kriegsbericht wurde 1969 freigegeben
- ⁴¹ Hohenlohe-Memoiren, Entwurf, 17, Hoover Archives.
- ⁴² Das Interview wurde im April 1932 in Hearsts *International Cosmopolitan* veröffentlicht. Zitiert in Peter Conradi, *Hitlers Piano Player*, London, 2011,87.
- ⁴³ Delmer, *Die Deutschen*, 148.
- ⁴⁴ Hohenlohe-Nachlass, Hoover Archives.
- ⁴⁵ Zitiert in Conradi, *Piano Player*, 86 f.
- ⁴⁶ Hohenlohe-Nachlass, Hoover Archives.
- ⁴⁷ Interview von Stoiber mit Hanfstaengel, zitiert in: Stoiber und Celovsky, *Stephanie von Hohenlohe*, 121.
- ⁴⁸ Ernst Hanfstaengl, *Hitler: The Missing Years*, London, 1957,55.
- ⁴⁹ Zitiert in Conradi, *Piano Player*, 55.
- ⁵⁰ Delmer, *Die Deutschen*, 147n.
- ⁵¹ Zitiert in Conradi, *Piano Player*, 80.
- ⁵² Ebd.
- ⁵³ Interview Hanfstaengl mit Dr. Walter Langer 1943, zitiert in Stoiber und Celovsky, *Stephanie von Hohenlohe*, 128.
- ⁵⁴ Hohenlohe-Nachlass, Hoover Archives.
- ⁵⁵ 28. Oktober 1941. Aktennotiz bzgl. Prinzessin Stephanie zu Hohenlohe-Waldenburg, FDR Library, <http://docs.fdrlibrary.marist.edu/PSF/BOX3/A31_A01.H.TML>.
- ⁵⁶ 2. April 1935, Rothermere an Hitler, Nachlass von Stephanie zu Hohenlohe, Hoover Archives.
- ⁵⁷ 6. Dezember 1935, Hoover Archives.
- ⁵⁸ Siehe zu Mosley und der radikalen Rechten: Martin Pugh, *Hurrah for the Blackshirts! Fascists and Fascism in Britain between the Wars*, London, 2005.
- ⁵⁹ 28. Oktober 1941, Aktennotiz bzgl. Prinzessin Stephanie zu Hohenlohe-Waldenburg, FDR Library, <http://docs.fdrlibrary.marist.edu/PSF/BOX3/A31_A01.H.TML>.
- ⁶⁰ Goebbels Tagebücher, 7.1.1937,3 II, 319.
- ⁶¹ 11. Juli 1934. Pol. 29 77175.
- ⁶² Bericht von Günther Schmidt-Lorenz, 15. Oktober 1933, R 43 II 1432a, BAB.
- ⁶³ Hoesch an das AA, 6. Juni 1935, Pol. 11 R 77121, PAAA.
- ⁶⁴ Judenfrage, Brief vom 24. Februar 1937, Pol 36 R 102827, PAAA.
- ⁶⁵ Diana Guinness an Wiedemann, Wiedemann-Nachlass, N 1720/6 BAK.
- ⁶⁶ Berlin 24. August 1937, Wiedemann an Diana Guinness. Ebd.
- ⁶⁷ Hohenlohe Akte, KV 1696 NA.
- ⁶⁸ Ross McKibbin, *Classes and Cultures: England 1918-1951*, Oxford, 1998,24.
- ⁶⁹ Hohenlohe-Memoiren, Entwurf, 19, Hoover Archives.
- ⁷⁰ *Time Magazine*, 27. November 1939.
- ⁷¹ 17.12.1934. Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil 3 I, 154.
- ⁷² 21.12.1934, Ebd., 3 IS. 157.
- ⁷³ Vgl. hierzu einen Bericht von Wilhelm von Hohenzollern-Sigmaringen über seinen Besuch im Hause Doorn, Dep. 39 HS T 9 (KW) 53 (Princely House), FAS.
- ⁷⁴ *Goebbels-Tagebücher*, Bd. III, München, 2001, März 1936 bis Februar 1937,7. Januar 1937, 319.

- ⁷⁵ Ebd. 320.
⁷⁶ Ebd.
⁷⁷ 8. Januar 1937, 320.
⁷⁸ 27. Mai 1937, *Goebbels-Tagebücher*, Bd. IV, 152.
⁷⁹ 18. August 1937, Ebd., 270.
⁸⁰ Dankschreiben von Wiedemann an Rothermere, 12. März 1937, N 1720/5, BAK.
⁸¹ Brief von Hitler an Hohenlohe in Wiedemann-Nachlass, Ebd.
⁸² Dankschreiben von Stephanie zu Hohenlohe an Hitler, 12. Januar 1937, ebd.
⁸³ Brief von Wiedemann an Prinzessin Hohenlohe, London 18. Mai 1937, N 1720/5, ebd.
⁸⁴ Brief von Wiedemann, Adjutant des Führers, 10. Juni 1938, Ebd.
⁸⁵ Das FBI verfasste im Oktober 1941 eine Zusammenfassung seiner Erkenntnisse für Präsident Roosevelt. FDR Library, 28. Oktober 1941, Aktennotiz bzgl. Prinzessin Stephanie zu Hohenlohe-Waldenburg. <<http://docs.fdrlibrary.marist.edu/PSF/BOX3/A31 A01.H TML>>. FDR Library, ebd.
⁸⁶ Hohenlohe, *Das Leben*, 193.
⁸⁷ Stoiber und Celovsky, *Stephanie von Hohenlohe*, 186.
⁸⁸ Ebd.
⁸⁹ Malinowski, *Vom König*, 553 ff.
⁹¹ Deutsch-Italienische Studienstiftung, 9. Februar 1940: An Herrn Obergerietsführer Nabersberg Dienststelle des Beauftragten der NSDAP für außenpolit. Fragen im Stabe des Stellvertreters des Führers; R 27159 Reisen und Staatsbesuche führender Persönlichkeiten. PA AA.
⁹² Zitiert in Fabrice D' Almeida, *High Society in the Third Reich*, London, 2008, 190.
⁹³ Brief von Wiedemann, 3. November 1938, an die deutsche Botschaft, Paris, Graf Johannes von Weckel, N 1720/5, BAK.
⁹⁴ Wiedemann an das Preußische Staatsministerium, Oberregierungsrat Normann, 1. Dezember 1938, Ebd.
⁹⁵ Wiedemann an Landesstatthalter Reiter, 21. April 1939, Ebd.
⁹⁶ FBI-Akte für Präsident Roosevelt, FDR Library, 28. Oktober 1941, Aktennotiz bzgl. Prinzessin Stephanie zu Hohenlohe-Waldenburg, <<http://docs.fdrlibrary.marist.edu/PSF/BOX3/A31 A01.H TML>>.
⁹⁷ Steiner, *The Triumph of the Dark*, 329.
⁹⁸ 22. Februar 1938, *Goebbels-Tagebücher*, Bd. V, München, 2000, 171.
⁹⁹ Ebd. 30. April 1938.
¹⁰⁰ 8. Mai 1938, 294 und 14. Mai 1938, 303 *Goebbels-Tagebücher*, Bd. V, München, 2000.
¹⁰¹ Hohenlohe-Memoiren, Entwurf, Hoover Archives.
¹⁰² Ebd.
¹⁰³ Brief von Wiedemann an Lord Rothermere, o. D., N 1720/5, BAK.
¹⁰⁴ Petropoulos, *Royals and the Reich*, 202.
¹⁰⁵ Zitiert in Faber, *München*, 196.
¹⁰⁶ Steiner, *The Triumph of the Dark*, 579.
¹⁰⁷ von Dirksen, *Moskau, Tokio, London*, 215 ff.
¹⁰⁸ Bericht für Ribbentrop, Wiedemann-Nachlass, BAK. Auch zitiert in Steiner, *The Triumph of the Dark*, 580.
¹⁰⁹ «Mission Wiedemanns bei dem englischen Außenminister Halifax Juli 1938», Wiedemann-Nachlass, N 1720/3, BAK.
¹¹⁰ Ebd.
¹¹¹ Vgl. hierzu die Zeitungsausschnitte in der Sammlung von Stephanie zu Hohenlohe. Hoover Archives.
¹¹² C.A. Lyon, «The most mysterious man in Europe», London, 31. Juli 1938, Ebd.
¹¹³ 23. Juli 1938, *Goebbels-Tagebücher*, Bd. V, 391.
¹¹⁴ 23. Juli 1938, Tagebuch Duff Cooper, 251 f.
¹¹⁵ Ebd. 252.
¹¹⁶ *Daily Herald*, London, 1. Juli 1938, «Hitlers dear Princess». Zeitungsausschnitte in der Akte Hohenlohe, Zeitungsausschnitt in den Wiedemann-Nachlass, BAK.
¹¹⁷ Vgl. Spitzky, *Reich verspielt*, 160 und Hesse, *Das Vorspiel*, 101 f. Ausserdem von Dirksen, *Moskau, Tokio, London*, 215 ff.
¹¹⁸ Hohenlohe-Memoiren, Entwurf, Hoover Archives.
¹¹⁹ In der Literatur wird immer wieder der falsche Tatort angegeben. Inzwischen ist durch Polizeiberichte belegt, dass sie nicht versuchte, sich im Englischen Garten auf einer Parkbank zu erschiessen, sondern unter einem Baum in der Königinstrasse 15. Siehe hierzu: Anton Joachimsthaler, Hitlers Liste. Ein Dokument persönlicher Beziehungen, München 2003, 335 f.
¹²⁰ Stephanie zu Hohenlohe an Hitler, 1. Oktober 1938, Wiedemann-Nachlass, BAK.
¹²¹ Brief von Dr. Wittmann, Budapest, 13. Mai 1938. Hoover Archives.
¹²² Ebd.
¹²³ Brief von Wiedemann an Rothermere, undatiert, N 1720/5, BAK.
¹²⁴ Brief von Stephanie an Wiedemann, Wiedemann-Nachlass, ebd.
¹²⁵ Zweiter Brief von Wiedemann an Rothermere, o. D., wahrscheinlich November 1938, ebd.
¹²⁶ Volker Ullrich, *Adolf Hitler. Biographie, Die Jahre des Aufstiegs 1889-1939*, Frankfurt a. M., 2013.
¹²⁷ Interview von Stoiber mit Hanfstaengl, Stoiber und Celovsky, *Stephanie von Hohenlohe*, 121.
¹²⁸ Goebbels war auf jeden Fall entsetzt von den anschließenden Entwicklungen. 13. April 1937, *Goebbels-Tagebücher*, Bd. IV, München, 2000
¹²⁹ London, 12. Februar 1939, Putzi an Hitler, R 43 II 903c., BAB.
¹³⁰ Hanfstaengl an Wittmer, 22. Mai 1939, Ebd.
¹³¹ M15 Aktennotiz vom 26. Juni 1939, KV 2/1696, NA.
¹³² Ebd. 26. Juni 1939.
¹³³ Liddell schrieb Wiedemanns Vornamen falsch.
¹³⁴ Nigel West (Hrsg.), *The Guy Liddell Diaries, 1:1939-1942*, London, 2005, 140.

- ¹³⁵ *Time Magazine*, 20. November 1939.
¹³⁶ FO 371/65224 Lieferung von zwölf Gemälden von der Sammlung Rothmerre aus München an das Vereinigte Königreich, München, FO 371/65224, NA.
¹³⁷ FBI-Akte, zitiert in Stoiber und Celovsky, *Stephanie von Hohenlohe*, 11 f.
¹³⁸ Susanne Meinel, *Nationalsozialisten gegen Hitler. Die nationalrevolutionäre Opposition um Friedrich Wühlern Heinz*, Berlin, 2000, 268 f.
¹³⁹ Telegram an Hitler, 21.6.40, NS 10 18
¹⁴⁰ West (Hrsg.), *The Guy Liddell Diaries*, 8. April 1941.
¹⁴¹ Zitiert in Stoiber und Celovsky, *Stephanie von Hohenlohe*, 265.
¹⁴² Wiedemann-Nachlass, BAK.
¹⁴³ 28. Oktober 1941, Aktennotiz bzgl. Prinzessin Stephanie zu Hohenlohe-Waldenburg, FDR Library.
¹⁴⁴ Ebd.

KAPITEL 6

- ¹ Senfton Delmer, *Black Boomerang: An Autobiography*, Bd. II, London, 1962, 58.
² Siehe Ulrich Schlie, «Max Egon Prinz zu Hohenlohe-Langenburg. Staatswissenschaftler, Grossgrundbesitzer und Privat-Diplomat im Dritten Reich, 1897-1968», in *Lebensbilder aus Baden-Württemberg*, Stuttgart, 23 (2010).
³ Prinz Max Egon Maria Erwin Paul Hohenlohe-Langenburg (KV 2/3289) 19/11/1937-25/08/1953, NA. Das Endurteil über ihn lautete: «Ein politischer Opportunist.»
⁴ Ich danke Bernd Martin, der mir die schriftlichen Antworten Max Hohenlohes auf Heinz Hohnes Fragen zur Verfügung gestellt hat. Siehe Schreiben Prinz Max zu Hohenlohe an Heinz Höhne vom Feb. 1967 und Beantwortung der Fragen Hohnes.
⁵ Ebd.
⁶ Zitiert in Schlie, «Max Egon Prinz zu Hohenlohe-Langenburg», 445.
⁷ Ebd.
⁸ Schlie, «Max Egon Prinz zu Hohenlohe-Langenburg», 444.
⁹ Ebd., 445
¹⁰ Ebd.
¹¹ Reinhard Spitzzy, So haben wir das Reich verspielt. Bekenntnisse eines Illegalen, 4. Durchgesehene und erweiterte Auflage, München 1994, 437.
¹² Vgl. 13. April 1934, *Goebbels-Tagebücher*, Bd. 3/1, 62. Siehe hierzu auch National Archives London, GFM 33/1577 Upper Slesia Fürst Pless, 3860.
¹³ Später benutzte Hermann Göring Teile der Plesswäldereien für seine eigenen Zwecke. Siehe Michael Luke, Hansel Pless, 106 ff. Siehe auch Klemens Skibicki, Industrie im oberschlesischen Fürstentum Pless im 18. und 19. Jahrhundert: zur ökonomischen Logik

- des Übergangs vom feudalen Magnatenwirtschaftsbetrieb zum modernen Industrieunternehmen, Frankfurt 202.
¹⁴ Hubertus Prinz zu Löwenstein, Botschafter ohne Auftrag, Lebensbericht, Düsseldorf 1972, 27 f.
¹⁵ Reinhard Spitzzy, *Reich verspielt*, 437.
¹⁶ Ebd., 473 f.
¹⁷ Glasheim, *Noble Nationalists*, 83 ff.
¹⁸ Eagle Glasheim, «Genteel Nationalists: Nobles and Fascism in Interwar Czechoslovakia», in Urbach (Hrsg.), *Radical Right*, 149ff
¹⁹ Ebd.
²⁰ Vgl. Interview mit Count Jesko Dohna, Castell, März 2005.
²¹ Zitiert in Glasheim, *Noble Nationalists*, 180.
²² Spitzzy, *Reich verspielt*, 281.
²³ Gerhard Weinberg, *The Foreign Policy of Hitler's Germany*, Chicago, 1970, n. 83.
²⁴ Tschechoslowaken: Politische Beziehungen mit Verbündeten, inklusive angeblicher monarchischer Tendenzen des tschechischen Adels und der britischen Gesandtschaft in Prag. Vertraulich: 3. April 1919, FO 608/8/2. NA.
²⁵ Notiz von J. K. Roberts, 26. Juli 1940, FO 371/24407, NA.
²⁶ Zitiert in Steiner, *The Triumph of the Dark*, 557.
²⁷ Ebd. 560.
²⁸ Christie-Nachlass, 15. Juli 1938, CHRS 1/28 CC AC.
²⁹ Andrew Roberts, *The Holy Fox: A Biography of Lord Halifax*, London, 1991, 103 f.
³⁰ Glasheim, *Noble Nationalists*, 179.
³¹ Ebd. 180.
³² Ebd. 178.
³³ Ebd. 179.
³⁴ *Daily Express*, Artikel in den KV-Akten. KV/2/3289 Hohenlohe-Langenburg, Prince Max Egon, NA.
³⁵ Vgl. hierzu Hohenlohe, *Das Leben*, 191.
³⁶ Nachlass von Lord Vansittart of Denham, 1881-1957. Notizen zu Colonel Christies Gespräch mit Max Hohenlohe, Vansittart Papers, GBR/0014/VNS T, CC AC.
³⁷ Glasheim, *Noble Nationalists*, 180.
³⁸ Zitiert ebd. 182.
³⁹ Steiner, *The Triumph of the Dark*, 589.
⁴⁰ Zitiert in: J. W. Brügel, «Der Runciman Bericht», *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, 26 (1978), 652 ff.
⁴¹ Ebd.
⁴² FO 371/21582 Zerstörung des Schlosses von Max Hohenlohe, 29. September 1938: Telegramm-Entwurf, Nachricht von Sir R. Vansittart, FO 371/21582, NA.
⁴³ Irving, *Göring*, 383. Andrew Roberts scheint Max Hohenlohe für einen «guten Nazi» zu halten. Roberts, *Halifax*, 244 f.
⁴⁴ KV-Akte Max Hohenlohe, NA.
⁴⁵ Spitzzy, *So entkamen wir den Alliierten*, 438.
⁴⁶ Ulrich Schlie, *Kein Friede mit Deutschland: Die geheimen Gespräche im Zweiten Weltkrieg 1939-1941*, München, 1993, 103.

- ⁴⁷ Siehe Höhne, *The Order of the Deaths Head*, 519.
- ⁴⁸ KV2/3289 Hohenlohe-Langenburg, Prinz Max Egon, NA.
- ⁴⁹ Bericht von Stohrer, Madrid über den telegraphischen Geheimbericht des spanischen Botschafters in London Herzog von Alba nach seinem Gespräch mit Lord Halifax. Abgeschickt an 14. 2. 1940, GANZ. GEHEIM AA R 29570.
- ⁵⁰ Zu diesen Briefen siehe PREM 1 443, NA.
- ⁵¹ Ebd.
- ⁵² Ebd.
- ⁵³ Ebd.
- ⁵⁴ Ebd.
- ⁵⁵ Tagebucheintrag am 22. Januar 1940, in West (Hrsg.), *The Guy Liddell Diaries*.
- ⁵⁶ Chris Hastings, „Lord Halifax Tried to Negotiate Peace with the Nazis“, *Daily Telegraph*, 30. August 2008.
- ⁵⁷ Halifax an Ivy 7th Duchess of Portland, 2. Dezember 1945, Welbeck Private Archives
- ⁵⁸ Die Deutsche Botschaft hatte früh erkannt, wie nützlich der Herzog von Westminster war: „Herzog von Westminster will im Januar nach Berlin kommen um mit deutschen Persönlichkeiten Fühlung zu nehmen. (...) Insbesondere will er von Göring empfangen werden. Prinz Pless [sein Neffe] will als Dolmetscher begleitend dabei sein.“ Bericht Woermann Deutsche Botschaft London an AA, R27159 Reisen und Staatsbesuche führender Persönlichkeiten. Siehe zum Duke of Westminster und seiner Beteiligung am Right Club auch: Richard Griffiths, *Patriotism Perverted*, London, 1998.
- ⁵⁹ Churchill an den Duke of Westminster, 13. September 1939, zu Westminster's Stellungnahme bei einem privaten Treffen, 12. September 1939, CHAR 19/2 A/22-3, CC AC.
- ⁶⁰ Christie-Nachlass, CHRS 1/28 CC AC.
- ⁶¹ Schlie, *Kein Friede*, 105.
- ⁶² 31. März 1947. V. Khristoforov et al. (Hrsg.), *Rossija. XX vek. Dokumenty. Tainy diplomatii tret'ego reikha. Germanskie diplomatii, rukovoditeli zarubezhnykh voennykh missii, voennyi i politseiskie attashe v sovetskom plenu. Dokumenty iz sledstvennykh del 1944/1945*, Moskau, 2011, Document 129.
- ⁶³ Notizen von Christie, Christie-Nachlass CHRS 1/28. CC AC.
- ⁶⁴ Siehe zu Johnny Ritter: Joachim Scholtyseck, Robert Bosch und der liberale Widerstand gegen Hitler 1933 bis 1945, München 1999.
- ⁶⁵ Vgl. hierzu Patricia Meehan, *The Unnecessary War: Whitehall and the German Resistance to Hitler*, London, 1992, 278.
- ⁶⁶ Zitiert ebd. 281.
- ⁶⁷ Popow, *Superspion*, 80.
- ⁶⁸ Knightley, *Philby*, 106.
- ⁶⁹ Vgl. hierzu auch Neville Wylie, *Britain, Switzerland, and the Second World War*, Oxford, 2003.
- ⁷⁰ Delmer, *Die Deutschen*, 465.
- ⁷¹ Zitiert in Delmer, *Black Boomerang*, II. 58.
- ⁷² Beantwortung von Hohnes Fragen durch Max Hohenlohe.
- ⁷³ Peter Longeric, *Heinrich Himmler*, Berlin, 2008, 728.
- ⁷⁴ John H. Waller, „Reichsführer Himmler Pitches Washington“, in <www.cia.gov/library/center-for-the-study-of-intelligence/csi-publications/csi-studies/studies/vol46no1/article04.html>.
- ⁷⁵ Ebd.
- ⁷⁶ Siehe hierzu Hasso Spode, *Wie die Deutschen Reiseweltmeister wurden. Eine Einführung in die Tourismusgeschichte*, Erfurt 2003.
- ⁷⁷ Jonathan Steinberg, *All or nothing: The Axis and the Holocaust, 1941-1943*, London 1990, 136.
- ⁷⁸ BAB, Sonderakte 4. 19. Mai 1943. Siehe auch Petropolous, *Royals*, 284.
- ⁷⁹ Zitiert in Höhne, *The Order of the Deaths Head*, 521.
- ⁸⁰ Allen Dulles an William Piel, einem Mitarbeiter der Anwaltskanzlei Sullivan and Cromwell, Brief vom 12. Mai 1965, Allen W. Dulles Papers, Public Policy Papers, Department of Rare Books and Special Collections, Princeton University Library, Box 31, Folder 28.
- ⁸¹ Höhne, *The Order of the Deaths Head*, 523.
- ⁸² Sir Samuel Hoare an Anthony Eden, 1942, FO 954/27, NA.
- ⁸³ Sir Samuel Hoare an Anthony Eden, 5. Juli 1943, ebd.
- ⁸⁴ Ebd.
- ⁸⁵ KV-Akte Hohenlohe, National Archives London.
- ⁸⁶ Ebd.

DAS NACHLEBEN DER HEIMLICHEN HELFER

- ¹ Radiosendung „Bunte Bühne für die Wehrmacht, 17. April 1945“, in Peter Mallwitz (Hrsg.), *Stefan Heym. Reden an den Feind*, München, 1986, 332.
- ² Ebd.
- ³ Ebd.
- ⁴ Vgl. hierzu Astrid M. Eckert, *The Struggle for the Files: The Western Allies and the Return of German Archives after the Second World War*, Cambridge, 2014.
- ⁵ FO 1049/475, NA. Zitiert in Petropoulos, *Royals and the Reich*, 468.
- ⁶ Miles Graham an Brian Robertson, Advanced Headquarters, Control Commission for Germany, 14. Juni 1946, NA London.
- ⁷ Dass Alice, die gut Deutsch sprach, das Wort „Partei“ falsch schrieb, erscheint seltsam – wahrscheinlich wurden ihre Memoiren vom einem englischen Ghostwriter verfasst.
- ⁸ Alice, Countess of Athlone, *Grandchildren*, 280.
- ⁹ Ebd., 281.
- ¹⁰ 28. August 1947, FO 371 64689, NA.
- ¹¹ Vertraulich, Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha, Carl Eduard Georg Albert, FO 371/64689, NA.

- ¹² Korrespondenz bzgl. des Herzogs von Sachsen-Coburg und Gotha, 19. Juli 1946, Dr. Langer, FO 1030/302, NA.
- ¹³ Zitiert in Sandner, *Hitlers Herzog*, 294.
- ¹⁴ Zitiert ebd. 281.
- ¹⁵ Vgl. hierzu Hohenlohe, *Das Leben*, 12.
- ¹⁶ Undatiertes Pearson Schreiben im Nachlass von Stephanie-Hohenlohe, Hoover Archives.
- ¹⁷ Stoiber und Celovsky, *Stephanie von Hohenlohe*, 321.
- ¹⁸ <[http://www.luxuryportfolio.com/browse~mnc/spain/malaga \(costa del sol\)/marbella golden_mile.cfm](http://www.luxuryportfolio.com/browse~mnc/spain/malaga%20costa%20del%20sol/marbella%20golden%20mile.cfm)>.
- ¹⁹ Max Hohenlohe Akte, KV 2/3289, NA.
- ²⁰ Siehe hierzu auch Karina Urbach: Rezension von: Philip Murphy: *Monarchy and the End of Empire. The House of Windsor, the British Government, and the Postwar Commonwealth*, Oxford: Oxford University Press 2013, in: *sehpunkte* 15 (2015), Nr. 7/8.
- ²¹ Vgl. hierzu Steglich, *Die Friedenspolitik*, xciv.
- ²² Bernd Martin, *Friedensinitiativen und Machtpolitik im Zweiten Weltkrieg 1939-1942*, Düsseldorf, 1974,27.

Archive und Bibliographie

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der über 30 Archive, die ich in Grossbritannien, den Vereinigten Staaten, den Niederlanden, der Tschechischen Republik und Deutschland einsehen durfte, waren äusserst hilfsbereit. Insbesondere möchte ich mich beim Personal der Hoover Institution Library and Archives bedanken, bei Jesko Graf zu Dohna in Castell, bei Ulf Morgenstern in Friedrichsruh, bei Ralf Engel im Bundesarchiv Lichterfelde, bei Derek Adlam in Welbeck Abbey, bei Andreas Wilts in Donaueschingen, bei Hubertus Prinz von Sachsen-Coburg und Gotha in Coburg, bei allen Mitarbeitern des Hohenlohe Zentralarchivs und des Staatsarchivs Sigmaringen und bei Lucie Storchova, die mich in Plzen unterstützte. Als wenig kooperativ erwiesen sich leider die Royal Archives in Windsor, wo man mir nur sehr eingeschränkt Zugang gewährte.

Alle Übersetzungen aus anderen Sprachen stammen von mir, mit Ausnahme der russischen Quellen, die Jonathan Haslam für mich übersetzte.

DEUTSCHE ARCHIVE

1. Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes (PA-AA), Berlin

Nachlass von Dr. Leopold von Hoesch (1881-1936) PA AA Bd. 6256 ff. Personalakte Fürst Hohenlohe-Langenburg; Berichte des Fürsten: R 16044 ff. R 3895 Fürst Wilhelm Hohenzollern-Sigmaringen R 21 460 ff. Fürst Max Egon zu Fürstenberg Dienststelle Ribbentrop
Abt. Pol. II/England Po 2, Bd. 1-11; Po 36, Bd. 1
Abt. III, Pol. 2/England, 2 Bd.
Pol. 26/England Bd. 4; Pol. 29/England, Bd. 1
Pol. 11 R 77121 Personalien Staatsmänner

2. Geheimes Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz Berlin, Dahlem, GSt APK

Kaiser Wilhelm II., Rep 53 GSt A 1 H A Rep. 89 und 100. (Briefe von Max Egon II. Fürstenberg an Kaiser Wilhelm II.: BHP Rep. 53J Lit F Nr. 3).

3. Bundesarchiv, Abteilung Berlin-Lichterfelde, BAB

R43 NS 10:
Herzog Carl Eduard von Coburg 11/428 und II/886b Ernst Hanfstaengl (aus England) II 903/c
Lord Londonderry 11/1436
Lord Noel-Buxton II/1432a
Prinz Max Egon zu Hohenlohe-Langenburg II/895a
Sir Oswald Mosley 11/1432,11/1434
Sir Walter Runciman 11/895 a
Adjutantur des Führers NS 10, Briefe von:
Herzog, Herzogin v. Windsor Nr. 18
Sir Walter Runciman Nr. 88
C. Moore Nr. 58
Unity Mitford Nr. 38 (Viscount) Lord Rothermere Nr. 295

4. Bundesarchiv Koblenz (BAK)

Nachlass Fritz Wiedemann N 1720

5. Hausarchiv Hohenzollern-Sigmaringen (FAS), Staatsarchiv Sigmaringen

Nachlass von Fürst Wilhelm von Hohenzollern-Sigmaringen, Dep. 39, HS 1 80ff und HS NZ 53, 116b ff.

6. Fürstlich Waldburg-Zeil'sches Gesamtarchiv, Leutkirch

Nachlass von Fürst Georg Waldburg-Zeil (Nr. 16-67) Nachlass von Fürstin Therese Waldburg-Zeil (Nr. 35-8)

7. Fürstlich Leiningsches Privatarchiv, Amorbach

Nachlass von Prinz Emich Leiningen, 1866-1939 (Tagebücher Kasten 7,1910-1939)

8. **Generallandesarchiv Karlsruhe** Grossherzogliches Familienarchiv: Nachlass Friedrich Grossherzog und Grossherzogin Luise von Baden, F A-Repertorien, 2 Bd. Nr. 141, Korrespondenz mit Hohenlohe-Langenburg

9. Fürstlich Castell'sches Archiv, Castell (FCAC)

H A I. d. VI – Fürst Friedrich Carl zu Castell-Castell (1864-1923)

10. Staatsarchiv Wertheim, Kloster Bronnbach (StAWiB)

Nachlass von Alois zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg (1871-1952), Lit D 662 ff.

11. Bismarckarchiv, Friedrichsruh, (AOBS)

Nachlass von Fürst Otto II. von Bismarck

12. Staatsarchiv Bamberg

Nachlass von Freiherr von Würzburg AWM G 58 FI12143 ff.

13. Staatsarchiv Coburg

Coburger Zeitung, Bestand LAA, Nr. 13582.

Nachlass von Ernst II. von Sachsen-Coburg und Gotha, LAA 7044

Nachlass von Herzog Carl Eduard von Sachsen-Coburg und Gotha (bis 1920)

14. Archiv der Fürsten zu Fürstenberg (FFAD), Donaueschingen

Nachlass von Max Egon II. Fürst Fürstenberg (1863-1941)

15. Archiv der Richard-Wagner-Gedenkstätte der Stadt Bayreuth

Briefe von Max von Baden an Houston Stewart Chamberlain, 1914-19, HSC 247-55

16. Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein (HZA)

Nachlass von Ernst II. von Hohenlohe Langenburg, 1863-1950; Büschel 61 ff.

17. Burg Hohenzollern, Hechingen

Korrespondenz von Fürst Max Egon zu Fürstenberg mit Wilhelm II.

18. Fürstlich Oettingen-Wallerstein'sches Archiv (FÖWA)

VIII, 19.1b; Karl Friedrich Wolfgang Fürst zu Oettingen-Wallerstein (1877-1930)

Fürstin Oettingen-Spielberg papers (nicht katalogisiert)

19. Hausarchiv der Stiftung Sachsen-Coburg und Gotha

Nachlass Herzogs Carl Eduard von Sachsen-Coburg und Gotha (ungeordnet)

AUSLÄNDISCHE ARCHIVE

20. Hoover Institution Archives, Stanford University

Nachlass von Prinzessin Stephanie Juliana zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst

21. Princeton University Library

Allen W. Dulles Papers, Public Policy Papers, Department of Rare Books and Special Collections, Correspondence with Hohenlohe, Max 1952-1965, Box 31, Folder 28

22. Statni oblastni archiv v Plzni pobočka Klatovy (Staatsarchiv Pilsen, Klatovy, Tschechische Republik)

Kästen Nr. 156, Nr. 606

Nachlass von Fürst Wilhelm von Hohenzollern-Sigmaringen.

Nachlass von Prinzessin und Prinz Alois Löwenstein-Wertheim

23. British Library (BL) London

Paget Papers Add 51242

24. Archive of the Duke of Portland, Welbeck Abbey

Nachlass von William John Arthur Charles James Cavendish-Bentinck 6th Duke of Portland.

Nachlass von Ivy, 7th Duchess of Portland (beinhaltet einige Unterlagen von Sir Francis Bertie)

25. Churchill College Archive Centre (CC AC), Cambridge

Unterlagen der Group Captain Malcolm Christie, CHRS 1/28

Nachlass von Lord Vansittart of Denham, VNS T

Nachlass von Sir Winston Churchill, CH AR 19/2 A/22-23, CH AR 20/9 A/34-8

26. The National Archives London (NA)

MI5-Akten:

KV 5/3 Anglo-German Fellowship

KV 2 1696 und 1697 Alexander und Stephanie zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst

KV 2/3289 Max Egon Hohenlohe-Langenburg

KV 2 915 Fritz Hesse

KV 3 54 British Union of Fascists

Home Office:

HO 151 8; 173/3; 175/2; 181/3

War Office:

WO 32/5491; WO 32-5108 ff.

Foreign Office:

Cecil Papers FO 800/195/98

FO 1020/2004 Nachlässe in Greinberg und Hinterriß (angeblich Eigentum des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha)

FO 371/64689 Denazifizierungs-Fälle

FO 608 Tschechoslowaken 1919

27. Rijksarchief Utrecht, Netherlands

Huis Amerongen Inv. Nr. 4325 ff. (Unterlagen der Familie Bentinck)

28. Privates Archiv Schloss Twickel, Delden, Niederlande

Nachlass von Victoria Maria Frederica Mechthild Bentinck, Gravin van Aldenburg-Bentinck (1863-1952). TW 2102 ff.

29. Royal Archives, Windsor Castle

RA ACA/10: Herzog Carl Eduard von Sachsen-Coburg und Gotha an seine Schwester Alice Countess of Athlone

30. Hampshire County Council (Winchester)

Nachlass von Viscount Lynton (9th Earl of Portsmouth). F 230-417

31. Archive of the University Library Cambridge

Nachlass von Stefan Heym
Private Unterlagen von Lord Charles Hardinge of Penshurst, Bd. 35, fos. 203-4

32. Franklin D. Roosevelt Presidential Library

28. Oktober 1941, Aktennotiz bzgl. Prinzessin Stephanie von Hohenlohe-Waldenburg
<<http://docs.fdrlibrary.marist.edu/PSF/BOX3/A31A01.html>>

33. FBI Files, The Vault (FOIPA)

HQ 65-31113-22
HQ 65-31113-22

GEDRUCKTE QUELLEN / ZEITUNGEN

Almanach de Gotha

Burkes Peerage

Ehrenkrook, Hans Friedrich v., *Genealogisches Handbuch der fürstlichen Häuser*, Bd. iii, 1955.

Europäische Stammtafeln

Fundación nacional Francisco Franco, Documentas in inéditos para la Historia del generalísimo Franco, Bd. II-1, Madrid, 1993.

Fotescu, Diana (Hrsg.), *Americans and Queen Marie of Romania: A Selection of Documents*, Oxford, 1998.

Hansard. Parliamentary Debates, House of Lords 1920-39.

Hitler, Adolf, *Mein Kampf* (Kritische Edition von Christian Hartmann, Thomas Vbrdermayer, Othmar Plöckinger, Roman Toppel, Band I und II, München/Berlin 2016.)

Khrystoforov, V. et al. (Hrsg.), *Rossiya. XXVek. Dokumenty. Tainy diplomatata tretogo reikha. Gernianskie diplomaty, rukovoditeli zarubezhnykh voennykh missii, voennyi i politseiskie attashe v sovetskom plenu. Dokumenty iz sledstvennykh del 1944/1945, Moskau, 2011.*

Morning Post, 1926 und 1927.

The Times, 1880-1939, London.

West, Nigel und Tsarev, Oleg, *Triplex: Secrets from the Cambridge Spies*, New Haven, 2009.

Wiener High Life. Almanach der Wiener Gesellschaft, 1. Jahrgang 1905.

**TAGEBÜCHER / MEMOIREN /
AUTOBIO-GRAPHIEN**

Asquith, Lady Cynthia, *Diaries 1915-1918*, New York, 1969.

Athlone, Alice Countess of, *For my Grandchildren: Some Reminiscences of Her Royal Highness Princess Alice*, London, 1967.

Baden, Max von, *Erinnerungen und Dokumente*, Stuttgart, 1927 (Neuausgabe 1968 mit Einführung von Golo Mann).

Baernreither, Joseph M., *Fragments of a political diary*, hrsg. v. Joseph Redlich, London, 1930.

Baernreither, Joseph Maria, *Der Verfall des Habsburgerreiches und die Deutschen. Fragmente eines politischen Tagebuchs 1897-1917*, hrsg. v. Oskar Mitis, Wien, 1939.

Blücher, Evelyn Princess, *An English Wife in Berlin*, London, 1920.

Bülow, Bernhard von, *Denkwürdigkeiten*, 4 Bde., hrsg. v. F. von Stockhammer, Berlin, 1930-31.

Bunsen, Marie von, *Die Welt in der ich lebte. Erinnerungen aus glücklichen Jahren 1860-1912*, Leipzig, 1929.

Conwell-Evans, T. P., *None so Blind: A Study of the Crisis Years 1930-39. Based on the Private Papers of Group Captain M. G. Christie*, London, 1947.

Cooper-Tagebücher: *The Duff Cooper Diaries 1915-1951*, hrsg. v. John Julius Norwich, London, 2005.

Czermin, Ottokar, Über die Politik des Weltkrieges, Wien, 1918.

Delmer, Senfton, *Black Boomerang: An Autobiography*, Bd. ii, London, 1962 (deutsche Ausgabe: *Die Deutschen und ich*, Hannover, 1962).

Dilks, David (Hrsg.), *The Diaries of Sir Alexander Cadogan 1938-45*, London, 1971.

Dirksen, Herbert von, *Moskau, Tokio, London. Zwanzigjahre deutscher Ausssenpolitik*, Stuttgart, 1949.

Fritsche, Victor v., *Bilder aus dem österreichischen Hof- und Gesellschaftsleben*, Wien, 1914

Fromm, Bella, *Blood and Banquets: A Berlin Social Diary*, London, 1942.

Goebbels-Tagebücher: *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, hrsg. v. Elke Fröhlich, Bd. 3-7, München, 1998-2006.

Hanfstaengl, Ernst, *Hitler: The Missing Years*, London, 1957.

Hesse, Fritz, *Das Vorspiel zum Kriege*, Leoni am Starnberger See, 1979.

Hessen, Grossherzog Ernst Ludwig von, *Erinnertes. Aufzeichnungen des letzten Grossherzogs Ernst Ludwig von Hessen und bei Rhein*, hrsg. v. Eckhart G. Franz, Darmstadt, 1983.

Hohenlohe, Franz zu, *Stephanie. Das Leben meiner Mutter*, München, 1991.

Ilsemann, Sigurd v., *Der Kaiser in Holland. Aufzeichnungen aus den Jahren von 1924-1941. Monarchie und Nationalsozialismus*, München, 1968.

Kelly, Sir David, *The Ruling Few*, London, 1952.

Liddell-Tagebücher: *The Guy Liddell Diaries*, 1: 1939-1942, hrsg. v. Nigel West, London, 2005.

Listowel, Judith, *This I Have Seen*, London, 1943.

Löwenstein, Hubertus Prinz zu, *Botschafter ohne Auftrag*. Lebensbericht, Düsseldorf 1972.

Lynton, Viscount, *A Knot of Roots: An Autobiography*, London, 1965.

- Maïskii, I., *Dnevnik diplomata*, vol. I, Moskau, 2006.
- Maria von Rumänien, *The Story of my Life*, 3 Bde. London, 1938.
- Maria von Rumänien, *Later Chapters of my Life: The Lost Memoirs of Queen Marie of Romania*, hrsg. v. Diana Mandache, London, 2004.
- Paget, Lady Walburga, *Embassies of Other Days, and Further Recollections*, 2 Bde. London, 1923.
- Philby, Kim, *My Silent War: The Autobiography of a Spy*, London, 2003.
- Pless, Daisy, *Tanz auf dem Vulkan: Erinnerungen an Deutschland und Englands Schicksalswende*, Dresden, 1931.
- Popov, Dusko, *Superspion: Der Doppelagent im Zweiten Weltkrieg*, Wien, 1974.
- Radziwill, Marie Dorothea, *Briefe vom deutschen Kaiserhof, 1889-1915*, Berlin, 1936.
- Schönburg-Waldenburg, Heinrich Prinz v., *Erinnerungen aus kaiserlicher Zeit*, Leipzig, 1929.
- Seraphim, Hans-Günther, *Das politische Tagebuch Alfred Rosenbergs aus den Jahren 1834/35 und 1939/40*, Göttingen, Berlin und Frankfurt am Main, 1956.
- Spitz, Reinhard, *So haben wir das Reich verspielt: Bekenntnisse eines Illegalen*, München und Wien, 1986.
- Spitz, Reinhard, *So entkamen wir den Alliierten. Erinnerungen eines Ehemaligen*, Berlin, 1989.
- Tavistock, Marquess of, *Fate of a Peace Effort*, London, 1940.
- Tennant, Ernest, *True Account*, London, 1957.
- Treschkow, Hans von, *Von Fürsten und anderen Sterblichen. Erinnerungen eines Kriminalkommissars*, Berlin, 1922.
- Vanderbilt Baisan, Consuelo, *The Glitter and the Gold*, London, 1973.
- Viktoria Luise, Herzogin von Braunschweig, *Im Strom der Zeit*, Göttingen, 1974.
- Wied, Pauline, *Vom Leben gelernt*, Ludwigsburg, 1953.
- Wilhelm II., *Aus meinem Leben*, Leipzig, 1927.
- Wille, Fred, *Rings um den Kaiser*, Berlin, 1913.
- Windsor, Duke of, *A Kings Story: The Memoirs of HRH the Duke Windsor*, London, 1998 (Neuausgabe).
- Zedlitz-Trützschler, Robert v., *Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof*, Berlin, 1924.
- Babik, Milan, «George D. Herron and the Eschatological Foundations of Woodrow Wilsons Foreign Policy, 1917-1919», *Diplomatic History*, 35/5 (November 2011).
- Bange, Oliver, «The Stasi Confronts Western Strategies for Transformation 1966-1975», in Haslam/Urbach (Hrsg.), *Secret Intelligence in the European States System 1918-1989*, Stanford, 2013.
- Barros, Andrew, «A Window on the, Trust*»: The Case of Ado Birks», *Intelligence and National Security*, 10/2 (April 1995), 273-93.
- Blakeway, Denys, *The Last Dance: 1936: The year our lives changed*, London, 2010.
- Bloch, Michael, *Operation Willi: The Plot to Kidnap the Duke of Windsor July 1940*, London, 1984.
- Bosbach, Franz, Robbins, Keith und Urbach, Karina (Hrsg.), *Geburt oder Leistung? Birth or Talent? The Formation of Elites in a British-German Comparison*, München, 2003.
- Bourdieu, Pierre, «ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital», in Reinhard Kreckel (Hrsg.), *Soziale Ungleichheiten*, Göttingen, 1983.
- Bourdieu, Pierre, «Der Habitus als Vermittlung zwischen Struktur und Praxis (1970)», in Pierre Bourdieu, *Zur Soziologie der symbolischen Formen*, Frankfurt am Main, 4th edition 1991.
- Breitman, Richard, «A Deal with the Nazi Dictatorship? Himmels Alleged Peace Emissaries in Autumn 1943», *Journal of Contemporary History*, 30/3 (Juli 1995), 411-30.
- Brook-Shepherd, Gordon, *The Last Empress: Life and Times of Zita of Austria-Hungary, 1892-1989*, London, 1991.
- Brügel, J. W., «Der Runciman Bericht», *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, 26 (1978), 652 ff.
- Burleigh, Michael, *The Third Reich: A New History*, London, 2001.
- Cannadine, David, *The Decline and Fall of the British Aristocracy*, New Haven und London, 1990.
- Carlgen, W. N., *Neutralität oder Allianz. Deutschlands Beziehungen zu Schweden in den Anfangsjahren des Ersten Weltkrieges*, Stockholm Studies in History, Bd. 6, Stockholm, 1962.
- Carr, Gilbert, «Ein Heiratsbureau der Gedanken in der Wiener Jahrhundertwende. Zum kulturpolitischen Versuch Robert Scheus um 1900», in Jürgen Barkhoff, Hartmut Böhme und Jeanne Riou (Hrsg.), *Netzwerke. Eine Kulturtechnik der Moderne*, Köln, 2004.
- Cecil, Lamar, «Der diplomatische Dienst im kaiserlichen Deutschland», in Klaus Schwabe (Hrsg.), *Das Diplomatische Korps 1871-1945*, Boppard, 1945.
- Celovsky, Boris und Stoiber, Rudolf, *Stephanie von Hohenlohe. Sie liebte die Mächtigen der Welt*, München, 1988.
- Chickering, Roger, *Imperial Germany and the Great War, 1914-1918*, Cambridge, 1998.
- Clark, Christopher, *William II: Profiles in Power*, London, 2000.
- Clark, Christopher, *The Sleepwalkers: How Europe Went to War in 1914*, London, 2013.

SEKUNDÄRQUELLEN

- Afflerbach, Holger, *Der Dreibund: Europäische Grossmacht und Allianzpolitik vor dem Ersten Weltkrieg*, Köln und Wien, 2002.
- D'Almeida, Fabrice, *High Society in the Third Reich*, London, 2008.
- Anderson, Benedict, *Imagined Communities*, London, 1983.
- Angelow, Jürgen, *Kalkül und Prestige. Der Zweibund am Vorabend des Ersten Weltkrieges*, Köln, 2000.
- Asch, Ronald G. (Hrsg.), *Der europäische Adel im Anden Régime. Von der Krise der ständischen Monarchien bis zur Revolution (ca. 1600-1789)*, Köln, 2001.

- Cole, Terence E, «The Daily Telegraph Affair and its Aftermath: The Kaiser, Bülow and the Reichstag, 1908-1909», in John Röhl und Nicolaus Sombart (Hrsg.), *Kaiser Wilhelm II: New Interpretations. The Corfu Papers*, Cambridge, 1982.
- Colley, Linda, *Forging the Nation 1707-1836*, London, 1996.
- Conradi, Peter, *Hitlers Piano Player*, London, 2011.
- Conze, Eckart, *Kleines Lexikon des Adels: Titel, Throne, Traditionen*, München, 2005.
- Conze, Eckart, Frei, Norbert, Hayes, Peter und Zimmermann, Moshe (Hrsg.), *Das Amt und die Vergangenheit. Deutsche Diplomaten im Dritten Reich*, München, 2010.
- Conze, Eckart und Wienfort, Monika (Hrsg.), *Adel und Moderne: Deutschland im europäischen Vergleich im 19. und 20. Jahrhundert*, Köln, 2004.
- Cowling, Maurice, *The Impact of Hitler: British Politics and British Policy 1933-1940*, London, 1977.
- Demel, Walter und Kramer, Ferdinand (Hrsg.), *Adel und Adelskultur in Bayern*, München, 2008.
- Eckert, Astrid M., *The Struggle for the Files*, Cambridge, 2014.
- Elias, Norbert, *Die Höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie*, Frankfurt am Main, 1983.
- Evans, Richard J. (Hrsg.), *The Coming of the Third Reich: How the Nazis Destroyed Democracy and Seized Power in Germany*, London, 2004.
- Faber, David, *Munich: The 1938 Appeasement Crisis*, London, 2008.
- Fahrmeir, Andreas, *Citizenship: The Rise and Fall of a Modern Concept*, New Haven, 2008.
- Fellowes, Julian, *Snobs*, London, 2005.
- Field, Geoffrey George, *Evangelist of Race: The Germanic Vision of Houston Stewart Chamberlain*, New York, 1981
- Frie, Ewald, *Friedrich August Ludwig von der Marwitz 1777-1837: Biographien eines Preussen*, Paderborn, 2001.
- Frühwald, Wolfgang, «Büchmann und die Folgen. Zur sozialen Funktion des Bildungszitates in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts», in Reinhart Koselleck (Hrsg.), *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert*, II: *Bildungsgüter und Bildungswissen*, Stuttgart, 1990.
- Funck, Marcus und Malinowski, Stephan, «Masters of Memory: The Strategic Use of Autobiographical Memory by the German Nobility», in Alon Confino und Peter Fritzsche (Hrsg.), *The Work of Memory: New Directions in the Study of German Society and Culture*, Chicago, 2004.
- Gall, Lothar, «Max von Baden», in Wilhelm von Sternburg (Hrsg.), *Die deutschen Kanzler. Von Bismarck bis Schmidt*, Frankfurt am Main, 1985.
- Gammelien, Stefan, *Wilhelm II und Schweden-Norwegen 1888-1905*, Berlin, 2012.
- Gerwarth, Robert und Horne, John, «Fighting the Red Beast: Counter-Revolutionary Violence in the Defeated States of Central Europe», in Robert Gerwarth und John Horne (Hrsg.), *War in Peace: Paramilitary Violence in Europe after the Great War*, Oxford, 2012.
- Giloi, Eva, *Monarchy, Myth, and Material Culture in Germany 1750-1950*, Cambridge, 2014.
- Glassheim, Eagle, *Noble Nationalists: The Transformation of the Bohemian Aristocracy*, Cambridge, Mass, und London, 2005.
- Godsey, William D., *Aristocratic Redoubt. The Austro-Hungarian Foreign Office on the Eve of the First World War*, West Lafayette, Ind., 1999.
- Gollwitzer, Heinz, *Die Standesherrn. Die politische Stellung der Mediatisierten 1815-1918. Ein Beitrag zur deutschen Sozialgeschichte*, Göttingen, 2. Aufl. 1964.
- Griffiths, Richard, *Patriotism Perverted*, London, 1998.
- Grunewald, Ulrike, *Luise von Sachsen-Coburg-Saalfeld (1800-1831): Lebensräume einer unangepassten Herzogin*, Köln, 2013.
- Hambrecht, Rainer, «Eine Dynastie – zwei Namen: ‚Haus Sachsen-Coburg und Gotha und ‚Haus Windsor‘. Ein Beitrag zur Nationalisierung der Monarchien in Europa», in Wolfram Pyta und Ludwig Richter (Hrsg.), *Gestaltungskraft des Politischen. Festschrift für Eberhard Kolb*, Berlin, 1998.
- Haslam, Jonathan, *Russia's Cold War*, New Haven, 2011.
- Haslam, Jonathan, ‚Humint‘ by Default and the Problem of Trust: Soviet Intelligence 1917 to 1941», in Jonathan Haslam und Karina Urbach (Hrsg.), *Secret Intelligence in the European States System 1918-1989*, Stanford, Calif., 2013, 187 ff.
- Haslam, Jonathan, *Near and Distant Neighbors: A New History of Soviet Intelligence, 1917-1989*, New York und Oxford, 2015.
- Hessen, Rainer von, *Die Hessens. Geschichte einer europäischen Familie*, Eichenzell 2016.
- Higham, Charles, *Mrs Simpons: Secret Lives of the Duchess of Windsor*, London, 2004.
- Hildebrand, Klaus, *Vorn Reich zum Weltreich. Hitler, NSDAP und koloniale Frage 1919-1945*, München, 1969.
- Hoare, Philip, *Oscar Wilde's Last Stand*, London, 1997
- Höhne, Heinz, *The Order of the Death's Head: The Story of Hitler's SS*, London, 2001.
- Horn, Michael, «Zwischen Abdankung und Absetzung. Das Ende der Herrschaft der Bundesfürsten des Deutschen Reiches im November 1918», in Susan Richter und Dirk Dirbach (Hrsg.), *Thronverzicht: Die Abdankung in Monarchien vom Mittelalter bis in die Neuzeit*, Wien und Köln, 2014.
- Hoser, Paul, Collado-Seidel, Carlos und Bernecker, Walter (Hrsg.), *Die spanischen Könige*, München, 1997.
- Hull, Isabel V., *The Entourage of Kaiser Wilhelm II 1888-1918*, Cambridge, 1982.
- Hull, Isabel V, «Kaiser Wilhelm und die Liebenberg Circle», in John Röhl und Irving, David, *Göring*, München, 1987.
- Jelavich, Barbara, «Romania in the First World War: The Pre-War Crisis, 1912-1914», *International History Review*, 14/3 (August 1992).

- Joachimsthaler, Anton, *Hitlers Liste. Ein Dokument persönlicher Beziehungen*, München 2003
- Katzenstein, Peter, *Disjointed Partners: Austria and Germany since 1815*, Berkeley, 1976.
- Keay, Anna, «The Shadow King», in Philip Mansel und Torsten Röttge (Hrsg.), *Monarchy and Exile: The Politics of Legitimacy from Marie de Médicis to Wilhelm II*, London, 2011.
- Kennedy, Paul, *The Rise of Anglo-German Antagonism 1860-1914*, London, 1980.
- Kershaw, Ian, *Hitler 1936-1945: Nemesis*, London, 2001.
- Kershaw, Ian, *Making Friends with Hitler: Lord Londonderry and Britains Road to War*, London, 2005.
- Kettle, Michael, *Salomes Last Veil*, London, 1977.
- Kilduff, Martin und Wenpin Tsai, *Social Networks and Organizations*, London, 2003.
- Klein, Markus Josef, *Ernst von Salomon. Eine politische Biographie*, Limburg, 1994.
- Knightley, Philip, *Philby: KGB Masterspy*, London, 1988.
- Kocka, Jürgen, *Familie und soziale Platzierung*, Opladen, 1980.
- Kubrova, Monika, *Vom guten Leben. Adelige Frauen im 19. Jahrhundert*, Berlin, 2011.
- Lambi, Ivo, *The Navy and German Power Politics 1862-1914*, London, 1984.
- Lerman, Kathy, «The Decisive Relationship: Kaiser Wilhelm II and Chancellor Bernhard von Bülow, 1900-1905», in John Röhl und Nicolaus Sombart (Hrsg.), *Kaiser Wilhelm II: New Interpretations. The Corfu Papers*, Cambridge, 1982.
- Lieven, Dominic, *The Aristocracy in Europe 1815-1914*, London, 1992.
- Linke, Angelika, *Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts*, Tübingen, 1996.
- Longerich, Peter, *Heinrich Himmler*, Berlin, 2008
- Longford, Elizabeth, *Victoria RI*, London, 1964.
- Luke, Michael, *Hansel Pless: Prisoner of History. A Life of H. S. H. Hans Heinrich XVII, 4th Prince of Pless*, London, 2002.
- Lundgreen, Peter (Hrsg.), *Sozial- und Kulturgeschichte des Bürgertums. Eine Bilanz des Bielefelder Sonderforschungsbereichs (1986-1997)*, Bürgertum. Beiträge zur europäischen Gesellschaftsgeschichte 18, Göttingen, 2000.
- Machtan, Lothar, *Prinz Max von Baden. Der letzte Kanzler des Kaisers*, Berlin, 2013.
- McKibbin, Ross, *Classes and Cultures: England 1918-1951*, Oxford, 1998.
- Malinowski, Stephan, *Vom König zum Führer. Sozialer Niedergang und politische Radikalisierung im deutschen Adel zwischen Kaiserreich und NS-Staat*, Berlin, 2003.
- Mallwitz, Peter (Hrsg.), *Stefan Heym. Reden an den Feind. Karl Eduard von Sachsen-Coburg und Gotha*, Frankfurt am Main, 1990.
- Mansel, Philip und Röttge, Torsten (Hrsg.), *Monarchy and Exile: The Politics of Legitimacy from Marie de Médicis to Wilhelm II*, London, 2011.
- Martin, Bernd, *Friedensinitiativen und Machtpolitik im Zweiten Weltkrieg 1939-1942*, Düsseldorf, 1974.
- Martin, Harriet, *Kings of Peace, Pawns of War: The Untold Story of Peace-Making*, New York, 2006.
- Matthias, Erich und Morsey, Rudolf (Hrsg.), *Die Regierung des Prinzen Max von Baden*, Düsseldorf, 1962.
- Mayer, Arno, *The Persistence of the Old Regime: Europe to the Great War*, London, 2010 (new edition).
- Meehan, Patricia, *The Unnecessary War: Whitehall and the German Resistance to Hitler*, London, 1992.
- Meinl, Susanne, *Nationalsozialisten gegen Hitler: Die nationalrevolutionäre Opposition um Friedrich Wilhelm Heinz*, Berlin, 2000.
- Mitford, Nancy, «Die englische Aristokratie», *Der Monat. Internationale Zeitschrift*, 9/97 (Berlin, 1956), 40-49.
- Modin, Yuri, *My Five Cambridge Friends*, London, 1994.
- Mombauer, Annika, *Helmuth von Moltke and the Origins of the First World War*, Cambridge, 2001.
- Mommson, Wolfgang, *War der Kaiser an allem schuld? Wilhelm II. und die preussisch-deutschen Machteliten*, Berlin, 2002.
- Muhs, Rudolf, «Geisteswehen: Rahmenbedingungen des deutsch-britischen Kulturaustausches im 19. Jahrhundert», in Rudolf Muhs, J. Paulmann und W. Steinmetz (Hrsg.), *Aneignung und Abwehr. Arbeitskreis Deutsche England-Forschung*, Bodenheim, 1998, 44 ff.
- Nino, Antonio, «El rey embajador. Alfonso XIII en la política internacional», in Javier Moreno Luzon (Hrsg.), *Alfonso XIII. Un político en el trono*, Madrid, 2003, 239-276.
- Noakes, Jeremy und Pridham, G., *Nazism 1919-1945, II: Foreign Policy, Economy and Society: A Documentary Reader*, Exeter, 1984.
- Oplatka, Andreas, *Graf Stephan Szechenyi. Der Mann, der Ungarn schuf*, Wien, 2004.
- Overy, Richard, *Goering: Hitlers Iron Knight*, London, 2011.
- Pakula, Hannah, *The Last Romantic: A Biography of Queen Marie of Roumania*, New York, 1986.
- Petropoulos, Jonathan, *Royals and the Reich. The Princes of Hessen in Nazi Germany*, Oxford, 2006.
- Phillips, Gregory D., *The Diehards: Aristocratic Society and Politics in Edwardian England*, Cambridge, Mass., 1979.
- Popov, V., *Sovimik Korolevy – Superagent Kremlya*, Moskau, 1995.
- Press, Volker und Brendle, Franz (Hrsg.), *Adel im alten Reich. Gesammelte Vorträge und Aufsätze*, Tübingen, 1998.
- Pugh, Martin, *Hurrah for the Blackshirts! Fascists and Fascism in Britain between the Wars*, London, 2005.
- Püschel, Angelika, *Herzog Carl Eduard von Sachsen-Coburg und Gotha in der Zeit der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus, Zulassungsarbeit*, März 2001.

- Recker, Marie-Luise, *England und der Donauraum 1919-1929. Probleme einer europäischen Nachkriegsordnung*, Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts in London, 3, Stuttgart, 1976.
- Reif, Heinz, «Adel im 19. und 20. Jahrhundert», *Enzyklopädie deutscher Geschichte*, IV, München, 1999.
- Rendle, Matthew, «The Symbolic Revolution: The Russian Nobility and February 1917», *Revolutionary Russia*, 18 (Juni 2005).
- Retallack, James N., *Germany in the Age of Kaiser Wilhelm II*, London, 1996.
- Reynolds, K. D., *Aristocratic Women and Political Society in Victorian Britain*, Oxford, 1998.
- Richter, Susan und Dirbach, Dirk (Hrsg.), *Thronverzicht: Die Abdankung in Monarchien vom Mittelalter bis in die Neuzeit*, Wien und Köln, 2014.
- Ritter, Ernst, «Die erste Deutsch-Englische Gesellschaft (1935-1939)», in Friedrich Kahlenberg (Hrsg.), *Aus der Arbeit der Archive*, Boppard am Rhein, 1989.
- Roberts, Andrew, *The Holy Fox: A Biography of Lord Halifax*, London, 1991.
- Röhl, John C. G., *Kaiser, Hof und Staat. Wilhelm II. und die deutsche Politik*, München, 1987.
- Röhl, John C. G., *Wilhelm II. 3 Bde.* Cambridge und München, 2001/2009.
- Romsics, Ignac, «The Hungarian Aristocracy and its Political Attitudes in the Interwar Years», in Karina Urbach (Hrsg.), *European Aristocracies and the Radical Right, 1918-1939*, Oxford, 2007.
- Ross, Alan S. C., *Linguistic Class-Indicators in Present-Day English*, London, 1953.
- Roth, Daniel B., *Hitlers Brückenkopf in Schweden. Die deutsche Gesandtschaft in Stockholm 1933-1945*, Berlin, 2009.
- Ruppel, Sophie, «Geschwisterbeziehungen im Adel und Norbert Elias' Figurationssoziologie – ein Anwendungsversuch», in Claudia Opitz (Hrsg.), *Höfische Gesellschaft und Zivilisationsprozess. Norbert Elias' Werk in kulturwissenschaftlicher Perspektive*, Köln und Weimar, 2005.
- Sabrow, Martin, *Der Rathenau-Mord. Rekonstruktion einer Verschwörung gegen die Republik von Weimar*, München, 1994.
- Saint Martin, Monique de, *Der Adel. Soziologie eines Standes*, Konstanz, 2003.
- Sandner, Harald, *Hitlers Herzog. Carl Eduard von Sachsen-Coburg-Gotha*, Maastricht, 2010.
- Schad, Martha, *Hitlers geheime Diplomatin. Das Leben der Stephanie Hohenlohe*, München, 2002.
- Schlie, Ulrich, *Kein Friede mit Deutschland: Die geheimen Gespräche im Zweiten Weltkrieg 1939-1941*, München, 1993.
- Schlie, Ulrich, «Max Egon Prinz zu Hohenlohe-Langenburg. Staatswissenschaftler, Grossgrundbesitzer und Privat-Diplomat im Dritten Reich, 1897-1968», *Lebensbilder aus Baden-Württemberg*, Stuttgart, 2010, 23.
- Schmeling, Anke, *Josias Erbprinz zu Waldeck und Pyrmont. Der politische Weg eines hohen SS-Führers*, Kassel, 1993.
- Schönpflug, Daniel, *Die Heiraten der Hohenzollern. Verwandtschaft, Politik und Ritual in Europa 1640-1918*, Göttingen, 2013.
- Scholtyssek, Joachim, *Robert Bosch und der liberale Widerstand gegen Hitler 1933 bis 1945*, München 1999
- Sharp, Paul, «Who Needs Diplomats? The Problem of Diplomatic Representation», *International Journal*, 52 (1997), 609-634.
- Simmel, Georg, «Zur Soziologie des Adels. Fragment aus einer Formenlehre der Gesellschaft», in Alessandro Cavalli und Volker Krech (Hrsg.), *Georg Simmel, Aufsätze und Abhandlungen, 1901-1908*, Frankfurt am Main, 1993.
- Smith, Douglas, *Former People: The Final Days of the Russian Aristocracy*, New York, 2012.
- Sombart, Nicolaus (Hrsg.), *Kaiser Wilhelm II: New Interpretations. The Corfu Papers*, Cambridge, 1982.
- Sondhaus, Lawrence, *The Naval Policy of Austria-Hungary 1867-1918: Navalism, Industrial Development, and the Politics of Dualism*, West Lafayette, 1994.
- Spode, Hasso, *Wie die Deutschen Reiseweltmeister wurden. Eine Einführung in die Tourismusgeschichte*, Erfurt 2003.
- Stalman, Volker, *Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst. Ein deutscher Reichskanzler*, Paderborn, 2003.
- Stearns, Peter N. und Stearns, Carol Z., «Emotionology: Clarifying the History of Emotions and Emotional Standards», *American Historical Review*, 90/4 (Oktober 1985), 813-836.
- Stedman Jones, Gareth, *Languages and Class: Studies in Working Class History, 1832-1982*, Cambridge, 1983.
- Steglich, Wolfgang, *Die Friedenspolitik der Mittelmächte 1917/18*, Wiesbaden, 1964.
- Steglich, Wolfgang, *Die Friedensversuche der kriegführenden Mächte im Sommer und Herbst 1917. Quellenkritische Untersuchungen, Akten und Vernehmungsprotokolle*, Stuttgart, 1984.
- Steinberg, Jonathan, *All or Nothing: The Axis and the Holocaust 1941-43*, London, 2002.
- Steiner, Zara, *The Triumph of the Dark: European International History 1933-39*, Oxford, 2013.
- Steller, Verena, *Diplomatie von Angesicht zu Angesicht. Diplomatische Handlungsformen in den deutsch-französischen Beziehungen 1870-1919*, Paderborn, 2011.
- Stephan, John J» *The Russian Fascists: Tragedy and Farce in Exile, 1925-1945*, London, 1978.
- Stone, Dan, *Responses to Nazism in Britain, 1933-1939: Before War and Holocaust*, London, 2003.
- Strath, Bo (Hrsg.), *Language and Construction of Class Identities*, Göteborg, 1990.
- Taylor, Sally J., *The Great Outsiders: Northcliffe, Rothermere and the Daily Mail*, London, 1996.
- Taylor, Sally J., *The Reluctant Press Lord: Esmond Rothermere and the Daily Mail*, London, 1998.
- Thorsell, Staffan, *Mein lieber Reichskanzler! Sveriges kontakter med Hitlers rikskansli*, Stockholm, 2006.

- Trumbach, Randolph, *The Rise of the Egalitarian Family: Aristocratic Kinship and Domestic Relations in Eighteenth-Century England*, New York, 1978.
- Tusell, Javier und Queipo de Llano, Geneveva G., *Alfonso XIII: el rey polemico*, Madrid, 2001.
- Ueberschär, Gerd R. und Vogel, Wienfried, *Dienen und Verdienen. Hitlers Geschenke an seine Eliten*, Frankfurt am Main, 1999.
- Ullman, Richard H., *The Anglo-Soviet Accord: Anglo-Soviet Relations 1917-1921*, London, 1972.
- Ullrich, Volker, *Adolf Hitler: Biographie, Die Jahre des Aufstiegs 1889-1939*, Frankfurt am Main, 2013.
- Urbach, Karina, «Das schwarze Buch. Kollektive Paranoia im Ersten Weltkrieg», in Andreas Fahrmeir und Sabine Freitag (Hrsg.), *Mord und andere Kleinigkeiten*, München, 2001.
- Urbach, Karina, «Süddeutsche Standesherrn und der Erste Weltkrieg», in Monika Wienfort und Eckart Conze (Hrsg.), *Adelsgeschichte als Gesellschaftsgeschichte. Deutschland im europäischen Vergleich im 19. und 20. Jahrhundert*, München, 2003.
- Urbach, Karina, «Adel versus Bürgertum. Überlebens- und Aufstiegsstrategien im deutschbritischen Vergleich», in Franz Bosbach, Keith Robbins und Karina Urbach (Hrsg.), *Geburt oder Leistung? Birth or Talent? The Formation of Elites in a British-German Comparison*, München, 2003.
- Urbach, Karina, «Age of no Extremes? The British Aristocracy between the House of Lords and the Mosley Movement», in Karina Urbach (Hrsg.), *European Aristocracies and the Radical Right: 1918-1939*, Oxford, 2007.
- Urbach, Karina (Hrsg.), *Royal Kinship: Anglo-German Family Networks*, München, 2008.
- Urbach, Karina, «Flirting with Hitler: Biographies of the German and British Nobility in the Interwar Years», *Bulletin of the German Historical Institute* (Mai 2007), 64-75.
- Urbach, Karina und Buchner, Bernd, «Houston Stewart Chamberlain und Prinz Max von Baden», *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* (2004), 121-77.
- Urbach, Karina und Haslam, Jonathan (Hrsg.), *Secret Intelligence and the International Relations of Europe in the 20thC*, Stanford, Calif., 2013.
- Vonderau, Patrick, *Schweden und das nationalsozialistische Deutschland. Eine annotierte Bibliographie der deutschsprachigen Forschungsliteratur*, Stockholm, 2003.
- Walker, Jesse, *The United States of Paranoia: A Conspiracy Theory*, New York, 2013.
- Walther, Gerrit und Maaser, Michael (Hrsg.), *Bildung: Ziele und Formen, Traditionen und Systeme, Medien und Akteure*, Stuttgart, 2010.
- Wehler, Hans-Ulrich (Hrsg.), *Europäischer Adel 1750-1950*, Geschichte und Gesellschaft 13, Göttingen, 1990.
- Weinberg, Gerhard, *The Foreign Policy of Hitler's Germany: Starting World War II, 1937-39*, vol. ii, Amherst, NY, 1993.
- Wienfort, Monika, *Adel in der Moderne*, Göttingen, 2006.
- Wilson, A. N., *Victoria: A Life*, London, 2014.
- Wilson, Jim, *Nazi Princess: Hitler, Lord Rothermere and Princess Stephanie von Hohenlohe*, London, 2011.
- Winzen, Peter, *Das Kaiserreich am Abgrund. Die Daily Telegraph-Affäre und das Hale-Interview von 1908*, Stuttgart, 2002.
- Worsthorne, Peregrine, *In Defence of Aristocracy*, London, 2004.
- Wright, Peter, *Spycatcher: The Candid Autobiography of a Senior Intelligence Officer*, Toronto, 1987.
- Wylie, Neville, *Britain, Switzerland, and the Second World War*, Oxford, 2003.
- Ziegerhofer-Pretenthaler, Anita, *Botschafter Europas*.
- Richard Nikolaus Coudenhove-Kalergi und die Paneuropa-Bewegung in den zwanziger und dreissiger Jahren, Wien, 2003.
- Ziegler, Philip, *King Edward VIII*, London, 2001.

Abbildungsnachweis

- Titelbild links:* Obersalzberg, Juli 1936. Herzog Carl Eduard von Sachsen-Coburg und Gotha mit Hitler. Harald Sandner belegt, dass die Abbildung Carl Eduards damals retuschiert wurde und Parteiabzeichen an seiner Uniform entfernt wurden. © bpk / Atelier Bieber-Nather | *Titelbild rechts:* Stephanie zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst in den USA. Erstmals abgedruckt in Rudolph Stoiber / Boris Celovsky, Stephanie von Hohenlohe, 1988, S. 241, © Privatarchiv von Boris Celovsky |
- Abbildung 1:* Der junge Charles Edward (der spätere Carl Eduard Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha) mit seiner Schwester Alice © Getty Images/Hulton Archive |
- Abbildung 2:* Wilhelm II. (1859-1941), deutscher Kaiser 1888-1918, und Fürst Max Egon II. zu Fürstenberg © IAM/akg-images |
- Abbildung 3:* Vier Schwestern, die durch den Ersten

- Weltkrieg voneinander getrennt wurden: Prinzessin Beatrice (Spanien), Prinzessin Victoria Melita (Russland), Prinzessin Alexandra (Deutschland) und Kronprinzessin Marie von Rumänien, im Jahr 1900 © Wikimedia Commons
<http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Duk-kyandsisters.jpg?uselang=de> |
- Abbildung 4:* Eine Mission die im Skandal endete: Prinz Sixtus von Bourbon-Parma, Bruder der österreichischen Kaiserin Zita © akgimages/Imagno |
- Abbildung 5:* Der glücklose heimliche Helfer Prinz Max von Baden mit seiner Cousine Königin Victoria von Schweden und ihrem Ehemann Gustav V., König von Schweden, vor dem Ersten Weltkrieg © Wikipedia commons |
- Abbildung 6:* Wieder ein Platz in der ersten Reihe (von links nach rechts): Emmy

Register

Sonnemann (die spätere Ehefrau von Göring), Hermann Göring, der polnische Botschafter Jozef Lipski, Carl Eduard Herzog von Coburg und Joseph Goebbels, am 26. Februar 1935 © Ullstein Bild | *Abbildung 7*: Adolf Hitler und Carl Eduard feiern in Coburg ihre Erfolge, am 19. Oktober 1935 © Ullstein Bild | *Abbildung 8*: Dienerin vieler Herren: Prinzessin Stephanie zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst (vorne links, neben Magda Goebbels). Hinter ihr (von links nach rechts): Lord Rothermere, Ward Price, Hitler, Fritz Wiedemann und

Joseph Goebbels. Aufnahme vom Berghof, Januar 1937 © Heinrich Hoffmann © 2015. Photo Scala, Florence/ bpk, Bildagentur für Kunst, Kultur und Geschichte, Berlin | *Abbildung 9*: Auf ihrer letzten gemeinsamen Mission: Prinzessin Stephanie und Hitlers Adjutant Fritz Wiedemann in den USA ©PA Images | *Abbildung 10*: Der zwielichtige Go-Between: Prinz Max Egon zu Hohenlohe-Langenburg © Getty Images/ Hulton Archive

Register

Kursive Seitenzahlen verweisen auf Abbildungen.

Abdankung 7,115 f., 132, 134, 143,146,161 f. > 164, 177-179,198, 227 f., 244, 248, 254 f.
Aberdare, Clarence Bruce, 3rd Baron 208
Abwehr (Spionageabwehrbehörde der Nationalsozialisten) 266, 351,367, 400,403
Achsenmächte 216,299
ADAC (Allgemeiner Deutscher Automobil-Club e. V.) 230
Afrika 49,109
Aga Khan 401
Alba, Jacob Stuart Fitz-James y Falcó, 17. Herzog von (1878-1953) 228 f., 320, 370, 375, 387 f., 411
Albany, Herzogtum 93
Albany, Leopold, Duke of (1853-1884) 42,93
Albert von Sachsen-Coburg und Gotha, Prinzgemahl von Queen Victoria (1819-1861) 37 f., 49 f., 249
Alexander II., Zar von Russland 129
Alexandra, Gattin von König Eduard VII. 174
Alexandra (Alix), Zarin von Russland, Gattin von Nikolaus II. 87,117,136-138,161,172,436 Anm. 83
Alfons XIII., König von Spanien 101-103,139, 155 f., 216, 227 f., 370
Alfonso (Sohn von Max Hohenlohe), *siehe* Hohenlohe-Langenburg, Alfonso
Alice (Schwester von Carl Eduard Coburg), *siehe* Athlone, Alice
Alvensleben, Familie 208
Alvensleben, Friedrich Johann, Graf von (1836-1913), Botschafter 150
Anglo-German Fellowship (AGF) 258-261,263,266
«Anschluss» Österreichs 217, 266 f., 327 f., 330 f., 371 f., 376
Antibolschewismus 175 f., 214 f., 230, 271, 324, 386,408; *siehe auch* Bolschewismus
Antisemitismus 47,142, 176,181,188, 196, 219-221,244 f., 269,284, 289 f., 292, 296, 304, 308, 316, 318, 344, 348, 356,416
Appeasement-Politik 21,237,266,268, 270, 300, 331 f., 337, 355-357, 359, 384, 387, 389, 392, 394, 396,400, 408,428
Arbeiter- und Soldatenrat 180,184,186
Aristophanes 156
Arnim, Familie 208
Ashton-Gwatkin, Frank 374,379

Asquith, Margot, Countess of Asquith and Oxford (1864-1945) 320, 325 f.
Äthiopien 217,251
Athlone, Alexander Cambridge, «Algy», 1st Earl of (1874-1957) 93, 232,415 f.
Athlone, Alice, Countess of, «Tigs» (1883-1981) 42, 93,232,415 f.
Auersperg, Franziska, Prinzessin von 164
Augusta Victoria, deutsche Kaiserin (Gattin von Wilhelm II.) 61
Auslandsorganisation (AO) der NSDAP 205, 213
Auswärtiges Amt 9,11,20,29, 56,66, 71, 75,78,98, 103,115,121 f., 125,134 f., 139,143,145 f., 205, 212,228,236,238,245,269,272,279,317,329,427
Aussenministerium/Foreign Office (Großbritannien) 9,155-157, 240, 245, 253, 270, 339, 355, 367, 375, 384 f., 393,401, 414 f., 420
Aussenpolitisches Amt der NSDAP (APA) 204
Bach, Johann Sebastian 154
Bad Harzburg, *siehe* Harzburger Front Baden Baden, Luise, Grossherzogin von (1838-1923) 57, 132, 140,142,159
Baden, Maria-Luise von, Gattin von Maximilian (1879-1948) 145
Baden, Maria von (geb. Prinzessin Maria Maximilianowna von Leuchtenberg), Mutter von Maximilian 145
Baden, Maximilian von, Prinz (1867-1929) 12, 88, 115, 141-147,177 f., 279,421
Baernreither, Joseph Maria (1845-1925) 69, 71, 74, 80, 97-99, 101, 112,217
Baldwin, Stanley (1867-1947) 247,251, 324
Bamby, Vernon Willey, 2nd Baron (1884-1982) 208
Barrington, Sir Eric 155
Barton, Lady Alexandra 12,109-111,147,421,424
Basset, Baron 125,130 f.
Bayern 9 f., 28,178,180-184,195, 301
Bayern, Herzogin in, *siehe* Maria Josepha
Bayreuth 220 f.
Beamish, Henry Hamilton (1873-1948) 264 f.
Beatrice, de Orleans y Borbon, Infantin von Spanien (Schwester von Königin Maria von Rumänien) 85
Beaverbrook, Lord 401 f.
Bedaux, Charles (1886-1944) 328

- Beigbeder y Atienza, Colonel (später General), Juan 441 Anm. 93
- Belgien 36, 66, 92,104,106-109, 111, 207,256, 273, 360, 388,426
- Belgier, König der, *siehe* Leopold III.
- Benes, Edvard 376,379-381
- Bentheim-Tecklenburg, Adolf, Fürst zu 218 f.
- Bentinck, Familie 30
- Bentinck, Victoria Maria Frederica Mechthild, Gravin van Aldenburg-Bentinck (1863-1952) 34
- Berchtold, Leopold, Graf (1863-1942) 71
- Berg, A. Scott 25
- Bermejillo, Don Javier, «Tiger» 229,244 f., 277
- Bernadotte af Wisborg, Folke Graf 405
- Bertie, Sir Frances 87,267
- Bethlen, Istvan (1874-1946) 292, 295 f.
- Bethmann Hollweg, Theobald von (1856-1921) 61 f., 70, 79, 133 f., 143
- Bevin, Ernest (1881-1951) 414
- Bilczewski, Józef 98
- Bismarck, Ann Mari, Fürstin 212,240
- Bismarck, Otto II., Fürst 212, 217, 228,235-238, 240, 261, 344, 375,427
- Bismarck, Otto, Fürst 27 f., 31, 53,66 f., 151,179, 208, 241,407
- Blaubuch 20
- Bletchley Park 12
- Blomberg, Werner von (1878-1946) 205
- Blunt, Anthony (1907-1983) 233,270,275 f.
- Blut, Konzept 85 f., 171,199
- Bohle, Ernst Wilhelm 205
- Böhmen 35, 58,65,165, 217,371, 373, 375, 379, 437 Anm. 16
- Bolschewismus 11,115, 159-163,167 f., 171-177, 186, 213, 216,218 f» 227, 230,244, 252, 257, 278, 280, 290, 292,294 f., 316, 321, 324, 360, 373 f., 389,408; *siehe auch* Antibolschewismus
- Bonham-Carter, Victor 128
- Bourbon-Parma, Familie 98,104,108 f., 116
- Bourbon-Parma, Maria Antonia (Mutter von Zita, Sixtus und Franz Xaver) 106-109,113
- Bourbon-Parma, Sixtus von 104 f., 107,107-109, 111,113, 297,421 f.
- Bourbon-Parma, Franz Xaver von 104 f., 107-109, 113, 297,421
- Bourdieu, Pierre 38
- Brandt, Willy 21
- Bratianu, Ion (1864-1927) 119,121,125 f., 128,130-133
- Brenner 9
- Brest-Litowsk 159 f.
- Brigade Ehrhardt 186,192,195
- Brion, Prinz 36
- British Union of Fascists (BUF) 316, 392
- Broadlands (Landsitz) 41
- Brocket, Ronald Nall-Cain, 2nd Baron (1904-1967) 266, 268, 388-393
- Buccleuch, John Montagu Douglas Scott, 7th Duke of 216,268, 388, 393
- Buchenwald, KZ 198, 200 f.
- Buckingham Palace 139,247, 267, 321,415
- Bulgarien 92, 94,164,169, 208, 221
- Bülow, Bernhard Fürst 57 f» 60,67, 75, 77 f.
- Bund der Kaiserstreuen 184
- Bund Wiking *siehe* Wikingbund
- Bunsen, Marie von (1860-1941) 84
- Bunsen, Mary Isabella Waddington von (1833-1912) 148
- Burenlo-ieg 76,128
- Burgess, Guy 259, 270 f.
- Büro Ribbentrop 205, 264,442 Anm. 124; *siehe auch* Dienststelle Ribbentrop
- Cadogan, Sir Alexander (1884-1968) 332,341,393
- Cambridge Apostles 230,408
- Camrose, William Berry, 1st Viscount (1879-1954) 208
- Canaris, Wilhelm (1887-1945) 351, 367,400,403
- Cannadine, Sir David 24, 226 f.
- Cantacuzène, Prinzessin 161
- Conze, Eckart, 199
- Capone, Alphonse, «Al» 364
- Carl XVI. Gustaf, König von Schweden (geb. 1946) 440 Anm. 47
- Carol II., Kronprinz, später König von Rumänien 135
- Carlgren, W. N. 144
- Carr, E.H. 25
- Carroll, Lewis 42
- Cassel, Sir Ernest 426
- Castell-Castell, Friedrich Carl, Graf, später Fürst zu (1864-1923) 32 f., 166 f.
- Castell-Rüdenhausen, Mechthild, Fürstin zu (geb. Bentinck) 34
- Cavour, Camillo Benso, Graf von 149
- Cecil of Chelwood, Robert Cecil, 1st Viscount (1864-1958) 33
- Chamberlain, Sir Austen (1863-1937) 291,299, 320
- Chamberlain, Houston Stewart 142, 220
- Chamberlain, Arthur Neville (1869-1940) 21,237,246, 254,266-271,298-300,331 f., 337,343 f., 375 f., 379, 381 f., 384,387-391, 393, 399, 401, 422,426 f.
- Channel 4 443 Anm. 158
- Charles, Prince of Wales (geb. 1948) 275
- Chatham House 235,237, 336
- China 176,426
- Christie, Malcolm, Colonel 235 f., 377, 395-400
- Churchill, Winston (1874-1965) 158,175-177, 216, 229,245, 264,279, 318, 361, 375, 384, 393 f., 396,400-402,408
- Clam-Martinic, Heinrich, Graf (1863-1932) 70, 99 f.,103
- Clark, Christopher 67
- Clary-Aldringen, Alfons 380
- Cliveden Set 226
- Clodius, Carl August 232
- Coburg, Familie 181
- Coler, Edit von 329
- Collins, Sir Robert 45
- Connaught, Arthur, I. Duke of (1850-1942) 44 f, 237-240
- Connaught, Arthur, Prince of (1883-1938) 45, 223, 375
- Conwell-Evans, Thomas P. 265, 270 f., 396-398
- Cooper, Duff Alfred, 1st Viscount Norwich (1890-1954) 235, 318, 343 f.

Register

- Cowling, Maurice 227 f.
Cunard, Maud, Lady 320
Cuno, Wilhelm (1876-1933) 193
Curzon, George, 1st Marquess Curzon of Kedleston (1859-1925) 176
Czermin, Ottokar Graf (1872-1932) 20, 70,74, 80, 99 f., 108-112, 126,139
- Dahlerus, Birger 387, 397,428
Daily-Telegraph-Affäre (1907) 75-77
Dänemark 256
Darnley, Lord 388, 392 f.
Delmer, Senfton 304, 308, 313, 367,401 f.
Den Haag 100,102,195, 372, 398,426
Der Mann ohne Eigenschaften (Roman) 52
Deterding, Sir Henri 289
Deutsch-britisches Flottenabkommen 209,241 f., 255
Deutsche Frontkämpfer 242
Deutsch-Englische Gesellschaft (DEG) 232,261-263, 266,442 Anm. 123
Deutscher Tag 191 f.
Deutsch-Japanischer Antikominternpakt 225, 272
Deutschnationale Volkspartei (DNVP) 221 f.
Deutsch-sowjetischer Nichtangriffspakt 360,386
Deutschvölkischer Schutz- und Trutzbund 183,195
Deuxième Bureau (Frankreich) 282
Devonshire, Andrew Cavendish, 1 Ith Duke of 32
Devonshire, Deborah, Duchess of 32
Die drei Musketiere (Roman) 38
Diehards 226
Diekhoff, Hans-Heinrich (1884-1952) 238,240
Dienststelle Ribbentrop 205, 256; *siehe auch* Büro Ribbentrop
Dirksen, Herbert von 206,269 f., 337 f., 344,416 f., 427
Disraeli, Benjamin, 1. Earl of Beaconsfield 149
Dodd, Martha 306
Dohnanyi, Hans von 400
Domville, Sir Barry 320
Donaueschingen 59,62, 74, 77, 302
Douglas, Ludvig Graf 143
Douglas-Hamilton, George, 14th Duke of 208, 264
Downe, Dorothy, Viscountess 317 f.
Downe, Richard, 10th Viscount 317
Downton Abbey (Fernsehserie) 30, 38
Dreibund 53 f. 120,125
Dreyfus, Alfred 69
Dulles, Allen 407 f.
Dumas, Alexandre 38
Duncan-Sandys, Edwin Baron 264
Dünn, James Clement 247,250
Dürckheim, Karlfried Graf 263-265
- Ebert, Friedrich (1871-1925) 187
Eden, Anthony 245,251 f., 318, 332,408,410
Eduard VII., König von Grossbritannien 34,123
Eduard VIII., König von Grossbritannien, Prince of Wales (1910-1936), Duke of Windsor (1936-1972) 7,9,11,175,209,213,229,232,235,240-242, 244-252,254-260,273-277,324,328,408,414
Ehre (Konzept) 349, 352-354
Ehrhardt, Hermann Captain (1881-1871) 186-188, 190,192-196,219
- Elibank, Lord 344, 388
Elisabeth («Sissi»), Herzogin in Bayern, Kaiserin von Österreich und Königin von Ungarn 283
Elizabeth II., Königin von Grossbritannien 7 f., 258, 267, 275
Elizabeth, Gattin von Georg VL, König von Grossbritannien 7 f., 231,275
Elsass-Lothringen 106,108 f., 111 f.
Eltisley, Lord 261
English Mistery 238
Entente Cordiale 248
Entente-Mächte 100,105 f.» 110 f., 114,116,118 f, 121,126, 129-134, 136,138-140,153,155,162, 164, 217, 290, 295
Entmilitarisierung 251
Entnazifizierung 194
Epenstein, Hermann von 210
Erdödy, Thomas, Graf 108
Erzberger, Matthias 188,190
Esterhazy, Familie 288
Eulenburg, Philip, Fürst zu (1847-1921) 28,60, 75, 78, 302
Evans, Jack 264
- Falkenhayn, Erich von 93,135
Faschismus 9,171,185, 213, 215, 217,231, 316-318, 320, 373
Faust (Drama) 44
Federal Bureau of Investigation (FBI) 276, 315 f., 327, 331, 358-360, 362, 364 f., 384,419
Fellowes, Julian 30, 38 f.
Ferdinand L, König/Zar von Bulgarien 92, 94,164, 169,221
Ferdinand L, «Nando», König von Rumänien 117, 119-127,131-135,435 Anm. 58
Finnland 168, 388 f.
Fischer, Hermann 188 f.
Fitin, Pavel 274
Fitzgerald, F. Scott 39
Fluegge, Wilhelm 327
Forschungssamt 351
Franco, Francisco, General (1892-1975) 227-230, 244,277, 324 f., 420
Frankreich 17,26, 29, 36 f., 81, 87 f., 102,105 f., 108-111,113,126,131,170, 207,233,242, 246-248, 251,289, 294, 340, 367, 375, 389, 391
Franz Ferdinand, Erzherzog von Österreich-Este, österreichisch-ungarischer Thronfolger 69-71, 81, 83, 90,97
Franz Joseph L, Kaiser von Österreich und König von Ungarn 34 f. 53 f., 57,69 f. 97 f., 104, 286, 290
Franz Salvator, Erzherzog von Österreich (1866-1939) 286
Frayn, Michael 421,428
Freikorps 186,188,195,198,416
Friedensmission 19,102 f., 158, 338, 386,429,435 Anm. 62
Friederike von Hannover (1917-1981) *siehe* Hannover
Frischauer, Willi 342
Fromm, Bella 214 f., 329
Frühwald, Wolfgang 32

- Führererlass zur Fernhaltung international gebundener Männer von massgebenden Stellen in Staat, Partei und Wehrmacht 278
- Fürstenberg, Amalie, Fürstin zu 166 f.
- Fürstenberg, Irma, Fürstin zu (Ehefrau von Max Egon II.) 63
- Fürstenberg, Karl Emil, Fürst zu (Bruder von Max zu Fürstenberg) 52,116
- Fürstenberg, Max Egon II., Fürst zu 51-82, 55, 95-104,114-116,163,165-167, 217 f., 287, 301 f., 403, 372,421 f., 425
- Fürstentrust 58 f.» 65
- Fyvers, Fitzroy 237 f.
- Gareis, Karl 188
- Generalstreik von 1926 177,244
- Georg V., König von Grossbritannien (1865-1936) 29, 34,87, 90, 93, 117, 120 f., 127 f., 138, 172, 174, 228,231, 235,248-250,254, 289
- Georg VI., König von Grossbritannien (1895-1952) 7, 9, 11, 213, 231, 243, 246, 255, 258, 267, 275, 342,414
- George, Duke of Kent (1902-1942) 243, 245 f.
- Gestapo 318, 329
- Gizycki, Josef Graf 289,418
- Glassheim, Eagle 379
- Gneisenau, August Neidhardt von 151
- Goebbels, Joseph (1897-1945) 192,196,212, 239, 252, 256,259,269,282-284, 316, 322-325,323, 332, 335, 343, 351, 355, 372,405-407,409
- Goebbels, Magda (1901-1945) 322, 323, 324
- Goethe, Johann Wolfgang von 44,163
- Goldman, Emma (1869-1940) 176
- Goldoni, Carlo 72
- Goltz, Anne Marie Baronin von der 212
- Gömbös, Gyula 295 f., 305, 348,422
- Göring, Carin (1888-1931) 211 f., 333 f.
- Göring, Hermann (1893-1946) 140,145,199, 210-212, 223,224,252,257,259,271,279,282, 304, 315, 330,333-338, 340 f., 343,346,351,355, 359,367 f., 374 f., 377 f., 383-387,389 f., 393-399, 401, 403, 405, 409,411,427 f.
- Gotha 44 f., 50 f., 179 f., 182-186,188,196,238,241
- Graham, James, Marquis of, später 7th Duke of Montrose (1907-1992) 239 f.
- Graham, Ronald, Lord (jüngerer Bruder von James) 239 f.
- Grey, Sir Edward, 1st Viscount Grey of Fallodon (1862-1933) 29, 153 f.
- Griechenland 118
- Grossdeutsche 54,217,372 f.
- Gustav Adolf, Herzog von Västerbotten (1906-1947), verheiratet mit Carl Eduards Tochter Sibylla 223
- Gustav V, König von Schweden (1858-1950) 141, 159, 279 f.
- Gustav VI. Adolf, König von Schweden (1882-1973) 278
- Habsburg (Dynastie) 37,52,54,68,72,99,101,105, 113, 153,156,208,286 f., 290,294-298, 305, 370, 422
- Hagen, Karl-Heinz 418
- Hahn, Kurt (1886-1974) 142
- Hainisch, Michael (1858-1940) 165
- Haldane-Mission 61, 79
- Halder, Franz 360
- Halifax, Edward Frederick Lindley Wood, Earl of 268, 332,336-344, 351, 359, 361 f., 374 f., 378-380, 387 f., 390-394,400, 426 f.
- Hanfstaengl, Ernst «Putzi» 307,312-314, 351, 353, 357
- «Hang the Kaisers»-Bewegung 300
- Hannover, Friederike, Prinzessin von (1848-1926) 87
- Hansson, Per Albin 280
- Harden, Maximilian 60
- Hardinge of Penshurst, Charles, Lord 19,157
- Hardinge, Sir Arthur 155,157
- Harmsworth, Alfred, 1st Viscount Northcliffe 293
- Harmsworth, Esmond, 2nd Viscount Rothermere 355
- Harrison, Leland B. 408
- Harzburger Front 222
- Haslam, Jonathan 170,408
- Hassell, Ulrich von (1881-1944) 251
- Hearst, William Randolph 313
- Helldorf, Wolf-Heinrich Graf von (1896-1944) 360
- Hemingway, Ernest 230
- Henckel von Donnersmarck, Fürst 212, 372
- Henlein, Konrad 336, 374, 376-381, 384, 395,427
- Hermine, Prinzessin Reuss ä. L., zweite Gattin von Ex-Kaiser Wilhelm II. (1887-1947) 304 f., 414
- Herrenhaus (Österreich-Ungarn) 35, 59, 68, 96, 98
- Herron, George D. 113 f.
- Hess, Rudolf 263, 315, 395,402,428 f.,
- Hesse, Fritz 241
- Hessen und bei Rhein, Ernst Ludwig Karl Albrecht Wilhelm, Grossherzog (1868-1937) 91,171
- Hessen und bei Rhein, Ludwig von (1908-1968) 246
- Hessen, Philipp von (1896-1980) 10,246,406
- Hewel, Walther (1901-1945) 263,368
- Heyden-Rynsch, Freifrau von der 329
- Heym, Stefan 412-414
- Himmler, Heinrich (1900-1945) 199, 278, 284, 367 f., 403-407,409 f.
- Hindenburg, Paul von (1846-1934) 93,99,115, 189,196, 214, 221 f., 239
- Hitler, Adolf 7,11 f., 19,25,42,51,140,159,165,167, 171,189,191,197,199,204,207-210,212-215,217 f., 221-223,225,227,230,236 f., 246,253,260,267,271, 273 f., 279 f., 282,289,292,296,298,300,303-316, 322,323,324 f., 327 f., 331,333,336,338 f., 344-346, 348-357,359-362,365,367-369,371-374,376-379, 381,383-385,387-389,395-406,409,427-429 und Antisowjetismus 177,214,218,230,270,324 und Antisemitismus 196, 261, 318, 356 und Appeasement 266,268,270 f., 300, 331 f., 343, 382 f., 428 und Carl Eduard Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha 12,51,90,94,171,180 f., 191-197, 200, 204, 214,219-224,236,241,247,250,253,256,267 f., 271 f., 273,278,280 f., 313,331,412-414,417 und Diplomaten 11,20,205-207,210,237,339,427 und der Duke of Windsor 7,11, 247,250-252, 256-258,274 f., 324, 328,414
- gesundheitliche Probleme 311
- und Grossbritannien 26,175, 177,180 f., 206, 209, 213,226, 231,235,242, 247,250-253,257 f., 260, 265 f., 274, 279, 316-320, 322, 327, 336 f. 339-343, 386, 388 f., 392 f., 396 f., 401

Register

- und Putsch 194-196,206
und Remilitarisierung des Rheinlands 234, 251 f.
und Sudetenkrise 340, 344, 346, 376, 378
- Hoare, Oliver 264, 336
- Hoare, Samuel (1880-1959) 242, 264, 336,400, 408-411
- Hodza, Milan 379
- Hoesch, Leopold von 240, 248-251,253 f, 261, 317
- Hohenlohe, Familie (Häuser: Hohenlohe-Ingelfingen, -Langenburg, -Öhringen, -Waldenburg, -Schillingsfürst, -Jagstberg, -Bartenstein) 38,41, 54,171,285,288, 366, 368-370,
- Hohenlohe-Langenburg, Alexandra, Prinzessin zu (Schwester von Maria von Rumänien) 119,132,169
- Hohenlohe-Langenburg, Alfonso zu (1924-2003) 368-370
- Hohenlohe-Langenburg, Ernst II., Fürst zu (1863-1950) 119-125,132 f., 159-161, 168 f, 172,190, 221,421
- Hohenlohe-Langenburg, Max Egon, Prinz zu (1897-1968) 12,18,21, 52,211, 217, 331 f., 367-411, 385, 419-321, 427 f.
- Hohenlohe-Oehringen, Christian Kraft, Fürst zu (1848-1926) 65
- Hohenlohe-Schillingsfürst, Chlodwig, Fürst zu 28,67
- Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Franz Josef zu (Sohn von Stephanie zu Hohenlohe) 283,285 f., 289, 293 f., 297,322
- Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Prinz Friedrich Franz zu (Ehemann von Stephanie zu Hohenlohe) 284-286,288
- Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Stephanie zu (1891-1972) 12, 21,23, 52, 281-367,323, 361, 369, 374, 376, 378, 380, 383, 386, 397,417-419, 422,424,427
- Hohenzollern, Familie 19,47,132,178,184, 208, 296, 302, 305
- Hohenzollern-Sigmaringen, Wilhelm, Fürst von 12,17,29, 33, 54,121,125,130-135,178, 208, 214, 301, 324,421
- Höhne, Heinz 368, 386,403,407
- Holden, Lord 388
- Hollenden, Geoffrey, 2nd Baron 208
- Hoover, J. Edgar 360, 362, 365 f., 419
- Horthy, Miklos (1868-1957) 226 f., 234, 282, 290-292,296, 298-300, 355,422
- House, Edward 359
- Hugenberg, Alfred (1865-1951) 221
- Hull, Cordell 21,426
- Hurtwood, Clifford Allen, 1st Baron of 264
- Huxley, Aldous 32
- Imperial Fascist League 265,318
- Indien 176
- Internationale Beziehungen 16, 24, 111, 204,421
- Irland 128,188, 226, 334, 340
- Ishiguro, Kazuo 226
- Italien 9-11, 53 f., 57, 66, 73 f., 102,105 f., III, 125, 153,175,185, 206-208, 211,215-217,231, 246, 251, 256,267,291, 299, 329, 337, 339, 375, 390
- Jagow, Gottlieb von (1863-1935) 70,121 f, 124 f., 208
- Japan 76,175, 224 f., 272, 337, 362, 365,417
- Jockey Club 29
- Johnson, Lyndon B. 419
- Jugoslawien 294
- Juliana, Kronprinzessin, später Königin der Niederlande (1909-2004) 223
- Julikrise 1914 52, 81
- JungdeutscherOrden 183
- Junge, Traudl 414
- Kaisertreue 184
- Kalter Krieg 423
- Kapp, Wolfgang (1858-1922) 186 f.
- Karl L., Kaiser von Österreich und als Karl IV. König von Ungarn 98 f., 104,106-109,111,112, 114,116 f., 153 f.
- Karl L., König von Rumänien 17,120 f.
- Karl II., König von England, Schottland und Irland 21
- Katharina II., die Grosse, Kaiserin von Russland 33
- Kelly, Sir David 401
- Kemsley, Gomer Berry, 1st Viscount 268-270
- Kennedy, John E 21,419
- Kennedy, Nigel 264 f.
- Kent, George, Duke of, *siehe* George, Duke of Kent
- Kern, Erwin 188 f.
- Kiderlen-Wächter, Alfred von 79
- Kinsky, Graf 381
- Kissinger, Henry 21
- Koch, Ilse 201
- Koch, Karl Otto 201
- Komintern 176
- Kommer, Rudolf 328
- Kommunistische Partei (Grossbritannien, Ungarn) 11,177
- Kommunistische Partei Deutschlands (KPD) 196
- Korfu 76
- Krämer, Walter 200 f.
- Kraus, Karl 86
- Krobatin, Alexander Freiherr von 71
- Krupp, Familie 207
- Kruse, Annabel 293
- Kubakrise 21
- Kühlmann, Richard von (1873-1948) 139
- Kun, Béla 11,176, 290 f.
- Kyryll Wladimirowitsch, Grossherzog von Russland (1876-1938) 129,168 f.
- Langer, Walter Charles 365
- Lansdowne, Henry Petty-Fitzmaurice, 5th Marquess (1845-1927) 155
- Lee, Duncan 408
- Lehnkering, Eugen 262
- Leiningen, Emich, 5. Fürst zu (1866-1939) 89,167
- Leiningen, Emich Kyryll, 7. Fürst zu (1926-1991) 170
- Leiningen, Familie 38,41,89,166,171
- Leiningen, Karl, 6. Fürst zu (1898-1946) 170
- Lenin, Wladimir Iljitsch (1870-1924) 145
- Leopold III., König der Belgier (1901-1983) 273,388
- Leopoldskron 327-331
- Leyen, von der (Familie) 10
- Lichterfelde 48,187

- Liddell, Guy 355 f., 362, 391
 Liechtenstein 370, 380,410 f.
 Lindbergh, Charles (1902-1974) 25
 Lloyd George, David 171, 300, 396
 Lobbyisten 15,416
 Lobkowitz, Bedřich, Fürst von 375
 Lockhart, Sir Robert Bruce 244
 Londonderry, Charles, 7th Marquess of (1878-1949) 209, 264,318, 320, 333 f.
 Londonderry, Edith, Marchioness of 320, 333 f.
 Longerich, Peter 404
 Lonsdale Bryans, James (Jim) 57, 392 f.
 Lothian, Philip Kerr, 11th Marquess (1882-1940) 264, 359
 Löwenstein, Prinz Hubertus zu 372
 Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, Aloys, Fürst zu (1871-1952) 83,123,162 f.
 Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, Josephine, Prinzessin zu (1874-1946) 164, 227 f., 230
 Lüdecke, Kurt 352
 Ludendorff, Erich (1865-1937) 93,189
 Ludwig III., König von Bayern (1845-1921) 184
 Ludwig XVI. («Louis Capet»), König von Frankreich 179
 Luise von Sachsen-Gotha-Altenburg, Prinzessin (1800-1831) 50 f.
 Luxemburg, Rosa (1871-1919) 176
 Lymington, Gerard Vernon Wallop, Viscount (ab 1943 9th Earl of Portsmouth) 18,291
Lysistrata (Tragödie) 156
- MacDonald, Ramsay (1866-1937) 209,227, 295
 Mackensen, Hans Georg von (1883-1947) 9
 Maiski, Iwan (1884-1975) 175
 Malinowski, Stephan 207,219
 Maltzahn, Graf 36
 Manghetti, Laura 78
 Mann, Thomas 18
 Maria, Königin von Rumänien 30, 85, 90,116-120, 122,124-126,128-130,132-139,144,178, 213, 243, 250, 255
 Maria Antonia von Parma, Mutter von Kaiserin Zita (1862-1959) 105
 Maria Christina, Infantin von Spanien (1911-1996) 216
 Maria Christina von Habsburg-Lothringen, Königinmutter von Spanien (1858-1929) 154-156
 Maria de la Trinidad von Scholtz-Hersmendorf y Caravaca 370
 Maria Fjodorowna, Kaiserin von Russland (1847-1928) 145
 Maria Josepha von Portugal, Herzogin in Bayern (1857-1943) 9f.
 Maria Josepha von Sachsen, Mutter von Kaiser Karl I.(1867-1944) 154
 Maria von Teck, Queen Mary, Gattin von Georg V. (1867-1953) 49, 90,92 f., 231 f., 234,242 f., 254, 258, 267, 275 f., 414
 Marie zu Mecklenburg-Schwerin, auch bekannt als Grossfürstin Wladimir (1854-1920) 129 f.
 Marie José von Belgien, letzte Königin von Italien (1906-2001) 431 Anm. 1
 Marija Alexandrowna, Grossherzogin von Russland, später Duchess of Edinburgh und dann Herzogin von Sachsen-Coburg und Gotha (1853-1920) 87, 119-122,127,130-133,146,172,174 f., 421,424
 Marija Kyrillowna, Grossherzogin von Russland, Grossherzogin von Leiningen (1907-1951) 170
 Marlborough, Dukes of, Familie 229
 Martin, Bernd 428
 Marx, Karl 176
 Mary, Queen *siehe* Maria von Teck
 Masaryk, Tornas Garrigue (1850-1937) 165
 Mauthausen, KZ 201
 Mayer, Arno 24
 McKibbin, Ross 320
 Mecklenburg, Adolf Friedrich, Herzog von (1873-1969) 211,221
 Mediatoren 15
Mein Kampf 192 f., 214 f.
 Meller-Zakomelski, Baron 278
 Mensdorff, Gräfin 297
 Mensdorff-Pouilly-Dietrichstein, Albert von 109-111,244
 Menzies, Sir Stewart 392,400
 Mercier, Désiré-Joseph Kardinal 426
 Metternich, Alfons von (1917-1992) 79,230
 MI5 233,275 f, 282,285,312,320,328,354 f., 362,391
 MI6 105 f., 270, 396, 398-400
 Milner, Alfred, 1st Viscount (1854-1925) 155
 Mirbach, Wilhelm Graf von (1871-1918) 162
 Mitford, Diana (später Mosley) 26, 318 f., 321, 357
 Mitford, Familie 26
 Mitford, Jessica 26 f.
 Mitford, Nancy 26 f., 31
 Mitford, Unity 26, 317-319, 321, 345 f.
 Molotow, Wjatscheslaw 272 f.
 Moltke, Helmut von, der Jüngere, General (1848-1916) 93
 Moltke, Kuno Graf (1847-1923) 78
 Montagu-Stuart-Wortley, Edward James (1857-1934) 75
 Montenegro 103
 Moore, Sir Thomas (1886-1971) 300
 Morshead, Sir Owen 276
 Moscicki, Ignacy (1867-1946) 268
 Mosley, Oswald 216,232, 316-319, 357
 Mount Temple, Wilfrid Ashley, 1st Baron (1867-1939) 261,263 f.
 Mountbatten of Burma, Louis Mountbatten, 1st Earl of (1900-1979) 41
 Mountbatten, Lady Louise (zweite Gattin des schwedischen Kronprinzen, des späteren Königs von Schweden Gustav VI. Adolf) 278
 Musil, Robert 52 f.
 Mussolini, Benito (1883-1945) 9,11,185,211,215-217, 226 f., 231, 251, 265, 267, 270, 291, 307, 324,406
- Nannen, Henri 418
 Napoleon I. 177
 Nassau-Siegen, Karl Heinrich von (1743-1808) 17
 Nerobefehl 12,413
 Neurath, Konstantin Freiherr von 199,205,233,279,372
 New Deal 224
 Nicolson, Harold (1886-1968) 216
 Niederlande 83,198,207,211,223,256,276,289,301
 Nightingale, Florence 281

Register

- Nikolaus I., Zar von Russland 145
Nikolaus II. («Nicky»), Zar von Russland, 117,
128-130,136,138,145 f., 175,436 Anm. 87
NKWD 259, 274
Noebel, Willy 225
Noel-Buxton, Noel, 1st Baron (1869-1948) 212, 388
Nordic League 392
Norfolk, Dukes of, Familie 256
Northumberland, Alan Ian Percy, 8th Duke of
(1880-1930) 176
Norwegen 118
Nostitz-Rieneck, Erwein Graf (1863-1931) 74,80,99
NSDAP 171,181,185 f., 191-193,195-197, 200 f.,
204-206, 211, 213,218-220,222,233-236,244,
263, 269, 279, 304, 306 f., 313 f., 329 f., 372,
396 f., 399, 405 f., 413,417
NSDAP/AO *siehe* Auslandsorganisation der
NSDAP
Nürnberger Prozesse 393

Oberhaus, House of Lords (Grossbritannien) 93,
176, 226, 239, 388, 393
Oettingen-Spielberg, Fürst Albrecht II. 163
Oettingen-Spielberg, Sophie Marie, Fürstin (1857-
1941) 163
Oettingen-Wallerstein, Familie 54
Oettingen-Wallerstein, Karl Friedrich II., Fürst von
35,54
Olympische Spiele 208, 249, 368
Operation Willi 274
Organisation Consul (O. C.) 187-190
Osborne House 89,118
OSS (Office for Strategic Services) 307, 311, 365,
404, 407,410
Ossietzky, Carl von 326
Oster, Hans 400
Österreichisch-Preussischer Krieg von 1866 44, 53,
152
Otto von Habsburg (1912-2011) 296, 298

Pabst, Waldemar 185
Paget, Sir Arthur (General) 12,121,128,151,421
Paget, Sir Augustus 152
Paget, Sir Ralph 151 f.
Paget, Walburga, Lady 12,102,128,149-157, 421,
424
Pahlavi, Reza, Schah 419
Palästina 197
Palmerston, Lord 41
Pariser Friedenskonferenz 139,175
Patterson, Eleanor Cissy 418
Pearl Harbor 365
Pearson, Drew 418 f.
Petropoulos, Jonathan 206, 246
Philby, Harold «Kim» 259 f., 270, 400
Philip, Duke of Edinburgh (geb. 1921) 36,41
Phipps, Eric (1875-1945) 322 f.
Piedita Iturbe, Marquesa de Belvis 370 f.
Pless, Boiko Prinz 372
Pless, Daisy, Fürstin von 34, 87-90, 371 f.
Pless, Familie 35, 371 f., 393
Pless, Hans Heinrich XV, Fürst von 33,35,87 f., 90,
372
Pless, Hans Heinrich XVII. (Hansel), Fürst von 33,
372
Plessen, Hans Georg von (1841-1929) 95
Plessen, Leopold von (1894-1971) 212

Polen 36,97 f., 164 f., 169, 267 f., 271,288, 354,
371 f., 386, 390 f., 397-399,408
Polignac, Melchior de, Graf 233
Portland, Ivy, 7th Duchess of (1887-1982) 393
Portland, William Cavendish-Bentinck, 6th Duke of
83
Portugal 102,105,274,292
Preussen 18, 57,105,125,140,152-154,183
Preussen, Prinz August Wilhelm («Auwi») von
208, 221
Prinzenerlass 278
Proust, Marcel 19, 284,424
Putin, Wladimir 16, 275

Quandt, Günther 186
Quarck, Hermann 179

Radolin, Hugo, Fürst von (1841-1917) 150
Rainer, Friedrich 328
Ramsay, Patricia, Lady 223
Rasputin, Grigori 137
Rathenau, Walther 188-191,439 Anm. 74
Ratibor, Victor II., Herzog von (1847-1923) 165
Rauch, Rose 304
Redlich, Josef (1869-1936) 98 f.
Reeducation, Umerziehung 11
Reichspogromnacht 1938 304
Reichstag 47,66, 76 f., 123,169,299, 304
Reinhardt, Max (1873-1943) 327 f., 330
Reuss, Heinrich XXXIII., Fürst von 168 f.
Rheinlandkrise 234, 250-255,427
Ribbentrop, Joachim von 205, 208, 232-234, 236 f.,
242, 252, 254,256, 258,261-266,268, 273 f., 276,
281, 312, 314 f., 322, 331, 336-341, 343, 345,
351, 355, 367 f., 395-397,401, 403,417
Richelieu, Kardinal Armand-Jean du Plessis, duc de
16
Richtofen, Familie 208
Richtofen, Walli von 329
Ritter, Johnny (Hans) 399
Rodde, Wilhelm 233, 262-265, 396 f.
Rohan, Alain (1853-1914) 74
Rohan, Karl Anton, Fürst von (1898-1975)
84,213,329
Röhl, John C. G. 61,66 f.
Röhm-Putsch 199
Romanones, Alvaro de Figueroa, 1. Graf von
(1863-1950) 100 f.
Romanow, Familie 117
Roosevelt, Franklin D. (1882-1945) 21, 224, 272,
316, 327, 361 f., 365,419,426
Rosen, von 102,142
Rosenberg, Alfred 204 f., 233,269
Ross, Alan S. C. 27,31
Rotes Kreuz 12,89,110,180,225,271,281,415-417
Rothermere, Harold Sidney Harmsworth, Viscount
(1868-1940) 176 f.» 206,213,236,257,264,282-
284,293-298,300-307,314-317,319,321-325,
323,332,336,340,346-352,354-358,360,362,422
Rothschild, Familie 331
Rothschild, Louis Freiherr von 317, 331
Royal Albert Hall 316
Royal Archives Windsor 8, 24,243, 245, 267,274,
277,332, 422 f., 439 Anm. 60
Royal British Legion 242,258

- Rumänien 17,66, 71,116-137,139,146,151,
153,162,207,294, 329, 355,408,425; *siehe auch*
Maria, Königin von Rumänien, *und* Ferdinand I.,
König von Rumänien
- Rumbold, Sir Horace 320
- Runciman, Hilda, Viscountess 380 f.
- Runciman, Walter, 1st Viscount 379-383, 395
- Rupprecht, Kronprinz von Bayern (1869-1955) 178
- Russische Revolution 109,138 f.
- Russland 33,57,81,85,87 f., 111,120 f., 123,125 f.,
129,137 f., 143,145 f., 158,160-163,168-170,176,
244,271 f., 275,285,319,374, 388 f., 402
- Sachsen-Coburg und Gotha, Alfred, Erbprinz von
(1874-1899) 44
- Sachsen-Coburg und Gotha, Alfred, Herzog von
(1844-1900) 30,44-46,87
- Sachsen-Coburg und Gotha, Carl Eduard, Herzog
von (1884-1954) 43, 51 f., 90 f., 123,177,179,
183-190,198, 204-281,312,
und Appeasement 267 f., 271 f., 331,
und Antisemitismus 196,197
und Bolschewismus 177,179 f., 183 f.
familiärer Hintergrund/Erziehung 11,42,43,46-48
und Hitler 12,51,90,94,171,180 f., 191-197,200,
204,214,219-224,236,241,247,250,253,256, 267
f., 271 f., 273,278,280 f., 313,331,412-414,417
und Erster Weltkrieg 91-94,184
und Namensänderung 43,46
und Mussolini 185,215,267 *und* Nachkriegszeit 412-
415,417
und Terrorismus 187-190
- Sachsen-Coburg und Gotha, Ernst II., Herzog von
(1818-93) 42,312
- Sachsen-Coburg und Gotha, Hubertus, Erbprinz von
(geb. 1975) 439 Anm. 59
- Sachsen-Coburg und Gotha, Hubertus, Prinz von,
Sohn von Carl Eduard (1909-1943) 213
- Sachsen-Coburg und Gotha, Johann Leopold, Prinz
von, ältester Sohn von Carl Eduard (1906-1972)
193, 223 f.
- Sachsen-Coburg und Gotha, Maria von (Kohary),
Nichte von Carl Eduard 271
- Sachsen-Coburg und Gotha, Sibylla, Tochter von
Carl Eduard, Prinzessin von (1908-1972) 223,278
- Sachsen-Coburg und Gotha, Victoria Melita
(Calma), Prinzessin von, Tochter von Carl Eduard
223 f.
- Sachsen-Coburg und Gotha, Viktoria Adelheid, Her-
zogin von (Ehefrau von Carl Eduard) 49 f.
- Salazar, Antonio de Oliveira (1889-1970) 292
- Salisbury, Robert Cecil, 3rd Marquess of (1830-
1903) 155
- Salomon, Ernst von 187-189
- Sandner, Harald 439, 455
- Sarsina, Françoise Aldobrandini de, Prinzessin 105-
107, 147
- Sassoon, Familie 317
- Scanzoni von Lichtenfels, Gustav (1885-1977) 166f.
- Schacht, Hjalmar 186
- Scheidemann, Philipp 188
- Schellenberg, Walter 274, 398,403-405,407,410
- Scheu, Robert 68
- Schmidt, Paul 309
- Schmidt-Lorenz, Günther 317 f.
- Schnitzler, Arthur 64 f., 286 f.
- Schofield, Lemuel B. 364-366
- Schoenaich-Carolath, Ferdinand Johann, Prinz von
(Sohn der deutschen «Ex-Kaiserin» Hermine)
304 f.
- Schönburg-Waldenburg, Heinrich, Prinz von 59
- Schulenburg, Friedrich-Werner Graf von der
(1875-1944) 272 f.
- Schwede-Coburg, Franz 197, 267
- Schweden 11, 88,139-144,188, 211,223,256,
278-280, 397, 400,404,415
- Schweiz 105-108,110 f., 114, 116,125,154,270,
274, 346, 367, 395 f., 399-401,407,428
- SD (Sicherheitsdienst) 368,404, 410
- SDP (Sudetendeutsche Partei) 379
- Seefried, Graf 410
- Seipel, Ignaz 289
- Serbien 80 f., 108,152
- Siebenbürgen 126
- Sieghahn, Rudolf 80
- Simpson, Wallis, *siehe* Duchess of Windsor
- Sinn Fein 188
- Sitzkrieg 260,428
- Skalon, Wladimir 160
- Skorzewski, Graf 36
- Snowden, Ethel, Viscountess (1881-1951) 212,
295, 336, 364
- Sokolow, Gennadi 275
- Sozialwissenschaftliche Netzwerkanalyse 14
- Sozialismus 167,219
- Spanien 17, 85, 88,100-103,118 f., 154-157,207,
211,216, 227-230, 274, 324 f., 344, 370, 383 f.,
388,400,408-410,420
- SPD (Sozialdemokratische Partei Deutschlands)
47, 51,179 f., 188
- Speer, Albert 409
- Spitzky, Reinhard 369, 371-374, 384,410,419
- Sprache (des Adels) 25-28, 31, 33-36, 69
- Spreti, Hans Erwin von (1908-1934) 199
- Springer, Axel 419
- Staël, Germaine de 344
- Stahlhelm 200,218,222,250,416
- Stalin (1879-1953) 26, 267, 271 f., 274, 385,408
- Stanley, Maureen, Lady
- Stauffenberg, Claus Schenk Graf von 406,411
- Steiner, Zara 205,251,376
- Stephanie, Kronprinzessin von Österreich-Ungarn
383
- Stoffl, Frau (MI-Informantin) 282
- Stokowski, Leopold 328
- Stumm, Ferdinand Eduard von (1843-1925) 178
- Substitutionsdiplomatie 15
- Südafrika 239 f.
- Sudermann, Hermann (1857-1928) 165
- Sudetenkrise 332 f., 342, 345 f., 374, 377, 383 f.,
394,427 f.
- Suffragetten 149 f.
- Svend, Friedrich 218
- SWR (Sluscha wneschnei raswedki) 274
- Sydenham of Combe, George Clarke, 1st Baron
(1848-1933) 176
- Széchenyi, Ludwig, Graf 426
- Széchenyi, Stephan, Graf (1791-1860) 291

Register

- Szögyenyi-Marich, Ladislaus, Graf 57,69
Talleyrand-Périgord, Charles-Maurice de 343
Talleyrand-Périgord, Elisabeth de 150
Tavistock, Marquess of 392
Teleki, Pal, Graf (1879-1941) 292
Tennant, Ernest 263-266
The Link (Organisation) 344, 355, 392
Thompson, Dorothy 308, 310, 382
Thüringen 182 f., 186 f., 191,193 f., 198,416
Thurn und Taxis, Familie 54, 372
Thyssen, Fritz (1873-1951) 186,207, 399
Tirpitz, Alfred von 67, 79
Titles Deprivation Act 93
Track II (Diplomatie) 15
Tresckow, Hans von 35 f.
Trotzki, Leo (1879-1940) 161,176
The Trust (Geheimdienstoperation) 170
Tschammer und Osten, Hans von (1887-1943) 260
Tschechoslowakei 18,164,169,211,217,266, 288, 294, 331 f., 335-338, 340, 344, 355, 367, 373-384, 390, 397,407
Tschecha (später OGPU) 170
- Ungern-Sternberg, Roman von 170
United Empire Party 176
USPD (Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands) 180,188
- Vansittart, Sir Robert 24 f., 332, 377, 383, 395
Vatikan 329,403
Venlo-Zwischenfall 398
Verschwörung 7,158,176,189, 245
Vertrag von Locarno 253
Vertrag von Trianon 290, 292
Vertrag von Versailles 315 f., 322, 390
Vertrauensprinzip 18,45
Victoria, deutsche Kaiserin, «Vicky» (Gattin von Friedrich III.) 47,137,151,179
Victoria, Queen, Königin von Grossbritannien und Irland, 11, 37, 41-47, 87, 101, 117-119, 123, 138, 151, 190, 232, 236, 238, 249, 275, 285, 313, 369
Victoria, Königin von Schweden 140,141,279
Victoria Eugénie von Battenberg, Königin von Spanien (1887-1969) 101
Victoria Melita, Grossherzogin von Russland («Ducky»), Schwester von Maria von Rumänien) 85,119,129,136,168 f., 171
Viktoria Luise von Preussen, Herzogin zu Braunschweig und Lüneburg (Tochter von Kaiser Wilhelm II.) 208 f., 213, 241 f.
Völkerbund 227,253
Volksentscheid zur Fürstenenteignung 196
Volksgemeinschaft 85,196,417
Volksgerichtshof 200
- Waffen-Union Skoda-Brünn 383 f.
Wagner, Cosima 142, 220
Wagner, Familie 220
Wagner, Richard 154,220, 307
Wagner, Winifred 212,220,312
Waldburg-Zeil, Therese, Fürstin von 54
Waldeck und Pyrmont, Helene, Duchess of Albany (1861-1922) 198
Waldeck und Pyrmont, Josias, Erbprinz zu (1896-1867) 197-200
Wallenberg, Jacob 404 f.
Wallenberg, Knut 143
Wallenberg, Marcus 143
Wallenberg, Raoul 404
Waller, John E 404
Warburg, Max 143
Ward Price, George 206,264, 307, 323, 344
Weimarer Republik 182 f» 185,194, 214,219, 222
Weissbuch 20
Weissrussen 169 f., 176
Weizsäcker, Ernst von (1882-1951) 269
Westminster, Hugh Richard Arthur Grosvenor, Duke of (1879-1953) 216, 320, 355, 393 f.
Westphalen, Familie 380
White, Herbert Arthur 289, 385
Whittal, Sir Hugh 105 f.
Wied, Viktor Prinz zu (1877-1946) 144 f., 208, 211,279 f.
Wiedemann, Fritz (1891-1970) 205 f., 281, 283, 306, 310, 315, 318 f., 322, 323, 325 f., 328, 330, 336-346, 348-351, 356, 359 f., 361, 363 f., 374, 377 f., 380,427
Wigram, Ralph 240
Wikingbund 183,190,194,439 Anm. 89
Wilamowitz-Moellendorff, Fanny, Gräfin von (1882-1956) 212
Wilde, Oscar 82
Wilhelm II., deutscher Kaiser 28, 34,45,47 f., 51 f., 54-57, 59-62, 64,66 f., 69, 71-75,77, 81, 93, 95, 103,114 f., 117,120 f., 126, 130,135,138, 140, 142,146, 165,167,177 f., 184, 211,216-218, 300 f., 303-305, 324,422
Wilhelm, Kronprinz von Preussen 48, 212 f., 301, 360
Wilhelmina, Königin der Niederlande 223
Wilson, Sir Arnold 264 f.
Wilson, Woodrow (1856-1924) 114, 204, 359,426
Windsor, Duchess of (Wallis Simpson) 276,240, 254
Windsor, Duke of, *siehe* König Eduard VIII.
Wirth, Joseph 399
Wiseman, Sir William 359-362, 386, 397
Wiskemann, Elizabeth 270
Wittgenstein, Ludwig 26
Wladimir, Grossfürstin, *siehe* Marie zu Mecklenburg-Schwerin
Wodehouse, P.G. 31
Worsthorne, Peregrine 38,226
Wrangel, Pjotr N., Baron 170
Wright, Peter 276
Württemberg 59
Württemberg, Ludwig Freiherr von 256
- Zentrumspartei 47
Ziegler, Philip 244, 246 f.
Zita von Bourbon-Parma), Kaiserin von Österreich und Königin von Ungarn 98,104-107,116 f., 297 f., 300, 305
Zweibund 52 f., 66, 81,96